# Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

Schlesische Gesellschaft für Volkskunde






Dei
Sub Numine
Viget

# Mitteilungen

der

# Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**F. Vogt** und **Th. Siebs.**

---

**Band V.**

(Januar 1902 bis Dezember 1903.)

Heft IX—X der ganzen Reihe.

**Breslau.**

Selbstverlag der Gesellschaft.

1903.

# Inhalt.

### Aufsätze.



### Mitteilungen.

**Besprechungen.**

# Mitteilungen

der

## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**F. Vogt.**

Jahrgang 1902. **Breslau.** Heft IX. № 1.



## Deutsche Monatsnamen in Schlesien.

Die Bestrebungen, unsere Sprache von überflüssigen Fremdwörtern zu reinigen, haben auch die Frage angeregt, ob deutsche Benennungen der Monate in unserm Vaterlande noch genügend verbreitet seien, um ihre Einführung statt der herrschenden lateinischen Namen für wünschenswert und tunlich zu erachten. Der allgemeine deutsche Sprachverein hat bezügliche Erhebungen veranstaltet, über deren Ergebnis Prof. Brenner im Märzheft des Jahrganges 1898 der Vereinszeitschrift berichtet hat. Mit gutem Grunde hat sich der Sprachverein gegen die Beseitigung der festeingewurzelten lateinischen Benennungen aus der Schriftsprache erklärt, aber namentlich die „deutschvölkischen“ Vereine in Oesterreich haben sich dabei nicht beruhigt, und es ist noch kürzlich aus Deutsch-Oesterreich eine Anfrage über den Gebrauch deutscher Monatsnamen in Schlesien an den Vorsitzenden der Breslauer Ortsgruppe des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Herrn Prof. Dr. Gombert, gelangt. Seiner Anregung, hierüber Ermittelungen in den Kreisen unserer Volkskundegesellschaft anzustellen, habe ich um so lieber nachgegeben, als die besondere Art volkstümlicher Zeitrechnung überhaupt einen noch lange nicht genügend beachteten Gegenstand volkskundlicher Forschung bildet. Bisher ist mir Folgendens in der Angelegenheit bekannt geworden.

Wie die deutschen Kalender überhaupt, so zeigen auch die schlesischen im 16. Jahrhundert deutsche und lateinische Monatsnamen neben einander. Nach Mitteilung des Herrn Dr. Hippe lauten z. B. in einem Breslauer Kalender vom Jahre 1586 die deutschen Namen: (Jenner), Hornung, (Mertz, Aprill, May), Brachmon, Hewmon, (Augstmon), Herbstmon, Weinmon, Wintermon, Christmon. Das ist seit dem 15. Jh. die gemeindeutsche Reihe[1]) wie sie Brenner auch für die Würzburger Kalender seit dem 16. Jahrhundert als feststehend bezeichnet. Für den 1. 3. 4. 5. 8. Monat galten also hier nur Namen lateinischen Ursprunges. Sie durch deutsche zu ersetzen, versuchten erst i. J. 1781 Boie und Wieland im deutschen

[1]) Vgl. Weinhold, Die deutschen Monatnamen, S. 8 fg.

Museum und deutschen Merkur. Seitdem finden sich für die ersten fünf Monate: Schneemonat oder Eismonat, Thaumonat, Frühlings- (oder Lenz-) monat, Knospenmonat, Blütenmonat; für den August: Erntemonat; Namen, die z. B. auch in den Würzburger Kalendern auftreten. So schreibt auch der „gemittliche Schläsinger" teilweise übereinstimmend hiermit: Eismond, Thaumond, Grasmond, und für Mai das aus dem althochdeutschen Winne- oder Wunnemânôt (d. h. Weidemonat) stammende Wonnemond, der bekanntlich auch in älteren Kalendern statt des längst eingebürgerten Mai häufig wieder hervorgezogen wurde. Für die folgenden Monate verwendet der „gemittliche Schläsinger": Sommermond, Heumond, Erntemond, Herbstmond, Weinmond, Windmond, Christmond.

Auf meine schriftliche Anfrage nach deutschen Namen, die noch im schlesischen Volksmunde lebendig seien, sandte mir Herr Lichter in Leutmannsdorf nachstehende Liste:

Januar: Frostmond, Frustmonda, nebenher auch Jänner. Spruch: Der Jänner macht monchem 'n Flenner.

Februar: Hornung, Hurn. Spruch: Der Hurn sitt ei a Burn.

März: Lenzmond, Lenzmonda, Lenz. Redensart: Der Lenz brummt. Wer im Frühlinge bei den Feldarbeiten sich oft aufrichtet und die Hand auf den steifen Rücken legt, von dem sagt man: Der Lenz brummt 'm uf 'm Rücka. Daher auch: Ich hau dich uf a Puckel, dass dir der Lenz brummt.

April: Grasmond, Groasmonda. Das Gras beginnt zu spriessen.

Mai: Wonnemond, Wunnemonda.

Juni: Brachmond, Broochmonda. In früherer Zeit (Brachfelderwirtschaft) wurde in diesem Monat die zweijährige Brache umgeackert, es wurde „gebroocht".

Juli: Heumond, Hämonda, Heimonda, aber auch Sommermond, Summermonda.

August: Erntemond, Ahrnmonda; nebenher Hitzemond, Hitzemonda. Spruch: Fanga de Nächte oan zu langa, do kimmt de Hitze geganga.

September: Herbstmond, Herbstmonda.

Oktober: Weinmond, Weinmonda.

November: Windmond, Windmonda.

Dezember: Wintermond, Wintermonda, ebenso häufig auch Christmond, Christmonda.

Dagegen wird von anderen Seiten der Gebrauch deutscher Monatsnamen nur in viel beschränkterem Masse bezeugt. Nach Angabe Herrn Waldemar Walters in Adelsdorf bei Goldberg giebt es in seiner Gegend nur die Bezeichnung „kleener Hornig" für Februar. Weinhold belegt in seinem handschriftlichen Wörterbuch „der grosse Horn" für Januar, „der kleine Horn" für Februar durch den Spruch: Der klejne Horn hott ibern grussen gsojt:

Wenn ich waer wi dî  
Ich lîss derfrîrn 's Kolb ai der Kuh.  
(Göhe bei Friedland im Isergebirge.)

Herr Scholz in Herzogswaldau kennt nur Hornig, Erntemond und Christmond, Herr Dr. Drechsler nur Christmond, während bei einer münd-

lichen Anfrage in unserer letzten Sitzung ausser Hornig auch Hitzemond für die Grafschaft Glatz bezeugt wurde. Die Frage ist freilich in diesen Fällen immer noch: in wie weit sind die lateinischen oder ursprünglich lateinischen Benennungen dem Volke für diejenigen Monate geläufig, für welche die Berichterstatter deutsche Namen nicht zu bezeugen wussten. Es gilt nämlich sicher auch anderswo in Schlesien was mir Herr stud. phil. Ullrich für die Leobschützer Gegend mitgeteilt hat, dass man bei der Landbevölkerung überhaupt Monatsnamen nur selten hört, dass sie vielmehr meist nach den Hauptfesten rechnet. Von diesem Gesichtspunkte aus muss die Frage noch besonders erörtert werden und genauere Angaben hierüber sind sehr erwünscht. Auch die Jahrmärkte kommen hierbei in Betracht. Für die vier Jahrmärkte, welche im Laufe des Jahres in Jauer abgehalten werden, bringt Herr Scholz folgende Bezeichnungen bei: Usterjermert, Pfingstjermert, Stuppeljermert, kâler oder Kindlajermert.

Soweit die bisher vorliegenden Ermittelungen. An unsere Mitglieder ergeht nun die Bitte, folgende Fragen zu beantworten:

1. Welche deutschen Monatsnamen sind in Ihrer Gegend bei der Landbevölkerung im mündlichen Verkehr üblich?
2. Welche Zeitbestimmungen pflegen statt der Monatsdaten oder neben ihnen verwendet zu werden?

Breslau-Grüneiche. F. Vogt.

---

# Ein Besuch vor 40 Jahren in einem Gute des Goldberg-Haynauer Kreises.

Von **Waldemar Walter.**

## III. Ein Wochentag.

Für Morgens, wenn die Hähne krähn, steigt noch heut der Landmann aus dem Bett — aber meine Grosseltern stiegen schon eine geraume Zeit eher aus dem in der grossen Kammer stehenden, schottisch gestrichenen Himmelsbett, um die Knechte und Mägde zu wecken. Da galt's denn bei den Knechten als erste Arbeit die Füsse in schon am Abend vorher zurecht gelegtes Stroh — langes weiches Roggenstroh — zu packen, welches die Strümpfe vertrat und das man „Stiefeln“ nannte. Es wurde kunstgerecht um Fuss und Bein geflochten, und nachdem die „Eeballigen“ fest sassen, oben am Knie abgerissen, damit keine Halmen, sogenannte Stiefkinder, oben herauskamen. Dann ging es im Finstern in die Scheune und in die Ställe, und nach etwa 2stündiger Arbeit zum Frühstück, welches bereits in der Ecke der grossen Stube auf dem grossen Gesindetische dampfte. Die Mägde waren, nachdem sie die Kühe gemolken, beschäftigt das Handwasser in einer Gelte auf den Stein vor der Hausthür zu stellen, wo bereits der Grossknecht stand und nach Rang und Stand sich zuerst Hände und Gesicht wusch. Dann folgten die andern, zuletzt die Mägde. Wehe demjenigen, der es gewagt hätte, hierbei in das Wasser, oder später mit dem runden Löffel in die Suppenschüssel vor ihm zu langen. Während des Frisierens, welches im Hausflur und der offenen Stubenthür stattfand, wurde ein sehr langes Gebet gesprochen, leider meist ohne Andacht, in

verschiedenen Tonarten, Tonfällen, Pausen und Takten, so dass uns Kindern eher ein Lachen als eine Andacht angekommen wäre, wenn nicht die Grosseltern und Borrberruse an einem kleinem Tischchen beim Sopha nahe der Stübelthür, das übrigens mit derselben Wassersuppe und Kartoffelbrei, „Sterz" genannt, besetzt war wie der Gesindetisch, mit gefalteten Händen in höchster Würde und Andacht dem Gebet gefolgt wären und mit leisem Flüstern mitgebetet hätten. Endlich setzte man sich zu Tisch. Niemand sprach ein Wort während des Essens, das hätte sich nicht geziemt. Höchstens der Grossvater sprach leise zur Grossmutter über dies oder jenes aus der Wirtschaft. Am Gesindetische sass jeder Knecht, jede Magd feierlich, den rechten Arm auf den Ellbogen gestützt, den Löffel zur Hand, und löffelte immer nach einander ganz maschinenartig, bis die Schüsseln leer waren und ein kurzes Dankgebet gesprochen wurde.

Nun zur Arbeit, Grossvater voran! Da ging es heiss her, immer fleissig, je nach der Art, ob zu Sommer- oder Winterzeit, aber was that Grossmütterchen und Borrberruse, wie die Stube leer, und so zu sagen die Luft rein war? Sie schenkten sich und uns in die Tassen, Finkennäppel genannt, richtigen, freilich sehr, sehr dünnen Bohnenkaffee ein. — Niemand durfte es sehen oder wissen, denn man hätte Grossmutter als Verschwenderin erklären können, wenn das Sonntagsgetränk sogar schon Wochentags auf den Tisch gekommen wäre. Zum Glück trat heute nach leisem Anklopfen der Schneider mit Bügeleisen, Scheere und grossem Winkelmass bewaffnet erst zur Thüre auf Arbeit ein, als die Tassen flink beseitigt waren. Nun galt es, ihm Arbeit zu holen, denn er war ein reiner Künstler in Flickerei. Während dies besorgt wurde, hatte er schon seine grosse Hornbrille auf der Nasenspitze sitzen und griff eilig auf das Bücherbrettel, wo Bibel, Gesangbuch und Kalender lagen, nach dem einzigen Blatte des Hauses, dem Gebirgsboten, um schnell ein paar Neuigkeiten zu lesen, da er sich selbst das Halten dieses Blattes nicht leisten konnte. Leider dauerte dieser Genuss nicht lange, erstens weil das Lesen nicht schnell ging, und zweitens weil Grossmutter ihm viel auszubessern brachte, was er festsitzend bis tief in die Nacht bei einem selbst gezogenen Inseltlichte fortführen musste.

Grossmutter hatte sich ans Spinnrad gesetzt und legte eben einen frischen Rocken an, als ein schwarzgekleideter Mann eintrat, und mit feierlichen Worten also anhub:

„Gunn Tag! Schickt mich die Wittbe Kriebeln haar, und die Kinder, und sie lohn Euch bieta, mit'n saalig versturbna Ehemonne murrne zu Mittge zu Gruabe zu gieln. A wird mit am Sermoon begruaba. Und zugleich lohn se Euch mit ei's Leed bieta". „Ach! ies a tudt?" sagte der Schneider, „na, dam ies wuhl; Goot hua ihn saalig! a ies schunt seit'm klinn Hurrnige (Februar) krank".

Nachdem der Leichenbitter sein Trinkgeld erhalten hatte und gegangen war, war die Mittagszeit gekommen, wo sich derselbe Vorgang wie beim Frühstück abspielte, nur mit dem Unterschied, da es ein Dienstag war, dass es Fleisch und Schälklössel gab, die nur Sonntags, Dienstags und Donnerstags auf den Tisch kamen. Einen Zehner oder zweites Frühstück bekam nur der Schneider. Vesperbrot wurde nur von Georgetag gespendet, wo es heisst:

Jirgetag brengt a Vaspersak,
Michel triät a wieder heem.

Da ich heut von einem Winterwochentage erzähle, so ist es als selbstredend anzunehmen, dass nach erfolgtem Abendbrot, welches gleichfalls mit Gebet angefangen und beendet wurde, sofort unter Aufsicht und Mithülfe der Grossmutter die Spinnerei ihren Anfang nahm. War das ein Surren, Summen in der behaglichen warmen Stube beim Kaminfeuer oder am Kaselssake, welches gleichzeitig die einzige Beleuchtung abgab. Sobald eine Spinnerin von anstrengender Arbeit einschlief und anstatt Garn Misseldraht fabrizierte, gab es erstens Schelte und ein paar Backbirnen, oder es wurden Lieder angestimmt, deren Texte mir zu behalten nicht gelang, da ich durch das Zubettgehenmüssen davon abgehalten wurde. So kann ich eine Sammlung Spinnstubenlieder nicht beifügen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Schlesische Sagen.

Mitgeteilt von Oberlehrer **Stäsche.**

## I. Drei Erzählungen aus Klein-Ellguth, Kreis Oels, im Dialekt des Dorfes*).

Der schworze Hund und de Muojd. Vû [1]Klái-Allgt ging a mŏl [2]aubens anne [3]Mûojd uf [4]Kritschn zum Rockn. Wie se dernau haim gêt — s'wuor schâo sîr langsm — dau kimmt hâld underweiges a Hund [5]zûner und [6]leiftr immerfurt ver a Fissen hâr, doss se kôm schrêtn kunde. Se wuldn schâo immer an [7]Schipperlich gân, aber se duchte, dûos kûon doch kei richtiger Hund sên, s'kende wull a Karle drôs [8]wârn und [9]kenndr a pûor Wâtschen gân, dosse nich mê zu sich kʲäme. Da [10]hautses lieber gelussen, aber der Angstschweiss [11]êsr nur immer vum [12]Pucko gelaufm. [13]Wîse dernau uo der [14]Faurtetîre ês, dau kwetschte se sich saŏ durch, dossdr Hund nich [15]mête rê kunde, aber [16]êse bis [17]uo de Hôstiere kimmt — s'worn villeicht [18]zân Schrête — dau ês dr Hund schâo wêdr dau. Nû hautse sich wêder zum [19]Gotter [20]nêgekwetscht und wîse dernau [21]êber a Gotter wegsitt, dau ês der Hund [22]verschwungn.

[1] Klein-Ellguth. — [2] abends. — [3] Magd. — [4] Kritschen, ein Nachbardorf. — [5] zu ihr. — [6] läuft ihr. — [7] Stoss mit dem Fusse. — [8] werden. — [9] könnte ihr. — [10] hat sie es. — [11] ist ihr. — [12] Buckel. — [13] Wie sie — [14] Pfortethür (Hofthür). — [15] mit rein (herein). — [16] ehe sie. — [17] bis an die Hausthüre. — [18] zehn Schritte. — [19] Gatter, Thürgitter. — [20] hineingequetscht. — [21] über. — [22] verschwunden.

Der schworze Hund uo der grôsse Brikke. Wî de [1]Kritschijer Domfmêle brânte — s'wûor sâo undr aubns am Summer — dă liffen sâo vêl Neuschîrige rêber sân, und wîse dernau heimgein — s'wuor schâo ar zwelfte Stunde — dau kimmt uff der grôsse Brikke hingerm Durfe bê im iunge [2]Mâjdo a grâosser schworzer Hund, sâo wî a Kolb sâo grôss, verbê-

---

*) Ich habe versucht, das mouillierte d, wie es in Múod = Magd, Mâdo = Mädchen gehört wird, durch Einfügung eines j auszudrücken. — Ebenso wird ê und ei nahezu gleich gesprochen, z. B. Mêle = Mühle, mête = mit.

gesôst und stisst ńonse rûo unt f[1]ärtṛ mit der Schnuppe, di êsekâld wúor, gruode uo de Hant. Di wúor aber sâo erschrokken, dosse kai Waurt mê rûsbruchte, unt seitdámm [3]isse [4]guorni [5]mê eiber di Brikke gegangn, wenns schôo sô [6]langsm wuor, weilse sich immer gefurcht hat.

[1] Kritschener. — [2] Mädel. — [3] ist sie. — [4] gar nicht. — [5] mehr. — [6] spät.

Vum Hîno. [1]Amoll ging a [2]Májdo vû Kritschn as Feld (l in Feld ist mouilliert) und da [3]sâgse am Kurne a [4]Hînŏ sitzn, duos wuor ganz [5]verschnottert und da tuot ses erborm und nuoms mête heim a de [6]Stâobe uo a worme [7]Åofn. Wîs durte a wing gesassn hotte, da fängt sichs uo zu [8]schitton und kiäkte an ganzn [9]Hoffn, wull an [10]Sâkvo Kurn ôs.

[1] Einmal. — [2] Mädel. — [3] sah sie. — [4] Hühnel. — [5] wohl = verkommen. — [6] Stube. — [7] Ofen. — [8] schütteln. — [9] Haufen. — [10] Sack voll.

II.

Von einer bekannten oberschlesischen Grafenfamilie wird erzählt: Der Graf ging eines Tages auf seinen Feldern spazieren, als er einen Robbotbauer, der den Acker pflügte, erblickte. Er ruft ihn in frevelhaftem Uebermut heran und spricht: „In einer Stunde bringst du jene grosse Eiche in meinen Schlosshof; wo nicht, so bist du des Todes“. Der Bauer fiel auf die Kniee vor dem Grafen und bat um Gnade, aber vergebens, der Graf blieb bei seiner Forderung und ging in sein Schloss. Als der Bauer verzweifelnd die Hände ringt, kommt aus der Eiche ein kleines, graues Männchen hervor und sagt freundlich zu ihm: „Nimm die Axt, es wird schon gehen!“ Der Bauer blickte ungläubig das Männchen an, hieb aber auf seine abermalige Aufforderung auf die Eiche los, und diese fiel zu seinem Erstaunen schon nach wenigen Streichen um. Wie sollte aber der schwere Baum nach dem 2000 Schritt entfernten Schlosshofe geschafft werden? Das Männchen ermunterte den Bauern von neuem, er fasste die Eiche an, und sie folgte ihm federleicht nach. Im Schlosshof sprang der Bauer mit ihr herum, und der Graf, der beim Gelage sass, wird ans Fenster gerufen und fragt ihn erstaunt, wie ihm das möglich geworden sei. Da tritt das Männchen aus dem Baum heraus und ruft ihm zu: „Du Verruchter, dir sollen deine Augen geöffnet sein!“ Da sieht der Graf auf jedem Zweige einen der zahlreichen Verstorbenen seines Geschlechtes, Greise, Kinder, Männer und Frauen, die vor übergrosser Anstrengung keuchen. Das Männchen aber rief ihm zu: „Zur Strafe für deinen Frevel soll stets einer aus deiner Familie krank am Verstande sein!“

(Aus der Leobschützer Gegend.)

---

# Der Nikel in Oberschlesien.

Von Oberlehrer **Stäsche.**

In Ratibor kommt am 6. Dezember der heilige Nikel weissgekleidet mit Bischofskappe und langem Bart, sowie einer Rute in der Hand. Bevor er eintritt, läutet er. Er trägt ein Körbchen mit Nüssen, Aepfeln u. dgl. Jedes Kind, welches betet, wird beschenkt. Er schlägt mit seiner

Rute Klein und Gross und sagt zu den Kindern: „Ich sitze sechs Wochen im Schornstein und höre alles, was ihr thut. Wenn ihr nicht artig seid, komme ich wieder“. In derselben Zeit stellen die Kinder Teller in die Winkel der Stube und hoffen, dass Nikel über Nacht etwas hineinlegt. Am folgenden Morgen sind die Teller voll Nüsse, Aepfel, Spielzeug u. dgl. Sind die Kinder unartig, so bleiben die Teller leer. — Auf den Dörfern bei Ratibor gehen zuweilen zwei Nikel; der eine reitet auf einem Schimmel, der andere geht zu Fuss, und einer bleibt beim Pferde, wenn der andere in die Häuser geht. Manchmal kommt auch ein Grampus (Teufel) mit Larve und in einen schwarzen Pelz gehüllt.

---

# Bemerkungen über einige Tiere im Glauben des Volkes.

Von **Bruno Bauch.**

Die folgenden Bemerkungen betreffen zum Teil die Behandlung, die der Mensch seinen Haustieren zuwenden, Regeln, die er an ihnen zur Anwendung bringen soll, damit er selbst von ihnen Nutzen habe. Zum anderen Teil beziehen sich diese Notizen auf volkstümliche Deutungen einiger Erscheinungen im Tierreiche überhaupt.

## A. Regeln für die Behandlung und den Gebrauch der Haustiere.

1. Der Mensch soll die Haustiere gut behandeln und ihnen reichlich Futter geben, weil sie ihm, je mehr er ihnen giebt, desto mehr „wiedergân“. In diesem „Wiedergân“ begreift jener utilistische Standpunkt allen Ertrag ein, den er aus der Arbeitskraft der Haustiere, ihrem Fleische, der Milch, dem Haar, der Wolle etc. zieht. Auch die Wachsamkeit des Hundes hängt von dem guten Futter ab, das er bekommt. Denn er ist einerseits dankbar dafür und wacht schon aus Dankbarkeit ordentlich; andererseits macht gutes Futter dem Hunde „Temperment“ (Temperament), d. h. es giebt ihm Mut.

2. Auf einen guten Gesamtviehstand einer Art geht folgender Brauch: Tritt ein Landwirt in den einem anderen gehörigen Viehstall, welche Art von Vieh er auch enthalte, so pflegt der Besucher, wenn er in Begleitung des Besitzers ist, seinen Eintritt mit dem Wunsche „Viel Glück!“ zu begleiten, auf den der Besitzer sein „Dank' schön!“ erwidert. Von einem solchen Wunsche glaubt man in der That ein gut Teil des Glückes im Stalle abhängig. Und jeder „Sachverständige“, d. h. jeder, der diesen Brauch kennt, gilt als Neider, wenn er den Glückwunsch unterlässt. Dieser Neid aber ist selbst als Gesinnung schon einem guten Viehstande schädlich. Er wirkt wie ein „Fluch“.

3. Den alten Weihnachtsbrauch, den Tieren an der Vigilie vor Weihnachten Brot zu geben, erwähnt schon Herr Dr. Kühnau in seinem Bericht über „die Bedeutung des Brotes in Haus und Familie“ [1]). Ich habe

---

[1]) Vergl. Mitteilungen Heft VIII Nr. 2.

jedoch nie diesen Brauch als eine „Angewöhnungskur fürs nächste Jahr“ der Haustiere an ihren Besitzer deuten hören, wie das Herr Dr. Kühnau erzählt, sondern als ein allerdings vielleicht etwas sonderbares Zeichen der Anerkenntnis menschlicher Kreatürlichkeit, durch das man zugleich auch umgekehrt die Tiere als Geschöpfe Gottes anerkennen will. Die Argumentation dieser Volkstheologie, die von der Legende der Geburt Jesu im Stalle ausgeht, ist dabei folgende: Die Feier der Geburt des Gottsohnes in einem Stalle erinnert uns daran, dass Gott auch die Tiere seiner Gegenwart würdigte. Darum verdienen auch die Tiere von Seiten des Menschen eine würdige Behandlung, der auch nur ein Geschöpf Gottes sei, wie eben das Tier. Indem er darum am Abende vor der Geburt des Sohnes Gottes die Tiere an seinem „täglichen Brote“ Anteil nehmen lasse, mache er gleichsam mit ihnen gemeinsame Sache, als Geschöpf mit Geschöpfen. Er erkenne seine eigene Kreatürlichkeit an, aber er erkenne zugleich auch die Tiere als Geschöpfe Gottes an, und gebe damit deutlich kund, dass er die Lehre, die er aus der Geburt des Gottsohnes im Stalle ziehen solle — eben die Lehre, die Tiere würdig zu behandeln — wirklich beherzige. Natürlich ist es ihm dabei nicht allein um diese Beherzigung zu thun, sondern auch um den Lohn, den er im Diesseits oder Jenseits dafür zu ernten hofft, denn dass Gottes Lohn für diesen frommen Brauch nicht ausbleibt, wird dabei immer betont.

4. Für die Behandlung der Pferde im besonderen haben die Kutscher folgendes Sprüchlein als Grundsatz und gleichsam als Bitte des Pferdes zu beachten:

„Auf dem Geraden will traben ich,
Bergab und bergauf schone mich,
Bei der Krippe vergiss mich nicht“.

5. Dass Hunde und Katzen durch gekautes Brot angewöhnt werden sollen, hat Herr Dr. Kühnau ebenfalls schon berichtet[1]).

6. Wachsamkeit und Bösartigkeit der Hofhunde glaubt man dadurch zu erzielen, dass man den jungen Hund, den man zum Hof- und Wach-Dienst bestimmt, am dritten Tage nach seiner Geburt mit dem Kopfe voran dreimal in die Backofen-Oeffnung hält. Ganz sicher meint man seine Absicht aber nur dann zu erreichen, wenn man zuerst dem jungen Tiere gewaltsam die Augen aufreisst und erst dann jenes Ceremoniell vollzieht.

7. Rinderherden sollen nicht mit Hilfe von Hunden ausgetrieben und auf der Weide gehütet werden, damit nicht etwa eine tragende Kuh von einem Hunde gebissen werde. Beisst nämlich ein Hund eine tragende Kuh, so hat das von ihr geborene Kalb Hundezähne.

## B. Deutungen einiger Erscheinungen aus dem Tierreiche überhaupt.

1. Die Furcht der Pferde vor der an sich ziemlich dünnen Peitsche, sowie die Thatsache, dass Pferde vor kleinen Gräben, ja ganz schmalen Strassenrinnen scheuen, sucht man aus der Annahme zu erklären, dass

[1]) a. a. O. S. 26.

das Pferd ein „Vergrösserungsauge“ besitze, weil es bei seiner eigenen Grösse sich doch nicht vor so geringfügigen Dingen zu fürchten brauche, die für es ja Kleinigkeiten seien. Diese psycho-physiologische Hypothese, die zwar sehr der Logik entbehrt, glaubt man experimentell willkürlich dadurch bestätigen zu können, dass man ein Pferd durch einen „blossen“ Strohhalm zu beunruhigen vermag, indem man ihm damit vor den Augen herumhantiert.

2. Das starke Heulen der an der Kette liegenden Hunde gilt als schlimme Vorbedeutung: Es wird in kurzer Zeit in der Gemeinde, in der ein Hund stark heult, ein Selbstmord stattfinden, und zwar durch Erhängen. Oft aber beschränkt man das Omen nicht auf eine Gemeinde, weil man sonst wohl bald das Aussterben der ganzen Gemeinde befürchten müsste. Man lässt es für einen grösseren Bezirk gelten, dessen Grenzen aber nicht angebbar sind. Oft glaubt man auch die angegebene Art des Selbstmordes hochgestellter Persönlichkeiten dadurch vorbedeutet.

3. Auch der kleine Kautz, die „Tod-Eule“, gilt als Vorbote des Todes: In dem Hause, oder in dem Gehöft, wo sie ihr Pfeifen hören lässt, muss bald jemand sterben. Dabei wird aber nichts darüber ausgemacht, ob der Tod „auf natürlichem Wege“ oder durch Selbstmord erfolgt.

4. Lässt sich in einem Hause oder in einem Gehöfte die gemeine Unke, auch „Feuerkröte“ genannt, sehen oder hören, so bricht hier bald Feuer aus.

5. Auch der „Feuerhase“ kündigt Feuer an. Und zwar gilt bald jeder Hase, wenn er sich nur einmal in ein Gehöft verläuft, als „Feuerhase“, bald kommt dem „Feuerhasen“ noch ein besonderes Charakteristikum zu. Es ist dann ein nicht ganz gemeiner Feldhase, sondern ein solcher, der die Fähigkeit hat, Feuer zu speien; und man kann kleine „Feuerbüschel“ um sein Maul herumfliegen sehen. Ausser diesem Vermögen, Feuer zu speien, unterscheidet er sich aber durch nichts von den übrigen Gliedern der Feldhasen-Art.

6. Dass auch Katzen vorbedeutend sein können, ist aus den Jäger-Erzählungen genugsam bekannt. Aber nicht allein der Jäger darf und soll sich auf einen Misserfolg, vielleicht sogar auf ein Unglück gefasst machen, sondern jedermann, wenn ihm eine Katze über den Weg läuft. Glaubt jemand also, dass der Weg, den ihm eine Katze kreuzt, zu einem wichtigen Unternehmen führen sollte, hat er irgend etwas Wichtiges vorgehabt und läuft ihm eine Katze über den Weg, den er geht, um sein Vorhaben auszuführen, so thut er am besten, wenn er wieder umkehrt.

7. In einen eigentümlichen sympathetischen Zusammenhang bringt man alte Jungfern und Mäuse. Die Mäuse können die alten Jungfern nicht leiden, weil diese die Katzen gern mögen, die die ärgsten Feinde der Mäuse sind. Darum giebt es auch überall da wenig Mäuse, wo es viele alte Jungfern giebt. Als ich das zum ersten Male hörte, war ich geneigt zu glauben, dass das ziemlich bekannte Beispiel, das unsere berühmten Biologen, Darwin und Weismann, in construktiver Bedeutung zwar nur, für die Correlativität des organischen Daseins natürlich in einem ganz andern Sinne anführen, erst von der Wissenschaft her in das Volksbewusstsein gedrungen sei. Doch scheint mir, ganz abgesehen von der Verschiedenheit der Deutung, die der Volksglaube und die wissen-

schaftliche Ueberlegung zum Ausdruck bringt, die populäre Auffassung von der Antipathie der Mäuse gegen die alten Jungfern älter als die Zurückführung des blos construktiven biologischen Faktums auf den Kampf ums Dasein. Indessen ist mir dieser Volksglaube nur sehr vereinzelt begegnet, und er wird mit Vorsicht anzusehen sein.

8. Die Fledermäuse hält man für gefährlich, weil sie den Menschen in die Haare zu fliegen suchen und sich darein verwickeln und sogar „festkleben". Auf dem Lande herrscht die grausame Sitte, sie mit Peitschen aus dem Fluge zu Boden zu schlagen und mit ausgespreizten Flügeln an die Stallthüren zu nageln, oft noch ehe sie durch den Peitschenschlag völlig getötet sind. Ob diese Sitte mit jenem Glauben in Zusammenhang steht, lässt sich mit Sicherheit nicht ermitteln. Angegeben wird es aber. Und zwar hört man eine zweifache Begründung. Die einen geben an, der Verstrickung der Tiere in die Haare vorbeugen zu wollen. Die anderen glauben Rache nehmen zu sollen für das dreiste Bestreben der Tiere, sich dem Menschen auf den Kopf zu setzen und nur mit Verlust des Haares sich entfernen zu lassen.

9. Schwalben und Schwalbennester werden als Abwehrmittel des Blitzes angesehen: In das Haus, in dem Schwalben nisten, oder auch nur genistet haben, lässt Gott den Blitz nicht fahren, sofern auch nur die Nester erhalten sind. Wird aber ein Schwalbennest in einem Hause mutwillig zerstört, so schlägt sicher zur Strafe der Blitz bald ein.

---

# Noch eine Variante des Marlborough-Liedes.

Von **Dr. Wahner**, Gleiwitz OS.

Den von Cogho, Koschwitz und Patschovsky (Mitteilungen IV S. 39, V S. 21 und 61) mitgeteilten Varianten des Marlborough-Liedes in Schlesien sei im folgenden eine neue aus Lasswitz im Grottkauer Oberkreise angereiht, deren Worte und Weise mich vor mehr als 20 Jahren ein gleichaltriger Schulkamerad lehrte.

Unterscheidet sich die Fassung auch nicht viel von den bereits veröffentlichten, so gewinnt sie doch besonderes Interesse durch die teilweise Erhaltung des Namens „Marlborough". Der Text lautet:

1. Der Bruck, der zog zum Kriege,
Vidibumjaja, juchheirassa,
Der Bruck, der zog zum Kriege,
Wer weiss, kommt er zurück.

2. Zu Ostern muss er kommen,
Sonst kommt er gar nicht mehr.

3. Die Ostern sind vergangen,
Der Bruck war noch nicht da.

4. Ich sah 'nen Reiter kommen,
Ganz traurig und betrübt.

5. Ach Reiter, liebster Reiter,
Was bringst du Neues mit?

6. Der Bruck, der ist erschossen
Mit Pulver und mit Blei.

7. Sie haben ihn begraben
Mit vieren Offizier.

8. Der erste trug den Degen,
Der zweite das Gewehr.

9. Der dritte trug den Kürass,
Der vierte seine Kron'.

10. Auf seines Grabes Hügel
Ward Rosmarin gepflanzt.

11. Auf seinem höchsten Stengel
Singt eine Nachtigall.

Dass das Lied durch französische Soldaten in diese Gegend gelangt sei, wie nach Patschovskys Vermutung ins Liebauer Thal, ist nicht unmöglich, aber unwahrscheinlich. Wohl haben ohne Zweifel französische Abteilungen in den Jahren 1806 und 07, besonders gelegentlich der Belagerung von Neisse, die Dörfer des Grottkauer Oberkreises heimgesucht; die geringe Verbreitung des Liedes aber daselbst spricht für eine spätere Uebertragung von anderswoher.

---

## Liebeslied aus Heidau, Kreis Neisse.

Mitgeteilt von Oberlehrer **Meier** in Gleiwitz.

1. Ei, Aeppelbemla süsse,
Wie bitter ist der Tod,
:,: Und wer ein feines Lieblein hat, :,:
Der liebet sie allezeit selbst (?).

2. „Ei, heite aber [1]) morgen
Do bin ich noch bei dir,
:,: Und wenn der helle Tag anbricht :,:
So scheid' ich nun von dir".

3. „Wenn wirst du wieder kommen,
Herzallerliebster mein?
:,: Und wenn's wird schneien Rosen :,:
Und regnen kuhlen Wein".

4. Es schneit ja keine Rosen,
Es regnet auch kein Wein;
:,: So kommst du nicht mehr wieder, :,:
Herzallerliebster mein".

5. „Wann ich nicht wieder kommen thät,
Die Schuld wär' selber dein,
:,: So oft wie ich gekommen, :,:
Hast du mich gelassen rein".

6. „Ich hab' dich zwar gelassen rein
Aus lauter Lieb' und Treu,
:,: Ich gedachte, du werst mich nehmen, :,:
Aber jetzt bin ich geheit [2]).

7. Nimmst du dir gleich eine Reiche,
Mich arme lässt du stehn,
:,: Man findet deinesgleichen, :,:
Man darf nicht leer ausgehn.

8. Ein armes Mädel kann werden reich,
Ein reiches kann werden arm,
:,: Und dir wird's auch ergehen, :,:
Ergehn, dass Gott erbarm'".

[1]) oder.
[2]) betrogen.

---

## Litteratur.

**Oberschlesische Dorfgeschichten,** Novellen von Moritz von Reichenbach, Leipzig, Reklam. Universal-Bibliothek. Nr. 4240.

Mit diesen Erzählungen hat die Verfasserin (Valeska Gräfin Bethusy-Huc) in dankenswerter Weise zum erstenmal ein Gebiet der heimischen Litteratur bebaut, das bis jetzt fast vollständig brach lag. Und doch ist die Dorfgeschichte augenblicklich das Schosskind deutscher Schriftsteller, und kaum ein deutscher Landesteil blieb an der Pflege dieses Poesiezweiges unbeteiligt, wenn er auch nicht überall so zahlreiche und so duftige Blüten treibt wie in der Heimat eines Maximilian Schmidt, eines Hansjacob, eines Anton Schott.

Die nicht mit Unrecht beliebten Schwänke unserer schlesischen Dialektdichter Rössler, Heinzel, Bauch, Kretschmer und Lichter beschränken sich zumeist auf humorvolle Zeichnung einiger Dorforiginale (kajoscher Karle), auf launige Ausschmückung loser Dörflerstreiche, wobei nicht zum wenigsten das mehr zur Humoreske als zur ernsten Erzählung geeignete heimische Idiom die meist zwerchfellerschütternde Wirkung hervorrufen hilft. Tief gefasste seelische Probleme (Philos vom Walde „Leutenot" lassen wir als epische Dichtung

aus dem Spiele) fanden hier bislang noch keinen Bearbeiter, obgleich Seelenkämpfe gerade in der gemütvollen „Schläsing“ dem Landvolke nichs Unbekanntes sind.

In diese offenbare Lücke setzt Moritz von Reichenbach ein, freilich mit Beschränkung auf den slavischen Volksteil Oberschlesiens, freilich ohne die grossen süddeutschen Vertreter der Dorfgeschichte zu erreichen. Die erste der Erzählungen „Ein Gerichtstermin“ bewegt sich noch im Rahmen einer seichten Humoreske, während die zweite „Hochwürden“ und die vierte „Zwei Glückliche“ betitelt, nur als skizzenhafte Bilder gelten können, aber als Bilder von rührender Lebenswahrheit. Wir kennen selbst zwei solche glückliche Dörfler, die denen der Erzählerin zum Verwechseln ähnlich sind und handeln. Die Bezeichnung „Novellen“ verdienen nur die drei übrigen: „Woitek“, „Die Wallfahrer“ und „Kascha“, besonders die zwei letzteren; die beiden ersteren zeichnet eine erschütternde Tragik aus. Allen Stücken aber eignet anschauliche und naturwahre Zeichnung oberschlesischen Volkslebens, was sie dem Forscher slavischer Volkskunde noch wertvoller machen dürfte. Dr. Wahner.

**Schlesische Brautfahrt.** Ein Schauspiel in 4 Aufzügen von Ernst Wachler. Leipzig und Berlin 1901. Leo H. Meyer.

Ernst Wachler, einer der eifrigsten Verfechter der deutschen „Heimatkunst“, hat in dem vorliegenden Schauspiel eine Dichtung geschaffen, die für den Schlesier ein besonderes Interesse bietet. Die Handlung spielt in Schlesien und Böhmen auf beiden Seiten des Gebirges und die warme Begeisterung des Verfassers für das Schlesierland findet besonders in poesievollen Schilderungen schlesischer Naturschönheiten ansprechenden Ausdruck. Das Ziel, zu dem sich die Handlung bewegt, ist die Vereinigung des Deutschtums diesseits und jenseits der schwarzgelben Pfähle; sie vollzieht sich symbolisch in der schliesslichen Versöhnung und Verbindung der jahrhundertelang durch Glaubenszwist und politische Kämpfe gespaltenen schlesischen und böhmischen Linie eines alten deutschen Adelsgeschlechtes; das ist das Ergebnis der Brautfahrt des Helden, eines jungen schlesischen Grafen, der sich die Tochter des böhmischen Freiherrn aller Familienfeindschaft zum Trotze erringt. Ob das Stück für die Bühne geeignet ist, mag dahingestellt bleiben; es ist nicht frei von Schwächen in der Composition wie in der Charakterzeichnung. Doch bringt es die wichtigsten Seiten der nationalen Frage zu eindringlicher Darstellung und zeichnet sich durch warmes patriotisches Empfinden wie durch einen edlen, an den klassischen Vorbildern geschulten Stil aus. F. V.

# Anzeigen.

Am Sonntag, den 26. Januar, abends 7 Uhr, veranstaltet die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde im „Schlesischen Hof“ ein Fest mit folgendem Programm.

1. Schlesische Volkslieder, von Mitgliedern des Bohn'schen Gesangvereins gesungen unter Leitung des Herrn Musikdirektors Prof. Dr. Bohn.
2. Altschlesische Bauerntänze, aufgeführt von Herren und Damen der Gesellschaft.
3. 's Julerle vum Priezelte, Schwank, nach M. Heinzels Erzählung dramatisiert von H. Sittenfeld. Aufgeführt unter Leitung des Verfassers von Mitgliedern der Gesellschaft.
4. Gemeinsames Abendessen.
5. Tanz.

Eintrittskarten (Preis einschliesslich des Abendessens 3 Mark) sind bei Herrn Hofkunsthändler Bruno Richter, Schweidnitzerstrasse 8, zu haben.

**Nächste Sitzung:** Freitag, den 10. Januar, im Auditorium XIV der Universität. Rechnungslegung für 1901. Wahl der Rechnungsprüfer und des Vorstandes. Vortrag des Herrn Gymnasialdirektors Prof. Dr. Feit: Ueber Breslauer Häusernamen.

Zur Ergänzung des mit dem beiliegenden Umschlag und Inhaltsverzeichnis abgeschlossenen IV. Bandes sind bis auf Weiteres einzelne Nummern zum Preise von je 60 Pfennigen gegen Einsendung des Betrages in Briefmarken vom Schriftführer, Herrn Bibliothekar Dr. Hippe, Opitzstrasse 3, zu beziehen.

Schluss der Redaction: 4. Januar 1902.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

# Mitteilungen
der
## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde
herausgegeben
von
**F. Vogt.**

Jahrgang 1902. **Breslau.** Heft IX. № 2.



## Die Pfingstscheune.

Von **O. Scholz** in Herzogswaldau.

Ungefähr bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurde am zweiten Pfingstfeiertage in Hermannsdorf, Kreis Jauer, von der Dorfbevölkerung ein Fest veranstaltet, das man die Pfingstscheune nannte. Es bestand in einem Umzug durchs Dorf und endete mit einem Tanzvergnügen auf dem mit Kränzen, Guirlanden und Birkenreisern geschmückten Tenne einer Scheune, daher der Name Pfingstscheune.

Eine Hauptrolle bei diesem Umzuge spielten zehn junge Burschen, wovon einer der Grosskönig, ein anderer der Kleinkönig, ein dritter der Sahnlecker, ein vierter der Pritschenmeister, ein fünfter der Hackenteufel, ein sechster den Rauhvies vorstellte, die übrigen vier wurden Pfingstjunker genannt.

Bereits acht Tage vorher waren aus dem nahen Mönnchswalde von den jungen Burschen zwei hohe Fichtenbäume herbeigeholt worden, wovon der eine, nachdem sie beide von den Aesten und der Rinde bis auf die Krone befreit und diese mit bunten Taschen- und Halstüchern geschmückt waren, welche die Dorfmädchen geschenkt hatten, im Hofe des Grosskönigs, der andere im Hofe des Kleinkönigs aufgerichtet wurde.

Am Nachmittag des erwähnten Pfingstfeiertages versammelten sich die zehn Burschen beim Grosskönig, ein jeder, der Rauhvies ausgenommen, im Sonntagsanzug, wozu als Kopfbedeckung ein Cylinderhut diente, der am oberen Rand mit einer Menge buntseidener Bänder verziert war, welche über die Krempe und bis über das halbe Gesicht herabfielen.

Es erinnert dieser originelle Bänderzierrat an die auf dieselbe Art und Weise geschmückten Perchtenläufer in Bayern[1]).

Der Sahnlecker trug ausserdem einen grossen hölzernen mit bunten Bändern geputzten Löffel, der Hackenteufel eine auf dieselbe Weise ge-

[1]) Aehnlich ist die Verschleierung des Christkindels und des Engels bei den Batzdorfer Weihnachtsaufführungen, s. Vogt, Schles. Weihnachtspiele S. 217.

schmückte kleine Hacke, der Pritschenmeister eine hölzerne Pritsche in der Hand. Bei dem darauf folgenden Umzug, dem sich die gesamte Dorfjugend anschloss, wurde der im Gesicht, an Armen und Händen, Beinen und Füssen schwarzgefärbte und in grüne Lindenreiser eingehüllte Rauhvies von den Pfingstjunkern an zwei langen Stricken geführt. Gelang es ihm, sich von seinen Führern loszureissen, so eilte er in wilder Flucht, durch Gräben und Teiche springend, zum nächsten Krämer oder ins nächste Wirtshaus, wo er essen und trinken konnte, soviel und was er wollte, bis ihn seine Führer wieder eingefangen und zurückgebracht hatten, was sich oft wiederholte. In jedem Hofe wurde eingekehrt und in einer Büchse Geld gesammelt, mit welchem die später zum Tanz aufspielenden Musikanten und das Getränk bezahlt wurden. War in einem Hofe der Wirt knauserig und das Geldgeschenk unbedeutend, so machte ihm der Hackenteufel vor der Hausthür ein Loch oder schlug ihm mit der Hacke einen Stein aus der Mauer. Die Aufgabe des Sahnleckers bestand darin, in die Wohnungen hineinzugehen, um sich zu überzeugen, dass darin alles sauber und reinlich, namentlich ob die Milch- und Sahngefässe sich in saubern Zustande befänden. Fand er z. B. in einem derartigen Gefäss Fliegen herumschwimmen, so fuhr er schnell mit seinem Löffel hinein, um mit demselben darin herumzurühren. Der Pritschenmeister hatte dafür zu sorgen, dass stets der Weg frei war, weshalb er einen jeden, der sich ihm entgegenstellte, mit seiner Pritsche schlug.

Nachdem man auf diese Weise die Runde durchs Dorf gemacht hatte und wieder im Hofe des Grosskönigs angelangt war, begann der Tanz, der bis in die Nacht hinein währte.

Die Hals- und Taschentücher erhielten der Gross- und Kleinkönig zum Geschenk.

Aus Hermannsdorf, Kreis Jauer.

---

# Lohnverhältnis von 1850.

Mitgeteilt von **O. Scholz**, Herzogswaldau.

Ein Grossknecht bekam jährlich zwanzig Thaler, Leinwand zu einem feinen und drei groben Hemden, den Ertrag von ein Viertel ausgesäten Lein oder einen Sack Gerste.

Ein zweiter Knecht erhielt jährlich sechzehn, siebzehn bis achtzehn Thaler und Leinwand zu drei Hemden.

Ein Wagner = Kutscher zwölf bis dreizehn Thaler und Leinwand zu zwei Hemden.

Ein Kühjunge bekam sieben Thaler sowie ein Paar Leinwandhosen.

Eine Grossemagd erhielt jährlich sogenannten grossen Lohn zwölf Thaler, Leinwand zu zwei Hemden und den Ertrag von zwei Metzen ausgesäten Lein. Kleinen Lohn acht Thaler fünfzehn Ellen feine und fünfzehn Ellen starke Leinwand.

Eine Mittelmagd, grossen Lohn zehn Thaler, Leinwand zu zwei Hemden und den Ertrag von zwei Metzen ausgesäten Lein. Kleinen Lohn sechs Thaler, fünfzehn Ellen feine und fünfzehn Ellen starke Leinwand.

Eine Kleinemagd, grossen Lohn sechs Thaler, Leinwand zu zwei

Hemden und den Ertrag von zwei Metzen ausgesäten Lein. Kleinen Lohn vier Thaler, zehn Ellen feine und zehn Ellen starke Leinwand.

Ein Mädel erhielt zwei Thaler, Leinwand zu zwei Hemden, zum Pfingstjahrmarkt und Herbstjahrmarkt eine Schürze.

Weihnachtsgeld erhielten die drei Mädge jede zwei Thaler, das Mädel einen Gulden. Aus Herzogswaldau, Kreis Jauer.

---

# Drei schlesische Volkslieder.

Mitgeteilt von **O. Scholz** in Herzogswaldau.

## Die zwei Königskinder[1]).

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen
So sehr sie die Liebe auch zieht.

Und unter den Vätern der Beiden,
War immer noch Zank und Streit
Und unter den Liebesleuten
Nicht eine Kleinigkeit.

An einem Sonntagsmorgen
Bracht ihm eine Taube einen Brief,
Geliebter, ach könntest du schwimmen
Und kämst diese Nacht zu mir.

Drei Fackeln will ich dir stecken,
Den Weg zu leuchten dir.
Und als die drei Fackeln erloschen
So wurde es stockfinster hier.

Dem kühnen Schwimmer ward bange,
Ward müde und ertrank,
Die Königstochter da drüben
Erwartete seiner noch lang. —

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Mir thut der Kopf so weh,
Lass mich eine kleine Weile
Spazieren gehn an dem See“.

„Ach Tochter, herzliebste Tochter,
Allein darfst du nicht gehn,
Nimm dir die jüngste Schwester
Und die soll mit dir gehn“.

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Die Schwester ist noch zu klein,
Sie pflückt mir die Blümlein alle,
Die an dem Strande sein.

---

[1]) Das sehr alte und weit verbreitete Lied war bisher in Schlesien noch nicht nachgewiesen. Die wichtigste Literatur über das Lied verzeichnet Hoffmann-Prahl Nr. 434.

Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Mir thut der Kopf so weh,
Lass mich eine kleine Weile
Spazieren gehn an den See".

„Ach Tochter, herzliebste Tochter,
Allein darfst du nicht gehn,
Nimm dir den jüngsten Bruder,
Und der soll mit dir gehn".

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Mein Bruder ist noch zu klein,
Er schiesst mir die Vöglein alle,
Die auf den Bäumen sein".

Es war eines Montagsmorgens,
Als alles im Schlosse noch schlief,
Bis auf die Königstochter,
Die keinen Schlummer geniesst.

Sie hüllt sich in ihren Mantel,
Und ging an des Sees Strand,
Sie suchte da und suchte
Bis sie den Fischer fand.

„Ach Fischer, herzliebster Fischer,
Willst du dir verdienen ein' Lohn,
So suche mir aus den Wellen
Den teuren Königssohn".

Der Fischer warf seine Netze
Wohl runter bis auf den Grund
Und suchte da und suchte
Bis er ward seiner kund.

Sie nahm ihn in ihre Arme,
Drückt ihn an ihren Mund:
„Geliebter, ach könntest du sprechen,
Da würde mein Herze gesund".

Was nahm sie von ihrem Haupte?
Ihre goldne Ehrenkron:
„Hier hast du, armer Fischer,
Hier hast du deinen Lohn".

Was zog sie von ihrem Finger?
Ihr gold'nes Ringelein:
„Hier hast du, armer Fischer,
Kauf Brot deinen Kinderlein".

Sie hüllt sich in ihren Mantel
Und stürzt sich in den See:
„Ade, du lieber Vater,
Du strenge Mutter, ade".

Zwei Glöcklein hört man klingen,
Sie klingen so herrlich, so schön
Für die zwei Königskinder;
Sie liegen begraben im See.

Aus Reichenbach.

## Soldaten-Los.

O Breslau, du wunderschöne Stadt,
Darin ein junger Soldat,
Der da muss marschieren in das Feld,
Der da muss marschieren in das Feld,
Wo die Kanonen stehn,
Wo die Kanonen stehn.

Und als es um die erste Nacht kam,
Da weinte seine Braut,
Weine nicht, weine nicht, meine liebe Braut,
Weine nicht, weine nicht, meine liebe Braut,
Machst mir den Abschied schwer,
Machst mir den Abschied schwer.

Und als es um die zweite Nacht kam,
Da weinte sie noch mehr.
Weine nicht, weine nicht, meine liebe Braut,
Weine nicht, weine nicht, meine liebe Braut,
Machst mir den Abschied schwer,
Machst mir den Abschied schwer.

Und als er in die Stadt rein kam,
Vor Generals hohes Haus,
General der schaut zum Fenster raus,
General der schaut zum Fenster raus,
Mein Sohn, bist du schon hier,
Mein Sohn, bist du schon hier.

Geh du zu deinem Feldwebel hin,
Zieh dir den blauen Rock an,
Denn du musst marschieren in das Feld,
Denn du musst marschieren in das Feld,
Wo die Kanonen stehn,
Wo die Kanonen stehn.

Und als er in das Feld raus kam
Eine Kugel ihn da traf,
Jetzt liegt er da und schreit so sehr,
Jetzt liegt er da und schreit so sehr
Nach seinem Kamerad,
Nach seinem Kamerad.

Ach Kamrad, lieber Kamrad mein,
Schreib mir einen Brief nach Haus,
Schreib mir einen Brief an meine Braut,
Schreib mir einen Brief an meine Braut,

Dass ich geschossen bin,
Dass ich geschossen bin.

Ich habe weder Feder noch Dinte da,
Dass ich ihr schreiben kann,
Schneid du in meinen Finger ein,
Schneid du in meinen Finger ein
Und schreib mit meinem Blut,
Und schreib mit meinem Blut.

Kaum hat er das letzte Wort gesagt
Eine zweite Kugel ihn traf,
Jetzt liegt er da und schreit nicht mehr,
Jetzt liegt er da und schreit nicht mehr,
Seine Seele schwebt zu Gott,
Seine Seele schwebt zu Gott.

Aus Reichenbach.

## Erntefestlied.

In lautem Jubel bringen wir
Den schönen Erntekranz,
Mit vollen Ehren prangen wir
Noch mehr als Goldesglanz.

Durch scharfen Sens- und Sichelstrahl
Ist nun das Feld geleert,
Geerntet ist nun abermal
Was Gott uns hat beschert.

Die vollen Scheuern strotzen gar
Von all dem Ueberfluss,
Wir haben wieder auf ein Jahr
Den reichlichsten Genuss.

Gott Lob, wir sind gesund und frisch
Trotz aller Arbeit Last,
Das ist mehr wert als Wein und Fisch
Im prächtigen Palast.

Das Brot, das schmeckt uns doppelt gut,
Wir wissen, was das heisst,
Wenn man's mit sauerm Schweiss und Blut
Sich selbst verdient und speist.

Kein Körnchen wächst doch hier umsonst,
Nichts spriesst ohn' Nutzen auf,
Kurz, alles wächst ohn' Unterlass
Und nutzt uns obendrauf.

So auch der brave Bauersmann,
Er ist kein Tagedieb,
Er ist und nimmt so lang er kann
Mit Wenigem vorlieb.

Wir dienen treu auch unserm Herrn,
Er gab uns unsern Lohn,
Wir machten ihm die Arbeit gern
Und hatten Nutz davon.

N    vünschen wir dem Herrn viel Glück
henken ihm den Kranz,
der Schnitter Meisterstück,
vert als Goldesglanz.

Aus Zessel, Kreis Oels.

# Wasserdämonen.

Von **Dr. Kühnau.**

Noch immer spricht das Volk vom Wassermanne und der Wassernixe.

1. Es ist noch nicht lange her, da traf ich eine Schar Kinder, die sich vom Wassermanne erzählten. Einer von den Knaben wollte ihn gesehen haben mit seiner roten Mütze. Da erinnerte sich auch ein anderer, dass er ihn gesehen habe, er habe einen Hundekopf gehabt. Mit Staunen und Grauen hörte die kleinere Gesellschaft zu.

Weit verbreitet ist folgende Erzählung vom Wassermanne, die in ähnlicher Weise Drechsler Mitt. I, 1 S. 15 aus Katscher berichtet. Meine Quelle ist die Köchin Marie Hannig aus Patschkau, die es von ihrer Mutter und diese wieder von der Grossmutter gehört hat.

In Baumgarten bei Frankenstein war einmal eine freche Magd. Diese ging eines Tages zu einem Teiche grasen. Und wie sie so grast, da springt eine dicke Kröte auf. Da spricht die Magd zu ihr: „Na, wenn De werscht niederkumma, do wer ich bei-Der zu Poata stihn“. Der Bauer aber stand nicht weit und hörte die dreiste Rede. Da spricht er: „'s werd Der amôl schlecht bekumma, Deine Frechhêt“. Die Magd aber lachte. — Nach einigen Tagen kommt ein kleiner Mann und lädt die Magd zu Paten. Nun erschrickt sie und will nicht. Als aber das Männchen darauf besteht und meint, sie hätte es doch versprochen, da spricht der Bauer: Wenn De's versprocha hust, musste gihn“. „Na, wenn sôl's denn sein?“ fragt die Magd. „Am Sonntag“, spricht das Männdel, „ich wer' Dich schon holen kommen“. Richtig, am Sonntag ist das Männdel da und führt sie nach dem Teiche. Dann schlägt es mit dem Rüttel, das es in der Hand hat, aufs Wasser, das Wasser teilt sich, und sie gehen zusammen hinunter. Unten war die Wöchnerin und das Kind und auch die Hebamme. Nun nimmt die Magd das Kind auf die Arme, und sie gehen zur Kirche. Das Kind wird getauft, und die Magd hat auch was eingebunden. Dann kommen sie wieder zurück, wieder schlägt das Männdel mit der Rute aufs Wasser, so dass es sich öffnet. Endlich spricht der kleine Mann zur Magd: „Nu kannste wieder hêm gehn“. Die Wöchnerin aber sagt zu ihr: „Dort steht die Kehrichtschaufel, gieb sie mir amal her“; und da schüttet sie der Magd das Kehricht in die Schürze. Die Magd denkt: Was soll mir das Kehricht! — und kaum ist sie oben, das schüttet sie's zur Seite auf den Weg. Wie sie aber zu Hause ist, sieht sie etwas glitzern an der Schürze, da war noch etwas hängen geblieben, das war zu Gold geworden. Nun

läuft sie geschwind zurück, ob sie noch das Weggeworfene finden könnte, aber da war nichts mehr vorhanden. Uebers Jahr hat sie dann noch dem Patenkinde das Jahrgeschenk gemacht, aber ihren Lohn hat sie nicht wiederbekommen.

2. Die Wassernixe ist in Woitz bei Ottmachau bekannt. Von ihr berichtete ich schon Mitt. I, 2 S. 106. Heut habe ich aus anderem Munde folgendes nachzutragen. Frau Meisel aus Woitz, die mit ihrem Sohne zum Besuche ihrer Tochter, unserer Köchin, gekommen ist, erzählt, als ich von der Woitzer Wassernixe anfing:

Die hoa ich salber gesahn. 's woar a klê Weibla, a sû hûch wie der Tîsch. Se hotte a rût Leibla oa und Puffaärmel mit nackigta Orma und im a Orm blau eigefosst. Uf-m Kuppe hotte se a Fleckla, a su a Tüchla mit Zippeln wie a Kappla. Und a Röckla hotte se oa. Dô honn mer Kinder se gesahn, wie se lauter Fleckla, a sû grûss wie a Handtaller, ausbrête, uf olla Gesträucha hôt se-s ausgebrêt. Und wie de Junga sein, die fanga oa zu schrein: Wossernixe, reiss mich nei, gib mer woas, ich sch.... der nei! Und dô sâh îch-se nôch, wie se dô ês, zwê, drei de Fleckla runderresst uf a Kupp und uf de Orma und se springt eis Wosser, immer mîd-n Kuppe vurneweg. Und dô honn mer se nimmeh gesahn. A Stückla nunder (ei der Neisse) werd se wull wieder rausgestiega sein.

Der Sohn, ein 16jähriger Bursche, der „beim Pauer fer Pfärjunge“ dient, bestätigt die Erzählung der Mutter gewissermassen. Er hätte die Wassernixe auch gesehn, wie sie über die Brücke ging. Sie hätte so ausgesehn, wie die Mutter sagte. Ganz kleine Beine hätte sie gehabt, das Gesicht „altfränksch“ — und auch die Mutter setzt hinzu, sie sei ein „klumpsches Ding“ gewesen.

Eine Pilzfrau aus Obergostitz (Aebergôss spricht das Volk) teilt mir mit, dass im grossen Dumlich in Weisswasser, das der Herzogin gehört [es giebt auch ein kleines Dumlich oberhalb Gostitz im Patschkauer Stadtwalde, der Schauplatz der Sage vom „Dumlichherten“, vergl. Mitt. IV, 7 S. 71], die Wassernixe wohne. Schon oft ist sie nach Weisswasser heruntergekommen und dann wieder zurückgegangen. Dô kummt se eim Wosser nundergeplätschert bis nôch Weisswosser. De Leute hôben doas ufte gesoat. Ganz grau is se gewâst, unda mîd-n nossa Saume, und wie vermummt und om Orme hôt se a Kirbel hänga gehôt. Und wenn se unden olles eigekauft hôt, dô îs se wieder eim Wosser nuffgeganga eis Dumlich.

Vom Wasserweibe berichtet Anna Hannig: Ihre Mutter geht einmal — sie war damals Grossemagd in Baumgarten bei Frankenstein — auf der Strasse nach Frankenstein und trägt einen schweren Pack auf dem Rücken. Da kommt ein kleines Weib zu ihr mit einer grossen Kiepe (Hut) auf dem Kopfe. Sie war ganz grau angezogen. Da spricht sie zur Magd: „Gelt, der Wâ'g is recht weit, und wenn ma schwer zu trôgen hôt, wird's êm recht sauer“. Ja, sagt jene, 's is wôhr. „Wêsste ôch, Mâdel, warum doss de der Wâ'g asu lang îs?“ Na, warum denn? „Weil-n der Teiwel gemassen hôt und a hôt a Schwanz derzu gegân“. Und wie sie das gesagt hat, da lacht sie hell auf und rennt nüber auf die Höhe, wo ein Teich ist, und stürzt sich mit ausgebreiteten Händen unter lautem Platschen ins Wasser. Da war's das Wasserweib gewesen.

Dieselbe erzählt ferner: In Ottmachau, da ist immer ein Wasserweib zum Fleischer gekommen (so hat sie es von ihrer Mutter gehört) und hat Fleisch eingekauft. Sie hat immer eine nasse Borte unten am Rocke rum gehabt. Nie hat sie gesprochen, sondern immer bloss mit dem Finger auf das Stück Fleisch „gezeigt", was sie haben wollte. Den Fleischer hat das verdrossen; denn er wollte nicht, dass jemand das Fleisch anrührte. Und er sagte zu den Leuten: Ich hacke ihr einmal den Finger ab, wenn sie's wieder macht. Und richtig, das nächste Mal hackt er ihr ein Fingerglied ab. Da hebt sie den blutigen Finger, droht ihm und spricht: Na wart, das will ich dir gedenken. Nun hatte es einmal geregnet, und auf der Strasse war eine Wasserlache stehen geblieben. Zur selben Zeit ging der Fleischer zufällig über Land, und in dieser Wasserlache ist er ertrunken. Da sagten die Leute, das hätte das Wasserweib gemacht.

Neben den angeführten Namen „Wassernixe" und „Wasserweib" habe ich noch die Bezeichnungen „Wasserlixe" und „Wasserlisse" gehört. Die Wasserlixe kommt in der Gegend von Löwen vor, wo man die Kinder warnt nicht ans Wasser zu gehen, damit sie nicht von der Wasserlixe hineingezogen werden. Die Wasserlisse wird mir aus der Grottkauer Gegend mitgeteilt.

3. Mit den Dämonen des Wassers hängt auch folgender Aberglaube zusammen:

Mein Gewährsmann, ein geborener Löwener, erzählt: In Löwen war es früher Sitte (ob jetzt noch, weiss ich nicht), dass, wenn jemand im Wasser ertrunken war und man fand seine Leiche nicht, ein Brot mit einem Lichte aufs Wasser gesetzt wurde, und wo das Brot halten blieb, da wurde nach dem Leichnam gesucht. In meiner Jugendzeit waren einmal zwei Männer auf der Oder verunglückt. Sie waren über das Wehr bei Löwen hinuntergegangen und ertrunken. Man hatte 14 Tage nach ihren Leichen gesucht und sie nicht gefunden. Da hiess es, man werde ein Brot mit einem Lichte aufs Wasser setzen. Es wurde oben in das Brot ein Loch geschnitten und ein brennendes Licht hinein gesteckt. Dann wurde das Brot aufs Wasser gesetzt und der Strömung überlassen. Es wurde eine Zeitlang hinabgetrieben und geriet dann in eine kreisende Bewegung, ohne weiterzutreiben. Als man nun dort nachsuchte, fand man wirklich die Leichen der beiden Männer. In der Nummer vom 27. August 1898 brachte unser Patschkauer Wochenblatt unter der Marke: „Ein ‚Triumph' des Aberglaubens" folgende Notiz aus Königshütte: Die Leiche des am Donnerstag beim Baden im kleinen Hüttenteiche am Wasserturm ertrunkenen Malers Knappik von hier ist bereits geborgen worden. Nachdem alle Bemühungen der Feuerwehr, die Leiche zu finden, lange Zeit fruchtlos geblieben waren, kam die Leiche am Donnerstag nachmittag unter eigentümlichen Umständen an die Oberfläche. Mehrere ältere Frauen kamen an das Ufer des Teiches, legten ein Brot so in das Wasser, dass die flache Seite desselben nach oben zu liegen kam, und befestigten dann ein Licht auf der Fläche des Brotes, das sie anzündeten. Einem Aberglauben zufolge soll das Brot mit dem brennenden Lichte der Stelle zuschwimmen, wo des Ertrunkenen Leiche versenkt liegt und dort unverrückt stehen bleiben. Der Erfolg war in diesem Falle mehr wie überraschend. Nachdem Brot und Licht etwa eine Viertelstunde

lang auf dem Wasser umhergeschwommen waren, kam die Leiche des Ertrunkenen an die Oberfläche des Wassers, allerdings nicht gerade an der Stelle, wo sich das brennende Licht befand. Die klugen Frauen und die zuschauende Menge gingen nun in der felsenfesten Ueberzeugung auseinander, dass das angewandte Mittel nicht allein die Stelle, wo die Leiche liege, anzugeben, sondern sogar diese selbst zu heben vermöge.

Der Aberglaube ist nicht bloss schlesisch, sondern auch anderwärts in Deutschland verbreitet. So berichtet Bavaria II, 1 S. 305: Ist einer ertrunken, und findet man die Leiche nicht, so wirft man einen Laib Brot ins Wasser; er bleibt über der Leiche stehen. Nach einer brieflichen Mitteilung des Prof. Dr. Hartung aus Dessau ist der Glaube auch im Anhaltischen verbreitet. Er schreibt: Hat sich jemand in einem Flusse ertränkt, so wirft man in Zehmitz ein Stück Brot, in Bobbau ein Stück heissen Brotes, das soeben aus dem Ofen gekommen, in das Wasser, damit die Leiche sich nach dem Brote hinziehe. Wohin das Brot von dem Wasser getragen wird, dort findet man auch die Leiche.

Brot und Licht wird kaum anders aufzufassen sein wie als Opfer für den Dämon des Wassers, in dessen Gewalt die Leiche sich befindet. Durch das Opfer wird sie ausgelöst. Die Bedeutung des Opfers ist aber vergessen worden, und so wird heutzutage Brot und Licht nur noch als ein Zaubermittel angesehen, welches durch eine geheime Kraft (Sympathie) anziehend auf die Leiche wirkt.

---

# Sagen aus dem Grottkauer Oberkreise.

Von **Dr. Wahner,** Gleiwitz OS.

## Vom Aufhucken.

Im Lobgrunde (verkürzt aus: Lobedauer Grunde) zwischen den Dörfern Lasswitz und Lobedau ist es nicht geheuer. „Goar monchem hoot's salt schunt ufgehuckt". So auch dem „Lobeder Bittner" (Lobedauer Böttchermeister), als derselbe spät abends aus der Arbeit bei meinen Pflegeeltern in Lasswitz nach seinem Heimatsdorfe zurückkehrte. Plötzlich sprang ihm etwas auf den Rücken und drückte ihn zentnerschwer, ohne sich wieder losschütteln zu lassen. Keuchend und in Angstschweiss gebadet, schleppte er sich bis nach Hause, wo der Arme in ein hitziges Fieber fiel.

Alljährlich ein- oder zweimal wurde ich als Knabe nach Lobedau zu dem stillen, harthörigen Manne geschickt, um ihn auf „Bittnerarbt" zu bestellen, und jedesmal that ich's mit einem gewissen Unbehagen.

Der Glaube an das Umgehen in jenem Grunde hängt vielleicht zusammen mit einer ehemals dort gelegenen heidnischen Opferstätte. Auf eine solche weist die Sage von der Entstehung einer Bergkuppe daselbst hin, die im 30jährigen Kriege durch die Schweden dadurch geschaffen worden sein soll, dass jeder Schwede vor dem Abzug einen Löffel Boden herbeitrug [1]).

---

[1]) Die in Schlesien zahlreichen „Schwedenschanzen" sind zu solchen wohl nur durch Volksetymologie aus ursprünglich heiligen Bergen (Swięta gora = heiliger Berg) geworden. Vgl. Schles. Provinzialbl. N. F. 5 (1866) S. 722.

Eines Lasswitzer Stellenbesitzers (als Lügner verschrieen) Kuh grub sich einst mit ihren Hörnern so schnell und tief in die Berglehne ein, dass sie nur mit vieler Mühe wieder herausgeschaufelt werden konnte.

Der Fahrweg nach dem Grunde führt von Lasswitz aus über den sogenannten „Stoadtbarg", so genannt, weil es hier nach der an Markttagen vorzugsweise besuchten Stadt Patschkau (etwa 8 km) geht. Nach der Sage lag diese Stadt ehemals unmittelbar am Fusse des Berges und ist dann immer tiefer gerutscht.

## Vom Alp.

In der ganzen Gegend verbreitet ist der Glaube an den Alp und das Alpdrücken. Viele Leute behaupteten, Personen (Männer und Frauen) gekannt zu haben, die Alpdrücken gingen. Man kann dieselben auf folgende Weise erkennen: Wird man vom „Olbe" gedrückt, so verspricht man ihm „a Kleebrutel", und sogleich lässt das Drücken nach. Am nächsten Morgen aber erscheint die als „Olp" umgehende Person und bettelt um ein solches Brot.

Packt man im Schlafe den Alp, so verwandelt er sich in einen Strohhalm, eine vertrocknete Kartoffel, Birne u. dergl. In Kamnig beobachtete man, dass Leute, die als Alp gingen, wie todt dalagen und wieder erwachten, sobald ihnen eine weisse Maus in den Mund schlüpfte.

## Der Feistergeist.

Südlich vom Lasswitzer Niederdorfe, am halben Wege nach Ellguth, liegt der „Feister", ein aus Kiefern und Laubgehölz bestehender Wald. Dort haust der Feistergeist, ein neckischer, bösartiger Kobold, der aus dem Wipfel der Bäume herab die Leute anruft und verspottet.

Eine andere Mitteilung darüber lautet: Wenn man nach 12 Uhr nachts zwischen Lasswitz und Ellguth beim Feister vorbeigeht, kommt ein Reiter ohne Kopf angesprengt, und zwar in der Nähe des dortigen Denkmals, der einen auf alle Weise behelligt.

## Feuermänner.

Feuermänner erscheinen zwischen Lasswitz und Lindenau, zwischen letzterem und den Dörfern Glambach und Neu-Altmannsdorf, besonders aber zwischen Lindenau und Gross-Nossen in der sogenannten „Ohle", wie die sumpfige von dem Flüsschen Ohle durchströmte Schlucht, wo Leute öfters „angepackt" wurden, genannt wurde. Meist sieht man in den Feuermännern Kirchväter (Glöckner auf dem Dorfe), die beim Sammeln mit dem Klingelbeutel nicht jedem „Goot bezoahls" sagten.

## Fenichsmännchen.

Rechts am Wege von Koschpendorf nach Kamnig liegt der „Fenichsmannlaberg". Dort backen sie Brot und Kuchen, kochen und teilen guten Leuten davon mit, bösen, z. B. pflügenden Knechten, die sie ärgerten, spielen sie einen Schabernack [1]). Sie stahlen auch schon Kinder und ver-

---

[1]) Vgl. auch die Bearbeitung der Sage von Robert Sabel in der Sonntag-Unterhaltungsbeilage zu Nr. 319 der Schles. Volkszeitg. (16. Juli 1899) und Kühnau, Die Fenixmannla, Mitteil. VII, S. 55.

wechselten sie. Daher schimpfte man kleine, „verbutte“ (verwachsene, verwahrloste) Kinder Wechselbälge.

Von dem bei Kühnau (Mitteil. II, S. 106) erwähnten Fenixmandelberge bei Liebenau, Kr. Münsterberg, weiss man im benachbarten Lasswitz noch folgendes zu erzählen:

Om Liebeneer Fenichsmannlabarge woar amôl ustersünnôbens vu em pauer a knecht eigesponnt[1]). Wie 's asu üm a neine, üms klêfrühstücke rüm woar, worsch dam knechtla, as eb und is stieg rooch ver em ei der forche ûf. „Satt ock“, soat a dô ver sich hîn, „de Fenixmannla backa Usterkucha! Wenn und ma hett ernt ô a brinkla dervône!“

Und siste sîch: Wie a zem andernmôl oan die stelle koam, loag a prûzlicher, wormer strêselkucha ver em pfluge. Na die frêde vu dam andiat! Glei rêss an oan und hamsterte druf nei woas huste, woas konnste. Oder ünse knechtla woar ni vu Tumpboch. A mênte: „Mit da mannlan toar ma's ni verschieta. Hott vil schilgemôl a schinnsta bezoahl sichs gôt, ir herrn Fenixmannla!“, schrîg a, packte is übrig gelône stückla eis rûte schnupptichla und noams mittichs mît hêm. Salt verschlûss as ei de loade; a schlüssel zug a ob und stackt a ei a schubsâck.

Obens nôch der sammelmilch[2]) dôcht a, „doas restla kucha wär no gutt ûba drûf“. A ging uf a soal[3]) nuf und schlûss de loade ûf. Du meines nê! woas soag a wull dô? Aus dam restla woar wieder a ganzer kucha geworn. Und doas ging asu wetter wull ne ganze wuche lang.

Na de andern monnsma eim hofe worn schin fuchtig, doss ünse knecht tâg fer tâg, mittichs und obens senn kucha verspachtelte. Om ollermêsta wormte 's a grûssjunga, dar de die selbichte arbt macha musste wie jer und winger luhn und klennre usterbrûtla vum pauer kriechte.

Drüm hott as schunt lange drûf obgesahn, woas ĕm en tâgs werklich glücka sullde. A mupste dam knechte a schlüssel aus im wôte, schlêch sich uf a soal, plötzte de loade ûf und fûl asu gôch über da kucha har, doss ô ni a ênziger strêsel übrig blêb. Vu dam tage woar knechtlas kuchaloade gelde.

Auch von der Verbannung der Fenixmändel erzählte mir oft mein Pflegevater:

Als die Männchen sich durch häufiges Kinderstehlen in der ganzen Gegend sehr verhasst gemacht hatten, wurde der „Boan“ über sie ausgesprochen. Nun mussten sie „übersch Wosser nüber“ (Neisse) flüchten. Ei Ellguth (Dorf an der Neisse zwischen Ottmachau und Patschkau) wullde en obens der fischer groade mit vuller loage hêm gien, dô stoand a klê grô mannla naberm und froite mit pieprícher stimme, eb und a wellde seine leite übersch wosser fohrn. Is süllde sei schoade nich sein; üms ei- und ausloaden braucht a sich ni bekümmern. Wie der fischer soag, doss doas froate mannla 'ne guldne krone uf im nischel hotte, woar ar zufriede, stieg ei a koahn und hielt a lang om rande hien. Dô koams ganz grô und schworz reigekroppelt und geplumst wie ne harde mäuse,

[1]) Stehender Ausdruck für pflügen.

[2]) D. h. kalte Milchsuppe mit eingebrocktem Osterkuchen, ständiges Abendgericht an diesem Tage.

[3]) = oberer Flur, wo die Gesinde häufig ihre Spinde und Kästen stehen haben.

mêher und immer mêher, bis der koahn geschwuppert vûl woar. Nu stiess a ob un steierte aus leibeskrefta oan de andre seite. Salt worde der koahn vu salber wieder lâr. Neinmôl musste der fischer hîn und hâr fohrn, bis olle düba worn. Dernô soat ĕm doas mannla vu zevüre schin dank und schmêss ĕm derbeine woas ei a hutt. Wie jer oder neigukte, soag a nischte as derres loab, doas a, verbûsst, über sitte tückschheet, glei wieder raussschmêss. Ganz fuchtig nô koam a derhême oan. A andern morga, wie a sich wiel a deckel ûfsetza, klimpert woas, und wie a nêger zusikt, is a blankes guldstückla, doas uf a arzboden gekullert woar. Do woarsch ĕm kloar, doss doas dos Loab woar, wudermiete 'n der fenixmannlakenig bezoahlt hotte. Nu ärgerte a sich schunt goar moadig siehr. Glei lief a wieder nauss oans wosser und suchte nôch da andern blättern, oder ĕs worn kêne mê dô, der wind hott se olle verjoaht.

## Hexen.

Noch vielfach glaubte man in meiner Knabenzeit an Hexen. Ein Schusterweib in Lasswitz mit roten Augen und scharfgeschnittener langer Nase, „de Mutter S . . .", galt allgemein für eine solche; „die kunnde mêr as Brut assen". Man schrieb den Hexen das Verzaubern des Viehes zu. Gaben die Kühe bei den Bauern keine oder wenig Milch, so waren sie verhext. Um den Zauber abzuwenden, nagelte man „Sommer" über die Stallthüre, oder man legte einen Besen darüber oder trug zweierlei Schuhe.

## Otterkönig.

In den „Wolsbrich" (Waldesbruch) genannten Steinbrüchen hinter der Kolonie Lasswitz haben sich eine Reihe „Tümpel" gebildet. In einigen derselben hat man „Otterkönige" gesehen, die eine goldne Krone auf dem Kopfe trugen und ins Wasser sprangen und verschwanden, wenn sich jemand näherte. Wie sie aussahen, konnte niemand genau sagen.

## Vom Sterben.

Stirbt in Lindenau der Herr oder die Frau des Hauses, so wird das jedem der Haustiere mitgeteilt, sonst „geht es ein".

In der ganzen Gegend ist es Brauch, bei einem Todesfalle Hobelspäne in einen in der Nähe befindlichen Strauch zu stecken. Ursprünglich that dies der Tischler, der den Sarg für den Toten gefertigt hatte, mit den dabei entstandenen Spänen.

Einst war in Lasswitz ein Bauer gestorben. Als am Tage des Begräbnisses der Zug mit dem Sarge sich der Kirche zu bewegte, begab sich eine Magd des Verstorbenen auf den Spreuboden, um Siede (Häcksel) fürs Vieh zu holen. Dort aber stand der tote Bauer an der Siedelade und schnitt Stroh. Die erstaunte Magd brach in den Verwunderungsruf aus: „Je, ich denke, der Herr werd hint begroaba!" Darauf wurde ihr grinsend der Bescheid: „Ni, ni, ni, wenn's keene Siede hoot!"

# Sagen aus Oberschlesien.

Mitgeteilt von **A. Bartsch** [1]).

## 1. Die Mora (Źmora).

Das Wasser, das gegen die M. wirksam sein soll, muss am hl. Dreikönigstage geweiht sein.

Man vertreibt die Mora, wenn man mit der Zunge (sic) ein Kreuz macht.

Ebenso kann man sich die Mora fernhalten, wenn man ihr Brot und Butter verspricht. Am nächsten Morgen muss man der Person, die darum anspricht, tüchtige Ohrfeigen versetzen oder mit dem Besen aus dem Hause jagen. Schüler Ed. Urbanczyk aus Beuthen OS.

## 2. Die armen Seelen.

Eine arme Seele ass in einem Hause den Bauersleuten immer die Vorräte weg zu ihrer Verzweiflung. Ein Bettler, der bei ihnen vorsprach, machte sich anheischig Rat zu schaffen. Nachts nahm er das Totenhemd, das die arme Seele auf dem Grabe zurückgelassen hatte, weg und flüchtete schleunigst auf den Kirchturm. Aengstlich suchte die arme Seele das Gewand, bis sie den Mann auf dem Turme entdeckte. Da suchte sie den Glockenstrang hinaufzuklettern. Aber der geängstigte Bettler schüttelte immer so heftig den Strang, dass sie hinabfiel. Als es ein Uhr schlug, musste sie auf dem Grabe liegen bleiben. Am nächsten Morgen verschaffte ihr der herbeigeholte Priester in einem neuen Grabe Ruhe.

Schüler Bednarek aus Keltsch.

Drei Momente, worin sie von der bekannten deutschen Fassung abweichen, kennzeichnen die Sage als echt oberschlesisch: das Verzehren der Vorräte, das Hinaufklettern an dem Strange, das Uebernachten auf dem Grabe.

## 3. Die Schlange.

In einer Familie hatten die Eltern die Sitte, an dem Tische ihr Mahl einzunehmen, während ihr kleines Kind auf dem Boden sitzend aus einem Näpfchen ass. Eine Schlange ass mit dem Kinde aus dem Napfe. Einst als das Kind laut die Schlange schalt (sie solle auch Kartoffeln essen, und nicht nur die Suppe), wurden die entsetzten Eltern neben dem Kinde sie gewahr. Am nächsten Tage erschlug sie der Vater. Als das Kind sich nun erkundigte, warum die Schlange nicht zum Essen gekommen sei und man ihm mitteilte, dass sie auf dem Hofe erschlagen liege, fiel das Kind um und war tot. Schüler Blaschczyk aus Neu-Beuthen.

Die Echtheit der Sage möchte ich bezweifeln; sie ist wohl nur Reminiscenz.

## 4. Subella.

Nach genaueren Erkundigungen des Schülers Porada lautet die Subellasage so:

Die Subella sitzt in einem hohen Turme. Des Tages über schläft

---

[1]) Vgl. Mitteilungen VIII, S. 45.

sie, in der Nacht arbeitet sie am Totenhemde. Jede Nacht macht sie einen Stich. Die Dienerinnen trennen am Tage das Genähte auf. Ist das Gewand fertig, dann ist der jüngste Tag da.

---

# Ein Besuch vor 40 Jahren

bei den Grosseltern in einem Freibauergute des Deichsathales.

Von **Waldemar Walter.**

## IV. Ein Sonntag.

Blitzblank waren Hausflur, Treppe und Stuben gescheuert und gewaschen, im Hofe sah man kaum einen Strohhalm an unrechter Stelle liegen, alles zeigte die grösste Sauberkeit! Und als die Morgensonne durch die blankgeputzten, von den Schiebebrettern befreiten Fenster blinkte, knirschte bereits der feinste weisse Stubensand unter den Füssen der Eintretenden. Die hölzernen vorgeschobenen Riegel vor der Hausthür wurden in das in der Mauer befindliche Riegelloch geschoben und die Thür so wie die an den Viehställen angebrachten Gatter geöffnet, um der frischen Luft den Einzug zu gewähren. Feierliche Ruhe herrschte ringsumher, als Grossmutter den duftenden Kaffee und die selbst gebackene Semmel auf den mit einem Damastleinentuch bedeckten Tisch im Stübel stellte. — Heut war Sonntag, da ass die Herrschaft allein im Stübel, dieweil die Leute in der grossen Stube ihr Frühstück zu sich nahmen. Nachdem dieses genossen, ging Grossvater — bereits im Sonntagsstaat — mit langschäftigen, gewichsten Stiefeln, schwarzer, feiner Lederhose, buntgestickter oder seidner geblümter mit Silberknöpfen besetzter Weste, schwarz seidenem Halstuch, welches den blühendweissen Hemdekragen freiliess und langem, bis auf die Knöchel reichenden feinem schwarzen Tuchrock, den Cylinder in der Hand, in die Stube, um dem Woinner (Kutscher) das Einspannen der Pferde je nach der Jahreszeit in den Kutschwagen oder den Schlitten zu bestellen und zu bestimmen, wer von den Knechten und Mägden „dran sei“, in die Kirche zu gehen.

Borberruse, die heut als stellvertretende Hausfrau zu Hause blieb, um für Herrschaft und Gesinde das Schweinefleisch zu braten und Klössel zu machen, sowie das Melken der Kühe zu besorgen, half indess Grossmutter bei der Toilette. Das silberweisse Haar wurde alles hintenüber gekämmt, am Hinterkopf festgebunden und mit einem rotreinschnen Bande, dem „Kopfbande“, festgebunden: für mich der einzige Moment, einmal in der Woche das Haar der Grossmutter zu sehn, denn sonst steckte es stets verborgen unter den Mützen; es wäre prahlerisch gewesen, das Haar zu zeigen, und es wurde riesig geeifert, dass es Frauen gäbe, die ihr Haar scheitelten und aus der Bartmütze rausschauen liessen; solchen Weibsleuten war Grossmutter feind, und sie setzte ihre Sonntagdrahtmütze fest auf den frisierten Kopf, immer in den Spiegel schauend, dass ja kein Haar rauskäme. — Ueber die schwarzen, weissgestreiften Merinoröcke wurde seidner Rock und Spenser gezogen, dann die seidne gestreifte oder gestickte Schürze und das Brusttuch umgebunden, weiss ausgenähte Schürzen und Tücher sowie Goldschmuck kamen nur hohe Festtage dran,

wie denn die Anzüge, Mützen etc. regelrecht für bestimmte Tage geordnet waren und nicht wie heut bei manchen Leuten Woche- und Sonntag-Anzug gleich sein durfte.

Aus der Kirche heimgekehrt ward der Staat abgelegt und durch die Sonntag-Nachmittagkleider ersetzt, was bei Grossvater nur im Ablegen des langen Rockes und Anziehen eines kurzen Jäckels bestand; bei Grossmutter jedoch längere Zeit in Anspruch nahm, da die Sonntagsklafft in die Schränke oder Laden sauber gehängt oder gelegt werden musste, die Drahtmütze mit einer bunten Barthaube mit schwarzen Flügeln vertauscht und eine saubere blaugedruckte Leinwandschürze vor die wollenen oder Tuchröcke gebunden werden musste.

Hatte man sich zur Mittagsmahlzeit an dem Tische niedergelassen, der mit Zinntellern, Schüsseln, Salznäppeln und einem Bierkruge mit einfachem Bier besetzt war, so wurde während des Essens über dies und jenes geredet, was wochentags nie vorkam, so über die Predigt und die Aufgebote. Unter anderm meinte auch Grossvater zu Borberruse: „Heute nach der Prädigt musste Aeberpauersch Onnleh'n ei die Traatzkommer giehn“ und zwinkerte dabei die Grossmutter an, was mir ein Rätsel blieb. Jetzt kann ich mir den Sinn erklären: Früher mussten gefallene Jungfrauen zum Pastor in die Sakristei kommen, wo er ihnen eine Busspredigt hielt, daher wohl der Name, anstatt Sakristei — Traatzkommer. Es kann bedeuten: den Trost den Betrübten spenden; oder: den Trotz den Trotzigen brechen. Auch wurden die Titulaturen bei den Aufgeboten erwähnt. Eine Jungfrau des Bauernstandes hatte zu verlangen: die viel ehr-, sitt- und tugendsame. Andere Titulaturen waren z. B. der Erb- und Wassermüller, der Huf- und Waffenschmied; bei Soldaten: der wehr- und mannhafte; beim Gutsbesitzer: der Wohledelgeborene Freibauergutsbesitzer, sonst hiess es der achtbare. Selbstredend wurde der Rittergutsbesitzer als der Hochwohlgeborene, Gestrenge tituliert.

Nachdem das Mittagmahl beendet und abgeräumt war, ging es an das Predigtlesen in der grossen Stube, wo Grossvater mit -Mutter abwechselnd die Predigt aus der „Hirtenstimme“ dem Gesinde vorlas, wobei freilich Hanne, das Kuhmädel, manchmal noch beschäftigt war, die hölzernen Teller des Gesindes in das sogenannte Teller-Raaf, welches in der Ofenhölle neben dem Löffelholz hing, zu stecken.

Wer die ellenlangen Predigten der „Hirtenstimme“ kennt, wird wissen, dass das Vorlesen beinahe den Nachmittag ausfüllte und den Besuchern wenig Zeit übrig liess zur Plauderei bei qualmender Pfeife und Kaffee. Indess Besuche kamen doch, so z. B. ein alter Urgross-Onkel aus der Gebirgsgegend, der noch einen Haarkamm trug und keine Hosenträger kannte, da das weisse Hemd unter der kurzen Weste rings um den Leib in einer Bogenfalte über die Hose fallen musste. Auch kamen, da bereits der Hochzeitsbitter nicht mehr Brauch war, die, oder das betreffende Brautpaar der Verwandtschaft selbst angefahren, um zur Hochzeit einzuladen, wo es denn viel Freude, aber auch der Hausfrau viel Arbeit gab; denn nun galt es, die Freindschaft aufzunehmen und zu bewirten. An Sonntagen, wo kein Besuch kam, wurde beim Abendbrot mit dem Gesange eines Kirchenliedes der liebe Sonntag zu rüste gesungen.

(Fortsetzung folgt.)

# Monatsnamen und Zeitbestimmungen in Schlesien.

Noch während des Druckes der vorigen Nummer ging uns von Herrn Hauptmann Cogho aus Warmbrunn eine Mitteilung zu, nach welcher man in der Gegend des Riesengebirges von mundartlichen Benennungen der Monate „d'r grusse Hornich" für den Januar und „d'r kleene Hornich" für den Februar kennt. Und zwar kommen diese Namen in Hermsdorf unterm Kynast, in Warmbrunn, den Baberhäusern, Seidorf und Grüssau in ebendemselben Verse vor, den ich in Nr. 1 aus Weinholds Nachlass mitteilte. Ausserdem ist nur noch „Christmond" für Dezember bezeugt. Als Beleg für das Vorkommen der Monatsnamen im Volksmund überhaupt teilt Herr Hauptmann Cogho folgende Reime mit, welche die volksliederkundige Frau Christiane Wolf in den Baberhäusern aus dem Gedächtnis aufgezeichnet hat.

**A.**

Der kleine Hornig spricht zum grossen Hornig: „Wenn ich die Macht hätte wie du, do liess ich's Kolb gefriern ei der Kuh".

Der März spricht zum April: „Du höre (hîre), ich breche durch die eis'ne Thüre (Tîre)".

Der April spricht: „Lobt mich nich, denn ich bin veränderlich".

Der Mai spricht: „Ha ich bin voller Wonne, ich brenge die Blümlan oa die Sonne".

„Der Juni brengt an langa Tag, an an grussa Vaspersaack".

Der Juli spricht: „Ich bin recht heess, mach ich moncha 's Laba leet".

„Der August der hot viel Hitze und bringt viel Blitze. Es ist auch keene Schande, sie nutzen der Luft und dem Lande".

„Der Septembr (? a. a. O. gilt dies vom Mai und vom Juni) waurm an noass, fild a dam Pauer Scheun an Foass".

„Sind im Oktober Winde viel, bricht der Apfel seinen Stiel. Und hat er noch Hitze am Ende schier, ein kalter Winter wird kommen maschiert".

Der November zum Dezember spricht: „Wir bede wir ändern des Tages Licht, das die Leute können schlafen viel, und ruhig die Erde im Schnee sein will".

„Wenn der Dezember das Eis nicht bricht, jeder Monat trocken ist".

**B.**

Ferner nach Mitteilung von Joseph Honsalek in Hermsdorf u. K.:

Wenn im Februar die Mücken geigen,
Müssen sie im März und April schweigen.

Wenn der Christmond (Dezember) bricht,
Dann brechen alle [1]).

Ist der Christmond (Dezember) gelind,
So ist der ganze Winter ein Kind.

Der Januar muss vor Kälte knacken,
Wenn der Bauer recht will einsacken.

---

[1]) Schon ein einziger Tag Tauwetter bedeutet das „Brechen" des Monats.

Märzenschnee
Thut den Saaten weh.

Im Märzen Staub
Ist für den Bauer Goldesstaub.

Weiter gingen als Erwiderungen auf die in Nr. 1 gestellten Fragen folgende Mitteilungen ein:

## Zu den Zeitbestimmungen im Grottkauer Oberkreise.

Von **Dr. Wahner**, Gleiwitz OS.

1. Von deutschen Monatsnamen sind mir nur „de brooche“ (Juni) und der Christmond erinnerlich, wovon ersterer jedenfalls jetzt nicht mehr gebraucht wird.

2. Auch hier hört man Monatsnamen äusserst selten, man rechnet vielmehr nach verschiedenen andern Zeitpunkten. Solche sind:

a) Tage des kirchlichen Kalenders, und zwar

α) die drei Hauptfeste (oan Weihnachta, ei der Cŏrwuche, uf Ustern, zu Pfingsta);

β) andere allgemeine kirchliche Feiertage: Hl. drei Kenige (auch kleines Neujahr genannt, weil da bereits manche der „om Sterztage“ (2. Jan.) neuaufgezogenen Gesinde wieder abziehen), Lichtmasse (2.), om Blasiussegen (3. Febr.), Oschermietwuche, Christi Himmelfohrt (dô werd is wâter besser, weil ar (Gott) dernô salber wieder derhême ies), Fruhnleichnam, Peter Paul (Peter Porzel bricht ĕm Korn de Worzel), Marie Gebort (dô ziehn de Gewitter un Schwolma fort), Ollerheiligen, Ollerseelen;

γ) andere Heiligentage: Joseph (19. März), Georg (23. April) und Bartholomäus (24. August), diese beiden als Grenze für die Verabreichung der Vesper:

Jergetâk brengt a Vaspersâk,
Barthelmê trêt a wieder hêm (oder: Barthelmei trêt
a wieder nei),

Johanni (24. Juni), Jakobi (25. Juli) (Jakobieier), Michaelis (29. September) und Martine (11. November);

δ) Kirchweihfeste (Kirmes) und Gelöbnistage der einzelnen Ortschaften. Unter den ersteren kommen besonders in Betracht: De Losswitzer Kermes am Sonntag nach Allerheiligen, de Lindeneer am Sonntag nach Martini, de Liebeneer, de Lôbeder, de Potschker, de Utmeicheer (Ottmachauer); unter letzteren: der Losswitzer an St. Anna (26. Juli) und der Lobeder an Laurentius (10. August) (Reifezeit einer guten Sorte Frühbirnen, daher Lurzberna genannt). Neben den Gelöbnistagen ganzer Gemeinden sind für einzelne Familien auch Sondergelöbnistage massgebend, z. B. in Lasswitz der Rochustag (16. August);

ε) Wallfahrtstage bestimmter Familien nach Wartha (wie de Heckeln [meine Pflegemutter] ei der Woarte woar), Albendorf, nach Maria Hilf bei Zuckmantel, zum Bilde nach Neisse (jedesmôl wenn de Chrischtuphen und de Wahnern zum Bilde fährt).

b) Die Märkte, weniger die Jahrmärkte, von denen höchstens der Pfingstjormert noch Bedeutung hat, als bestimmte Viehmärkte in den nächsten Städten, besonders der Polmmorkt ei der Neisse, jedesmal am Samstag vor Palmsonntag.
c) Die Hauptbeschäftigungen der Bauern in den einzelnen Jahreszeiten: De Sôtzt (Saatzeit), üms Kartuffellên, üms Rübahacka, ver der Ahne, wu Pauerferien sein, ei der Ahne (Rapsschneiden, Kurnahne, Weesahne, om Weeszoahl, üms Schûtareisza, üms Runkelnrausmacha [Rübenernte]), üms Kühaustreiba, oan der Treibjoat, üms Krauthütta u. s. w.
d) Wichtige freudige und traurige Ereignisse im Leben der einzelnen Familien: Hochzeiten (wie dĕ Kerchaköhlersch Monika Huxt hotte), Kindtaufen (as sĕ bei Nitsche Paulan drüma têfta), Krankheiten (dô sich Puppe Flurian eilête), Begräbnisse (as Vetter Willema seine storb) u. dergl.

## Zur Anfrage über deutsche Monatsnamen in Schlesien.

Von **Dr. Pautsch** in Breslau.

In meiner Heimat, Kieslingswalde, Kr. Habelschwerdt sind meines Wissens keine deutschen Monatsnamen üblich. Aber auch die lateinischen Monatsnamen sind nichts weniger als gebräuchlich. Der Bauer hat seine eigene Zeiteinteilung.

Um mit dem Jahre anzufangen, sagt er für dieses Jahr: háęer, für voriges Jahr: fäte (mittelhochd. vert), für vorvoriges Jahr: jes Jōr, für nächstes Jahr: ze Jôre. In der Tagbezeichnung sei ausser den allgemein üblichen: gestan, haęte, mane noch jen Tāk als Bezeichnung für „vorgestern“ erwähnt. Für „nächte Woche“ heisst es: zur Woche oder of de naęe Woche, für „übernächste Woche“: (of) de andre Woche nęm. In der Bezeichnung für „vorige Woche“ stimmt der Dialekt mit dem hd. überein. Will der Bauer aber eine mehrere Wochen zurückliegende Zeit bezeichnen ohne genauere Zahlangabe, so sagt er einfach: ferwęcha oder ferganga. Die Wendepunkte der Vierteljahre bezeichnet er mit: zem naęa Jōre, ze Jerje-Tōk (Georgentag), ze Jehonne (Jehanne), ze Męchehêl. Will er die Zeit um den 1. April allgemeiner angeben, so sagt er: ze ôstan. Für die Jahreszeiten hat er die im hd. üblichen Bezeichnungen; zu bemerken ist aber, dass er niemals „Frühling“ sagt, sondern immer Frîjōr. Allgemeinere Zeitbestimmungen braucht er häufig: zer Sôzt = Saatzeit, zer Haęernte = Heuernte, aę der Ernte oder seltener aę der Âdm̥t (D. W.B. I 178 ädem = messis). Von der Kartoffelernte (aę a Kantofan saęn) ab gebraucht er wieder vorzugsweise die hd. üblichen Bezeichnungen für die Jahreszeiten, indem er wohl manchmal präzisiert: herwest, spêter Herwest oder tôter Herwest, Węnter, herter Węnter. Wenn es „lęnde wert“ ist der Frühling nicht mehr weit. Kritische Zeiten für Kranke sind es, wenn „'s Lāp kęmt“ und wenn „de Blêter fola“.

Mehr jedoch als die Natur ist das Kirchenjahr für die Zeitbestimmung von Wichtigkeit. Wer „aęm Opfn̥t“ (Advent) noch nicht ausgedroschen hat, der wird es sicher „aę der Foste“ nachholen. Dass die drei Hauptfeste Weihnachten, Ostern, Pfingsten zur Zeitbestimmung benutzt werden,

braucht nicht besonders erwähnt zu werden, wohl aber dass jedes andere kirchlich gefeierte Fest dazu benutzt wird. Daneben giebt es aber noch eine ganze Anzahl von kirchlich nicht festlich gefeierten Marien- und Heiligentagen, die der Bauer als „holwe Façertage“ bezeichnet und nach denen er auch die Zeit bestimmt. Solcher Feiertage sind: der Jôsef-Tāk am 18. März, Marî Hēmsuchung am 2. Juli, ze Anna am 26. Juli, ze Maria-Schnee am 5. August (grosses Fest in der Wallfahrtskirche auf dem Spitzigen Berge bei Wölfelsgrund). Mertîne am 11. November, Marî Opferung am 21. November, Frantšiskus Iksafērus am 3. Dezember, Nękláos am 6. Dezember, der Stefānus-Tāk am 26. Dezember, der Unšuldije Kęndla-Tāk am 28. Dezember. Die Zahl dieser Merktage ist damit noch lange nicht erschöpft; nur dürften die hier angegebenen die allerbekanntesten sein. Hinzukommen noch vor allen Dingen die in den Bauernregeln angegebenen Tage. Allgemein verbreitet ist sodann auch die Zeitbestimmung nach den Kirchweihfesten und Patronatsfesten der einzelnen Dörfer. Jedermann weiss genau die Reihenfolge der Kirmessen aller Dörfer in weitem Umkreise, ferner nach oder vor welchem Tage eines Heiligen dies oder jenes Fest gefeiert wird. — Nach Jahrmärkten richtet man sich weniger in der Zeitbestimmung. — An die Monatseinteilung erinnert sich der Bauer selten genug, hauptsächlich wohl dann, wenn er vielleicht an einen Städter Zinsen zahlen muss. Dann nimmt er den Kalender vor, um den 1. April oder 1. Oktober nicht zu verpassen. Sonst zahlt er die Zinsen eben auch zu Jerjetōk oder Męchehêl.

## Literatur.

**Schlä'sches Quellenbürndel** von Ludwig Sittenfeld. Breslau (Th. Schatzky) 144 Seiten. Preis 20 Pf.

Eine vortreffliche Sammlung schlesischer Dialektgedichte, die durch den erstaunlich billigen Preis für jedermann zugänglich ist und weiteste Verbreitung verdient. Herr Sittenfeld schreibt uns über sein Werkchen Folgendes: „Zur Herausgabe dieser ersten Sammlung schlesischer Dialektdichtungen veranlassten mich zwei Erwägungen. Erstens scheint es mir, dass die Pflege der sogenannten Heimatskunst ein wirksames Gegengewicht gegen die modernste Tingeltangellyrik und die ufer- und grundlose Nebellyrikerei bildet. Den verschwommenen, rückgratlosen Stimmungsduseleien gegenüber wirkt der frische Erdgeruch der Dialektdichtung, die Wiedergabe einfacher Gefühle und Vorgänge erfreulich und belebend. Und dann — um das Volk zum Verständnisse seiner Dichter zu erziehen und so zu veredeln, muss man es da packen, wo es sich am leichtesten fassen lässt, bei der Sprache, die es selbst spricht, bei den Empfindungen, die es selbst fühlt, mit der Wiedergabe von Geschehnissen, die ihm geläufig sind. Aus diesem Grunde habe ich in einer Auflage von zehntausend das „Schlä'sche Quellbürndel“ herstellen lassen, viel Dank dafür — selbst von schlesischen Arbeitern aus Borneo — geerntet, und ich denke, selbst den Tagarbeiter werden die 20 Pf. nicht reuen, die er dafür ausgegeben hat“.

## Anzeigen.

Die auswärtigen Mitglieder werden gebeten, ihren **Jahresbeitrag für 1902** im Betrage von 2 Mark an den Schatzmeister, **Königl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Breslau I, Schweidnitzerstr. 8,** einzusenden. Sollte die Zusendung bis zum **1. April** nicht erfolgt sein, so wird angenommen, dass die Einziehung des Betrages durch **Nachnahme** gewünscht wird.

**Nächste Sitzung: Freitag, den 14. d. M.,** 8 Uhr, im Auditor. XIV der Universität. Vortrag des Herrn Universitätsprofessors **Dr. Skutsch** über Sternglauben und Sterndeuterei.

Schluss der Redaktion: 1. Februar 1902.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

# Mitteilungen
der
## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde
herausgegeben
von
**F. Vogt.**

Jahrgang 1902. **Breslau.** Heft IX. № 3.



# Sternglauben und Sterndeutung in Altertum und Neuzeit.

Von **Franz Skutsch.**

Das folgende giebt einen Vortrag wieder, den der Verfasser am 14. Februar in der Sitzung der Gesellschaft gehalten hat. Es ist dabei nicht die Absicht, den Kennern dieser Dinge Neues von irgendwelcher Erheblichkeit zu bieten, sondern nur die schlesischen Urkunden, die am Anfang mitgeteilt werden, zu erläutern und dadurch zum Sammeln ähnlicher Reste anzuregen. Jede Mitteilung von dergleichen an Professor Vogt oder den Verfasser wird dankbarst aufgenommen werden. Der angedeuteten Absicht schien Genüge gethan auch bei starker Abkürzung einiger Teile des Vortrags. Dafür ist die Litteratur angegeben worden, aus der man sich weiter über den Gegenstand unterrichten kann [1]).

---

Durch die Güte des Herrn Hauptmanns Cogho sind in unsere Sammlungen fünf Hefte gelangt in der Grösse gewöhnlicher Schreibhefte und mit grellbuntem Umschlag, wohl von Stücken alter Tapete gefertigt. Sie sind alle fünf astrologischen Inhalts und zerfallen in zwei Arten; die Hefte jeder Art sind unter sich in allem Wesentlichen gleich.

Aus einem Heft der ersten Art ziehe ich das folgende aus:

Geboren 1842 im Jahre des Planeten Sonne,
den 1. September im Zeichen der Jungfrau.
Sonne.
Die Sonne regiert in nachfolgenden Jahren!
1793. 1800. 1807. 1814. 1821. 1828. 1835. 1842. u. s. w.

---

[1]) Siehe Häbler, Astrologie im Altertum, Programm des Gymnasiums zu Zwickau, 1887. Boll, Studien zu Claudius Ptolemaeus, Jahrbücher für Philol. Suppl. XXI. Riess, Artikel Astrologie in Pauly-Wissowas Realencyklopädie der klass. Altertumswissenschaft Bd. II Sp. 1802 ff. Bouché-Leclercq, L'Astrologie grecque, Paris 1899. Kroll, Neue Jahrb. für das klass. Altertum u. s. w. Bd. VII (1901) S. 559 ff.

Die Sonne hat bei ihrem Aufgange sowohl als wie bei ihrem Untergange als steten Begleiter den Planeten Venus. Sie wirket temperirte Wärme und dienet durch ihre Leuchtkraft den Tag zu erhellen, noch ausserdem, die überflüssigen angezogenen Teile des oberen Salzes oder Mercurii vom Vitriol abzusondern.

Wenn also Vitriol und Mercurius in der Gegenwirkung stehen, wie vom Frühling bis zum Herbst, macht die Aneinanderreibung ihrer Teile, in der Luft und am Leibe des Menschen und der Tiere alles warm . . .

Die Sonne ist ein mittelmässig guter Planet, ganz abhängig von seinen Aspekten, nach denen er sich in seinen guten und bösen Eigenschaften richtet.

Die Menschen, die unter ihrer Regierung geboren werden, sind in der Regel von gesundem Körperbau und angenehmer schöner Gestalt, sehr oft krauses Haar besitzend. Dieselben verfügen über grosse körperliche Kräfte und dürfen auf ein langes Leben hoffen. Ihr Charakter ist grossmütig . . . Der Planet machet sie gross und geehrt, und giebt ihnen Reichtum und hohe Würden.

Die Teile des menschlichen Körpers, über welche die Sonne gebietet, sind das Gehirn, das Herz, das rechte Auge, das linke Ohr der Männer, die Nerven und die rechte Seite der Weiber.

An Ländern beherrscht die Sonne: Italien, Sicilien, Böhmen u. s. w.

Die Sonne ist von Charakter ein Cholerikus vom Element des Feuers . . .

(Hier folgen Tabellen, in denen verzeichnet sind 1) die Tagesstunden, die von dem Planeten Sonne regiert werden, und zwar ist das mit jeder siebenten der Fall, 2) die unglücklichen Tage im Jahre, 3) „was in jedem Himmelszeichen zu thun oder zu unterlassen ist“. Darauf neue Ueberschrift:)

Die Complexion der Natur des Menschen.

Sie ist aus vier Eigenschaften zusammengesetzt, gleich den vier Elementen, denen jeder Mensch unterworfen ist. Diese vier Eigenschaften sind aber der Natur des Menschen nicht gleichmässig zugeteilt worden, sondern ein Element ist immer vorherrschend in derselben. Welches Element nun am meisten sich bei einem Menschen befindet, solcher Natur ist der Mensch, und dessen Regierung ist derselbe unterworfen.

Die Complexion der Natur des Menschen ist wie folgt:

| | | |
|---|---|---|
| Cholerisch | von dem Element | des Feuers. |
| Sanguinisch | „ „ „ | der Luft. |
| Phlegmatisch | „ „ „ | des Wassers. |
| Melancholisch | „ „ „ | der Erde. |

Die Sonne ist von Charakter ein Cholerikus. Daher sind alle Menschen, die unter diesem Planeten geboren werden, mehr oder weniger cholerischen Temperaments.

Cholerikus.

Der cholerische Mensch ist von des Feuers Natur und Eigenschaft, besitzt in der Regel grossen Mut, ist aufbrausend, jähzornig, eigensinnig und hoffährtig. In seiner Reizbarkeit frägt er nicht lang wie die Sache ausfallen möchte, seine Gestalt erscheint dann wie von einem inneren Feuer durchglüht. . . . Die verzehrende Leidenschaft, die ihn mit ihrem

grimmigen Feuer beherrscht, macht sich auch an seinem Körper bemerkbar, der unmässige Zorn und die Bosheit, die er bei sich führt, geben seinem Körper ein mageres unfreundliches Aussehen. . . .

Geboren den 1 ten September 1842
im Zeichen der Jungfrau.

Ein Mädchen, welches im Zeichen der Jungfrau geboren wird, ist von wohlgefälligen Körperformen, schöner Gesichtsbildung, blühender Farbe und besitzt lebhafte Augen. Sie ist rasch in ihren Bewegungen und angenehm im Umgange, verfügt über ein klangvolles einschmeichelndes Sprachorgan. Sie ist . . . sehr zur Liebe geneigt, nur diejenigen ausschliessend, die ebenfalls in diesem Zeichen geboren sind. Sie macht gern Versprechungen, hält aber davon wenig. Sie überlebet Vater und Mutter und ist unter ihren Geschwistern, falls solche vorhanden, nicht die Bevorzugteste.

Im Zeichen der Jungfrau hat sie Glück bei grossen Herren. Günstig ist es in diesem Zeichen Baue anzufangen, sich zu verheiraten . . .

Im Zeichen der Wage ist sie ebenfalls vom Glück begünstigt.

Im Zeichen des Wassermanns überkommt sie eine Krankheit, welche mit grossen Schmerzen verbunden sein wird, welche sich im Leibe . . . an den Augen und an der Zunge äussern werden. . . .

Im Zeichen des Widder ist die Zeit ihres Todes, muss sich also in diesem Zeichen sehr hüten.

(Folgen Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe.)

Die Zeichen des Skorpion, Schütze, Steinbock, Fische sind stets als unglücklich für sie zu betrachten.

Falls sie das 11 te Jahr überlebet, in welchem sie von einer bösartigen Krankheit befallen wird, so erreicht sie ein Alter bis in die 60 er Jahre.

---

Was das ist, wird jedem Leser sowohl inhaltlich als nach seiner technischen Bezeichnung bekannt sein; es ist die Prophezeiung eines Lebensschicksals aus der Stellung der Gestirne in der Geburtsstunde, ein sog. Horoskop (andere Namen: Nativität, Genitur).

Die zwei Hefte der zweiten Art haben etwas andern Inhalt. Sie enthalten nicht Prophezeiungen für eine bestimmte einzelne Person aus der Konstellation ihrer Geburtsstunde, sondern sie geben vielmehr an, welche Konstellationen für einzelne Verrichtungen (z. B. Verreisen, Heiraten, Anziehen neuer Kleider) günstig sind. Zu diesem Behufe wird eine Besprechung der sieben sogenannten Planeten (Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercur, Mond) vorausgeschickt; jeder von diesen regiert bestimmte Jahre, bestimmte Stunden, bestimmte Länder und bestimmte Organe des Körpers. Aehnliche Angaben werden für die 12 Zeichen des Tierkreises (Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische) gemacht. Und so lässt sich schliesslich für eine jede Stunde im Jahre bestimmen, was man in ihr zu thun und was zu unterlassen hat.

---

Ehe wir diese Hefte dadurch zu erläutern suchen, dass wir sie in ihren historischen Zusammenhang einrücken, wird ein Wort über ihre Herkunft am Platze sein. Herr Hauptmann Cogho berichtet darüber folgendes: Im Jahre 1898 verstarb in Warmbrunn ein früherer Bürstenmacher und Besenbinder Hertramph. So lange er sein Geschäft betrieb, war er ein reeller und geachteter Mann. Aber 1893 traf ihn das Unglück, gelähmt zu werden, und als er dadurch in Not geriet, liess er sich von seiner Wirtschafterin bestimmen, Hefte, wie sie oben beschrieben sind, für Geld anzufertigen. Die Wirtschafterin, Marie Pospischil, von den Warmbrunnern der Bequemlichkeit wegen Frau Hertramph oder die böhmische Marie genannt, war vor etwa dreissig Jahren aus Prag eingewandert und hatte sich schon immer mit allerlei Geheimkünsten, Kartenlegen, Geisterbeschwören und Eiergiessen (Wahrsagen aus dem Weissei), abgegeben. So lag ihr der Gedanke nahe, ein altes astrologisches Buch, das Hertramph besass, zur Erweiterung ihres Betriebs zu benutzen. Hertramph liess auf ihre Veranlassung hin aus seinem Buche sowohl jene Horoskope als die andern Hefte abschreiben und verkaufte sie zu 75 Pf. Nach seinem Tode schlug die böhmische Marie auf: das Heft kostete von da an 1 M. Glänzend scheint das Geschäft trotzdem nicht gewesen zu sein; Herr Hauptmann Cogho meint mit Recht, er würde sonst mehr dergleichen Hefte aufgetrieben haben. Er teilt auch charakteristische Aeusserungen zweier alter Frauen mit, die unabhängig von einander sich dahin aussprachen: die Planetenbüchel seien ihnen zu gelehrt, sie wüssten damit nichts Rechtes anzufangen; freilich schlugen sie doch bei jedem erheblicheren Unternehmen gewissenhaft in ihrem Büchel nach.

Das Buch, aus dem der alte Hertramph seine Weisheit schöpfte, ist leider nach dem Tode der böhmischen Marie in die Hände einer unverehelichten Hilpert gekommen, die es nach Amerika mitgenommen hat, und so bin ich für jetzt nicht in der Lage seinen Titel mitzuteilen. Aber zum Verständnis unserer Hefte ist der auch nicht nötig. Die Art des Buches lässt sich auch aus diesen fragmentarischen Abschriften so genau erkennen, dass wir es mit Sicherheit als einen Ausläufer einer Jahrtausende alten reichen Litteratur ansprechen können, die in allen ihren Vertretern so gleichartig ist, dass man fast mit einem Terenzischen Worte von ihnen sagen kann: wer einen davon kennt, kennt jeden davon. Und so wird es die beste Erläuterung unserer Hefte sein, diese Litteratur und ihren Inhalt kurz zu schildern.

Sie verdient es auch an sich. Denn kein zweiter Aberglaube hat eine so ausserordentliche Entwicklung durchgemacht und zu verschiedensten Zeiten so tiefgreifenden Einfluss geübt, wie die Astrologie. Jahrtausende ist sie alt, und in diesen Jahrtausenden haben nicht bloss Besenbinder und Zigeunerinnen sie praktiziert, sondern grundgelehrte und scharfsinnige Männer, insbesondere Astronomen mit den glänzendsten Namen, haben ihr System und ihre Methode in einer Weise durchdacht und angewendet, dass diese Tollheit von mancher Wissenschaft darum beneidet werden könnte. So hat sie denn auch nicht bloss auf Bauernweiber gewirkt, sondern fast immer in allen Schichten der Völker begeisterte Anhänger gehabt und oft auch die Fürsten und Feldherren und durch sie das Schicksal ganzer Nationen, ja des Erdkreises gelenkt. Und diese drei

Dinge sind es, die vorzugsweise unser Interesse auf sich ziehen: die Entstehung des astrologischen Lehrgebäudes, die Lehre selbst und ihre Einwirkung.

## I.

Ex oriente lux! Aus dem Orient kam nach dem alten Spruch das Licht, aus dem Orient aber auch das Irrlicht der Astrologie. Babylonier und Chaldäer heissen die Sterndeuter bei Griechen und Römern, und dass diese Namen auf durchaus zutreffenden Erinnerungen an das Ursprungsland der Astrologie beruhen, haben die keilschriftlichen Funde der letzten Jahrzehnte gezeigt, durch die in Babylon ebensowohl astrologische Werke wie einzelne Horoskope zu Tage gekommen sind. Für Babel ist das Aufkommen der Astrologie auch besonders begreiflich, weil dort die Sterne als Gottheiten galten; und diese Anschauung macht es ja erst eigentlich verständlich, wie man dazu kommen kann, das menschliche Lebensschicksal als Wirkung der Gestirne und ihrer Stellung anzusehen.

Im Occident findet sich die erste sichere Erwähnung der Astrologie bei Theophrast, dem Schüler des Aristoteles, der sich über die „Theorie" der Chaldäer, mit der sie nicht bloss Wetter u. dergl., sondern auch Leben und Tod jedes einzelnen voraussagten, man weiss nicht recht, ob bewundernd oder abfällig äusserte. Wenn man hinzunimmt, dass in älterer Zeit selbst solche Leute nichts von der Astrologie sagen, die dazu reichlichen Anlass gehabt hätten, wie z. B. Aristophanes, der andern Aberglauben mit Spott und Hohn überschüttet, so wird man den Einzug der Astrologie in Griechenland um 300 ansetzen dürfen und ihn dann natürlich als eine Folge der asiatischen Feldzüge Alexanders d. Gr. ansehen, die in so vielen Dingen zur Ausgleichung östlicher und westlicher Kultur führten.

Der griechische Boden war für Aufnahme der babylonischen Theorie wohl vorbereitet. Auch dort glaubte man im Volke hier und da, dass auf den Sternen die Seelen der Abgeschiedenen wohnen oder gar, dass wir selbst nach unserem Tode Sterne werden [1]). So finden wir bereits im zweiten Jahrhundert die Astrologie ebenso weit verbreitet wie tief gewurzelt. Das zeigt sich insbesondere an drei Thatsachen. Es beginnt erstens zu dieser Zeit der heftige Kampf der Philosophenschulen um den Wert der Astrologie. Die scharfsinnigsten Argumente, die dann in den folgenden Jahrhunderten ständig, auch von den Kirchenvätern, wiederholt werden, sind von den Akademikern in dieser Zeit ausgedacht worden, um der Sterndeuterei den Garaus zu machen. Aber der Sieg wurde von den Stoikern heftig bestritten, und logische Deduktionen haben noch nie einen Wahnglauben ausgerottet. Wir sehen zweitens in dieser Zeit die Astrologie und ihre litterarische Behandlung auch schon nach Rom übergreifen: der Tragiker L. Accius liefert in seinem Praxidicus, soweit wir sehen, die erste astrologische Lehrschrift in lateinischer Sprache [2]). Drittens — und das ist das Wichtigste — hat das zweite Jahrhundert dasjenige astrologische Werk geschaffen, das, von jedem folgenden astrologischen Schriftsteller direkt oder indirekt benützt, die Lehre in feste Formen gebracht

---

[1]) E. Rohde, Psyche (1. Aufl.) S. 423 Anm. 4.
[2]) O. Crusius, Philol. 57 (1898) S. 642 ff.

hat, die nun im Wesentlichen, auch in der Terminologie, unverändert bleiben und auch in Hertramphs Heften noch nachwirken. Es ist das Werk, das unter dem Namen des Königs Nechepso und des Priesters Petosiris ging, die sich darin anscheinend gegenseitig ihre mystische Weisheit mitteilten, auf ägyptischem Boden in griechischer Sprache geschrieben[1]), von späteren aber mit grosser Ehrfurcht wie ein altheiliges Buch citirt.

Von nun an fliesst der Strom astrologischer Litteratur nie versiegend durch die Jahrhunderte. In Poesie und Prosa wird die Herrlichkeit der „himmlischen Wissenschaft“ gefeiert und ihre Lehre gepredigt, von grossen Dichtern wie Manilius (bald nach dem Beginn unserer Zeitrechnung) und grossen Gelehrten, wie dem Astronomen, Geographen und Physiker Claudius Ptolemaeus (im 2. Jahrhundert n. Chr.)[2]). Es kann nicht daran gedacht werden, auch nur die erheblicheren Werke hier aufzuzählen. Für das Altertum sei nur noch das umfängliche Werk 'Mathesis'[3]) des Syrakusaners Julius Firmicus Maternus aus dem 4. Jahrhundert genannt, weil es in mancher Hinsicht besonderes Interesse bietet. Zwar beruht es durchaus nicht auf selbständiger Kenntnis, aber Firmicus trägt, was er zu sagen hat, mit einem so reichen Enthusiasmus vor, dass er bisweilen selbst die Sympathie des modernen Lesers gewinnt. Vor allem aber ist er dadurch merkwürdig, dass er, der begeisterte Anhänger der alten heidnischen Lehre, in einer zweiten Schrift mit fanatischer Erbitterung das Christentum gegen die „Irrtümer der profanen Religionen“ verteidigt hat. Zwar liegen zwischen seinen beiden Werken 20 Jahre, aber man braucht darum durchaus nicht anzunehmen, dass Firmicus erst im Verlaufe dieser Zeit sich zum Christentum bekehrt hat. Denn so eifrig auch die Kirchenväter, am glänzendsten wohl Augustin, die Astrologie mit den alten akademischen Waffen bekämpften, es hat doch zu keiner Zeit an Leuten gefehlt, die eine begeisterte Hingabe an die Astrologie mit ihrem Christenglauben vereinbar fanden. Ich will nicht erst Beispiele dafür aus der byzantinischen Zeit anführen; es hat mehr Interesse, sich daraufhin die Jahrhunderte anzusehen, in denen die Astrologie wieder aufblüht, die ersten der Neuzeit.

Die Renaissance umfasste das ganze Altertum mit gleicher Begeisterung und übernahm auch das Minderwertige bereitwillig. Das Studium des Ptolemaeus und der anderen alten Astrologen verschafft ihrer Wissenschaft jetzt aufs neue eine grosse Anzahl Anhänger[4]); und auch unter den Reformatoren ist der eifrigste Humanist zugleich ein eifriger Astrologe. Melanchthon hat darüber manche Auseinandersetzung mit Luther gehabt[5]), und

---

[1]) Kroll a. a. O.

[2]) Oft hat man bezweifelt, dass das Vierbuch des Ptolemaeus, das die weiteste Verbreitung erlangt hat und in der Neuzeit viel kommentiert worden ist (z. B. von dem bekannten Arzt, Mathematiker und Plagiator Hier. Cardanus [† 1576]), wirklich echt sei; man glaubte dem berühmten Astronomen dergleichen nicht zutrauen zu dürfen. Jetzt ist von Boll a. a. O. die Echtheit aufs Sicherste nachgewiesen.

[3]) Eigentlich 'Lehre', dann speziell Astrologie, wie auch mathematici ein üblicher Name der Astrologen ist.

[4]) Burckhardt, Kultur der Renaissance, 6. Abschnitt, 4. Kapitel.

[5]) Man sehe das amüsante Gespräch der beiden, das Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit Bd. II Abt. 2, 9. Aufl., S. 110 abdruckt. Ueber Melanchthons Aberglauben im Allgemeinen Hartfelder, Histor. Taschenbuch VI (1889) 231 ff.

doch ist sein und seiner Schüler Sternenglaube nie ernsthaft erschüttert worden[1]). Auch fliessen Luthers Einwände mehr aus seinem gesunden Verstande als aus religiöser Ueberzeugung. Wenn man aber bei den Reformatoren zweifeln mag, ob sie sich je die Frage nach der Verträglichkeit von Christentum und Astrologie gestellt haben, so hat ein berühmter französischer Astrologe für sie eine überraschende und praktische Lösung gefunden. Jean Baptiste Morin, dessen Astrologia Gallica (Haag 1661), im wesentlichen auf Ptolemaeus beruhend, eine vielbewunderte Leistung war und ist, setzt seinem stattlichen Folioband voran eine Widmungsepistel an — den König der Könige und Herrscher der Herrscher Jesus Christus, unterzeichnet „Deiner übererhabener Majestät unterthänigster Diener J. B. M.“ Alles, sagt er hier, was in seinem Buche richtig sei, habe er nur durch Christi Hilfe gefunden; das Falsche möge Christus keinem Leser zum Schaden werden lassen.

Soeben ist gerade Morins Werk zum Teil wieder neu gedruckt worden (Paris 1902). Der Herausgeber Selva begründet das damit, dass es den täglich wieder zahlreicher werdenden Anhängern der Astrologie an einem praktischen Handbuch leider noch fehle. Ueberraschend kommt diese Begründung nicht; die letzten Jahre haben in Paris und Berlin astrologische Gesellschaften entstehen sehen, und die modernen Handbücher der praktischen Astrologie wie die von Meyer (Berlin 1891) und Formalhaut (Manuel d'a., Paris 1897) haben sich offenbar im Gebrauche nicht bewährt. Man sieht, dass Hertramph und seine Warmbrunner Bauern nicht etwa rückständige, sondern sehr moderne Menschen waren.

## II.

Wir kennen jetzt wenigstens einige der wichtigsten Glieder aus der Familie, der auch das Buch des alten Hertramph angehörte. Und wir können uns jetzt schon eine gewisse Vorstellung davon machen, wie gross die Familienähnlichkeit ist: im wesentlichen tragen alle Glieder dieselben Züge wie einst das Werk des Nechepso und Petosiris. Wenn wir diese Züge jetzt zu zeichnen versuchen, so kann das nur in flüchtigem Umriss geschehen; das Gesamtsystem ist ausserordentlich kompliziert und in der hier nötigen Kürze nicht darzulegen. Besonderen Wert legen wir darauf, alle die Dinge anzuführen, die auch in unseren Heften sich finden. Ich lasse darum bei Seite jede Weissagung aus anderen Gestirnen als den sog. sieben Planeten und den Tierkreiszeichen; auch im Altertum sind diese anderen Systeme nicht gerade beliebt.

Die Weissagung aus jenen 19 aber hat schon bei den ältesten Astrologen ein doppeltes Ziel: Entweder man prophezeit das Lebensschicksal eines einzelnen aus seinem Horoskop, der Stellung der Sterne in der Geburtsstunde. Oder aber man holt sich Rat aus den Sternen, ehe man sich an eine bestimmte Unternehmung macht, also z. B. das Heiraten oder das Reisen; Iuvenal weiss sogar von Damen zu erzählen, die die Stunde zu Spazierfahrten und zum Essen in astrologischen Büchern nachzuschlagen

[1]) Charakteristisch seine Vorrede zur Ptolemaeusübersetzung, Basel 1553, dann z. B. die Vorrede, mit der ihm sein Schüler Joachim Heller die Ausgabe des arabischen Astrologen Albohal (Nürnberg 1549) zueignet.

pflegen. Offenbar entsprechen diesen beiden Arten astrologischer Prophezeiung die beiden Arten der Hertramphschen Hefte [1]).

Aber wie ist es nun möglich Einzelheiten der einen oder anderen Art aus den Sternen zu erkunden? Es hat zunächst jeder Planet und jedes Tierzeichen seine eigentümliche Bedeutung. Die Planeten sind freundlich (Jupiter und Venus) oder feindlich (Mars und Saturn), die Sonne freundlich bei Tage, der Mond bei Nacht, Merkur indifferent und abhängig von der Art, wie die anderen Planeten sich zu ihm stellen, ihn anblicken; auf ihn würde also mit besserem Rechte der Ausdruck angewendet werden, den das Hertramphsche Buch von der Sonne gebraucht: „ein mittelmässig guter Planet, ganz abhängig von seinen Aspekten (d. h. der Stellung, den Blicken der übrigen Planeten), nach denen er sich in seinen guten und bösen Eigenschaften richtet".

Aber ausser diesen allgemeinen Eigenschaften haben die einzelnen Planeten noch eine viel speziellere Bedeutung. Mars z. B. bedeutet Krieg, militärische Laufbahn, dann aber auch in Uebereinstimmung mit seiner roten Farbe, Blutsturz und blutigen Tod überhaupt; Venus hingegen giebt Schönheit, Freude, eine gute Ehe, viel Kinder, Vermögen, Beliebtheit bei Fürsten; sie verleiht Berufe, die körperlicher Zier dienen, wie Parfümfabrikation, Weberei u. dgl. Ebenso hat auch jedes von den 12 Tierkreiszeichen seine eigentümliche Bedeutung. Z. B. werden die Fische angesehen als ein weibliches Zeichen, doppelt (daher sie eine weibliche oder eine Zwillingsgeburt bedeuten können), wässerig (daher sie Berufe verleihen, die mit dem Wasser zu thun haben, wie Fischerei u. dgl.), schuppig, fleckig, krumm, stumm, beweglich (was auf körperliche Eigenschaften des Geborenen schliessen lässt). Besondere Beachtung verdient hierbei, dass die Fische als wässeriges Zeichen angesehen werden. Ebenso nämlich werden auch die übrigen Tierzeichen (und ähnlich die Planeten) mit einem der vier Elemente verknüpft. So gelten Widder, Löwe und Schütze als feurig, aber auch die Sonne ist, um mit Hertramph zu reden, „vom Elemente des Feuers". Je nachdem nun in einem Horoskop sich feurige, wässerige, erdige oder luftige Zeichen und Sterne befinden, gestaltet sich die Natur der Geborenen; es treten in ihnen verschiedene Mischungen (griech. *κρᾶσις*, lat. temperamentum) der Elemente ein, und durch diese Mischung bestimmt sich ihr „Temperament" [2]). Gerade an dieser Lehre von der Bestimmung des Temperaments durch die Gestirne, die bei Hertramph einen so breiten Raum einnimmt, haben vielfach auch Männer festgehalten, die einer spezielleren Vorhersage aus den Sternen skeptisch gegenüber standen.

Eine andere Sonderbedeutung für die Planeten und Tierkreisbilder ergiebt sich dadurch, dass sie einerseits zu einzelnen Ländern, andererseits zu einzelnen Körperteilen in Beziehung gesetzt sind, wie wir das ebenfalls noch in den Hertramphschen Heften gefunden haben. So wird es möglich vorauszusagen, wohin eine Reise gehen, wo jemand ein Amt bekleiden,

---

[1]) Es sei daran erinnert, dass zur zweiten Art die sog. Aderlassbüchlein gehören, die noch jetzt auf den Märkten und bei Barbieren zum Kauf angeboten werden, und gewiss noch viel gekauft werden würden, wenn das Aderlassen selbst heute noch im gleichen Renommee stünde wie ehedem.

[2]) Siehe z. B. Catalogus codicum astrolog. Graecorum, herausgegeben von Boll Cumont Kroll u. s. w. Codices Florentini (Brüssel 1898) S. 146.

aber auch welche Teile seines Körpers besonders schön gebildet, oder aber schweren Krankheiten unterworfen sein werden.

Auch zeitlich hat jeder Planet ein Sonderrecht, und wenn auf die Bestimmung der Lebensdauer aus den Planeten hier ihrer Kompliciertheit wegen nicht eingegangen werden kann, so mag ihre Herrschaft über die einzelnen Tagesstunden in der Reihenfolge Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercur, Mond nicht nur darum hervorgehoben werden, weil sie sich genau so bei Hertramph wiederfindet, sondern auch weil aus ihr sich unsere Benennung der Wochentage erklärt [1]) — ein schlagendes Beispiel, wie tief einst die Astrologie in das Leben eingegriffen hat und wie tief sie heute noch in das der Ungläubigsten eingreift.

Bei alledem würde aber noch nicht klar sein, wie sich das Horoskop der einzelnen Menschen individuell verschieden gestalten kann. Das ist offenbar nur möglich, wenn in den einzelnen Horoskopen die Macht der einzelnen Tierzeichen und Planeten verschieden ist. Wie aber konnte man nun erkennen, welchen Tierzeichen, welchen Planeten im einzelnen Horoskop die grösste Bedeutung zukommt? Hier kommt es in allererster Reihe darauf an festzustellen, welches Zeichen des Tierkreises in der entscheidenden Stunde (also der der Geburt, des Reiseantritts u. s. w.) gerade über den östlichen Horizont emportritt. Dieses heisst ganz speziell das Horoskop und bildet durchaus die Grundlage der ganzen Weissagung. Neben diesem Horoskop (im engeren Sinne) kommen insbesondere noch die Zeichen an vierter, siebenter und zehnter Stelle in Betracht, die mit ihm durch den sog. Geviertschein, ferner die Zeichen an der fünften und neunten Stelle, die mit ihm durch den sog. Gedrittschein verbunden sind u. s. w. [2]). Nun hat man zu untersuchen, ob und was für Planeten das Horoskop (in engerem Sinne) selbst und die mit ihm in Verbindung stehenden Zeichen enthalten; durch gegenseitigen 'Aspekt' (Anblick), d. h. indem sie zu einander im Gedritt- oder Geviertschein stehen, können sich die Planeten gegenseitig in ihrer Bedeutung beeinflussen.

Endlich läuft neben der durch die Tierzeichen gegebenen Zwölfteilung des Himmelskreises noch eine andere nebenher, die ebenfalls mit dem

---

[1]) Teilen wir nämlich dem Saturn die erste Stunde des Sonnabends zu, so regiert Juppiter die zweite, Mars die dritte, Sonne die vierte, Venus die fünfte, Mercur die sechste, Mond die siebente. Die achte fällt dann wieder dem Saturn zu, die neunte dem Juppiter und so fort. Es gehört demnach die 22. wieder dem Saturn, die 23. dem Juppiter, die 24. dem Mars und die folgende d. h. die erste Sonntagstunde der Sonne. Rechnet man in dieser Weise fort, so fällt die erste Montagstunde dem Monde, die erste Dienstagstunde dem Mars, die erste Mittwochstunde dem Mercur, die erste Donnerstagstunde dem Juppiter, die erste Freitagstunde der Venus zu. Wenn man sich nun der lateinischen und der diesen nachgebildeten modernen Wochentagsnamen erinnert (lat. Saturni dies, engl. Saturday; lat. Solis dies, engl. Sunday; lat. Lunae dies, frz. lundi, engl. Monday; lat. Martis dies, frz. mardi, engl. Tues day; lat. Mercurii dies, frz. mercredi, ital. Mercoledi; lat. Jovis dies, frz. jeudi, engl. Thursday; lat. Veneris dies, frz. vendredi, engl. Friday; im Germanischen sind statt der lateinischen die deutschen Götternamen eingetreten), so zeigt sich, dass die Wochentage nach den Planeten benannt sind, die ihre erste Stunde regieren.

[2]) Der „gevierte Schein" wird den Lesern aus Schillers Wallenstein bekannt sein. Dieser Name ebenso wie Gedrittschein erklärt sich, sowie man sich eine Kreisperipherie in zwölf gleiche Teile zerlegt und den 1., 4., 7. und 10. der Teilpunkte, sowie den 1., 5. und 9. durch gerade Linien verbunden denkt: es ergiebt sich im ersten Fall ein reguläres Viereck (Quadrat), im zweiten ein reguläres Dreieck.

östlichen Horizont anhebt. Es ist die Teilung in die sog. zwölf Orte, deren jedem seine eigene Bedeutung innewohnt: unter Berücksichtigung des an den einzelnen Orten stehenden Planeten erkundet man aus dem ersten Lebensführung und Lebensstellung, aus dem zweiten Besitztümer, aus dem dritten Geschwister, aus dem vierten die Eltern, aus dem fünften die Nachkommenschaft u. s. w. [1]).

Wir haben nur einen Teil der grundlegenden Sätze der Astrologie hier mitgeteilt, und doch dürfte schon klar sein, dass sich mit Hilfe eines solchen Systems sehr spezialisierte Voraussagen geben liessen, wie wir deren eine im dritten Abschnitt kennen lernen werden. Zugleich aber dürften auch Hertramphs Hefte erklärt sein bis auf jene Stelle gleich zu Anfang, wo absonderliche chemische Vorstellungen in die astrologischen hineinspielen. Auch hier liegt nicht etwa ein moderner Wirrwarr vor, sondern einer, der kaum weniger alt ist als die ganze Astrologie. Schon früh erscheinen die sieben Planeten in einer mystischen Verwandtschaft mit den Metallen, die Sonne mit dem Gold, Mars mit dem Eisen, Mercur mit dem Zinn oder Quecksilber u.s.w., und besonders eine andere alte Geheimwissenschaft, die Alchemie, ist voll von dieser Lehre; die Metalle werden in ihr geradezu mit denselben Zeichen geschrieben wie die Planeten in der Astrologie [2]). In den Hertramphschen Heften sehen wir umgekehrt eine Einwirkung der Alchemie auf die Astrologie; näher auf seine konfusen Angaben einzugehen würde nicht lohnen.

## III.

Die Frage erhebt sich, wie dieser Wahn je werbende Kraft hat besitzen können. Je genauer eine astrologische Prophezeiung war, um so sicherer wurde sie ja durch die Ereignisse widerlegt. Aber es ging und geht in der Astrologie wie bei jedem Aberglauben. Dem Kurpfuscher führt ein scheinbar geheilter Fall mehr Patienten zu, als ihm zwanzig missglückte Heilungen abspenstig machen; die paar Fälle, in denen die Gebetsheilung wirklich wie eine geschickte hypnotische Suggestion gewirkt hat, werden eifrigst kolportiert und darüber Hunderte von Misserfolgen vergessen. Wie wir gleich sehen werden, hat auf Wallenstein das (noch dazu sehr ungenaue) Eintreffen zweier Einzelheiten aus dem ihm von Kepler gestellten Horoskop so stark gewirkt, dass er darüber alle Widersprüche und Irrungen vergass, die sich sowohl sonst in dem Keplerschen Horoskop, wie in anderen für ihn gefertigten fanden.

Der Astrolog aber hatte gegenüber Kurpfuschern, Gebetsheilern u. dgl. noch manche Entschuldigung voraus. Das gesamte System seiner Wissenschaft war so ausserordentlich umständlich, liess soviel verschiedene Möglichkeiten der Deutung offen, dass er, ohne sich weiter zu kompromittieren, ruhig einen Irrtum eingestehen konnte. Und was bewies es gegen die Wissenschaft, wenn ihr Jünger sich irrte? Vor allem aber

---

[1]) Mittelalterlicher Merkvers für die Bedeutung der 12 Orte:
Vita lucrum fratres genitor nati valetudo
Vxor mors pietas regnum benefactaque carcer.

[2]) Berthelot, Les origines de l'alchimie, Paris 1885, S. 48 f.; derselbe, Introduction à l'étude de la chimie des anciens, Paris 1889, S. 76 ff. Wünsch, Defixionum tabellae Atticae, Berlin 1897, S. III u. A.

blieb, wenigstens bei einer Nativität, immer die Ausrede: man habe dem Astrologen die Geburtsstunde (oder auch die Geburtsminute, denn auch auf die konnte es ankommen) nicht richtig angegeben; wer ist denn in der Lage, über diese wirklich zuverlässige Auskunft zu geben? Und so sehen wir auch Wallenstein, als Keplers Voraussage eben nur in jenen zwei Punkten ungefähr zutrifft, nicht etwa an Kepler oder der Astrologie zweifeln, sondern nur daran, ob er selbst seine Geburtsstunde richtig wisse.

So hat denn zeitweilig ein grosser Teil der Menschheit im Bann der Astrologie gestanden. Besonders von zwei Perioden gilt dies: der römischen Kaiserzeit und dem Jahrhundert der Renaissance mit den unmittelbar folgenden. Die römischen Kaiser erlassen Edikt auf Edikt gegen die Astrologen, verbannen sie und töten sie, aber nicht weil sie ihr Volk vor einem Irrglauben schützen wollten, sondern aus Furcht, dass die Kunst der Astrologen einer Gegenpartei dienen, ihnen Nebenbuhler erwecken könnte. Es sind Leute getötet worden, weil ein Astrolog in ihrer Genitur etwas Königliches gefunden hatte, andere wirklich zum Throne aufgestiegen, weil es ihnen der Mathematicus verheissen hatte. Und wie die Fürsten, so das Volk: was Juvenal von Damen seiner Zeit erzählt, ward oben erwähnt; der Parvenu im Romane des Petron setzt seinen Gästen als etwas Besonderes eine runde Schüssel vor, auf der die 12 Tierzeichen durch bezügliche Speisen (Fische u. s. w.) dargestellt sind und giebt dazu eine ebenso bewegliche wie konfuse astrologische Weisheit zum besten. Der Glaube hat sich festgesetzt, sagt Plinius, und Gebildete und Ungebildete stürzen sich gleichermassen darauf.

Wie sich dies an hunderten von weiteren uns bekannten Einzelzügen erhärten liesse [1]), so liessen sich aus der Zeit der Renaissance, der Reformation und des grossen Krieges ebenso zahlreiche und krasse Beispiele des Sternenglaubens beibringen. Wie Rudolf II. und wie Wallenstein an ihm hingen, ist in unsern beiden grössten historischen Dramen („Bruderzwist im Hause Habsburg“ und „Wallenstein“) vortrefflich geschildert, namentlich von Schiller auf Grund tiefergehender Studien. Er hätte seinen Helden gewiss sogar noch abhängiger vom Sternenlaufe dargestellt, wenn ihm schon die Quellen geflossen wären, die sich uns vor einiger Zeit eröffnet haben. Was wir aus ihnen über Wallenstein und Kepler entnehmen, ist so charakteristisch für die beiden Männer und ihre Zeit, dass es statt jedes anderen Beispiels hier kurz wiedergegeben sein mag [2]).

Kepler hat in seiner Jugend tief in dem astrologischen Wahn gesteckt. Aber gerade an dem, was er für Wallenstein gearbeitet hat, können wir erkennen, wie dieser klare und tiefe Geist sich allmählich ganz von den Fesseln freimacht. Etwa 1608 oder 1609 hat sich der damals 25jährige Wallenstein zum ersten Mal durch Vermittlung eines Dritten, ohne sich zu nennen, unter Angabe seiner Geburtsstunde mit der Bitte um ein Horoskop an den grossen Forscher gewendet; da Kepler also die Person, um die es sich handelte, nicht kannte, gestaltete sich die Prophezeiung für

---

[1]) Vieles bei Häbler a. a. O.

[2]) Die Quellen sind eröffnet und benutzt von Struve, Beitrag zur Feststellung des Verhältnisses zwischen W. und K., Mémoires de l'Acad. de St. Pétersbourg, VII, 2. Aus dieser Veröffentlichung hat kürzlich auch geschöpft W. Förster in dem populären Vortrag „Himmelskunde und Weissagung“, Berlin 1901.

die schon abgelaufene Zeit zu einer entscheidenden Probe seiner Kunstfertigkeit. Auf Wallensteins 21. Jahr (1604) prophezeit er: „da soll er mit dem Leben gar kümmerlich davonkommen", auf dass 33. (1616): „möcht ein gelegenheit geben zu einer stattlichen heurath. Die astrologen pflegen hinzuzusetzen, dass es ein wittib und nit schön, aber an herrschaften, gebäuen, vieh und baarem geld reich sein werde". Wallensteins eigenhändige Randnoten zu diesem Horoskop, die noch erhalten sind, besagen zum ersten Punkte: „im 22. Jahr hab ich die ungrische Krankheit und die Pest gehabt" und zum zweiten: „1609 hab ich diese heurat gethan mit einer wittib, wie daher ad vivum describirt wird". Man erkennt an den letzten Worten, wie sehr Wallenstein das (in wesentlichen Dingen doch ganz verunglückte) Horoskop imponiert hat, und so ist es kaum noch verwunderlich, dass er 1624, abermals durch einen Mittelsmann, sich wieder an Kepler wendet. Er wünscht insbesondere seine Todesart zu erfahren: „die meisten mathematici sagen, ich sollt an apoplexia sterben"; man sieht, er hat viele gefragt, und ihre Meinungsverschiedenheiten haben ihm nicht das geringste Misstrauen gegen die Astrologie eingeflösst. Aber das wichtigste ist ihm der sonderbare, aber damals nicht ohne Gleichen dastehende Wunsch, Kepler solle nun auf Grund des korrigierten Krankheits- und Heiratsjahres die Geburtsstunde richtiger berechnen als Wallenstein sie ihm habe mitteilen können!

Keplers Antwortschreiben ist ein höchst ehrenvolles Zeugnis seiner Aufgeklärtheit und Gewissenhaftigkeit. Mit aller Energie hebt er hervor, das sein erstes Horoskop nichts wert sei; die zwei ungefähren Treffer seien reiner Zufall, insbesondere die Voraussage der Lebensgefahr doch viel zu allgemein gehalten, um gerade auf die ungrische Krankheit bezogen werden zu dürfen. Dann erweist er das Ansinnen, Wallensteins Geburtsstunde umzurechnen, als ganz unzulässig. Freilich lässt er sich schliesslich doch herbei, Wallenstein abermals seinen Willen zu thun. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit hat man vermutet, dass gerade diese erneute Weissagung Wallensteins Verhängnis heraufbeschworen habe. Kepler sagt nämlich jetzt voraus: „im März 1634 macht Mars mit den andern Planeten ein wunderliches Creuz"; auf dieselbe Zeit sind „schröckliche Landesverwirrungen" angedroht, die irgendwie mit des Anfragenden Schicksal zusammenhängen müssten. Was weiter hinaus liege, heisst es dann, könne für jetzt keine sonderliche Gemütsbewegung verursachen und wolle er also bei Seite lassen.

Mitten in einer Zeit unerklärlichen Zauderns ist Wallenstein vom Stahl des Mörders getroffen worden — am 25. Februar 1634. Energisches Handeln hätte das Netz, das sich um ihn spann, vielleicht zerreissen können; er hat sich anscheinend nur deshalb nicht dazu aufraffen mögen, weil die ihm von Kepler prophezeite verhängnisvolle Konstellation noch nicht vorüber war.

Ob der Astrologie nach den alten Blütenzeiten im 20. Jahrhundert eine neue beschieden sein wird? Manches, was darauf hinzudenten scheint, habe ich schon oben erwähnt. Es sind gewiss nicht die niederen Volksschichten, die sich in den Pariser und Berliner Konventikeln treffen und die neuen Handbücher der Sterndeutung lesen. Wenn, wie mir von kundiger Seite mitgeteilt wird, E. v. Manteuffel, der ehemalige Statthalter von

Elsass-Lothringen, sich von dem damaligen Strassburger Astrologen Schur alles Ernstes das Horoskop stellen liess, sieht man, wie wenig Hindernisse die Aufklärung unserer Zeit der Astrologie in den Weg legen würde. Wer also unserer Gesellschaft freundlichst schlesische Dokumente der Astrologie zusendet, dient damit nicht bloss einem historischen, sondern auch einem aktuellen Interesse.

Breslau XIII, Elsasserstr. 13.

# Zum Mickespiel.

Von **Dr. Wahner**, Gleiwitz O.-S.

Das beliebtetste und verbreitetste Knabenspiel im Grottkauer Oberkreise und in vielen andern Gegenden Schlesiens ist das auch von Drechsler, Mitteil. II, S. 51, und von Philo vom Walde (Schlesien in Sage und Brauch, S. 137) erwähnte, aber nicht in allen seinen Arten gewürdigte Mickespiel[1]) (Mückespielen in Ohlau nach Drechsler). Ausser dieser Bezeichnung kommt hier von den dort genannten nur noch, wenn auch seltener, der Ausdruck „Klippe" vor.

In meinem Heimatsdorfe Lasswitz kannte man drei Arten des Spieles: Grüblamicke, die häufigste, aber schwierigste Art, auch Micke schlechtweg genannt, von Philo als „Klippe" beschrieben, Kreesmicke und Pfardlamicke, letztere von Philo als „Ginke" geschildert.

Das Hauptinstrument bei diesem Spiel ist die Micke oder Klippe (so wenigstens bei den beiden ersten Arten genannt), ein an beiden Enden zugespitztes Stück hartes Holz (Eiche, Hartriegel, Weissdorn oder Haselstrauch). Dieses wird bei Grüblamicke mit dem in ein längliches Grübchen (Tilke[2]), bei Philo: Tülkel) eingespickerten Mickestecken (Klippenscheit oder Klippensteckel bei Drechsler bezw. Philo) gehoben und möglichst weit fortgeschleudert. Dem Hinausschleudern folgt das nicht immer ungefährliche Auffangen der ansausenden Micke durch den Gegner mittels der blossen Hände oder der Mütze und das Hineinwerfen der nicht aufgefangenen nach dem quer über die Tilke gelegten Klippenscheit in der von Philo beschriebenen Weise und Zählung. Daran schliesst sich im Falle des Nichttreffens das Fortschlagen in der von Drechsler geschilderten Art.

Hiervon unterscheidet sich die meist von mehreren Knaben gespielte Kreesmicke nur dadurch, dass an Stelle der Tilke ein oder zwei zusammengelegte Steine treten, Titsche[3]) genannt, um die, in Entfernung von ein oder zwei Metern, ein Kreis gezogen wird. Das Hinausschleudern der Micke erfolgt durch Schlagen des Klippenscheites an die Mitte der mit der linken Hand gehaltenen Micke; beim Zurückwerfen der nicht aufgefangenen genügt es, in den Kreis zu treffen, um den Schläger aus-

---

[1]) Vgl. Weinhold, Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien, Stuttgart 1887, S. 209, und Deutsch. Wörterb. VI, 2170.

[2]) Weinhold, a. a. O. 221.

[3]) Das Wort hängt offenbar zusammen mit „titschen" = schlagen, anwerfen. Vgl. Weinhold, a. a. O. S. 221.

zumachen. Das dreimalige Fortschlagen der nicht in den Kreis oder an die Titsche geflogenen Micke geschieht wie bei Grübelmicke gegebenenfalls mit Widerschlag, doch wird die schliessliche Entfernung nicht mit dem Mickestecken gemessen, wie dort, sondern nur nach dem Augenmass geschätzt und stets auf 5, 10, 15, 20 etc. abgerundet. Der Gegner kann indessen jederzeit Nachmessung verlangen.

Bei der dritten Art des Spieles hat die Micke eine andere Form. Die Hälfte des Holzes ist von dem einen Ende aus abgespalten bis auf einen zwei Finger breiten knorrigen Rand oder Kopf am andern, so dass sie an der Spitze eines schräg (nicht senkrecht, wie Philo will) in den Boden getriebenen Stockes hängen bleibt, wie ein Reiter am Rücken des Pferdes; daher der Name Pfardlamicke. Mit dem Klippenscheit wird nun am Mickestock (Pferderücken) kräftig hinaufgefahren oder geschlagen und die oben sitzende Micke im Bogen hinausgeschleudert. Der weitere Verlauf des Spieles deckt sich mit Philos Beschreibung.

Da hier das eine gewisse Geschicklichkeit erfordernde Fortschlagen der Micke, mit Ausnahme des sofortigen Parierens beim Zurückwurf, unterbleibt, so ist „Pfardlamicke“ leichter zu spielen als die vorher erwähnten Arten. Sie gewährt aber auch nicht die gleiche Abwechselung wie jene und wird deshalb und weil ihre Vorbereitung mehr Mühe, besonders im Schnitzen der Micke (des Rössels) verursacht, viel seltener gespielt. Die Leichtigkeit und Einförmigkeit dieser Spielart sucht man durch allerlei Sondervorschriften zu erschweren und zu beleben, so durch weiteres Hinausschieben der „Lure“, bis zu der die Micke mindestens geschleudert werden muss, durch seitliche Begrenzung des Spielplatzes und dergleichen.

Im allgemeinen gelten noch folgende Regeln:

Beim Hinausschleudern und Fortschlagen hat jeder drei Schläge frei. Wer beim dritten mal nicht trifft, muss hinaus. — Wer nicht bis an die „Lure“ trifft, muss hinaus. — „Fängerla“ (Auffangen mit Händen oder Mütze) gilt bei „Grüblamicke“ gewöhnlich 10, bei „Krees-“ und „Pfardlamicke“, wo das Holz mit grösserer Wucht einhersaust, 100. — Fliegt beim Zurückwurf die Micke an den Mickestecken, an die Titsche oder in den Kreis, so muss der Spieler hinaus. — Weniger Abstand von der Titsche oder dem Kreise als fünf bringt ebenfalls hinaus.

---

## Der jüngste Tag.

Mitgeteilt von **O. Scholz.**

Vom Himmel fallen die Sternelein,
Es neigen sich die Bäumelein,
Es kommt der liebe Gott gezogen
Auf einem schönen Regenbogen.

Die Glöcklein klingen allezeit,
Der jüngste Tag ist nicht mehr weit,
Der Himmel fängt schon an zu krachen,
Der liebe Gott will Feierabend machen.

Da singen all' die Engelein
Die wunderschönsten Melodein.
Sie thun den lieben Herrgott preisen
Und wolln uns den Weg zum Himmel weisen.

Ihr Toten, ihr sollt all' aufstehn,
Ihr sollt vor Gottes Gerichte gehn,
Ihr sollt treten auf die Spitze,
Wo die lieben Englein sitzen.

Ihr sollt treten auf den Plan,
Der liebe Gott will euch alle han;
Vor Gottes Gericht zur rechten Hand
Wir werden alle Gottes Kinder genannt.

Aus Herzogswaldau, Kr. Jauer.

# Literatur.

**Johannes Jühling, Die Tiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit.** Mit einem Anhange von Segen etc. Nach den in der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden vorhandenen gedruckten und ungedruckten Quellen. Mit einem Geleitworte von Hofrat Dr. med. Höfler, Bad Tölz. Mittweida. Polytechnische Buchhandlung (R. Schulze). o. J. [1900] XII u. 355 S. Pr. 6,00 M.

Die Volksmedizin ist eins der wichtigsten Gebiete, nicht bloss der Volkskunde, sondern der allgemeinen Kulturgeschichte überhaupt. Das Bestreben, die Gesundheit des menschlichen Körpers zu erhalten oder ihn wieder gesund zu machen, wenn er von Krankheit befallen ist, ist so alt wie die Menschheit selbst. Die Wege, auf denen das geschehen kann, wurden zu allen Zeiten für so wichtig gehalten, dass alle Kulturvölker schriftliche Aufzeichnungen und Beschreibungen für vorteilhaft hielten. Auf diese Weise sind wir in den Stand gesetzt, auf Grund der erhaltenen Quellen die Geschichte dieser Versuche herzustellen. Und welches gewaltige Bild entrollt sich da vor uns. Wir sehen den Menschengeist die verschiedensten Anstrengungen machen, sich gegen die Macht der Natur, des Uebermenschlichen, aufzubäumen. Die Art, wie das gemacht wird, ist ausserordentlich bezeichnend für Kulturzustand und Bildung des betreffenden Volkes. Verstand und Unsinn, wissenschaftliche Forschung und Charlatanerie, Aberglaube und Zauberei, Bibel- und Teufelsglaube, Sternkunde und Alchimie, kurz alles, was der menschliche Geist zu leisten vermag, wird in Bewegung gesetzt, um jenen Zweck zu erreichen, alle Reiche der Natur werden ausgenutzt, um Hilfsmittel zu gewinnen. Das Tierreich hat in vergangenen Zeiten einen sehr beträchtlichen Prozentsatz solcher Mittel geliefert, während heute das Arzneibuch für das deutsche Reich nur dreizehn Heilmittel verzeichnet, die ihm entstammen. Die Kunde von jener alten, gegenwärtig nur noch verstreut im Volke lebenden Weisheit ist in einer Unzahl von Arznei-, Kräuter-, Rezept- und Wunderbüchern oder handschriftlichen Aufzeichnungen versteckt, die in annähernder Vollständigkeit dem einzelnen ungemein schwer zugänglich sind. So ist es denn eine sehr verdienstliche Arbeit, die der Verfasser des oben genannten Buches geleistet hat. Er hat sich jenes Sondergebiet der Tiermedizin herausgegriffen und auf Grund eines weitschichtigen Materials — darunter nicht weniger als vierzehn bisher so gut wie ganz unbekannte Handschriften — eine Zusammenstellung von Rezepten gegeben, in denen tierische Heilmittel verwendet werden. Der Uebersichtlichkeit dient es, dass die Anordnung alphabetisch nach den Namen der Tiere getroffen ist. Sehr nützlich und für das Verständnis notwendig ist auch eine Erklärung der in den Texten vorkommenden Krankheitsnamen.

Der Nutzen des Buches ist mancherlei Art. In erster Reihe liegt er natürlich auf dem Gebiete der Volksheilkunde und damit zugleich auf dem der Geschichte der Medizin. Wie bedeutsame Rückblicke solche Kenntnis auf die allgemeine Kulturgeschichte gestattet, wurde schon erwähnt. Auch in sprachlicher und lexikalischer Hinsicht liefert das Werk viel brauchbares Material, wenngleich es sich da nicht mit Höflers Krankheitsnamenbuch messen kann. Als Anhang bietet der Herausgeber noch ein paar zusammenhängende Proben aus einigen der von ihm benutzten Handschriften und spricht davon, dass vielleicht

noch manches andere aus ihnen der Veröffentlichung wert sei; dessen scheint nach den mitgeteilten Stücken eine ganze Menge zu sein. Vor allem möchten wir da auf eine Gattung von Heilmitteln aufmerksam machen, die sich sicherlich in diesen Handschriften zahlreich vertreten finden, das sind die, die der Mensch oder der menschliche Leichnam selbst stellt (vgl. H. L. Strack, Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. 4. Aufl. 1900; Troels-Lund, Gesundheit und Krankheit in der Anschauung aller Zeiten. 1901 S. 151 ff.). Dass aber auch auf Gebieten etwas zu holen ist, wo man es am wenigsten erwartet, zeige ein Beispiel, das wir hier besonders hervorheben. Es ist die Volksdichtung. Denn nicht nur, dass sich eine ganze Anzahl gereimter Segen und Beschwörungen im bekannten Stile finden, wir begegnen in einem „Geschrieben Artzney-Buch" (C 1 b; Jühling S. 270—274) auch einem höchst interessanten Streitgedicht. Der Inhalt ist zwar nicht sehr fein, aber das 44 Strophen lange Denkmal zeugt von der ausserordentlichen Beliebtheit, dessen sich diese Form auch im 16./17. Jahrhundert erfreute. Als Probe setzen wir Ueberschrift und Anfang hierher: „Ein Kurtzweilig lied von einem Kue vnnd Bienen dreck, wie sie vmb das primat mit einander zancken vnnd ein ider das best wil sein, nicht weniger nutzlich als schimpflich, dann darinnen beyleuffig alles gemelt vnnd wor Zu sie in der artzney dienstlich. In dem tohn von Buchspärn vnnd Felbinger". (Vgl. Uhland, Volkslieder Nr. 9, Buchsbaum und Felbinger, und meine Geschichte des deutschen Streitgedichtes S. 38, 41 f.).

„Nun wollet ihr horen newe mehr,
Wie ichs gehort an alles gefehr
vonn Zweyen drecken, die Zanckten sich
vnnd krigten miteinander,
wolt keiner weichen dem andern.

Der Kuhedreck sprach, ich bin so fein,
mit Artzney thue ich hülfflich sein,
Wann sich eins brennet mit wasser, feur,
thut baldt mich warm auffstreichen,
der schmertz thut Zu Hand hin weichen.

Der Bienendreck sprach, ich bin so fein,
Wann einem der Hals thut offen sein,
der nem Honig vnnd brentt allein,
mit wein mus ers abrüren,
gegurglet, wird besserung spüren". u. s. w.

Das Verzeichnis der 160 vom Verfasser benutzten Quellenschriften ist nicht ganz vollständig, doch scheint nichts sehr Wesentliches übersehen zu sein. Eine Reihe weiterer Belege enthalten noch die schon genannten Bücher von Strack (S. 58 ff. und die dort angeführten Quellen) und Troels-Lund a. a. O. Auch die kurze Anzeige E. Hoffmann-Krayers im Schweiz. Arch. f. Volkskunde V, 131 ist zu vergleichen. Hermann Jantzen.

# Anzeigen.

Die Adresse des Vorsitzenden ist vom 25. März an: Universitätsprofessor Dr. Friedrich Vogt, Breslau IX, **Tiergartenstrasse 30.** Um Verwechselungen zu vermeiden, ist genaue und vollständige Angabe dieser Adresse auf allen Zusendungen erforderlich. — Der Schriftführer der Gesellschaft, Bibliothekar Dr. Hippe, wohnt Opitzstrasse 3, der Schatzmeister, Königl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Schweidnitzerstrasse 8.

Die **auswärtigen Mitglieder** werden gebeten, ihren **Jahresbeitrag für 1902** im Betrage von 2 Mark an den Schatzmeister der Gesellschaft unter obiger Adresse einzusenden. Sollte die Zusendung bis zum **1. April** nicht erfolgt sein, so wird angenommen, dass Einziehung des Betrages durch **Postnachnahme** gewünscht wird. — Wohnungsveränderungen wolle man alsbald dem Herrn Schriftführer mitteilen.

Von den Veröffentlichungen der Gesellschaft sind durch den Herrn Schriftführer zu beziehen: O. Scholz, Der Spinnabend zu Herzogswaldau, zum Preise von 80 Pf. — Dr. O. Pautsch, Grammatik der Mundart von Kieslingswalde. Ein Beitrag zur Kenntnis des glätzischen Dialektes, zum Preise von 1 M. 30 Pf.

**Nächste Sitzung:** Freitag, den 14. März, abends 8 Uhr, im Hörsaal XIV der Universität. Vortrag des Oberlehrers Dr. Jantzen: Volkskunde und Psychologie.

Die nächste Nummer der Mitteilungen wird im Mai erscheinen.

Schluss der Redaktion: 10. März 1902.

Buchdruckerei Maretzko & Märtin, Trebnitz i. Schles.

# Mitteilungen
der
## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde
herausgegeben
von
**F. Vogt.**

Jahrgang 1902. **Breslau.** Heft IX. № 4.




## Die Feuermänner.

Von **Dr. Kühnau.**

### 1. Wer sind die Feuermänner?

Aus Zinkwitz, Kreis Münsterberg, wird berichtet:

De Feuermänner sein de âla Schoffer, die obgeschickt wân und nischte nimmeh tauga. Wenn die anôchan un de kumma vu der Welt weg und de hoan de Leute geteifelt genucke, de loafa danôcherte rimm uff a Grânza un macha de Leute wilde als Feuermoan. Vgl. hierzu Mitt. I, 1, S. 46, wo die geizigen Pauern, die in ihrem Leben nicht genug gekriegt haben, als Feuermänner nach ihrem Tode umgehen müssen. Desgleichen ein Glöckner, der beim Einsammeln mit dem Klingelbeutel nicht „Bezahl's Gott“ gesagt hat. Hiermit übereinstimmend erzählt die Köchin Anna Hannig aus Patschkau nach den Mitteilungen ihrer Mutter: Die Feuermänner, das sind die Glöckner, die aus dem Klingelbeutel Geld genommen haben — oder auch die Bauern, die mit dem Pfluge vom Raine einen Rand abgefahren haben, um sich unrechtmässig ihren Besitz zu vergrössern. Nun müssen sie auf dem Raine als Feuermänner umgehen. Die Kautzen, unsere Milchfrau, erzählt: In Lobedau bei Patschkau habe ein Bauer ein Kreuz mit dem Kruzifix abgesägt. Der musste nach seinem Tode als Feuermann umgehen.

### 2. Wie sieht der Feuermann aus?

Immer wieder wird gesagt, der Feuermann brenne wie eine Schütte Stroh [1]). Mitt. I, 2, S. 105 hat er einen langen weissen Bart. Eingehender beschreibt ihn die Kautzen, unsere Milchfrau: Er habe keinen Kopf; denn die Flamme schlage um ihn zusammen. Aus allen Rippen brenne es ihm und züngele nach oben, unten aber sehe man, wie er schreite. Auch die Köchin Anna Hannig sagt, er habe keinen Kopf.

---

[1]) oder „lichterloh“, Mitt. I, 2, S. 105. Wenn ma vu Potschke uff Punsdruf (Patschkau nach Pomsdorf) giht, dô siggt ma salber a Feuermoan, wie a hallerlichtaluhn briet (Mitteilung aus Zinkwitz).

### 3. Wo und wann erscheinen die Feuermänner?

Wenn überhaupt Ort und Zeit angegeben werden, so sind es Felder oder Gründe[1]), durch die der Weg führt; es ist Nacht, namentlich die Zeit des Advents[2]), wo die Leute schon in aller Frühe in die Rorate gehen. Da erscheint der Feuermann und gesellt sich zu ihnen. Schuhmacher Joseph Becker aus Ober-Gostitz sagt: Als er einmal in die Rorate ging, da war's erst ganz finster, dann wurde eben der Himmel hell, und plötzlich war es um ihn her auf der Erde feurig, wie ein Feuermann. Derselbe erzählt von einem anderen Falle: Einmal ging er in der Adventszeit in die Rorate, es war noch so zeitig, dass niemand vor ihm sein konnte. Da hörte er drei Männer vor sich hergehen und sah, dass der mittelste eine Laterne hatte, aber sonst konnte er nichts von ihnen sehen. Plötzlich stiegen drei Sterne vor ihm auf, und die Männer waren weg. Da sah er wieder drei Männer über die Wiese herüberkommen, der mittelste war ganz rot und bei jedem Schritte schüttelte er sich, dass die Funken rum flogen.

Häufig steht irgend ein christlicher Gegenstand (Kapelle, Kreuz am Wege) in Beziehung zum Feuermanne. Der Feuermann, der bei seinen Lebzeiten ein Kreuz am Wege abgesägt hatte (s. o.), ging immer im Advent hin und her bis zu der Stelle, wo das Kreuz stand, und wieder weg. Anna Hannig erzählt: Früher stand hinter Leyfers (das Leyfersche, jetzt Menthelsche Grundstück auf dem Neisser Berge in Patschkau) eine Kapelle mit einem Bilde darin. Da kam manchmal ein Feuermann vom „Golgesberge“ (der Galgenberg befand sich dort, wo jetzt der Schlachthofteich liegt und ist abgetragen — der Name ist jetzt kaum noch bekannt) her bis zu der Kapelle.

### 4. Charakter des Feuermanns.

Der Feuermann wünscht als schwerer Sünder erlöst zu werden. Er kann aber nur Ruhe finden, wenn er durch Dienste, die er den Menschen leistet, sich „Bezoahls-îch-Gotte“ erwirbt und zwar so viele, als er nötig hat, um erlöst zu werden. Dann verlischt er. Solange die Menschen, denen er seine Dienste als Leuchte in der Finsternis anbietet, ihm entgegenkommen und ihm den schuldigen Dank am Schlusse aussprechen, ist er harmlos. Wird ihm aber kein „Gott-bezahl's“ gesagt, so geht er nicht von der Stelle, bis er seinen Lohn empfangen hat, oder er zündet das Haus an. Er ist immer erregt, was schon durch sein unruhig flackerndes Licht angedeutet wird, wird bösartig, wenn man ihn neckt, verfolgt die Neckenden und rächt sich durch Anzünden des Gehöftes oder gar durch Ver-

[1]) Einmal ein Wald, Mitt. I, 1 S. 105.

[2]) Schuhmacher Joseph Becker aus Ober-Gostitz sagt allgemein von den Zeiten, wo „solche Undinge“ erscheinen: Ueberhaupt in der Fasching, in der Faste und im Advent, da sieht man immer was, besonders am Freitage. Dann ganz besonders vom Gründonnerstage zum Karfreitage in der Nacht. Wenn ein Mensch in der Advents- oder Faschingszeit an solche „unrêne ôrte“ kommt, gleich hat er damit zu thun. — Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau sagt: Jitz hôt's nischte meh, 's kimmt nischte meh vür. Aber früher! Ne, wos hôt's dô fer „unzeite Dinge“ gehôt. Doas woar, weil ma immer „zer Unzeit“ ûfwoar: im zwêe, im dreie sein mer doch schunt furtgemacht. Mit Unzeit meint sie also Nachtzeit, wo sonst die Menschen schlafen.

brennen des Menschen. Er schüttelt sich freudig oder auch unwillig, dass die Funken umherfliegen.

Aus Zinkwitz wird ganz allgemein berichtet: De Feuermänner silla, wenn se ên traffa, mît-êm gihn bis hêm, un wenn se sein mît bis hêm ganga, silla se asu lange ver der Thîre worta, bis ma sich bein-a bedanka thutt. Thutt ma sich nê bedanka, sust zinda se êm oan. Anna Hannig aus Patschkau beruft sich auf ihre Mutter, die viel von Feuermännern zu erzählen wusste. Es habe früher viel Feuermänner gegeben, sie hätten gern den Menschen geleuchtet, denn sie wollten, dass man sich bei ihnen bedanke mit den Worten: Bezoahl dersch Gott, lieber Feuermann, so viel moal, wie de's noch nötig hust. Dann war er erlöst. Sagte man aber bloss: Gott bezahl's, oder Gott bezahl's vielmal! — da war er nicht erlöst und musste weiter umgehn. So ist es Anna Hannigs Mutter auch einmal gegangen, wie sie jung war. Da hatte ihr der Feuermann bis nach Hause geleuchtet, und sie hatte bloss gesagt: Gott bezahl's! Da war der Feuermann fortwährend ums Haus herumgegangen, bis ihre Mutter sie wieder hinausschickte, zu sagen: Bezahl's Gott, lieber Feuermann, so viel mal, als du's noch nötig hast. (Vgl. auch Mitt. I, 1 S. 105.)

Häufig begnügt sich der Feuermann mit einem einfachen „Gott bezahl's". Ein junger Mann, so erzählt meine Schwiegermutter, geborene Münsterbergerin, hatte bei seiner nächtlichen Wanderung über Land schon von weitem einen Feuermann flackern gesehen. Ohne zu denken, dass er Ernst machen könne, hatte er ihn angerufen, er solle leuchten. Im Nu war der Feuermann da und flackerte immer vor ihm her. Vor dem Hause erhielt er sein „Gott bezahl's" von dem ängstlich Folgenden, und im Augenblick war er fort. — Wenn man aber nicht „Gott bezahl's" sage, so erklärt meine Schwiegermutter, dann schüttelt er sich, dass die Funken stieben, und der Mensch muss verbrennen.

Die Kautzen erzählt: Wenn die Leute in Lobedau nachts Wasser holen gingen, da leuchtete ihnen immer der Feuermann. Kamen sie dann nach Hause, so ging er mit, ging aber vor dem Hause immer auf und ab, bis sie sagten: Ich dank dir, Feuermann! — Da sagt Anna Hannig: Gott bezoahl dersch, lieber Feuermoan, so viel mal, als de's noch nötig host — so muss man sagen.

Besonders gern leuchtet der Feuermann Leuten, die eine Radwer fahren, das Rädchen zieht ihn an.

Anna Hannig erzählt: Der Vater meiner Mutter war aus Alt-Patschkau, und da musste er manchmal nach Patschkau zur Mühle fahren. Wenn er nun hinten herum fuhr (um nicht den Umweg durch die Stadt zu machen), früh morgens im Finstern, da kam manchmal ein Feuermann. Und wenn er ihn sah, da rief er ihm zu: Bîs gebâten, Feuermann, und leucht mer. Und da ging er immer vor ihm her und leuchtete, sich immer im Kreise drehend, vor dem Rädel her bis ans Thor vor der Mühle, dann blieb er zurück. Dann rief ihm der Grossvater zu: Bezoahl dersch Gôt, lieber Feuermann, so viel môl, wie de's noch nötig hust. Da schüttelte er sich (es musste vor Freude sein), dass die Funken flogen und verlosch. Er war erlöst. — Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau erzählt: Ihr Vater sei einmal nach der Mühle um Mehl gefahren, und weil der Müller für

viele zu mahlen hatte, so sei es spät geworden, ehe er von der Mühle heim kam. Es war um 12 Uhr. Und wie er so im Finstern dahinfährt, plötzlich erscheint der Feuermann vorn am Rade der Radwer. Der Vater erschrickt zwar, fasst sich aber bald und sagt: Bîs ock gebata, lieber Feuermann, und löcht mer. Und weil a-n nu gebâta hotte, dô ginge der Feuermoan vir-n hâr, immer beim Radla eim Krêse rim und löcht-n Voater bis eis Höfla. Ich woar a Madel vo 10 Joahrn und mer woarn mit der Mutter ufgeblîn, weil mer wullda ûf a Voater worta. Wie a nu koam, dô holf mer-n obloada, und underweile ginge der Feuermoan immer ver der Hausthire hî und hâr. Ich sah's nôch, wie a brannte, asu huch wie anne Schütte Struh. Wie mer nu olls reihotta, dô sahn mer bei a Faustern immer noch a Feuermoan hî- und hârgihn. „Huste dich denn bedankt?“ soagt de Mutter. „„Ne! Gih ock du naus und bedank dich, ich fercht mîch““. „Doas giht ni, du musst gihn, immer wâr-n gebâta hôt, mûss sîch bedanka — doas hilft nischt“. Nu giht der Voater naus und soagt: Ich dank der ôch, lieber Feuermoan, doss d' mer gelöcht hust. „Doas wullt' ich blûss“, soagte der Feuermoan, ginge dreimôl eim Krêse rim un verschwond.

Necken macht den Feuermann böse. Auch Fortlaufen setzt ihn in Erregung. Die Kautzen erzählt: Sie war „fufzentholb Jôhre“ alt und diente beim Pauer in Lobedau. Dort ging immer ein Feuermann um, der zu seinen Lebzeiten ein Kreuz am Wege, mit dem Kruzifix daran, abgesägt hatte und zur Strafe dafür nach seinem Tode umgehen musste. Da ist sie einmal mit dem Pauer und andern Leuten hinausgelaufen, wo der Feuermann immer hin- und herging, bis zu der Stelle, wo das Kreuz stand, und wieder weg. Es war im Advent. Er flammte immer auf und ab. Sie aber war voreilig und rief dem Feuermanne zu: Feuermann, zünd mer a Hindern an. Da bekam sie aber auch schon von ihrem Pauer eine Ohrfeige, dass sie nie mehr mit hinausgegangen ist. „Understeh dich und soa noch amôl so wos“, sagte der Bauer. Der Feuermann, meinte er, könnte hereinkommen bis auf den Hof und könnte immer ums Haus herumgehen. Wer würde da hinausgehen wollen?

Anna Hannig erzählt: Meine Mutter, wie sie noch jung war, diente sie beim Bauer in Baumgarten bei Frankenstein. Und wie sie einmal spät in der Nacht von Frankenstein nach Hause geht, da kommt sie bei den sog. „Schanzen“ vorbei, das sind Erdwerke aus alter Zeit. Da sieht sie eine Laterne drüben immer hin- und hergehn, wie wenn jemand den Weg verloren hätte. Sie hebt die hohlen Hände an den Mund und schreit hinüber: Hier geht der Weg, ihr Leute, kommt ock rüber. Und da kommt das Licht immer näher und wird immer grösser, da warsch der Feuermann. Nu hat sie's mit der Angst gekriegt und ist fortgelaufen und hat dabei die Jacke und eine Butterschniete verloren. Und der Feuermann immer hinter ihr her, bis er zu einem Kreuze kam. Da ist das Licht plötzlich stehen geblieben und ist zusammengeschrumpft zu einem ganz kleinen Stümpel. Wie sie's nun zu Hause erzählt hat, da hat die Bauersfrau geschimpft, dass sie fortgelaufen ist. Sie hätte den Feuermann erlösen können.

Frau Meisel erzählt: Als sie einmal Sechswöchnern war, sei sie mit mehreren Frauen durch das Thal zwischen Glumpenau und

Woitz[1]) gegangen. Sie hatte einen Grünzeughandel und trug Ware bei sich. Es war schon spät geworden. Da sahen die Frauen den Feuermann wie eine grosse Schütte Stroh brennen. Sie erschrak um so mehr, weil sie Sechswöchnerin war und als solche jedem Spuk mehr als andere Menschen ausgesetzt war, aber die Frauen trösteten sie, sie solle nur in der Mitte des Weges gehen und sich auf dem „Deichselsta'gla" halten. Auch kam er nicht über den Graben herüber, der am Wege entlang lief. Als aber der Feuermann in rascher Wanderung näher kam, fing sie an vor Angst zu laufen und verlor ihr ganzes Grünzeug, das ihr die Frauen wieder auflasen. Aber über den Graben konnte er nicht, und als endlich der Weg davon abbog, da blieb er stehen, schüttelte sich, dass die Funken stoben, ging dreimal im Kreise herum und erlosch.

---

Schon stark mit christlicher Anschauung durchtränkt ist eine Erzählung aus Langenbielau. Einst war der Vater in einer Familie gestorben, und nun erschien er den ersten Abend über und über brennend und sagte, er sei im Fegefeuer, man solle für ihn beten. Das geschah. Am zweiten Tage brannte er schon weniger und so fort, bis er durch Gebet von seinen Qualen erlöst war.

---

# Aufsuchen eines Ertrunkenen durch schwimmendes Brot.

Zu dem Aufsatz von Dr. Kühnau über Wasserdämonen — in den letzten Mitteilungen S. 19 ff. — speziell zu dem Aufsuchen der Leiche durch Brote, bemerkt Herr Privatdocent Dr. Wünsch, dass Mark Twain dieselbe Sitte für die Ufer des Missisippi bezeugt. In der deutschen Uebersetzung seiner Werke (Stuttgart, Robert Lutz, 1892 ff.) heisst es Bd. I S. 127: „Sie nehmen auch grosse Brote und stecken Quecksilber hinein und lassen die schwimmen, und die schwimmen dann grad drauf los, wo ein Ertrunkener liegt, und halten da an, damit man ihn findet". Bd. II S. 53: „Da fiel mir auf einmal ein, dass die Leute Quecksilber in einen Brotlaib zu stecken pflegen und den ins Wasser werfen, weil sie sagen, der treibe alsdann direkt auf den toten Körper zu". Ob das wohl von deutschen Einwanderern dorthin mitgenommen ist? —

---

# Volkslieder aus Ziegenhals.

Mitgeteilt von **Aug. Görlich**, Breslau.

### Bruchstück eines Lügenmärchens.

1. Es hått a Weib rute Schuhe ån,
   Se håtte niemandan nischt zeläde gethon,

[1]) Es ist das eine der Stellen, die der Volksglaube als nicht geheuer bezeichnet. Meine Schwiegermutter hat einmal in diesem Grunde einen unheimlichen schwarzen Hund vor sich her laufen sehen, der erst verschwand, als sie sich Woitz näherte.

Zerträt äne stänene Brecke.
Die Mecke, die stusste a Rottorm ei,
Do geschog a gruss Ungelecke.

2. Es hått a Pauer a Schwein geschlacht,
A håtte de Därmer zu korz gemacht,
Se wollda halt går nie langa,
Dås äne, dås wår a entsetzlicher Dårm,
A langte femf mol em a Torm,
Ond sieba mol em a Manger.

3. Dr Bäckerschknecht ond die Fladermaus,
Die håtta mitnander änn grussa Strauss
Woll fier dam Ufaloche.
Die Fladermaus zug a Sabel raus,
Dr Bäckerschknecht hott sich verkrocha.

---

## Wiegenlied.

1. Mä, Lammla, mä!
's Lammla ging eis Hä.
Wärsch Lammla nie eis Hä geganga,
Do hätt's dr Wolf nie ufgefanga.
Mä, Lammla, mä!
's Lammla ging ei's Hä.

2. Mä, Lammla etc.
Es stisst sich ån a Helzla,
Wie wieh tutt ihm dås Pelzla.
Mä, Lammla etc.

3. Es stisst sich ån a Stöckla,
Wie wieh tutt ihm dås Köppla.

4. Es stisst sich ån a Stänla,
Wie wieh tutt ihm dås Bänla.

5. Es stisst sich ån a Streichla,
Wie wieh tutt ihm dås Beichla.

6. 's Lammla gieht ei's Kieferpeschla,
Lammla, låss dich nie drwescha! u. s. w.

---

## Kinderlieder.

1. Punne, punne, pause!
De Kitsche is' nie ze Hause;
Se is amol zm Nopper ganga,
Se wiel-r risch a Meisla fanga.

2. Hellabänkla, Hellabänkla
Stieht nie weit vum Ufa.
Foll ich ronder, foll ich ronder,
Bien ich nech meh druba.

3. Henda-nemm ond vorna-nemm
   Zu dam tomma Scholza.
   A wår amol ei a Born gefålla,
   Ma hort-a drenne gronza.
4. Wås gebbt mr mei Våtr,
   Wenn ich heiråta thu?
   A poor ale Ocksa
   Ond äne schwårzbraune Kuh.
5. Schneidrmadla, Schneidrmadla,
   Fleck mr meine Strempe!
   Henda a Fleckla, vorna a Fleckla,
   Metta-nei dås schinnste!

## Scherzaufgaben und Rätsel.

1. Anderthålbes ond anderthålbes ond zwee ond dreie ond drettehålbes (schnell zu sprechen), wieviel ist dås?
2. Elf ale Weiber, drei Mandan ale Schneider, drei Ziega ond a Book, dås macht zesåmma — a Schook.
3. Es kom a Mån mit Wieta;
   A håtte sieba Schlieta,
   Jeder Schlieta sieba Fade,
   Jedes Fad sieba Reiter,
   Jeder Reiter sieba Weiber,
   Jedes Weib sieba Kender,
   Jedes Kend sieba Åmma.
   Wieviel wårn-r dås zesåmma?
4. Welches is ei dr Kerche de kältste Stelle?
   Antw.: Vu der Sackristei bis zm Altåre; denn do behällt dr Fårr 's Kappla of-m Koppe.
5. Welches Tier hat die gröbsten Eltern?
   Antw.: Das Kalb; denn sein Vater ist ein Ochse und seine Mutter ein Rindvieh.
6. Warum baut man neue Häuser?
   Antw.: Weil die alten keine Jungen haben; sonst würde man sich ein junges gross ziehen.

## Spottreime auf Namen.

Franzla soss of-m Bratla
Ond fleckt-m seine Schuh:
Do kom a schwårzbraun Madla
Und sog-m emmer zu.
„Franzla, wellste heiråta,
Heiråt och miech.
Ich hå ju noch 6 Dreier,
Die ga ich hien fier Diech.
Drei mol drei is neine,
Franzla, du best meine“.

Hannes, Påt-Hanes,
Du picklicher Geier;
Wärschte nie picklich,
Ich nehm dich zm Freier.

Liesla, Liesla, Schlenkerbän,
Gieht die ganze Nacht nie häm.

Wiesla,
Koch Kliessla,
Koch 3 Steckla Fläsch!
Koche mir äs,
Koche dir äs,
Koche Hånsjärglan käs.

---

# Gründonnerstaggebräuche in Gallenau, Kr. Frankenstein.

Von **P. Grosser**, Löwen i. Schl.

Bekanntlich verbietet die kath. Kirche das Läuten der Glocken in den letzten 3 Tagen der Karwoche, und zwar vom Gründonnerstage Vormittag bis Ostersonnabend Morgen (einschliesslich). An die Stelle des Glockengeläutes tritt das Geräusch der Klappern, welches den Ortsinsassen den Morgen, Mittag und Abend verkünden soll. Des Vorrecht, an den genannten Tageszeiten das Dorf durchziehen zu dürfen, um durch das Klappern den angegebenen Zweck zu verwirklichen, besitzen die erwachseneren Schulknaben, etwa vom 9. Jahre aufwärts.

Jedenfalls als Entschädigung für ihre Mühewaltung besteht nun bei uns und in den umliegenden Ortschaften die Sitte, dass die „Klopperjonga“ am Gründonnerstage Vormittags einen Umgang bei den Wirtschaftsbesitzern halten und dabei diverse Gaben: Geld, Eier (rohe und gefärbte, sogenannte „Molâer“) und „Bägel“ (Schaumbägel und Wosserbägel) sammeln.

Nachdem schon Wochen vorher sich die Knaben über einen Anführer, gewöhnlich einen der ältesten Ministranten, einig geworden sind, beruft derselbe alle voraussichtlichen Teilnehmer an einem Sonntag Nachmittag in seine väterliche Behausung, um „das Grindornschtichlied zu üba“; diejenigen, welche „Bägelkärbe“ und Eierkörbe (mit Siede oder Spreu gefüllt) zu stellen haben, werden vornotiert; auch eine verschliessbare Sparbüchse muss beschafft werden. Sind diese geschäftlichen Angelegenheiten erledigt (und das dauert gewöhnlich nicht lange, denn das Lied: „O Lamm Gottes unschuldig etc.“ kennt man vom Gottesdienste her), so belustigt sich der Knabenschwarm recht ausgiebig durch Jagdspiele im Garten, Verstecken in den leeren Bansen der Scheune u. s. w. Am Vormittage des Gründonnerstages begeben sich nun die Jungen nach beendigtem Gottesdienste, jeder Teilnehmer mit einer Klapper, manche mit einer Schnurre ausgerüstet, die bestellten Eier- und Begelkörbe zwei und zwei tragend, in die Schule. Dort wird auf die Ministranten gewartet, welche an diesen Tagen etwas länger Dienst haben; die Geldbüchse wird verschlossen, der

Schlüssel auf den Katheder des Lehrers gelegt, und sobald alle vollzählig beisammen sind, marschiert die Schar paarweise hintereinander gehend los. Ist man bei der ersten Wirtschaft angelangt, so begiebt man sich in den Hausflur des Wohnhauses und grüsst; „Gl'ob sa's Chrêst zom Grindornschtiche!" Nach verklungenem Grusse beginnt der Chorus das genannte Lied: O Lamm Gottes etc. zu singen. Unterdessen haben die Hausbewohner gemerkt, dass die „Klopperjonga" da sind. (Bettelnde andere Kinder werden zuweilen wegen der Unzahl, in der diese die Wirtschaften gerade an diesem Tage heimsuchen, abgewiesen.) Mit freundlicher Miene reicht die Hausfrau, oder der Hausherr, oder gar eines von den kleinen, noch nicht schulpflichtigen Kindern des Hauses den Wartenden die schon bereit gehaltenen Gaben: 2, 3 oder 4 Eier, ein oder mehrere Gebündel Begel, und einen kleinen Geldbetrag, vielleicht 10, 20 oder 30 Pf., bei ganz Wohlhabenden dürfte wohl gar ein Fünfziger abfallen. Berichterstatter erinnert sich noch heute mit vielem Vergnügen an die Ehre, dass er als 4-, 5- und 6jähriger Bengel den Klapperjungen ihre Geschenke überreichen durfte.

Was die Gaben im besondern anbetrifft, so ist folgendes darüber zu sagen:

Die Eier werden meist mit Zwiebelschalen, junger Saat, gekauftem Farbholze etc. gefärbt, vom tiefsten Schwarz bis zum schönsten Rot; auch rohe, also ungefärbte und ungekochte Eier kommen zur Verteilung. Die „Bâgel" werden schon wochenlang vorher von hausierenden Bäckern und Semmelweibern feilgeboten. Sie sind aus Semmelteig hergestellt und zu Ringen von 6 bis 8 cm Durchmesser gebogen; im Geschmack gleichen sie den Salz- und Kümmelbretzeln, welche man zur Zeit auf den Stammtischen der Gasthäuser vorgesetzt bekommt; ein Gebündel zu 10 Pf. enthält gewöhnlich 24 Stück. [Dem Namen liegt das altdeutsche boug, Ring, zugrunde. V.]

Ist der Geldbetrag unter Aufsicht der Umstehenden wirklich in die Büchse gewandert, sind die Eier in die mit Siede gefüllten Körbe und die Begel auch in ihre bestimmten Körbe gethan worden, so verlässt die Knabenschar mit dem Grusse: „Bezôhl 'sa Gôt!" die Wirtschaft, um beim Nachbar das Spiel von neuem zu beginnen. Merkwürdigerweise müssen die mitgebrachten Klappern in strengster Ruhe gehalten werden. Nur ausnahmsweise fordert mancher Besitzer die Jungen auf, nach Empfang der Geschenke auch einmal tüchtig zu klappern, welchem Begehren selbstverständlich mit dem grössten Eifer nachgekommen wird.

Es ist mittlerweile 11 Uhr geworden, und das Dorf ist abhausiert. Die jugendliche Gesellschaft begiebt sich wieder in das Schulzimmer, um die Verteilung des Gesammelten vorzunehmen. Der Lehrer wird gerufen, um die Geldbeträge selbst zu verteilen. Die übrigen Gaben werden aus den Körben auf die wagerecht gelegten grossen Wandtafeln ausgeschüttet und durch die ältesten Teilnehmer so verteilt, dass die kleineren weniger bekommen, als die älteren. Im allgemeinen empfängt ein kleiner Knabe wohl an 2 bis 4 Eier, 30 bis 40 Stück Begel und obendrein 20 oder 30 Pf. in barem Gelde. Die älteren Knaben bekamen zu meiner Zeit 5 bis 8 Eier, 40 bis 70 Begel und 40 bis 70 Pf., die Ministranten von jeder Sorte noch eine Kleinigkeit mehr. Uebrigens kam es den jüngsten weniger auf die Grösse ihres Anteils an, vielmehr wurde das Mitgehendürfen schon als hohe Ehre angesehen. Wer sich auf irgend eine Weise bei den An-

führern missliebig gemacht hatte, oder von dessen Eltern man wusste, dass sie nichts geben, der wurde vom „Grindornschtichgiehn“ ausgeschlossen. Die Klapperjungen mussten dann auch auf ihrem Sammelgange jene Wirtschaft meiden, um nicht Schelte oder gar Thätlichkeiten einzuheimsen.

Auf dem Nachhausewege trieb man allerhand Neckereien, und so kam es denn hin und wieder vor, dass von den Eiern, die man in den Taschen oder in einem „Schnupptüchla“ trug, ein ungekochtes einen Knix bekam und auslief. Da es unterdessen 12 Uhr geworden war, so benützte man den Heimweg, um noch „Mettich zo kloppan“ (Mittag zu klappern). Dieses, sowie jegliches Klappern wurde durch geeignete Armbewegungen und Schwenken der Klapper taktmässig ausgeführt und klang: Eins, zwei, dreierlei; — eins, zwei dreierlei u. s. w.

Allmählich zerstreuten sich die Klapperjungen, indem jeder bei seiner Behausung vom ganzen Haufen abschwenkte. Das Niederdorf bekam auf diese Weise vom Mittagklappern nicht viel zu hören. Anders gestaltete sich das Abendklappern. Schon mit schwindendem Nachmittage fanden sich die „Grindornschtichjonga“ an einem verabredeten Orte z. B. bei Mânda Brêcke, oder beim „Pohl'a Teiche“, oder beim „Ruhrteiche“ ein; auch solche Jungen, welche vormittags sich nicht am Umgange beteiligt hatten, konnten es sich nicht versagen, wenigstens beim Klappern dabei zu sein. Der Hauptzweck war nun neben dem Klappern, besonders wieder ein tolles Jagen, Fangen, Soldaten- und Kriegsspiel loszulassen. Mit beginnender Dunkelkeit endlich setzte sich die ganze Rotte in Bewegung und durchklapperte das Dorf vom Ober- bis zum Niederdorf auf dem Rhythmus: eins, zwei, dreierlei — eins, zwei, dreierlei. Ganz ähnlich verlief das Klappern am Karfreitag-Mittag und -Abend.

Bedeutend schwächer besucht war das „Ave-Klappern“ am Freitag und Sonnabend früh; denn wegen der allzufrühen Zeit (5 oder ½6 Uhr morgens) waren die meisten noch in den Federn. Ja selbst der Anführer fehlte wohl manchmal, er wurde dann dadurch herauszutreiben versucht, dass sich die Erschienenen vor seiner Behausung aufstellten und ihn durch andauerndes Klappern zum Aufstehen bewegten.

In der geschilderten Weise wird das Gründonnerstaggehen und das Klappern noch heute gehandhabt. Zu meines Vaters Zeiten — vor 45 bis 50 Jahren — hatte man statt der Begelkörbe eine Bêgelschnur. Es war eine leicht zusammengebundene lange Schnur, welche von der ganzen Schar über die Schultern laufend getragen wurde. An sie wurden die erhaltenen Bêgel jedesmal aufgereiht.

---

In unserem Dorfe Gallenau — oder wie der Volksmund sagt: Gollnau — ist teilweise die Ansicht verbreitet, dass die Blumen „vôlle“ d. h. gefüllt werden, wenn man sie in der ersten Frühjahrsvollmondnacht umsetzt. Ich habe selbst mehrmals als Junge meine Schneeglöckchen aus dem Garten ausgegraben und zur angegebenen Zeit an eine Stelle daneben umgepflanzt, in der Meinung, sie würden nächstes Jahr „vôlle“ blühn, doch selbstverständlich vergebens; sogar das Umpflanzen an einem Frühjahrsvollmonde, welcher auf den Gründonnerstag traf, half nichts.

---

Der Gründonnerstag ist in Gallenau für die Kinder insofern noch ein bedeutungsvoller Tag, als er ihnen ein Geschenk vonseiten ihrer Paten in Aussicht stellt. Am genannten Orte besteht die Sitte, dass die Paten ihren heranwachsenden Täuflingen um Ostern den „Grindornschtich“ bringen. Weil aber die Erwachsenen wegen der „Sotz't“ (der Saatzeit) und wegen des grossen Frühjahrsreinemachens nicht Zeit haben am Gründonnerstage selbst zu kommen, so erscheint gewöhnlich am Nachmittage des ersten oder zweiten Feiertages, vielleicht auch erst am weissen Sonntage die „Luxapôte aus der Labnetz“ (Laubnitz bei Camenz), die „Scholzpôte aus Mâberschdroff“ (Maifritzdorf) und der „Amand-Vetter aus der Plohmz“ (Plottnitz bei Reichenstein).

Jeder Pate ist versehen mit einem grossen Handkorbe, den er mit den Worten: „Ich brâng amol a Kindan ihrn Grindornschtich“ den harrenden Kleinen übergiebt. Artig und wohlerzogen müssen diese erst „Bezohl's ich Gôt“ (Bezahl's Gott) sagen, und dann kann das Auspacken beginnen.

Die Geschenke bestehen aus Bäckerwaren und sind so eingeteilt, dass auf jedes Patchen gleichviel kommt. Da giebt es zunächst für jedes eine 30 cm lange geflochtene Milchsemmel, je ein Gebündel Schaumbêgel und ein Gebündel Wasserbêgel; jedes erhält ein „Usterlammla“ aus Kuchenteig in einer Form gebacken, mit Augen von Rosinen und Ohren von Mandeln; desgleichen kommt auf jedes Kind ein grosser brauner und ein grosser rotbemalter Pfeffermann, auch wohl je eine Pfefferkuchenuhr mit Papierzifferblatt; ferner ist nicht vergessen je ein grosses Pfefferkuchenherz und diverse kleine „Zockerfeschla“ unter denen regelmässig ein Thaler aus gegossenem Zucker dabei ist.

Der Besuch wird bei dieser Gelegenheit mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Der Viehstall wird eingehend besichtigt und viel „Gelêcke“ dabei gewünscht. Nachdem man noch ein Stück auf dem Feldwege hinausgegangen ist, um die „Soota“ anzusehn, begiebt sich der oder die Pate beizeiten auf den Heimweg, denn sie will noch zum „Verrêchta“ (d. h. zum Vorrichten des Abendfutters für das Vieh) zu Hause sein.

---

## Dar „Gesellschaftsball“ aim Duhrf.

In oberschlesischer Mundart *) erzählt von Helene und Anna von Rudzinski.

De Mariehann[1] un de Anne sproachte mit dr Tahnt[2], diede off Besuch do wor. Un do säht de Mariehann: „Tahnt, wir taanze[3] hier a[4] viel aim Duhrf. Ei dam[5] Fasching wor schon viermol Muhsich[6]. Zuerscht a Hochst[7], un bei Kannewischers hotte de Gipshackern ihrn Gipsball, un bei Franzes unde, do wor Maurerball. 's hotter[8] hier gazer[9] viel Maurern, un se hon zujohr[10] eim Sommer ei der Fremt[11] verdinnt[12], un do hielde[13] se eim Fasching ihr Vergnieje“.

„Da habt Ihr wohl auch schon fleissig getanzt?“ frägt darauf die Tante.

---

*) aus Dirschel bei Katscher, Kreis Leobschütz.

[1] Marie-Johanna. — [2] Tante. — [3] tanzen. — [4] auch. — [5] diesem, dem. — [6] Musik, hier Ball. — [7] Hochzeit. — [8] Es hat. — [9] gar zu, gar sehr. — [10] voriges Jahr. — [11] Fremde. — [12] verdient. — [13] hielten.

„Ok[14] amol[15] bei Juranekes, dort wor de noble Muhsich. Dort wor 's erschtemol dar Gesellschaftsball, erscht jänn[16] Tahg, wr san hait noch mied dervon“[17].

„Ach das müsst Ihr mir ausführlich erzählen“, unterbricht da die Tante, „das interessiert mich“.

Die Mariehann will davon aber nichts wissen: „Ich ho dos Maulwerk nich derzu. Oder[18] Anne, derzahl[19] Du's ok dr Tahnt, du brattst[20] dos besser“.

Na de Anne ziert sich a wing un schahmt sich, oder dernochtern[21] derzahlt ses doch.

„'s wor om Montich[22], wr worn grod[23] ai[24] dr Käch[25], do kom dr Richli rai. Dar is a Maurer, oder wenn zun Feiertahg bei Juranekes viel Gäst sein, do macht'r dort a de Bedinnung.

Ar brocht a Schreiwe[26] mit, do stand geschriewe, doss off dar Mietewoch[27] an Gesellschaftsball is aim Kratschem[28] bei Juranekes. War de mithalde will, dar sell sich offschreiwe[29]. 's worn a schon viele Nome druff, a vom Richter[30], oder dam's Schreft wor a so zettrich[31] und de Mariehann sät[32] glei, dos glavt[33] se nich, doss har[34] dos salwerscht[35] geschriewe hot. Har schreivt gozer gut, drimm[36] hon sen etz gewiess a zum Amtsvorsteher genomme. Wir hon en dernochtern a bal gefräht[37], har säht oder, 's hot schon sei Rechtigkeit, har hot mimm Gehpel[38] gedrosche und derwail 'r hindera Fahrt[39] ganga is, hot 'r underschriewe, und do wurds hol ni besser.

Herres[40] hotte noch nich gezaicht[41], der Richli säht, dr Owerleutnant will erscht sahn, ob a de Liehrern[42] komme warn, doss sai zwe Madlen a waan zun taanze hätte, de ondre Monn die müsse doch zumaist mit ihre Weiwer[43] und Schwastern taanze. Pauerfrank[44] fahlt a noch, und baim taanze und arranschiern bratt dar's schon dam beste. Unsre Mutter säht oder, die warn schon komme, ihr Madlen, do wart'r holt a giehn. Ihr konnt Euch nochmittich die Klader[45] offbäjeln[46] und richte, se warn vo dar Kirmess[47] har wol noch rain sain. O nai[48], sähte wir oder[18], und de Mariehann maint, se müsst sich dan Krauserook dichtich[49] auswosche. Off dr Krmess wollte a poor junge Karlen[50] ihr amol schanke[51], wie's bei uns schon a so Mohd[52] is, und derbein hon se ihr an halwe Borschtel[53] Kirsch, gemischt met Stonsdorfer, droff gosse.

Dernochtern[21] hon wr ä ganze Tag vo nischt geradt, wie vom taanze. Dr Voter hot schon geschempft, und gesäht, erscht müsste wir fleissich Mist offlode[54], dar muss zevor[55] noch raus.

Om Dinstich[56] worn wr bein dr Fläscherin, und die hot derzahlt, 's

---

[14] nur. — [15] einmal. — [16] vorgestern. — [17] müde davon. — [18] oder wird sehr oft statt aber gebraucht. — [19] erzähle. — [20] breitest, kannst. — [21] nachher. — [22] Montag. — [23] gerade, eben. — [24] in. — [25] Küche. — [26] Schreiben, Kurrende. — [27] Mittwoch (auf der). — [28] Kretscham, Gasthaus. — [29] aufschreiben. — [30] Gemeindevorsteher. — [31] zittrig. — [32] sagt. — [33] glaubt. — [34] har, auch ar = er. — [35] selbst. — [36] darum. — [37] gefragt. — [38] Göpel. — [39] Pferden. — [40] Die vom Herrn. — [41] gezeichnet. — [42] Lehrer. — [43] Weiber. — [44] Bauer Frank. — [45] Kleider. — [46] aufbügeln. — [47] Kirchweihfest. — [48] nein. — [49] tüchtig. — [50] Kerls. — [51] schenken, Branntwein anbieten. — [52] Mode. — [53] vierkantige gläserne Schnapsflasche von 1 Liter. — [54] aufladen. — [55] zuvor, vorher. — [56] Dienstag.

warn virze Poor komme, de Juranekin hot fer zwanzig Lait Schnitzlen und a Broatwürschtlen beschtallt[57].

Off dr Mietewoch frieh, do kom dar Richli noch amol ohasse[58]. Ar säht a, de Zauchzer[59] Musikantern, die a so gut schpiele braite, sain a beschtallt. Dr Juranek hot off dr Post schon ain Aperat[60] rei geschproche, se selle sich glei[61] de naiche Inschtrementern mitbringe, dass se ok guht schpiele könne.

Underwahrenddam[62] hon wr fleissich genaht und gebäjelt, und off amol kom dr Owet[63]. Und um a sexe rimm, do giengte wir zwai niewer[64] zu Juranekes ain Soal[65]. Dort taanzte se schon, und do wurd's uns bal worm, denn ai dam viele Schnee worn unsre schaschere[66] Schuch noss gewurda und's wor uns schont kahlt. Dar Soal wor a sofil schieehn offgeputzt, off da Wändt worn Blumme und Fahndlen und Bildern vom Kaiser und saner Fraa[67], und vo dr Däck[68] hienkte[69] lauter grieene Kranz vo Fächteästlen[70] runder und a acht Laampe, die briehte[71] schon, und off dam erschte Teesch[72] owe[73] brieht a a[74] Kieerz[75], dort sellte dr Richter und de Liehrern sitze, und do koonte se sech dron de Cigarlen gut ohrachern[76].

Etz[77] kom a dr Scheeferdecker[78] mit ihr, Lerchetones und ihre Schwastern, und a Fräule vo Neinkärch, ihr Voter wor amol Adjevant[79] ai Duhrf, und Lisses aus em Owerdurf[80]; sie wor aso halv[81] herrschaftlich ohgezähn[82], se hot an keilich geschnitte Rook ohn[83], se is a vo Neinkärch; und Protzerandreses Sohn mit dr Schwaster. Se dinnt[84] schont lang, noch hinder Tropp[85]. Se wor gozer fain ohgezähn und hot a roote Parleschnur uma Hals.

Dr Richter kam a mit ihr, se gieeht a schtähtsch[86], weil se vo Lang'naa is, und se hot a schieene schworze Sommt-Dallije[87] und a grosses goldiges Kreizle. Dr Briefträhjer[88] vo Rieentz[89] wor a do mit dr dicke Feem[90], die ar heiern[91] will. Sie is a schieenes Madle und liehrt[92] an Kindern schtricke ai dr Mittelklass. Paurfrank wor a do und sie, wos Juranekes Tochter is, wor a schieehn ohgezähn.

Dernoochtern komte die Liehrern. Dr naie Schulmaaister hot an sette Nome, dan mr aim ganze Durf noch nich gehiehrt[93] hot. De Schulmaaistrin hot an schworze ganzsaidne Rook ohn und a blooe Dallije und a goldiges Keetle[94] üm. De Liehrern hote sette schieene Braitrichs[95] Onzeech[96] und waisse Schliepse und Hantschke[97]. Und a der junge Liehrer vo Lipte[98] kom. Dar hot oder gorni[99] getaanzt, har muss wohl nich braite.

Wir hotte schon a siewe[100] Schtäklen[101] getaanzt, do kom erscht

---

[57] bestellt. — [58] anheissen, auffordern. — [59] Zauchwitzer. — [60] Telephon. — [61] hier nicht gleich, sondern etwa: wie man hört, wie es sein soll, on dit, kommt öfter vor. — [62] Unterdessen, währenddessen, indessen. — [63] Abend. — [64] hinüber. — [65] Tanzsaal. — [66] schwarze Zeugschuhe. — [67] Frau. — [68] Decke. — [69] hingen. — [70] Fichtenäste. — [71] brannten. — [72] Tisch. — [73] oben. — [74] auch eine. — [75] Kerze im Leuchter. — [76] anrauchen, anzünden. — [77] Jetzt. — [78] Schieferdecker. — [79] Adjuvant, früher Lehrer. — [80] Oberdorf. — [81] halb. — [82] angezogen. — [83] an. — [84] dinnt = dient. — [85] Tropp = Troppau. — [86] städtisch gekleidet. — [87] Taille. — [88] Briefträger = Postbote. — [89] Rieentz = Rösnitz. — [90] Femi, Euphemia. — [91] heiraten. — [92] lehrt. — [93] gehört. — [94] Kette. [95] Bräutigams- [96] Anzug (Salon-Anzug). — [97] Handschuhe. — [98] Liptin. — [99] gar nicht. — [100] sieben. — [101] Stücke.

um a achte rimm unser Owerleutnant mit saner gnähdige Fraa und dan zwe Madlen. Wos die jingere, de Anschi, is, die is a so blaaich und die äldere is immer root wie a Kraawes[102] und se hot a noch sette roote Schtremp[103] ohgehot und a blassrosa Klaid mit sette remm geschtraite[104] Blumme und zweemol mit schworze Gimpe[105] benaht. Dos wär mr nich gefolle, 's is gozer asem[106]. Und die Anschi hot an lange Schlips hänge, wie de Maurern, die vo Duisburg komme, oder ar wor grieen und nech root. Der Richter hot die äldere glei derwischt[107], und die Anschi gieng[108] dos Schtäkle mit dam Liehrer vo dr Underklass.

De Zauchzer Musikantern hon sich oder mim[109] Schpiele gor nich ausgezaicht, wail se gorni vo Zauchze worn. Se worn ok vo hier, der Hampelfranz mit saner Kapell, und dr Madlekraus dar hot geblohse, doss mr docht[110], 's Bomberdon fleit[111] mitem ai de Luft. Der Gukuk Iërnst[112] wor a derbein[113].

Dernochtern brocht dr Richli an Teesch mitte ain Soal und Schtüel[114] und a a brieniche[115] Kieerz, und do satzte sich de Liehrern derzun und fungte[116] on zu gaije[117]. Der Liptner hot gar a sette dichtiche[118] Gaich. Har musst se off de Art[119] schtelle, se hett em sonst woll gor ze viel om Buhrt[120] gedrockt, und de Arm[121] hett ar sich a ausgereckt. Se hot a so gebrommt, wie de aalde Wächtergeidin. Dr Schulmaister säht a immer, wos vor a Schtäkle se schpiele warn, oder es ging droff nich zu taanze. Äis[122] wor a settes weldes[123], 's is[124] von am gewisse Schubert, har wor glei[61] a Zigainer.

Uns wurd's schon kahld derbei dam Gegaije und wr hon uns schon de wollerne Tächlen[125] gesucht, do hon se oder offgehiert und wr hon wieder getaanzt. 's hot sich gozer guht getaanzt, wail dr Soal liehr[126] wor, weil niemat[127] rai turft[128], darde nich gezaicht hot. Bei dan ahndere Muhsiche is dr halwe Soal immer voller Zuschauern, zumaaist Mäht[129], oder a ähldere Weiwesleut und a junge Bursche. Oder se därfe nich taanze, nur wenn ane gehollt wert. Oder noch dr Paus[130], do taanze maistetails[131] alle, do gieht's drunder und driewer[132], doss mer sech kaum bewäje kon[133]. Beim Gesellschaftsball turfte se oder nich rai. Oder aim Flur schtande se Koop an Koop und der Borlerichli hot bei dar offe Thiehr[134] beim Schankhäusle[135] Obacht gahn[136]. Und dausse[137] aim Hof und off dar[138] Schuschee[139] worn sofill Lait, bein Fanstern sooch[140] mer nischt wie Köpp, se müsse woll aner om andern gesasse hon[141]. Oder wo de Richterin, die Frankin, Owerleutnandes und de Liehrerin soosste[142], hot dr Juranek a Vorhängle offgehankt[143], 's fuhl[144] oder zuerscht glei nunder, und do hon se dausse geschrien und gelacht, weil se biees[145] worn, doss se nischt sahn[146] sellte. Doss se nich ohgefrohrn[147] sein! Oder

[102] Krebs. — [103] Strümpfe. — [104] Blumenmuster. — [105] Bändchen. — [106] einsam. hier garstig. — [107] erwischt, getanzt. — [108] tanzte das Stück. — [109] mit dem. — [110] dachte. — [111] fliegt. — [112] Ernst. — [113] dabei. — [114] Stühle. — [115] brennende. — [116] fingen. — [117] geigen. — [118] tüchtige = grosse. — [119] Erde = Fussboden. — [120] Kinn. — [121] Arme. — [122] Eines. — [123] wildes. — [124] es ist. — [125] Tücher. — [126] leer. — [127] niemand. — [128] herein durfte. — [129] Mägde. — [130] Pause. — [131] meistenteils. — [132] drunter und drüber. — [133] bewegen konnte. — [134] Thüre. — [135] Ausschank-Buffet des Gastwirtes. — [136] geben. — [137] draussen. — [138] der. — [139] Chaussee. — [140] sah man. — [141] gesessen haben. — [142] sassen. — [143] aufgehängt. — [144] fiel. — [145] böse. — [146] sehen. [147] angefroren.

wie de Muhsich geschpielt hot, do hon se dansse a getaanzt, der Schnee wor gor festgetrampelt. Bis uma älwe[148] rimm govte[149] die tumme Ludern ka Ruh und do worn nich ok junge Madlen und Knaacht[150], nai, 's worn a ahlde Weiwer und Monnskarlen[151] derbei. Doss enn nich gromt[152] hot ai dr Kält, dam naischierige[153] Volk dam?[154]

Off amol blose die Musikantern, oder se hierte[155] glei wieder off. Und der Hampelfranz schreit ain Soal nai, doss etz glei[61] Damenwahl sein soll. Do ho ich mai Wonder[156] gesahn. Die Madlen und de Weiwer, die de off der ane Sait aim Soal soosste[157], sprongte[158] off und rante[159] off de andere Sait zu dan Teesch, wo de Monn sosse. De feine[160] mochte vur ihne an sette Krotzer (Knix) und taanzte amol rimm. Wir hon oder onsere ok derwuscht[161] und taanzte a rimm, oder efter[162], und dernochtern a mit da andern Monn.

De Liehrern hon a wieder amol gegaicht, 's wor grod[163] a so schieen wie ai dar Kärch[164]. Wie se fiertich[165] worn, da hot dos Fräule vo Neikirch a schieenes Lied gesunge. Ich ho oder nich viel verschtande, oder die Monnsleut hon de Hänt zusomme geschlähn[166] und se hon gesunge, doss 's Fräule hochlawe[167] sell, und gor dreimol hon se's gesunge.

Dausse aim Flur do soss a ahldes Weiv vo Katscher, die hot Kuche und settes Zuckergezeig[168] zu verkaafe. Und do kom Neipauers[169] Sohn und dr Langer Willem rai mit aner Schachtel voll, und wolltes Juranekes Nichte, wos dos Fräule Anne vo Bleischwez is, verihre[170]. Oder aner schlug von unde droff, und do hon se dos ganze Zuckergebacknes[171] der Anne grod vor de Füss geschmisse[172]. Se hons oder wieder offgeklavt[173] und gasse[174], und a Sälter „mit"[175] und a Glühwain derzun getronke.

Nokwers[176] zwe Siehn[177] worn a do. Dar äldere, dar de ai Breslau etz schon gor a so lang ai dr Landwirtschaft schtudiert, dar hot asovell[178] guht und neimohdsch[179] getaanzt und mit dan Orme ok a so rimmgeschmisse, roff und runder. Zu wos dar a schtudiert, waiss mer a nich, har sellt liewerscht[180] derhaim blein[181] und am Voter helfe, se hon etz an Haffe[182] Acker und a poor zwanzig Schtäklen Vieh aim Stoll[183], do mächt'r[184] a mehr bezwecke[185] ai dar Landwirtschaft.

Dar Owerleutnant hot dernochtern a Reet[186] geredtt, und hot de Liehrern a sofell[187] gelovt[188], doss gor[189] aus wor, har hot se de Pioniern vo dar Kultur gehasse[190], zu wos dos wieder wor, wass ich a nich, dos wird woll dos naie Regement sain, wo de Liehrern etz derzun aigezähn[191] warde[192]. Har hot a gesäht, weil mit dan Musekantern noch nich verakkerdiert[193] wor, doss die's ok billich mache solle, sonst warn wr liewerscht

---

[148] gegen 11 Uhr herum. — [149] gaben. — [150] Knechte, junge ledige Burschen. — [151] ältere Männer. — [152] gegramt. — [153] [154] dem neugierige Volk dem. — [155] hörten gleich. — [156] Wunder. — [157] sassen. — [158] sprangen. — [159] rannten. — [160] feinen, noblen. — [161] erwischt, beim Arm genommen. — [162] öfter. — [163] gerade, eben. — [164] Kirche. [165] fertig. — [166] geschlagen, applaudiert. — [167] hochleben. — [168] Zuckerzeug, Conditorwaren. — [169] Neubauer. — [170] verehren. — [171] Zuckerbäckereien. — [172] geworfen. — [173] aufgeklaubt. — [174] gegessen. — [175] mit Himbeersaft. — [176] [177] Nachbars Söhne. — [178] [179] so viel gut und neumodisch. — [180] [181] lieber zu Hause bleiben. — [182] Haufen, viel. — [183] Stall. — [184] [185] möchte er auch mehr bezwecken, erreichen. — [186] Rede gehalten. — [187] [188] soviel gelobt. — [189] gar. — [190] genannt. — [191] [192] eingezogen werden (zum Militär). — [193] akkordiert, Preis vereinbart.

de Liehrern zum Offschpiele[194] nahme, die braites eh viel besser. De Lait hon oder derzun gelacht.

Um a zwölwe rimm do wor de Pause, und do giengte[195] die maiste[196] aheim[197] zum Asse[198]. Dos is bei uns aso. Wir müsse uns doch wieder schtährke[199], doss wr wieder waiter taanze könne. Und die Madlen nahme die Fraiern[200] a mit und gan[201] ihne zu asse, doss se wieder dichtich taanze braite. De Mutter hott schon Guhdes[202] gekocht. Nudelsupp und Karbenatlen[203] mit Citronetonk und Kälwerbrätle[204] mit Flaume[205] und Klutscher[206] und dernochtern Kroppe[207] und guhder Kuorn[208] und a poor Fläschlen bairisch Bier. 's hot uns asovill guhd geschmackt, wir konte schon nimmi[209] asse.

Und dernochtern müsse sich die Madlen a de andern Klader ohziehn. Wir hon de waisse genomme und de rosa halbsaidene Schurz[210]; die Mutter säht oder, wr selle liewerscht die dreiviertelsaidene grieene nahme und de naie rotbliemiche Schalietächlen[211].

Die de durt gebliewe worn, Richters, Frankes, Owerleutnandes, die Liehrern und a Protzerandreses Tochter, die giengte[212] ai Juranekes Extraschtohw[213]. Dort hon se Schnitzlen und saure Gurke gasse und Kaffe getronke, und de Musekantern die kriechte de Broatwürschtlen[214].

Wie wr zu Juranekes zurück komte, worn die Maiste schon wieder do, und olle ai da waisse Kladern, as schieener wies ondre, und mit Schpitze und Krause und Gimpe benaht, und de saidne Schurz hon ok aso geschillert.

Do fung[215] dr Hampelfranz schon ohn zu schpiele und har säht, es wird Polnese[216] getaanzt. No docht ich mr, wos wird etz ok wieder wahrde[217], gatt[218] mr ok Ruh mit sette naimohdsche Taanz. Etz wusste se oder nich, ob dr Schulmaister oder dr Paurfrank arranschiere sell und do hon se hin und har geredt, und dernochtern hots kaner gebrait. Zudererscht[219] gieng dr Schulmaister mit ihr aim Soal rimm und dernochtern dr Paurfrank mit ihr, und de ondre Monn mit ihre Weiwer atnoch[220]. Und amol giengte wr off die Sait und amol off jänne. Se sein oder nich üweraans[221] komme, amol san de Monnsbilder under unsre Orm durchkroche und dernochtern musste wir wieder um die Karles rumgieehn, amol rechts und amol links, und off amol schtande de Weiweslait off am Haffe beisomm[222] und wusste nich ei und nich aus. Do schpielte oder dar Hampelfranz schnell an Reinländer und do derwuscht a jeder seine, und do hon wr wieder dichtig getaanzt, orntlich wie sichs gehiert.

Noch dr Polnese stond der Richter off und säht, se wärn ahaim gieehn. Har muss an Faarde Futter schütte[223] und noch a wing schlofe[224], har muss schon uma sexse off Lischwitz[225] ais Landratsamt fohrn[226]. Har wird odern Gemahnschreiwer[227] fohrn lohn[228], dermit[229] 'r under-

---

[194] Aufspielen zum Tanz. — [195] [196] [197] gingen die meisten nach Hause. — [198] zum Essen, Abendbrot. — [199] stärken. — [200] Freier, Heiratskandidaten. — [201] geben. — [202] gutes Essen. — [203] Karbonaden, Klopse. — [204] [205] [206] Kalbsbraten mit Pflaumen und Kürbis. — [207] Krapfen, Pfannkuchen. — [208] Kornbranntwein. — [209] nicht mehr. — [210] Schürzen. — [211] dickes Brusttuch, übers Kreuz um Brust und Taille geschlungen. — [212] gingen. — [213] Extrastube. — [214] Bratwürstchen. — [215] fing. — [216] Polonaise. — [217] werden. — [218] gebt. — [219] Zuerst. — [220] hinterdrein. — [221] übereins. — [222] Haufen beisammen. — [223] den Pferden Hafer einschütten. — [224] wenig schlafen. — [225] Leobschütz. — [226] fahren. — [227] Gemeindeschreiber. — [228] fahren lassen. — [229] damit.

wages[230] a noch a wing schlofe kohn[231]. Owerleutnandes giengte a schon ahaim. Die müsse immer wos appartes hon, erscht komme se zu schpieet[232] und etz renne se weg eim beste Taanze.

Oder wir hon ok immer wätter[233] getaanzt, doss de Sohle vo da Schuhch breits runder giengte. 's wor oder schieehn gemittlich[234] und 's wor a ka Zocht[235] und se hon sich a nich geschlähn[236].

Wie wr ai dr fruh ahaim koomte[237], do säht de Mutter: „Inno[238] ihr Madlen, schaamt[239] er Euch nich, bis breits ain häller[240] lichter Tahg nei taanze, die Groole[241] giecht schon ai de Kärch".

Do schmisse[242] wr ok de Klader nunder und zoochte[243] die ahlde Jack und Kitteln[244] oh[245] und gieengte glei ain Kischtel[246] verrichte[247] und malke[248]. De waisse Schtremp oder die hon wr erscht om Owet ausgezähn. A so, Tahnt, etz ho ich Dr olls derzahlt vo dam Gesellschaftsball, etz thut mer oder schon's Maul wieh[249] vom rede".

---

[230] unterwegs. — [231] kann. — [232] spät. — [233] weiter. — [234] gemütlich. — [235] Zucht, Geschrei. — [236] geschlagen, geprügelt. — [237] kamen. — [238] Nun, aber. — [239] schämt. — [240] hellen, lichten. — [241] Grossmutter. — [242] warfen. — [243] zogen. — [244 245] Jacken und Röcke an. — [246] Kuhstall. — [247 248] verrichten, herrichten, dem Vieh Futter geben, und melken. — [249] weh.

# Literatur.

**E. Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde als Wissenschaft.** Zürich, Kommissionsverlag von F. Amberger, 1902. 34 S. 8°. Pr.: (1 Franc) = 1 M.

Ausgehend von den noch immer schwankenden und unklaren Ansichten weiterer Kreise über Wesen und Wert der Volkskunde unternimmt der Verfasser, der Herausgeber des vortrefflichen „Schweizerischen Archivs für Volkskunde", den Versuch, von neuem diese Dinge in möglichst allgemeinverständlicher Form auseinander zu setzen, und wir können von vornherein feststellen, dass dieser Versuch sehr gut gelungen ist. Die Volkskunde hat nach ihm alle Lebensäusserungen zum Gegenstande, welche dem Volke (im social-civilisatorischen Sinne = vulgus, im Gegensatz zu populus im national-politischen Sinne) angehören: „Die primitiven Anschauungen und die volkstümlichen Ueberlieferungen: Sitte, Brauch, abergläubische Vorstellungen, Dichtung, bildende Kunst, Musik, Tanz, Sprechweise u. s. w. in ihren niederen, auf weite Schichten sich ausdehnenden Stufen". Im zweiten Abschnitt grenzt er die Volkskunde gegen ihre Nachbargebiete, Ethnographie und Kulturgeschichte, ab. Die erstere befasst sich nach ihm vorwiegend mit exotischen Völkerschaften, d. h. solchen, „die an oder ausserhalb der Peripherie unserer modernen Kulturstaaten liegen", während er in der letzteren die Geschichte aller derjenigen Faktoren sieht, „die eine Entwicklung nach dem Höheren erstreben. Für sie steht das individuell-civilisatorische Moment im Vordergrunde, für die Volkskunde dagegen das generell-stagnierende". Doch können ganz scharfe Grenzlinien zwischen den drei Disciplinen selbstverständlich nicht gezogen werden, da sie sich in vielen Punkten berühren und z. B. rein volksmässige Erscheinungen auf kulturelle Bestrebungen ebenso gut einwirken können wie umgekehrt. Weiterhin unterscheidet der Verfasser zwei Gattungen der Volkskunde, die aber in engster gegenseitiger Beziehung stehen und durchaus auf einander angewiesen sind, die stammheitliche Volkskunde, die „die primitiven Anschauungen und volkstümlichen Ueberlieferungen einer zusammengehörigen Gruppe darzustellen sucht", und die allgemeine Volkskunde, die sich mit den „Prinzipien und Grundgesetzen der volkstümlichen Anschauungen, mit den allgemeinen Agentien, die die Volksseele bewegen", beschäftigt. Die Ziele, die man auf diese Art erreichen kann, sind klar: „Das letzte Problem für die stammheitliche Volkskunde ist die Erforschung der spezifischen Eigenart eines Stammes oder Volkes", das der allgemeinen ist rein geistesgeschichtlicher, psychologischer Natur, die Erforschung und Erkenntnis jener oben genannten Grundlagen volkstümlicher Anschauungen. Für den Standpunkt des Verfassers, den wir vollkommen teilen, ist es beachtenswert, dass er diese Grundlagen eben in der menschlichen Psyche sucht,

während eine andere, naturwissenschaftliche Richtung zu deren Erklärung vorwiegend physiologische Vorgänge und Erscheinungen heranziehen will. Ueber diese Frage hat sich im Anschluss an Hoffmanns Schrift bereits eine kleine Debatte entsponnen, die man im „Korrespondenzbl. d. Vereins f. Siebenbürgische Landeskunde" 1901 Nr. 12 und 1902 Nr. 1 nachlesen kann. Der Herausgeber dieses Blattes steht auch auf Hoffmanns Seite, der Verfechter der gegenteiligen Ansicht ist ein Arzt aus Mediasch.

In den vorstehenden Zeilen haben wir nur die leitenden Grundgedanken des Verfassers hervorgehoben. Für die Einzelheiten, die näheren Begründungen und die Beispiele, die zur Erläuterung beigegeben sind, verweisen wir unsere Leser auf die Schrift selbst, deren Lesung wir aufs wärmste empfehlen können. Denn sie hat den grossen Vorzug, alle für den Freund der Volkskunde wichtigen Punkte knapp und klar herauszustellen.

Hermann Jantzen.

**Hessische Blätter für Volkskunde,** herausgegeben im Auftrage der Vereinigung für hessische Volkskunde von Adolf Strack. Band I. Heft 1. Giessen 1902

Mit dem Erscheinen des vorliegenden schön ausgestatteten Heftes ist der hessische Volkskundeverein in ein neues Stadium seiner Entwicklung getreten. Infolge der erfreulichen Vermehrung seiner Mitgliederzahl hat er sich als selbständige Gesellschaft konstituiert und gedenkt nun in dieser Zeitschrift, welche an Stelle der „Blätter für hessische Volkskunde" tritt, vom Boden hessischer Volksüberlieferungen aus, auch allgemeinere Fragen der Volkskunde wissenschaftlich zu verfolgen. Von den Leistungen des Vereins in dieser Richtung lässt sich besonders nach den Abhandlungen „Himmelsbriefe" und „Hessische Vierzeiler", die Albrecht Dieterich und Adolf Strack beigesteuert haben, Gutes erwarten. Sehr beherzigenswert für bestimmte Kreise, die in Schlesien mit wenigen, freilich um so rühmlicheren Ausnahmen der Volkskunde gleichgültig und verständnislos, wo nicht gar feindselig gegenüberstehen, sind die Worte, mit denen ein Theologe, Professor Drews, seinen Artikel „Religiöse Volkskunde" beschliesst: „Wie sollen wir unser Volk nachhaltig und tief in seinem religiösen Leben beeinflussen, wenn wir nicht wissen, wie die Gedankenwelt ist, auf die es einzuwirken gilt? Ich gestehe es offen, nicht nur um bloss zu wissen, wie's um des Volkes Innenleben steht, treibe ich Volkskunde, sondern im Dienste meines Faches, meines Berufes. Wer aber wäre zur Arbeit auf dem Gebiete religiöser Volkskunde geeigneter als der Pfarrer, als der Lehrer? So klingt mein Wort in eine kurze Bitte gerade an diese aus: Kommt und helft uns!"

# Nachrichten.

In der Hauptversammlung vom 9. Januar erstattete der Schatzmeister, Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, folgenden Rechnungsbericht: Zahl der Mitglieder im Jahre 1901: 541; Einnahmen im Jahre 1901: 2927,77 M., Ausgaben im Jahre 1901: 1620,51 M., Saldo 1307,26 M., Effekten-Bestand 1300 M. Nachdem die erwählten Rechnungsprüfer, Prof. Appel und Prof. London, die vorschriftsmässige Revision vorgenommen hatten, wurde in der Februarsitzung dem Herrn Schatzmeister Entlastung erteilt und der Dank für seine Mühewaltung ausgesprochen.

In den Sitzungen der Gesellschaft sind im Jahre 1901 folgende Vorträge gehalten worden: Am 11. Januar Dr. Drechsler: Ueber Tiere und Bäume in deren Beziehungen zum Gemütsleben des schlesischen Volkes. — Am 8. Februar Prof. Dr. Sarrazin: Ueber altenglisches Volksleben. — Am 8. März Privatdocent Dr. Pillet: Ueber die Sage vom ewigen Juden. — Am 10. Mai Prof. Dr. Scholz: Ueber die Kynastsagen. — Am 23. Juni auf der Wanderversammlung in Striegau Archivar Dr. Nentwig aus Warmbrunn: Ueber die Johannisfeuer. — Am 15. November Prof. Dr. Vogt: Ueber Karl Weinhold und die schlesische Volkskunde. — Am 13. Dezember Privatdocent Dr. Wünsch: Ueber antikes Zaubergerät.

**Nächste Sitzung:** Freitag, den 9. Mai, abends 8 Uhr, im Auditorium XIV der Universität. Vortrag des Herrn Universitätsprofessors **Dr. Norden:** Ueber Jenseitsvorstellungen in antiker Poesie.

Schluss der Redaktion: 2. Mai 1902.

Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schles.

# Mitteilungen

der

## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**F. Vogt.**

Jahrgang 1902. **Breslau.** Heft IX. № 5.



# Zur Wortzusammensetzung im Schlesischen.

Von **Dr. Paul Drechsler,** Zabrze.

### I. Zusammensetzungen mit -mann.

Die Zusammensetzungen mit Mann sind bekanntlich zahllos. Auch der Schlesier gebraucht sie in freiester Weise. Ich stelle hier einige davon zusammen, die sonst weniger geläufig sind und zum Teil auch im Deutschen Wörterbuche (DWb.) keine Aufnahme gefunden haben.

Ackermann, Ackermännchen, Männchen, das ackert, in einem Teile Niederschlesiens (Sprottau) Bezeichnung der Bachstelze, die auch in Frankreich hin und wieder semeur, Säemann, heisst; ähnlich in Schweden. Die Volkssage verglich wohl die rührige Bewegung des Schwanzes bei diesem Vogel dem Ackern. DWb. I, 174. In andern Teilen Schlesiens heisst der Vogel Bachstilze, Bachstilske (Liebenthal, Neurode): Bachstieglitz.

Ackers-, im Volksmunde Ackerschmann, der ackernde Mann, Landmann. Es liegt nahe, Ackersmann als Ersatz für Ackerersmann zu erklären, Ackerer, wie Wandersmann für Wanderersmann.

Baumann, Bauherr, seltene Singularform (bei Lohenstein) zu Bauleute. DWb. I, 1190.

Bauersmann, Pauerschmann, alltäglich, wohl nicht, wie Grimm will, Zusammensetzung mit dem Neutrum bûr, Gehöft, sondern Weiterbildung zu Bauer: der als Bauer thätige Mann, seine Frau die Bauersfrau. Ebenso sind zu erklären Freiersmann, Gevattersmann, Schwägersmann, Webersmann u. v. a. Plural Bauers-, Pauerschleute.

Bettelmann, bâtlmû'n, 1) das Trittbrett des Spinnrads (Katscher); vgl. Germanist. Abhandlungen XII (1896) S. 15; 2) der kleine Holzpflock, der die Grengelkette des Pflugs mit dem Untergestelle der Räder verbindet.

Braumann, gewöhnlich Bräumann, seltenere Form für Brauer, Bräuer.

Brautmann, Bräutmann, bräutma (Oderwald), für Bräutigam, Broitjam, broitjum (Brendel S. 91), breitjam, ahd. brûtigomo, mit dem es

sich wörtlich deckt, da gomo = lat. homo = Mann. Brautleute bezeichnet das Brautpaar, den Bräutigam und die Braut. Im Kreise Leobschütz, z. B. in Sabschütz, lebt die Form Bräutiger, in Katscher Brautrich, brätrich.

Donnersmann, im Sinne von Teufelsmann (s. u.), Teufelskerl. Der Donnerschmo'n bei Jüttner, 1, 25; vgl. der Donnersbube ebd. 2, 46.

Freimann, Mann, der für einen andern freit, Freiwerber, ausser bei Opitz und Tscherning (DWb. IV, 1, 117) auch bei Lohenstein, Himmelsschlüssel 27: Gabriel, Mariae Freymann. — In der Oberschles. Monatsschrift I, 71 sind Freileute Alte, die im Auszuge leben.

Gardemann, der bei der Garde dient, Gardist, übertragen: ein grosser, strammer Bursche, doch auch von Frauen, z. B.:

De Muhme Schindlern ei Schiewâle (Schönwalde),
Doas woar a rêner Gardemoan. Lichter, Muttersprache S. 127.

Garnmann, Garnhändler: er tritt auf wie ein Garnmann, sicher, selbstbewusst (im Eulengebirge), sonst: wie ein Schweinmann, Schweinetreiber (um den Leib die geldstrotzende „Katze").

Gaukelmann, Gôkelmann, Gaukelmännel, erwähnt wegen der überaus geläufigen Redensart: jemanden zum Gaukelmännel machen, zum Narren machen, halten.

Geiers-, Geierschmann, Mann, der des Geiers (= Teufels ist), verwünschter, verfluchter Kerl, Jüttner 1, 29; Tschampel 173, geläufig; s. Teufelsmann.

Geigelmann, nd. gîgeler 1) Geigeler, Geiger, Fiedler, 2) zappelnder, zappliger Mensch, Zappelmann, der hin- und hergeigt (schles. für allerhand zuckende Bewegungen): der Leitnant woar, wie a Geigelman, su zapplich vur Nerviosität. Heinzel, lust. Bruder S. 147; Karlemann wünscht sich u. a. a'n Geigelmoan, der urndlich zappeln koan. Vägerle flieg aus S. 76.

Gelbmännel, Gâlmannl, gelber Pilz, allgemein; dafür auch Gelbschwamm, Gâlschwämml, Gâlschwappe. Gâ-lúschel, auch Kochmännel, zum Kochen. — Scherffer gebraucht scherzhaft gêle Männlein für Goldstücke; vgl. Verf., Wencel Scherffer S. 118.

Gemüllemann, sehr geläufig: der Mann, der das Gemülle wegschafft.

Gevatters-, Gevatterschmann, gevotterschmoan, die jüngere bevorzugte Form für das zuerst bei H. Sachs belegte Gevattermann, DWb. IV, 2, 4671.

Graumann, Grômännel 1) bekannte mythische Erscheinung, 2) Hundenamen, 3) Bezeichnung des grauen Gänserichs bei Heinzel, Vägerle S. 27.

Haarmann, Mann, der Haaröl verkauft, Zeh S. 83.

Hansemann 1) kosende Form zu Hans, vgl. Karlemann, 2) lächerlicher Mann, Zappelmann, Hanswurst: das ist der reine Hansemann!

Häuslermann, Hoislamoan (Tschampel), Häusler, der nur ein Haus, kein Feld dazu besitzt.

Hausinnemann, der bei jemand zu hausinne wohnt, eingemietet ist, gewöhnlich.

Helfersmann, Helfer, Gehilfe, Stoppe, Ged. S. 146: mei Halfersmoan.

Hobelmann, bei den schlesisichen Dialektdichtern für Tischler.

Hofemann, aulicus, geläufiger Singular zu Hofeleute, Hofhörige.

Hühnermann, der Hahn als Mann der Hühner, im DWb. IV, 2, 1881 aus Rost (1769) belegt, findet sich schon bei Scherffer wiederholt; vgl. Wencel Scherffer, Spr. S. 140.

Jungmann, Junggeselle: Ihm ein Jungmann hat gesucht
eine Braut aus gutter Zucht. Scherffer, Ged. 456.

Justizmann, Mann, der dem Volke in Sachen der Justiz rät, Volksanwalt, „Winkelkonsulent". Das verbrecherische Treiben eines solchen schildert meisterhaft Max Waldau in seinem Sittenroman Nach der Natur, Hamburg 1851.

Kadelmann, Kienrussmann, Mann, der mit Kadel = Kienruss handelt. Kadel erinnert an poln. kadić räuchern; vgl. Weinhold, Beitr. 39.

Karlemann, kosend für Karlchen:
Karlemann hat Hosen an
Und ein Dutzend Knöppe dran! Vgl. Hansemann.

Kundmann, verstärktes Kunde, DWb. V b, 2633; plur. Kundleute.

Laufmann, laufender, davon laufender Mann. Das bekannte Sprichwort: Kaufmann—Laufmann umschreibt richtig Rössler, Krieg und Frieden S. 122: Der zwête Krause woar a Kôfmonn,
Und dos wiszt ir ju: „A Kôfmonn a Lôfmonn".
'S ihs schlimm, wenn der Mensch kê Glücke hoat, —
Där schluss de Bude, wurde pankroat
Und hoat sich ei 'ner finstern Nacht
Amol stockstille furtgemacht;
Nicht liess a wie de Schulden zuricke —
die laufen ni furt, sagt das Volk, sie sein kenne Hoasen! — Die Unsicherheit eines Kaufmanns kennzeichnet auch die geläufige Redensart: 'nen Kaufmann und ein fettes Schwein taxiert man erst nach dem Tode. — Anders erklärt das obige Sprichwort DWb. VI, 333.

Lautemann, in Sprottau (wo man, wie in Jauer, sagt: sie lauten aus, sie honn gelatt) für Glöckner.

Leierkastenmann, Leiermann, der die Drehorgel spielt.

Löffelmann, Löffler, verliebter Geck, verbuhlter Mensch, beides bei Scherffer und den andern Schlesiern.

Mannesmann, Mannsmann, überraschende Bildung, in Schlesien hier und da gäng und gäbe, in der Grafschaft: a Monnzm, plur. Moannzmr. Daneben findet sich a Monnsmensch (Oberglogau) Jüttner 1, 3; 2, 17, vgl. DWb. 6, 1582. Auch begegnet der Singular Mannsvolk für einen einzelnen Mann bei Günther S. 163, Jüttner und Tschampel.

Nachbarsmann, Nachbar, in mannigfaltigster Gestaltung: Nupperschmoan, Nockbersch-, Nuckwerschmûn, bei Jüttner 1, 74: Nupptber; Plur. Nupperschleute.

Ochsenmann, Uchsamoan, das mhd. ohsenære, das im bair.-österr. Sprachgebiet als Ochsner fortlebt; DWb. VII, 1139. Plur.: zuletzt koama de Uchsamonne, Lichter, Muttersprache S. 107, 112.

Odermann, Mann, der auf der Oder fährt.

Pfeffermann, Mann aus Pfefferkuchen, übertr. ein weichlicher, unmännlicher Mann: a su an Schmachtloppen willste mer zum Moanne gân, a su a Pfaffermanndl, wie ma uff'm Jurmerte fur'n Thoaler a

ganzes Schuck kriggt. Kretschmer, Uense Pauern S. 59; wêchgebacken wie a Pfeffermoan ei sitter Sache. Heinzel, lustiger Bruder S. 138.

Pôpelmann, ein vermummtes Wesen, mit dem man bei uns die Kinder schreckt. Unter ihm birgt sich der kopflose Wodan. Verf., Myth. Erscheinungen in Schlesien, 1902 S. 13. Dann bezeichnet es geradezu den Teufel: 's sôl ke Popelmoan 'woas sahn, Zeh S. 65; do ies der Popelmoan ierscht lusz. Bertermann S. 174; huls der Popelmoan. Oderwald, Paperst. 53.

Quargmännel, Bezeichnung der Zwerge mit volksetymologischer Umdeutung, weil sie drei Quärge hoch seien. Zu Grunde liegt die Form Querk für mittelhochdeutsches twerc.

Quartiermann, der bei jemand im Quartiere liegt: das ist mein Quartiermann.

Rŏbotmann, Mann, der Robotdienste, Frondienste, verrichtet, so allgemein für Robat — DWb. VIII, 1087.

Reisemann, reisender Mann, Reisender, öfters bei Logau und Scherffer.

Schuldenmann, Schuldner, Scherffer Ged. 632, DWb. IX, 1898 nur aus Stieler belegt.

Schwägers-, Schwagerschmann, Schwager, üblich: ôch Theiner woar sein Schwägerschmoan. Heinzel, Vägerle S. 84.

Schwefelsmann, Schwâfelsmo'n, im Sinne von Teufelsmann (s. u.) Jüttner 1, 29.

Schwein-, Schweinemann, Mann, der mit Schweinen handelt, z. B. Lichter, Muttersprache S. 78; Schweinlamo'n bei Jüttner 1, 102.

Spielmann, der zum Tanz aufspielt: Geije, geije, Schpêlmoan, de Kend'r wella Brût hoan. Spruch in der Grafschaft Glatz.

Spillbuttenmann, der Spillen zum Spinnrad verkauft (Kortnitz bei Sprottau).

Stehaufmann, Stehufmännel (Holtei), Stiehufmannla, bekanntes Kinderspielzeug.

Steuermann, der die Steuern holen kommt, die Steuern einzieht.

Tadelmann, einer, der tadelt, Tadler, bei Scherffer.

Talermann, der Taler besitzt, verstärkt: Ehr Leute, is doas a Wêb vur'n Zwanzigtoasendtoalermoan? Kretschmer, Uense Pauern S. 90.

Tanzmann, der zum Tanze aufspielt: a Bäuchla wie Tanzmoan Roberts seine grusse Drummel. Lichter, Muttersprache S. 112.

Tapermann, tâpriger Alter, beliebt.

Teufelsmann, verwünschter, verfluchter Mann, der des Teufels ist, Deibelsmann, Teixelsmann, oft Ausdruck hoher Bewunderung; für Teufelsmann tritt Donners-, Geiers-, Schwefelsmann ein.

Traubenmann, der Trauben bringt, bei Scherffer, Ged. 43 Bezeichnung des Herbstes, wie Flockenmann des Winters.

Trödelmann, Trödler, Stoppe 2, 167.

Tropfenmann, Quacksalber, der mit „Tropfen, Troppa" handelt: doas liesz sich der Truppamoan nich zwêmôl hêsza. A boand sei Packsla uf, noahm a Flaschla raus, fruppte uf und liesz a Korle orscht amôl dichtig nei richa. Lichter, Durfpum'ranza S. 41.

Türmleinmann, Termlamoan heisst in der Grafschaft der Gendarm; Termla ist der Helm mit Spitze.

Uebermann, die schlesische Bezeichnung für das so viel besprochene Uebermensch, lange vor Nietzsche und seinem Anhang: dar spielt a Êwermoan, den Uebermenschen, er will sich nichts befehlen und gebieten lassen, bekannte Wendung. In der Grafschaft: A spielt dem B a Êwermonn, der untergebene A fügt sich dem vorgesetzten B nicht mehr, der A vollbringt bei der Arbeit mehr als B, ist ihm über. Klesse in Glatzer Vierteljahrsschr. 5, 120.

Wagenschmiermann; beliebt: a soag aus wie a Woanschmiermoan.

Windelmann, Scherffer, Ged. S. 370, das in Windeln liegende Kind.

Wirtsmann, oft für Gastwirt, z. B. im Hirschbergischen, dann für Hauswirt in Katscher, seine Frau: die Wirtsfrau; plur. Wirtsleute.

Wirtschaftsmann, Wirtschaftsbeamter.

Witwers-, Witwerschmann, ganz gebräuchlich.

Wurzelmann, der mit heilkräftigen Wurzeln, Gesundheitsthee u. s. w. handelt.

Der Schlesier bezeichnet jeden Träger einer Tätigkeit, einer Beschäftigung, besonders den Verkäufer und Händler mit -mann. So kennt er den Depeschenmann, den Kohlenmann, den Krautmann, den Grünzeugmann, den Gasmann, den Wassermann u. s. w.; ähnlich wird -Weib und -Frau gebraucht. Beliebt ist auch Mensch für weibliche, gew. ledige Person in solchen Zusammensetzungen: das Küchen- oder Kuchelmensch, das Kuhmensch, das Laufmensch, das Stallmensch, das Viehmensch u. s. f.

## II. Zusammensetzungen mit -ding.

Es dient als letztes Kompositionsglied zur Bildung von Substantiven mit unpersönlicher Bedeutung und unbestimmtem Begriffsinhalt — sehr beliebte Bildung.

Blechding, Ding aus Blech, das man nicht näher bestimmen will oder kann: Doderzune bummerte a langlodiger Zigeuner uf a'm tättrigen Blechdinge rüm, a dicker Kerle tütte (tutete) uf anner Trumpete. Heinzel, lust. Bruder S. 122.

Fürchteding, fertading, Ding, das Furcht verursacht:

> A schmesst die Axt aus vuller Macht
> Nu nôch dam Fertadinge. Bertermann, Ged. S. 189.

Gelbmacheding, gâlemacheding, Saffran (Hirschberg), vgl. Rûtmachgâl im Eulengebirge.

Hagelsding = Teufelsding, verfluchtes Ding, wie Hagelsjunge = verwünschter Junge.

Klinkerding, klingendes Instrument, Klimperding, Scherffer, Ged. 582; Und a su a Klimperding — Pink-ber-pink. Heinzel, Vägerle S. 76.

Pfefferding, Ding aus Pfefferkuchenteig:

> Und nu kêf ber noch em Jungen
> Prätzeln und a Fäfferding. Schles. Provinzialbl. 1862, 371.

Pimperding, Instrument, auf dem man pimpert, Pimpanino f. Pianino, geläufig, — pimpern, einen hellen Ton hervorbringen, verächtlich von unfertigem Klavierspielen:

> Sie sitzt dabei und pimpert ärnt
> Uf ihrem Klapperhulz a Stückel. Heinzel, Vägerle S. 67.

Scheuche-, Schaecheding, Ding, das scheucht, schaecht, Spukgestalt, Popanz, gewöhnlich.

Teufelsding, Teixelsding, verteufeltes, verwünschtes Ding.

Umgehding, ümgihding, das umgeht, Spukgestalt: mir huckt kê Uemgihdingel uf! Philo, Leutenot S. 21.

Wunderding, wunderbares Ding; in dem bekannten Weihnachtsliede:
O Frêda über Frêda! Ihr Nuppern kummt und hiert,
Wâs mir durt auf dar Hêda für Wunderding pâssiert.

Zuckerding, Figur von Zucker.

---

# Das Neunkindermärchen in Schlesien.

Von **Dr. Arnold Meyer.**

Ludwig Bechstein erzählt in seinem Deutschen Sagenbuch ein Märchen „Neun Kinder auf einmal" (Nr. 417 der Ausgabe von 1853). Eine sächsische Gräfin gebar um das Jahr 1000 zu Querfurt neun Kinder auf einmal. Aus Furcht vor dem Unwillen ihres Gemahls befahl sie einer Dienerin, acht Kinder in einem Kessel zu ertränken. Doch der heilige Bruno begegnete der Frau, forschte, was sie trüge, und, von ihrer Antwort: „Welflin" [1]) unbefriedigt, sah er selber nach, legte der Frau Schweigen auf, taufte die Kinder und sorgte für ihre Erziehung. Nach Jahren führte er die Kinder, lauter Knaben, alle gleich gekleidet, ihren Eltern wieder zu. Die Mutter, obwohl längst von Reue gequält, musste zur Strafe glühende Eisenschuhe anziehen.

Ein zweites Märchen, das im Jahre 1276 in Holland spielt, von Bechstein betitelt „Soviel Kinder als Tage im Jahre" (Nr. 145 des Sagenbuches), erzählt von einer Gräfin, die eine Mutter von Zwillingen schmähte, da eine Frau von einem Manne nicht mehr als ein Kind auf einmal empfangen könnte. Zur Strafe wurde die Gräfin von Gott mit 365 Kindern zugleich gesegnet, Knäblein und Mägdlein durcheinander, starb aber noch am Tauftage samt ihren Kindern.

Das erste Märchen von den neun Kindern findet sich, kaum verändert auch im Sagenkreise Böhmens wieder und wird von dem Chronisten Wenceslaus Hagecius unter dem Jahre 1081 erzählt [2]). Da die Knaben in einer Schachtel, böhmisch Krabicze, hatten vergraben werden sollen, wurden danach „etzliche die Krabiczen geheissen".

Deutet das Märchen hier den Namen eines Geschlechtes, so giebt es in einem andern Falle die Erklärung eines Wappens. Der polnische Chronist Simon Okolski [3]) erzählt dasselbe Märchen wie Hagecius, doch vertieft durch das Motiv des zu zweit genannten Bechsteinschen Märchens: Die Geburt von neun Knaben erscheint als Strafe für die Schmähung einer Mutter von Drillingen.

Die Kinder sollen als Junge von Jagdhunden ertränkt werden; ihr Retter, ein Müller, erhält zur Belohnung ein Wappen mit acht jungen Hunden „loco filiorum octo".

---

[1]) d. h. Junge von Tieren, namentlich Hunden.
[2]) In seiner Böhmischen Chronica, deutsch durch J. Sandel (Ausg. 1596, fol. 176 b).
[3]) Orbis Polonus I, pag. 512 (Cracoviae 1641).

In wieder ein wenig anderer Fassung deutet das Märchen den Namen des Welfengeschlechtes. Diesmal spielt es im alamannischen Lande, auf den welfischen Stammgütern Altorf und Ravensburg, nördlich vom Bodensee. Karls des Grossen Schwester Irmentrudis schmäht ein Bettelweib, das Drillinge geboren, und wird zur Strafe mit zwölf Söhnen auf einmal gesegnet. Ihr Gemahl, Herr Isenbart, rettet selbst die elf, die als Welfe ertränkt werden sollen, lässt sie durch einen Müller aufziehen und führt sie nach sechs Jahren, „alle nach einer Mode gekleidet", der reuigen Mutter wieder zu. Dem zwölften wird zur Erinnerung der Name Welf beigelegt. — Der Merseburger Gymnasialrektor [1]), der die Erzählung vor zweihundert Jahren niederschrieb, meint zum Schlusse: „So gut sich nun diese Erzehlung anhören läst, so wenig finden sich Leute, welche derselben Glauben zustellen". —

Dieses weitverbreitete Märchen kehrt auch im schlesischen Sagenkreise wieder. Es wird überliefert durch eine Lokal-Chronik, die Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts von den Schweidnitzer Bürgern Kaspar und Balthasar Usler (auch Isler genannt) verfasst worden ist [2]). Da die Chronik nur handschriftlich erhalten ist, scheint ihre Fassung des Märchens unbekannt geblieben zu sein. Der hier mitgeteilte Wortlaut ist dem Exemplar des Breslauer Staatsarchivs entnommen (Jauerische Mss. vol. XI, fol. 333, 334):

„Eodem (nämlich: anno 1510) im Schweidnitzer Weichbild in Schlesien hat eine Edelfrau 9 Knäblein gebohren, die man die Hunde genennet; denn alsz diese Edelfrau ausz Unbarmhertzigkeit und Kargheit einer armen Bäuerin, welche zwei Kinder gebohren und sie umb Speise und andres ansprechen lassen, alle Hülffe versagt und sie gescholten: sie hätte wie eine unzüchtige Hündin getragen, hat Gott die Edelfrau gesegnet und ihr in Abwesenheit ihres Herrn 9 Söhne bescheeret. Darüber sie hefftig erschrocken, solcher 8 alsz Hunde in ein Köberlein gethan und einer Fettel zu ersäufen befohlen und nur eins behalten. Aber im Hinausztragen der alten Fettel begegnet ihr der Herr, fragende, wasz sie trage? Sie sagte: „junge Hunde". Letzlich, als sie lang wiedergehalten, dringet er scharff auf sie, bisz sie es bekennet. Der Herr schwieg still, verbot auch der alten Fettel zu schweigen, nahm die Söhne und liesz sie heimlich im Dorffe aufziehen. Wie sie erwachsen, fordert er die Söhne und des Weibes Freundschaft zu sich, bestellet die Knaben in einer Farb gekleidet und fraget: wasz eine Mutter, die ihr Kind umbbringet, werth sey? Darnach läst er die Kinder alle hereintretten, verklaget sie (d. h. die Mutter) nach Beschaffenheit der Sachen. Aber dasz Weib und die Freundschaft baten umb Gottes Willen umb Verzeihung. Ward zu Gnaden gewendet, die Kinder alle folgends erzogen und nachmahls bis auf diese Stunde das Geschlecht der Hunde genannt".

Die zeitliche Festlegung der Geschichte mag dadurch veranlasst worden sein, dass zu dem Jahre 1510 noch von anderen Wundergeburten

---

[1]) Johann Hübner: Kurtze Fragen aus der Politischen Historia, VI. Theil, S. 152 ff. (Ausg. 1703).

[2]) Ueber die Chronisten siehe Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens XII, S. 473.



zu berichten war (von einem zweiköpfigen und sechsfüssigen Kalbe, von vier Kälbern auf einen Wurf, und von einer Frau in Danzig, die fünf Knäblein und fünf Mägdlein auf einmal gebiert, ihre Kinder aber nicht lange am Leben sieht). Für die örtliche Festlegung auf das Schweidnitzer Weichbild wird kein anderer Grund vorliegen als die Herkunft der Chronisten. Denn das einzige schlesische Adelsgeschlecht, auf das die Sage sich beziehen kann, das Geschlecht der Hund von Altengrottkau, ist in Oberschlesien heimisch. Und in der That kehrt das Märchen in der Ueberlieferung dieses Hauses wieder, als Deuterin seines Namens und Wappens. In der Leichenpredigt, die der Pfarrer Gottfried Gerlach 1708 dem Ritter Wentzel Hildebrand von Hund und Altengrottkau gehalten hat, wird erzählt[1]), „dass die Herrn von Hund auss dem Uhr-Alten-Hochgräflichen Nieder-Sächsischen Geschlechte der Guelffen entsprossen, davon dero Stamm-Wappen mit dem Weissen Hunde im blauen Felde nebenst 9 Nägeln, welche die von einer Gräfin auf einmahl gebohrne 9 Junge Grafen bedeuten, nicht einen tuncklen Beweisthum giebet. Diese wurden von hochgemelder Gräfin, umb solche ungläubliche und Wunder-seltsame Geburth zu verbergen, einer Dienerin gegeben, mit Befehl, dass sie in dem nahe gelegenen Wasser solten ersäuffet werden. Es schicket sich aber durch Gottes Wunderbahre Fügung, dass Bischof Bruno dieses Weges reiset, welcher die Furchtsame Dienerin fragte, was sie so verborgen trüge? und als sie darauf antwortete: Es wären Guelffen, so war der Bischof begierig sie zu sehen, und nachdem er erkennet, dass es nicht Hunde, sondern Kinder waren, hat er solche 9 Junge Grafen ohne Verzug selbst bey diesem Wasser getauft, vor ihre künffige Erziehung fleissige Sorge getragen und zu einem ewigen Andencken Guelffen, oder wie wir sonst reden, Hunde genennet. Dahero kommet der Ursprung des vornehmen Geschlechtes derer von Hund, wie solches aus glaubwürdigen Historicis mediae Aetatis . . . zu sehen“.

Das Märchen ist also nach Schlesien verpflanzt worden durch Uebertragung einer welfischen Familiensage auf ein schlesisches Geschlecht.

---

# Absonderliche Sitten, Gebräuche und Anschauungen des oberschlesischen Volkes

## mit besonderer Berücksichtigung des Kreises Kreuzburg und seiner evang. Bewohner.

Von **H. Koelling**, Pastor prim. von Pitschen (†).

Was ich in dem nachfolgenden Aufsatz biete, das habe ich alles selbst gesammelt. Jede Darbietung ist insofern sicher und fest beglaubigt, als ich im Stande bin, den Gewährsmann oder meist wohl die Gewährsfrau zu nennen, der ich die Nachricht verdanke. Sehr vieles ist wie die Volkstrachten im Schwinden begriffen, und ist so nicht mehr vorhanden, wie es in der schriftlichen Darstellung erscheint. Indessen bin ich auch

---

[1]) Liegnitz bei Wätzoldt 1708, Seite 32.

da berechtigt, als von einer noch bestehenden Sitte und einer noch vorhandenen Anschauung zu reden, weil das im Schwinden begriffene noch nicht verschwunden und das erlöschende noch nicht erloschen ist. Ich habe geglaubt, von einer noch vorhandenen Sitte oder Anschauung reden zu dürfen, wenn mein Gewährsmann seinen Bericht schloss ungefähr mit den Worten: „meine gottselige Mutter hat uns das immer gesagt“ oder „das haben wir in unserer Jugend immer so gemacht oder machen müssen“. Manches wird deutschen Ursprunges sein und von den eingewanderten Deutschen mitgebracht worden sein. Vieles wiederum wird im polnischen Volke, das vordem schon im Lande wohnte, entstanden sein oder gar allgemein slavischen Ursprung verraten. Das Heidentum und das Christentum sind beide daran beteiligt. Vielleicht ist gar eine aus dem Heidentum stammende Sitte dadurch mit neuem Bürgerrecht versehen worden, dass man sie mit dem Kreuz oder der heiligen Dreieinigkeit in Verbindung brachte. Vieles endlich wird absonders oberschlesisch sein und zwar entweder polnisch oder deutsch, andres wiederum allgemein deutsch oder polnisch, oder gar germanisch oder slavisch. Um in der Darstellung übersichtlich zu sein, will ich zunächst alles das aufführen, was sich mit den grossen Kirchenfesten und durch sie mit den Jahreszeiten in Verbindung bringen lässt, dann aber alles das folgen lassen, was auf Familie und Haus seine Beziehung hat, und endlich drittens einige besondere Dinge besprechen.

## I. Kirchenfeste.

Wir fangen also mit dem Weihnachtsfest an und dem, was drum und dran hängt. Vom 13. Dezember ab, vom Tage Luciae an, losen die Monate (miesiące łosują) d. h.: Am 13. Dezember, am Tage Luciae, ist Januar, am 14. Februar u. s. w., so dass am heiligen Weihnachtsabend der Dezember an die Reihe kommt. Von da ab geht's rückwärts, so dass am 25. Dezember wieder Dezember ist, am 26. November und so fort bis zum Epiphanias- oder Dreikönigstage, welcher wieder den Januar darstellt. Wie nun das Wetter an diesem betreffenden Tage sich darstellt, so stellt es sich dar in dem von diesem Tage zwei Mal repräsentierten Monat. Ist zum Beispiel der 18. Dezember, der den Juli darstellt, bis Mittag klar und heiter, so ist der Juli bis zur Mitte des Monats heiter und schön. Da sich nun jeder Monat zwei Mal in einem ihn vorstellenden Tage dem Beobachter darbietet, so giebt es für das Wetter des Monats allerlei Combinationen. Viele Bürger und Bauern schreiben sich genau das Wetter des betreffenden Tages als für den entsprechenden Monat massgebend auf, viele merken es sich, und die Geschichte vom „Losen der Monate“ ist so allgemein verbreitet, dass ich auf die Frage in den kritischen Tagen, die ich an irgend einen Bürger oder Bauern richtete: „was haben wir heute für einen Monat?“ immer die richtige Antwort erhielt: heute ist Mai oder September (je nachdem).

Der Tag Luciae spielt überhaupt eine wichtige Rolle. a) Schneidet man nämlich an diesem Tage einen Kirschenzweig mit Knospen ab, steckt ihn in ein Gefäss mit Wasser und stellt ihn auf den Ofen, so erblühen die Knospen am Weihnachtstage. b) Wird vom Tage Luciae ab an jedem Tage ein Holzscheit beiseite gelegt und daraus am heiligen Abend ein Feuer angemacht, so sind die Hexen gezwungen, vor diesem Feuer zu er-

scheinen, um sich daran zu wärmen. Auf diese Weise haben der Wirt und die Wirtin des Hauses es in ihrer Hand, diejenigen Weiber des Dorfes zu erkennen, vor deren schädlichem, hexenhaftem Einfluss sie sich zu schützen suchen sollen.

Weihnachten selbst. Der deutsche Christbaum hat sich längst Eingang verschafft in allen Bürgerhäusern und zieht mit den Kleinkinderschulen auch in die Dörfer und Kolonien ein. Mit ihm nimmt die Einbescherung am heiligen Abend immer mehr überhand, und die Einbescherung am Morgen des ersten Feiertages, die früher ganz allgemein hier üblich war, nimmt ab. Es wurde früher in Tellern oder Mützen einbeschert, und die Kinder fanden früh beim Erwachen ihre Geschenke. Erwachen aber mussten sie zeitig; denn sie wurden gern zur Christnachtsfeier in die Kirche mitgenommen, und dieser Gottesdienst war und ist noch ausserordentlich beliebt, wo er des Morgens früh gefeiert wird. Am heiligen Abend wurde auf den Dörfern folgendes gegessen: Hanfsuppe, Sauerkraut mit Erbsen, Heidegrütze mit Milch und Mohnklösse. Dieses festliche Essen war zwar aufs beste angerichtet, aber es trug den Charakter des Fasttages, an dem Fleisch fehlte. An der Freude des festlichen Mahles sollten auch die Haustiere teil nehmen; so wurde dem Rindvieh von jeder Speise etwas mit Gewalt ins Maul gethan, vielleicht auch der ihm des Salzgehaltes wegen sympathische Hering gereicht; Schweine und Hühner bekamen etwas Körner. Alles das geschah mit den Worten: dziś jes wiliö Bozego narodzeniö.

a) Vor dem Essen wurde unter dem Tisch sauberes Stroh gestreut und daraus nach dem Abendbrot kleine dünne Strohseile gedreht, mit denen die Stämme der Obstbäume im Garten umwunden wurden. Diese Strohseile sieht man noch heute vielfach an den Bäumen.

b) Das heiratsfähige Mädchen fegte am Weihnachtsabend die Stube verkehrt, d. h., von der Thüre beginnend nach dem Innern zu, nahm das Kehricht in ihre Schürze und schüttete es im Hofe aus mit den Worten: scekej, scekej pies, dzie mój miły jes! (etwa: Hündchen, Hündchen, belle hin nach meines Liebsten Stelle).

c) Die Mädchen machten sich auch von irgend welchem erreichbaren Grün kleine Kränzchen, welche sie unter den Tisch warfen. Nach dem Essen gingen sie mit den Kränzchen in den Garten und warfen sie auf Bäume. Es waren jedem Mädchen nur drei Würfe gestattet. Gelang es dem Mädchen, sein Kränzlein in einem dieser drei Würfe so auf den Baum zu werfen, dass es hängen blieb, dann konnte es sicher sein, im nächsten Jahre zu heiraten.

d) Am heiligen Abend wurde vor dem festlichen Mahl eine Zwiebel zerschnitten in zwölf Schalen, die sich in ihren Hälften bequem ablösten. diese zwölf Schalen wurden mit den Namen der zwölf Monate bezeichnet, in eine jede wurde Salz gestreut, und sie wurden bei Seite gesetzt. Nach dem Abendbrot wurden sie nachgesehen. Die Monatsschale, deren Salz bereits zerflossen war, bezeugte den entsprechenden Monat als einen feuchten.

Karfreitag. Der Karfreitag wird von sehr vielen städtischen und ländlichen Familien als Fasttag behandelt, d. h., es wird kein Fleisch gegessen, ohne dass dieser Brauch indessen mehr sein wollte als eine Sitte des Hauses.

a) Am Karfreitag früh vor Sonnenaufgang wurden die Felder begangen und mit Dreschflegeln geschlagen, damit sie vor Hagelschlag sollten bewahrt bleiben. b) Die jungen Leute gingen, wenn es nicht zu kalt war, zu einem kurzen Bade ins Wasser, um von Ausschlag und Flechten verschont zu bleiben. Selbstverständlich durfte auf beiden Gängen kein Wort gesprochen werden. c) Junge Mädchen (in den Städten meistens) holten am Karfreitag vor Sonnenaufgang sogenanntes stilles Wasser. Sie durften beim Ankleiden, auf dem Gange und beim Schöpfen kein Wort sprechen, wurden daher natürlich von jungen Leuten belauert und gestört, damit sie sprechen und sich des Segens des stillen Wassers verlustig machen sollten. Brachten sie das Wasser unangefochten, glücklich heim, so wuschen sie sich mit diesem, was natürlich sehr heilsam war und verschönte, und hoben wohl auch davon auf; denn dieses Wasser wurde natürlich nicht schlecht. d) In derselben Nacht wurde durch Schütteln und Rütteln das Frauenzimmer (die Magd) geweckt; denn weder zu ihr durfte gesprochen werden, noch durfte sie sprechen. Die Sahne wurde ins Butterfass gegossen, und die Magd butterte ohne ein Wort zu reden. Die fertige Butter wurde noch vor Sonnenaufgang gewaschen und für den gewöhnlichen Gebrauch fertig gemacht. Noch ehe sie gesalzen war, wurde ein Teil davon auf einen Teller gethan und als sogenannte Karfreitagsbutter, die nie schlecht wurde, als ein herrliches Heilmittel gegen Wunden etc. aufbewahrt.

Ostern. Hier hätte ich besonders des „dyngus" Erwähnung zu thun. Es heisst dieser weitverbreitete slavische Brauch auch śmigust. Darnach erübrigt sich wohl jeder Versuch, das Wort „Schmeckoster" oder „Schmackoster" deutsch zu erklären; es ist wohl dieses Wort nichts weiter, als ein ins Deutsche verdrehtes „śmigust". Während nun die Slaven bei ihrem śmigust oder dyngus das Wasser nicht schonten, sondern sich die Jugend weidlich begoss, natürlich die männliche Jugend meist das Subjekt, und die weibliche das arme Objekt darstellend, und es dabei auch nicht ohne Rohheiten abging, sondern manchmal die Knechte eine Magd an den Brunnen schleppten und sie dort mit dem vollen Eimer ohne Erbarmen übergossen, übte sich die deutsche schlesische Dorfjugend bei ihrem „Schmeckoster" im Handhaben der mehr oder minder geputzten Rute oder Gerte und artete dabei ebenfalls nicht selten in Rohheit aus. Das Wesen des Dyngus liegt also im Begiessen aus Liebe und vielleicht um Lohn; denn es kommen mich noch heute am zweiten Osterfeiertage meine Armen vielfach begiessen (sie thun es natürlich gar sänftiglich und bescheiden) und verlangen dafür eine kleine Gabe. Dieses weltliche Treiben des Osterfestes hat sich selbstverständlich auf den zweiten Feiertag zurückgezogen, um den heiligen Tag nicht zu sehr zu entweihen. Wie das Wort dyngus zu erklären ist, ob es mit tingo (tunken) zusammenhängt und daran erinnert, wie die Slaven, die Urbewohner des Landes, in sicherlich sehr summarischer Weise getaucht, d. h., getauft wurden, das wage ich nicht zu behaupten, weil ich es nicht beweisen kann [1]. Wie zu Weihnachten städtische Knaben mit sogenannten Krippeln

[1]) Dyngus ist das deutsche Dingnuss. W. N.

singend und Gaben heischend herumzogen und noch ziehen, so zogen und ziehen in abgelegenen Winkeln noch heute ländliche Knaben mit einem sogenannten „Kokotek“ (= Hähnchen) umher. Das war eine Achse auf zwei Rädern, auf der sich eine Scheibe wagerecht schnell herumdrehte. Auf dieser Scheibe befand sich eine Anzahl von Puppen, die bei dem Umdrehen der Scheibe wie Tänzer aussahen, und in der Mitte stand ein plastisch dargestellter Hahn, daher der Name. Der Hahn sollte wohl den Warnungshahn des Petrus darstellen. Gesungen wurde dabei eine Beschreibung des Leidens Christi und seiner Auferstehung in Versen, in die sich auch Humor mischte, z. B. O ty święty Macku Chodzis po folwacku, a zglądōs zōgony, chtory piekniej zasiōny. Haleluja. Nach der Beendigung des Liedes und dem Empfange der Gaben folgte der in anderer Melodie gesungene Dank: dziękujemy za te dary, coście ną je darowali. Zebyście się do nieba dostali a w tem niebie wiecnie królowali, ze byście tã sto lōt zyli a kazdy dzień kafej pili.

Pfingsten. Die Linde dient ganz allgemein in Oberschlesien zum Ausputzen der Häuser, besonders an den Fenstern, Thüren, Zäunen etc. Mit diesen Lindenzweigen schmücken das heisst „mojić“, d. h., maien oder mit Maiengrün schmücken. Neben dem Lindengrün spielt der Kalmus eine grosse Rolle. Selbst unsere Kirche wird zu Pfingsten mit Kalmus geschmückt. Die Kalmusblätter sehen schmalen und einfachen Palmenzweigen sehr ähnlich. Man schmückte vielleicht Häuser und Kirchen mit ihnen im Andenken an die Palmenzweige, mit denen Israel den Herrn Jesum begrüsste; man thut es zu Pfingsten, weil es zu Ostern noch keine Lindenzweige mit Blättern und keine Kalmusblätter giebt. Da aber dieser Kalmus schlesisch tatōr (d. h. tatar der Tatar) heisst (wie von den Polen der Buchweizen tatarka, d. h., Tatarenkorn genannt wird, weil er mit dem edlen Roggen und dem noch edleren Weizen nicht verglichen werden kann und ein geringwertiges, ein Tatarenkorn nur ist), so ist eine Beziehung dieses Kalmus, den man zum Pfingstschmuck verwendete, um seines Namens willen auf die Tataren und irgend eine von ihnen erduldete Unbill, vielleicht eine Zuflucht in mit Kalmusstauden gefülltem Wasser, oder auf die an den endlich flüchtig gewordenen Tataren geübte Rache, vielleicht an ihr Ersäuftwerden in den mit Kalmus durchwachsenen Wassertümpeln, sehr wohl möglich. Auf Pfingsten folgt

Trinitatis. Zu Ehren der Dreieinigkeit wird der Sarg mit der Leiche drei Mal von der Erde aufgehoben und wieder niedergesetzt, ehe denn ihn die Träger auf die Schultern heben. Drei Mal rückt der Leichenwagen an, ehe er wirklich mit dem Sarge wegfährt. Drei Kreuze macht jeder, der am Grabe niedergekniet ist und dort betet, mit seiner rechten Hand über dem Grabe. Die Dreifaltigkeit wird laut oder still angerufen mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ von dem Kutscher, der es nie unterlässt, vor der Abfahrt mit der Peitsche vor den Pferden ein Kreuz auf der Erde zu bezeichnen. Jeder, der ein Brot anschneidet, macht mit dem Messer unter den nämlichen Gedanken auf der Unterseite des Brotes das Kreuzeszeichen. Dasselbe Zeichen macht die Wirtin auf die zum Ausdrücken in die Masse fertige Butter und auf die im letzten Mass ausgedrückte desgleichen. Der fertige Teig im Backschaff wurde ebenfalls also

bezeichnet. Dagegen wurde Brot, welches auf die Erde gefallen war, ehrerbietig aufgehoben und geküsst.

## II. Familie und Haus.

a) Es wurde und wird noch heute das neugeborene Kind möglichst schnell zur Taufe gebracht. Vor der Taufe durfte das Kind auf keinen Fall die Stube oder gar das Haus verlassen. Die Mutter durfte vor dem Kirchgang nie die Stube verlassen. Besonders von Sonnenuntergang ab musste sie an der Wiege sitzen, und durch die ganzen sechs Wochen musste sie das Gesangbuch unter dem Kopfkissen bei sich haben. Musste sie sich vor dem Kirchgang durchaus am Ofen etwas zu schaffen machen, so setzte sie eine Männermütze auf, um ihr Geschlecht nicht zu verraten. Die Paten nahmen das Kind, wenn sie sich zum Taufakt rüsteten, mit den Worten auf: bierzemy poganina a przyniesiemy chrześcianina. Wenn sie den Täufling heimbrachten, legten sie ihn mit den Worten unter den Tisch: niesiemy chrześcianina a więliśmy poganina. Der Vater hob das Kind auf und reichte es der Mutter, welche ihm sofort die Brust gab. Dabei wurde dem Kinde mit dem aus den Patengeschenken entnommenen Gelde über dem Haupte geklingelt.

b) Hochzeit. Ein schöner Brautstand ist das, was dem oberschlesischen Volke vielfach fehlt; denn entweder ist er schön, dann darf aber über die Schönheit dieser Liebe, eines ἔρως, nicht gesprochen werden, oder er ist nicht schön, sondern sterbenslangweilig, dann ist darüber nichts zu sagen. Vor der Hochzeit tritt der Starosta, eine typische Figur einer oberschlesischen Landhochzeit, in seine Rechte. Der Starosta ist beim Hochzeitsmale der biblische Speisemeister, hier aber ist er viel mehr. Seine Thätigkeit im Hochzeitshause vor der Trauung vollzieht sich in althergebrachten Formen, die im einzelnen aufzuzählen über den Rahmen dieses Aufsatzes geht. Eine der alten mir bekannten Anweisungen für die Funktion des Starosta stammt vom alten Roschkowitzer Organisten Thorax. Ich habe selbst schon für mehrere Starosten solche Formulare verfasst. Die Braut wird vorgefordert, neben den Bräutigam gestellt, beide vor die Eltern der Braut geführt, um diesen zu danken und sie um den elterlichen Segen zu bitten. Alle diese Momente werden in möglichst feierlicher Sprache mit biblischer Begründung von dem Starosta hervorgehoben, welcher mit den Worten zu schliessen pflegt: und jetzt wollen wir ins Haus des Herrn, um von ihm unser Beginnen weihen zu lassen. Leider aber schwinden bei den immer moderner werdenden Hochzeiten auch diese schönen Sitten. Das Tischgebet, welches der Starosta in feierlichster Form sprach, und welches von Gesang eingeleitet und geschlossen wurde, spricht oft, da für den Starosta, einen alten Schriftgelehrten (piśmiennik) aus der Gemeinde, in der modernen Hochzeit mit Hühnerfricassee etc. kein Platz mehr ist, einer von den Musikanten, denen keine solche Achtung entgegengebracht wird, wie jenem, und ich muss sagen, dass ich jedes Mal mit Sehnsucht nach dem Starosta der alten Hochzeiten ausschaue. Die Hochzeitsgesellschaft rüstet sich zur Trauung. Die Braut sendet durch die sogenannte ältere Brautjungfer (starsō druchna, in Pless drużka) dem Bräutigam auf einem Teller das Myrtenbouquet an die Brust, das kleine Myrtenkränzlein aufs Haupt und ein Taschentuch. Dieser nimmt die Gaben mit Dank an

und wirft einen Thaler oder zwei auf den Teller. Das Geld thut die Braut (na szęście) in den rechten Schuh unter das Fussblatt und behält es dort während der Trauung und des ganzen Mahles, bis sie es dem Ertrage der für sie veranstalteten Haubensammlung, der ihr in den Schoss geschüttet wird, einverleibt. Kam der Hochzeitszug aus der Kirche, so ging die Braut zuerst allein in die Hochzeitsstube, ging drei Mal um den gedeckten Tisch herum, auf welchem ein unangefangen Brot lag, schnitt sich davon ein Ränftel ab, nahm es mit sich und hob es dann im neuen Hause zugleich mit dem Brautkranze auf. Dann erst durfte der Bräutigam auch herein kommen. Das Brautpaar sass bei Tisch immer nebeneinander über Eck; beide assen von einem Teller und wurden von den beiden ersten Brautjungfern bedient, es wurde ihnen sogar vorgelegt und vorgeschnitten. Nach dem Male wurde die Braut gehäubt, d. h., es wurde ihr die Frauenhaube aufgesetzt. Dabei gab es allerlei Vermummung, damit der Bräutigam die Braut nicht erkennen sollte. Gelang es ihm nicht, so musste er sich durch eine Gabe loskaufen. Oft gab ihm auch die Braut ein geheimes Zeichen, damit er sie sofort erkennen sollte. Eine ältere Frau setzte ihr, während alle um sie einen Kreis bildeten und alle Frauen und Mädchen sie in ihrem Reigen fest halten wollten, die Haube auf. Dabei gab es dann oft ein wildes Getümmel, wobei allerlei lustige, auch bedenkliche Schelmenlieder gesungen wurden. Gesammelt wurde für die Haube der Braut (das war die ansehnlichste Sammlung), für die Köchinnen und Aufwäscherinnen, für die Musikanten etc. Die Gäste mussten eine Menge grösserer und kleinerer Münzen in Bereitschaft halten, und jeder der Geld heischenden Sammler brachte auf dem Sammelteller ein Emblem seiner Thätigkeit mit. Auch diese Sammlungen schwinden mehr und mehr.

c) Begräbnis. Einem in der Agonie begriffenen Sterbenden soll man nicht durch lautes Wehklagen und ungeberdiges Schreien den Tod zerreissen. Wenn das geschieht, dann kann er oft lange nicht sterben. Ist er gestorben, und es ist alles das geschehen, was an letzten Liebesdiensten geleistet werden kann, so werden ihm in den Sarg ausser den Ueberresten der Stoffe zu seinem Anzuge, ausser dem Zwirn, mit dem der Anzug genäht, dem Kamm, mit dem er gekämmt worden ist, das Gesangbuch und ein Taschentuch mit in den Sarg gegeben; in die Hand aber werden ein paar (natürlich kleine) Münzen gedrückt mit den Worten: Das ist für deine Wirtschaft (To mōs ofiarę za twoję robotę). Die Uhr bleibt stehen, der Spiegel wird verhängt, und über Nacht brennt in dem Zimmer, da der Tote ruht, Licht. Ist der Verstorbene der Wirt, so wird durch seinen Sohn oder seine Frau dem Vieh im Stalle zugerufen: Twój gospodōrz umarł, już nie przyjdzie do ciebie. Die Bahre mit dem Toten wird, wie schon erwähnt wurde, drei Mal gehoben, mit dem Leichenwagen wird drei Mal angerückt. In der Zeit des Ausläutens, d. h., wenn die Glocken am Vormittag nach dem Tode der Gemeinde das Scheiden eines Gemeindegliedes verkündigen, versammelt sich die Familie um den Entschlafenen und betet um ihn herum knieend. Ist eine Mutter gestorben, welche einen Säugling an der Brust hatte, so kommt sie in der Nacht oft einmal zu ihrem Kinde, um nach ihm zu sehen und ihm die Brust zu reichen. In ihrem verlassenen Bette kann man am Morgen deutlich den Abdruck ihrer Gestalt sehen an der Stelle, wo sie gesessen hat. Die Irr-

lichter sind die Seelen von Kindern, welche gestorben sind, ehe sie getauft wurden.

d) Der Mensch und sein ländlicher Haushalt. a) Milch darf nie nach Sonnenuntergang verkauft werden. Soll es durchaus geschehen, dann werden in die Milch ein paar Körnlein Salz hineingethan. b) Wenn eine Kuh gekalbt hatte, so wurde in den ersten kritischen Tagen niemandem etwas gegeben, selbst wenn er Feuer aus dem Ofen verlangt hätte. Wurde die Kuh nach dem Kalben zum ersten Mal auf die Weide getrieben, musste sie Mistgabel und Besen, die vor der Schwelle lagen, überschreiten. Dabei wurde ihr gesagt: To jes twój wywód. c) Ein Vieh, das zum Markte aus dem Stalle hinausgeführt wurde, wurde in der Thür gesegnet, ihm dann drei Mal auf die Stirn gespuckt und die Stelle mit dem Hemde abgewischt. d) Junge Gänslein, die aus dem Ei gekrochen waren und zum ersten Mal aufs Gras gelassen werden sollten, mussten ihren Weg durch den Rockschlitz der Wirtin nehmen, bez przypor, zeby ich nikt nie oprzyrocył. e) Wenn ein Mann ein Stück Vieh zum Markte führte oder trieb, wollte er bei Leibe kein altes Weib begegnen (zejś się z babą); denn das brachte ihm Unglück. Nur einem Manne wollte er gern begegnen, sonst kehrte er lieber um. f) Kam der Hütejunge oder das Hütemädchen zum ersten Male von der Weide heim, so wurden sie mit Wasser begossen, vielleicht mit den Worten: zebyś nie spała, pasterko! Es wurden ihnen vielleicht auch ein paar Eier gekocht, damit die Kühe recht gelbe Butter erzeugen möchten. g) Ein Hund darf nicht heulen, sonst stirbt jemand in seiner Nachbarschaft. Ein Mädchen darf nicht pfeifen und eine Henne nicht krähen. Thut sie das, so wird sie bis zur Hausschwelle gemessen, d. h., genau einmal auf das andere hingelegt bis zur Schwelle. Was dann auf die Schwelle zu liegen kommt, das wird abgehackt, es sei der Kopf oder der Schwanz. h) Kommt man in einen Stall, so hat man zu sagen: $\alpha$) Viel Glück! Dej Boze sceście! $\beta$) Tez tak wcora! Gestern auch so. (Eine Veränderung ist leider sehr oft eine Veränderung zum bösen, daher ist es ein sehr guter Wunsch, wenn man unveränderten Fortgang wünscht, wie er schon gestern war.) $\gamma$) Na psa urok, na kocie ocy, ze wôs nik nie oprzyrocy. i) Ein auf der Erde liegender Mensch (noch viel weniger ein Kind) darf nicht überschritten oder übersprungen werden, sonst hört er auf zu wachsen. k) In Gegenwart von Schweinen, in der Nähe von Dünger, oder wenn von diesen Dingen die Rede ist, darf man nie vergessen hinzuzufügen: Za uczciwością Jeich oder: Jak są poczciwi i cnotliwi. Im Deutschen wird dann meistens die Rede eingeleitet mit den Worten: Vor Respekt zu sagen. Wird dagegen am Tische, der mit Speisen bedeckt ist, oder auf welchem sich Brot befindet, von Schweinen und von Dünger gesprochen, so wird hinzugefügt: za uczciwością tego boskiego daru. Etwa: mit Verlaub dieser Gottesgabe. l) Einem arbeitenden Menschen pflegt man grüssend zuzurufen: Boze wą pomôgej! Ladet nun jemand Dünger auf oder ab, oder verstreut er ihn auf dem Felde, so kommt der diesem Begegnende in ein schweres Dilemma: Gott soll dem Dünger Ladendem helfen, das ist eine unlautere Vorstellung, und den schwer arbeitenden Menschen ohne Gruss wieder zu verlassen, das ist unhöflich. m) Wird in irgend einer Weise in der Rede der Mensch mit dem Tiere verglichen,

so ziemt es sich hinzuzufügen: nie przymierzając, nicht mit einander messend oder vergleichend, nämlich den Menschen mit dem unvernünftigen Vieh.

## III. Einige absonderliche Dinge.

a) Die Mora. (sl. Wurzel mr; intransitiv: sterben, mrzeć; transitiv: schwächen, verderben, morzyć.) (wendisch: Marzana.) Entspricht dem deutschen Alb (das Albdrücken), Alp, Alf oder Elf, spielt aber eine viel bedeutendere Rolle, als der deutsche neutrale Alb = das Alb, ist vielmehr persönlich herausgebildet und ein Femininum. Die Sagen von der Mora sind ganz allgemein verbreitet. Die Vorstellung von ihr ist noch so lebendig, dass ich selbst noch jetzt eine Frau kenne, die als Mora gilt. Wie ein weibliches Wesen dazu kommt, eine Mora zu werden, das weiss ich nicht. Es können aber ebenso junge Mädchen und Frauen, wie auch alte Frauen den furchtbaren Fluch tragen, eine Mora zu sein. Eine Mora muss Gottes Geschöpfe im Schlafe ängsten, dadurch, dass sie sich auf sie legt und sie drückt und ihnen dabei, als richtige Mora, d. h., Verderberin, den Lebenssaft aussaugt. Wohl noch der, welche dieses Geschäft bei Menschenkindern ausübt; wehe der, welche Hasen und Wölfe, oder gar der, welche Dornbüsche und Bäume drücken muss. Ein Wanderbursche hatte in einem Kretscham übernachtet, neben der Schlafkammer der drei Töchter des Kretschmers geschlafen und ihre Gespräche, als sie des Morgens totmüde von ihren nächtlichen Morafahrten heimkamen, belauscht. Als die Mutter sie dann weckte und sich, da sie nicht aufstehen wollten, sehr wunderte, erzählte ihr der Wanderer seine Beobachtung. In der nächsten Nacht ging die Mutter in die Schlafkammer und fand zwar die Leiber ihrer Töchter in den Betten; denn nur die Seele macht die nächtlichen Fahrten durch in irgend einer beliebigen Gestalt als Kinderhand, als Strohhalm, als Katze, als altes Weib, als schönes junges Mädchen u. s. w. Diejenigen, welche Menschen drücken, saugen ihnen aus der Brust die Lebenskraft aus. Der Vater meiner Gewährsfrau in der Moraangelegenheit wurde auch von dem Alb geplagt, und die Sache wurde dadurch bewiesen, dass sich in seiner Brust, obgleich er ein Mann war, durch der Mora nächtliches Saugen veranlasst, Milch vorfand. Das einzige Mittel sich der Mora zu erwehren ist das, dass man ihr, falls man sie kennt und mit ihr verkehrt, jeden Wunsch, den sie in normalem Zustande äussert, erfüllt; dann kommt sie zu solchen Menschen in der Nacht nicht. Eine bekannte Bettelfrau, die noch lebt und allgemein als Mora angesehen wird, nützt diese Vorstellung in ihrem Interesse aus und sagt wohl selbst einmal: wy mi musicie dać, boch jes mora.

b) przyrok, urzecenie, verbal: oprzyrocyć = besprechen, behexen. Jede plötzliche, unerwartet eintretende Krankheit, jede aussergewöhnliche Erscheinung im Leben der Menschen und der Haustiere, für die man keine Erklärung weiss, jede ins Auge fallende Wirkung einer Ursache, die man nicht kennt, wird noch heute ganz allgemein zurückgeführt auf einen przyrok, auf ein urzecenie, auf ein Besprechen, Bereden, Bezaubern. Was das Wort urzecenie betrifft, so ist die Bedeutung klar. Es heisst „bereden, besprechen". Ebendasselbe bedeutet przyrok. Man denke nicht an rok das Jahr und urok die Interesse, obgleich auch in diesen beiden Worten derselbe slav. Stamm rk = reden, sprechen sicherlich

vorhanden ist in allerdings sehr modifizierter Bedeutung; sondern man denke an prorok der Prophet, der „Voraussager“, an „wyrok“ die Aussage, nämlich die feierliche Aussage Gottes. Also ist przyrok eine durch Worte hervorgebrachte zauberhafte Wirkung. Es befallen zum Beispiel einen Menschen, der nie daran litt, plötzlich heftige Krämpfe, es stellt sich beim andern ein rasender Kopfschmerz ein; es geschwillt ohne eine sichtbare Veranlassung ein Glied des menschlichen Körpers; es kann jemand, der sich gesund schlafen legte, früh nicht mehr aufstehen; es wird ein junges gesundes Pferd plötzlich von einer heftigen Kolik befallen, wirft sich in wütenden Schmerzen auf dem Stallboden hin und her — was kann die Ursache von allem solchen Elend sein? War da nicht kurz vorher, ehe sich das zutrug, ein unbekannter reisender Handwerksbursche mit einem finsteren Blick in der Hausthür und wurde vielleicht barsch abgewiesen? War da nicht kurz vorher eine alte Bettlerin da, die eine Gabe heischte? Hat nicht kurz vorher jemand das Pferd so sehr gelobt? Ja, das kann allein die Ursache sein. Das ist ein przyrok, ein urzecenie.

c) Gegen solche übernatürliche Einflüsse ist natürlich Medizin und ärztliche Hilfe machtlos. Dagegen kann nur ebensolcher übernatürlicher Einfluss aufgeboten werden, und das geschieht durch versegnen, zazegnać. Schon mit dem Hemde den betreffenden Menschen, der unter der Wirkung eines przyrok, eines urzecenie leidet, abwischen oder mit den umgekehrten Fingergliedern über den leidenden Körperteil fahren, dürfte eine kleine Linderung bieten. Wirklich wirksam ist nur „zazegnać“ versegnen. Befähigt dazu ist alt und jung, Mann und Frau. Natürlich wohnt keinem Menschen unbeschränkte Kraft des Versegnens inne, sondern es hat jeder Einzelne mehr oder minder beschränkte Gebiete, die seinem Einfluss unterthan sind. Wir wollen zunächst sehen, wogegen das Versegnen besonders als Hilfsmittel in Anspruch genommen wird. Eine sehr häufige Augenkrankheit ist łuska (die Schuppe), entsprechend dem deutschen „Blümchen“. Da giebt es mehr oder minder in jeder grösseren Gemeinde einen Mann und eine Frau, deren Versegnen bei dieser Augenkrankheit wirksam ist; denn ganz selbstverständlich kann bei jeglichem Versegnen ein Mann nur weiblichen Wesen helfen und umgekehrt. Ebenso wie natürlich die Kunst oder Kraft des Versegnens nur von einem Mann auf eine Frau verpflanzt werden kann und umgekehrt. Eine häufige Viehkrankheit ist der sogen. krok. Da steht das betreffende Tier, meist befällt die Krankheit Schweine, zitternd da, rührt keine Nahrung an, niemand weiss eine Ursache. Das ist nichts anders als der krok, und da ist ja auch nicht weit ein alter Mann, der den Krok versegnen kann. Die Gesichtsrose wird häufig versegnet, die Auszehrung bei kleinen Kindern, allerlei Gliederreissen und Schmerzen u. s. w. Wenn eine Feuersbrunst ausbricht, da ist es auch sehr erwünscht, dass jemand, dessen Versegnen das Feuer zu bannen imstande ist, erscheine und helfe. Die Menschen, welche die Gabe des Versegnens besitzen oder diese Kunst gelernt haben, wenden manchmal auch noch Heilmittel an; so badet eine mir bekannte alte Frau, welche bei der Auszehrung bei Kindern sehr oft in Anspruch genommen wird, diese Kinder in einem von ihr hergerichteten kräftigen Bade, aber die Hauptsache bleibt doch immer das Versegnen. So viel ich habe vernehmen können, sind die Versegnungsformeln Anrufungen Gottes, meist

des dreieinigen Gottes; oft werden auch eigentümliche Operationen mit den Zahlen vorgenommen, z. B. wird von 9—1 drei Mal rückwärts gezählt u. s. w.

d) Der Weichselzopf, kołtun, plica polonica. Ein früher in Oberschlesien sehr verbreitetes Leiden, welches jetzt in der Abnahme begriffen aber noch anzutreffen ist, ist der sogenannte Weichselzopf oder Wichselzopf. Die erste Schreibweise harmoniert mit der medizinischen Bezeichnung plica polonica; denn die Polen wohnen an der Weichsel; dort ist ihre plica zu Hause, und daher ist sie eine plica polonica. Die polnische Bezeichnung aber für das Behaftetsein mit diesem Leiden „zwiła jej się głowa" = „der Kopf hat sich ihr verwickelt" dürfte auch die Schreibweise: „Wichselzopf" für berechtigt erklären. Blosser Schmutz und Vernachlässigung des Kopfes ist die Krankheit nicht, obgleich beide Dinge sicher daran beteiligt sind. Es sind damit am häufigsten Frauen behaftet, welche von der Krankheit vielleicht nach einem langen Wochenbett befallen wurden; indessen habe ich auch Männer gekannt, die daran litten, ja sogar kleine polnische Pferde von drüben haben diese Krankheit. Das Haar verfilzt zu einem unentwirrbaren, unappetitlichen Klumpen, der so aussieht, als ob er ein fester Körper wäre. Man soll ihn ja nicht abschneiden. Dagegen kann natürlich nur ein kräftiges Versegnen helfen.

e) Das Bettnässen und das Heilmittel dagegen. An der sehr unangenehmen Schwäche der Blase, welche das nächtliche Bettnässen verursacht, leiden bekanntlich viele Menschen. Schuld allein an dem Leiden des betreffenden Menschen war seine Pate, welche ihn als Kind zur Taufe trug und auf diesem Wege stehen blieb und ihr Bedürfnis befriedigte. Daher bitten natürlich viele Mütter die Pate, welche das Kind abholt, sie möchte auf keinen Fall mit dem Kinde auf dem Arme ihr Bedürfnis befriedigen, sondern entweder gar nicht stehen bleiben; oder wenigstens, wenn es gar nicht anders ginge, das Kind während dieser Unterbrechung einer andern Pate zum Halten geben. Es giebt übrigens ein ganz sicheres Mittel dagegen. Der betreffende Leidende warte ab, bis einmal ein offenes Grab eines Menschen des andern Geschlechts eine Nacht über vorhanden ist. Er gehe ohne ein Wort zu sprechen in der Nacht an dieses offene Grab, stelle sich davor, segne sich und spreche ein andächtig Vaterunser. Dann aber lasse er (hier wird die Rede unterbrochen durch ein „jak są poczciwi a cnotliwi, etwa: unbeschadet Ihrer Ehrenhaftigkeit") sein Wasser in das offene Grab. Das Mittel hilft unfehlbar.

f) Podciepek (Unterschmeissel), der Wechselbalg. Ist ein Kind ganz merkwürdiger Weise leiblich aus der Art geschlagen, ist es ein elendes zartes Ding mit einem Gesicht vom Mondschein beleuchtet, während die sämtlichen übrigen Kinder stramme Knoten sind mit gebräunten, von Gesundheit strotzenden Gesichtern, so kann das unmöglich mit rechten Dingen zugehn. Da ist das rechte Kind weggenommen worden, weil nicht alles erfüllt wurde, was bei einem solchen kleinen Kinde erfüllt werden muss, und von derselben unheimlichen Macht, den Hexen oder gar dem Teufel, ist ein andres Kind hingeworfen oder hingeschmissen worden, daher podciepek von ciepnąć, ciepać (ganz entsprechend dem deutschen mundartlichen „schmeissen"), das „Unterschmeissel", übrigens ganz dasselbe wie das deutsche „Wechselbalg".

g) Der Ring von drei eisernen Sargnägeln. Es giebt ein bewährtes Mittel gegen Epilepsie. Eine Frau aus meiner Nähe litt lange Jahre an epileptischen Anfällen, gegen die nichts helfen wollte. Da wurde ihr geraten, von drei Nägeln, die aus verschiedenen Särgen, die in der Erde vermodert sind, stammen, sich einen Ring schmieden zu lassen und diesen Ring dann auf dem Ringfinger zu tragen. Es dauerte Jahre, bis es ihr gelang, beim Graben von Gräbern an alten längst verfallenen Grabstellen dreier alter Sargnägel von verschiedenen Särgen habhaft zu werden. Der Schmied schweisste ihr aus diesen drei Nägeln einen Ring — und die Krämpfe, so sagt sie noch heute jedem, „sind weggeblieben, als sie den Ring trug".

Bei meiner Sammlung bin ich sehr vorsichtig und nüchtern verfahren. Ich habe nicht aufgenommen und nicht aufgeführt, was vielleicht hier und da einmal ist ausgeübt worden oder welchem vielleicht dieser oder jener einmal seinem Beifall geschenkt oder zugestimmt hat. Hätte ich das aufgeführt, was manche wirkliche Hexenmeister oder manche alte Weiber thun und glauben, von Aberglauben und albernem Zeug, meine Sammlung wäre viel grösser geworden; aber sie würde nicht das bieten, was mein Aufsatz nach seiner Ueberschrift bieten will, nämlich eine kurze Uebersicht derjenigen besonderen Gebräuche und Anschauungen, welche Oberschlesien, beziehentlich dem Kreuzburger Kreise und seinen ev. Bewohnern eigentümlich sind. Was ich aufgeführt habe, das gehört alles insofern der Gegenwart an, als noch heute die Zahl der Anhänger des betreffenden Gebrauchs oder der Anschauung eine sehr grosse ist, wenn sie auch dank der immer mehr um sich greifenden Durchschnittsbildung der Massen und Germanisierung im Schwinden begriffen sind. Verschwunden und erloschen ist noch keiner der von mir geschilderten Bräuche, keine der von mir vorgetragenen Volksanschauungen. —

---

# Ein Besuch vor 40 Jahren
## bei den Grosseltern in einem Freibauergute des Deichsathales.

Von **Waldemar Walter.**

### VI. Sympathie.

Dass auch der Aberglauben — Sympathie etc. — eine grosse Rolle in dem Hofe der Grosseltern spielte, konnte ich eines Tages gewahren, als sich Grossmutter einen neuen Wäscheschrank, natürlich zweithürig mit Kugelfüssen und hohem Aufsatz, zu den übrigen fünf breiten Schränken in der kleinen Oberkammer anthat. Tapeten oder sonst gemalte Wandmuster konnten infolgedessen erspart werden, da Schrank an Schrank eine ganze Wand einnahm, die andre aber mit himmelhoch getürmten Gast- und Ausstattungsbetten besetzt war. Als der Tischler den eichnen schweren Schrank in den Hausflur neben die Almer gestellt und auseinander genommen hatte, stellte es sich heraus, dass trotzdem die Hälfte des Schrankes nicht über die Treppe nach dem Oberstock getragen werden konnte. Für solche Zwecke wurde der „Schlag" geöffnet — es war dies eine Luke in der Bretterdecke des Hausflur's, durch welche Schränke,

Laden etc. an Strängen und Leinen in die Höhe gezogen wurden; so auch diesmal. —

Bei dieser Gelegenheit nun hiess es später, „dar Kleeknaicht hoot sich Schuada gethon“, weshalb er mittags „nischt ni nunger britte“. Borberruse war alsbald bei der Hand und schickte zur „ahla Ginthern“, die alles mit Sympathie kurierte. „O wie gutt is, doss ihr geschickt hott!“ — waren ihre Auftrittsworte — „a hoot die Verziährige“. Diese musste also vermessen werden, was die Ginthern mit Zwirnfaden, in die sie Knoten knüpfte, dreimal an verschiedenen Freitagen bei abnehmenden Monden that, wobei sie ihren Sympathieverspruch murmelte; jedesmal war die Verziährige zurückgegangen und die Knoten am Faden infolgedessen immer enger aneinander gerückt. — Dem Manne war geholfen!

Eines Tages klagte ich über Magendrücken, und da es grade Weihnachtszeit war, und mir die Mohnsemmel sehr gut gemundet hatte, konnte das Leiden wohl daher kommen, unmöglich vom Pfefferkuchen oder von sonstigen Süssigkeiten, da Grossmutter uns nie solches Genattsche, „wu die Zähne schwarz davon werden“, schenkte. Auch der allgemein Sitte gewordene Christbaum existierte nicht. Grossmutter hatte zu Weihnachten höchstens ein rotreinschnes Kopf- oder Haarband von ihren Eltern erhalten. — „Sittne Sachen“ waren bloss bei den „Grossen“ Mode. —

Nun war also nichts eiligeres zu thun, als die Ginthern zu holen, die denn auch sofort die Diagnose feststellte: „Ach Gott, dar orme Jung' hoot's Harzgespuan“. Drob Schreckensblicke und Zittern bei Grossmutter! Es half also alles nichts — auch ich musste über den Magen vermessen werden, wobei mir strengstens verboten wurde, ja nicht zu lachen, und dran zu glauben. Bei mir schien das Leiden hartnäckig zu sein, denn die Ginthern mass mich mit Kopfschütteln und bedenklicher Miene wohl acht mal, bis ich es satt hatte, da mir das Essen längst wieder mundete. Ob es der Würste und des Kleebruts wegen, welches Grossmutter jedesmal der Ginthern fürs Vermessen spendete, länger mit dem Besserwerden dauerte, weiss ich nicht, — kurz, sie liess sich vom Grossvater 9 Gerstenkörner geben, die sie in einen Blumentopf säte, — und als sie dann unter täglichem Begiessen mit Wasser und Hersagen des Sympathiespruches:

„Ihr sollt wachsen, keimen und gedeihn,
Wie das Leiden soohl vergiehn“,

wuchsen, war auch ich kuriert! Selbstredend wäre ich gestorben, wenn die Körner nicht wuchsen — wenigstens behauptete es die Ginthern.

Diese Frau konnte überhaupt alles: Rose versprechen, Hühnerwurzeln, Reissen auch beim Vieh versprechen; immer fing sie zu murmeln an: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes befehle ich dir, wie du entstanden bist, wieder zu vergehen“. Dabei wurde der Faden, resp. der Knoten dreimal übers Kreuz gedrückt. — Auch hörte ich einmal die Formel: „Du sollst bleiben, bis Maria einen andern Sohn gebiert“. Das eine mal war die Ginthern in ein andres Gut bestellt worden, wo eine junge Kuh, die ihr erstes Kalb gehabt hatte, sich nicht melken liess. Nichts leichter als dieses Uebel zu heben! Sie kroch unter den Backofen, der in den meisten Bauernwohnhäusern hintenhinaus gebaut war, holte sich eine Ofenkrücke, setzte sich drauf und ritt wie auf einem Pferde dreimal um den Hof in den Stall, wo die Kuh stand, strich mit

dem Krückenstiel der Kuh unter den Bauch und goss später, nachdem sie die Kuh gemolken hatte, die Milch in die vier Winkel des Stalles. Was sie dabei sagte, bekam ich nicht zu hören, aber später liess sich die Kuh auch von andren Mägden melken! „Ja!“ sagte sie, „heute glaubt eben die Welt nichts mehr, darum hilft's auch nicht“. Als ich vorlaut sagte: „Ihr könnt hexen“, kam ich schön an: Sie sei keine Hexe, aber die Lehmknaatersch-Ruse sei eine Hexe. Erstens hätte die rote Augen, und zweitens besitze sie das 6. und 7. Buch Moses, worin sie rückwärts lesen könnte. Das einmal hätte sie es von vorn gelesen, da seien so viel Schwarzkrähen geflogen gekommen, dass die Wiese vor ihrem Hause schwarz gewesen sei; endlich habe sie ihren Fehler bemerkt und wieder von hinten gelesen, da seien die Krähen und Raben mit Ach und Weh übers Dorf geflogen. Sie aber — die Ginthern — habe kein Buch, sondern ihre Sympathiemittel habe sie schon von ihrer Grossmutter überliefert bekommen zum Heil der Menschen. Das alte Weibsbild aber, die Ruse, sei sogar so schlecht, dass sie das einemal in X., wo sie habe Paten stehn sollen, eine andre Frau, die sie als eine ihresgleichen erkannt, aufgefordert habe, mit ihr hinter den Hof zu gehen, wo sie dann gesagt habe: „Du! — wull'n mir duas Kind lussen a Albla (Alp), a Hexla oder a Balgla war'n?“ Sofort hätte die andre eingestimmt, und durch Besprechen der Patenbriefe mit Zaubersprüchen wäre auch richtig aus dem Kinde später ein Wechselbalg geworden, das ist ein Idiot.

Nebenbei bemerke ich, dass der Glauben an das 6. und 7. Buch Moses noch heute ganz gemein ist; nur soll es noch in so seltenen Exemplaren zu haben sein, dass in ganz Schlesien höchstens zwei echte Bücher zu finden sind.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Zum Aufsuchen Ertrunkener durch Brot.

Zu den Ausführungen in Mitt. IX 21 ff. u. 53 sind weitere Belege bei F. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 344 zu finden. Liebrecht verweist zunächst auf Wuttke S. 371, wo Belege aus der Oberpfalz (man wirft ein Brot, auf dem der Name des Ertrunkenen steht, ins Wasser) und aus Böhmen (neugebackenes Brot mit angezündeter geweihter Wachskerze) gegeben sind. Ferner citiert L. eine Stelle der Zimmerischen Chronik (2, 405): „darnach befand sich in der St. Georgenkirche zu Weiler eine hölzerne Scheibe, welche, an dem Orte wo jemand ertrunken war, in die Donau geworfen, bis an den Ort schwamm, wo sich der Leichnam befand, und dort stillstehend sich im Kreise herumdrehte; ‚man sagt auch, es sollen deren Scheiben noch mehr an der Tonau sein, die ain gleichförmige chraft haben, sonderlichen oder bei deren Kirchen, so in der des lieben hailigen ritters S. Jörgen seien geweiht‘“. — Die S. 53 aufgeworfene Frage, ob der von den Mississipi-Gegenden bezeugte Glaube durch deutsche Einwanderer hingebracht worden sei, entscheidet sich in negativem Sinne durch die ausserdeutschen Belege bei Liebrecht. Sowohl mit Quecksilber gefülltes Brot als auch Brot mit einem brennenden Licht werden zu gleichem Zwecke in England verwendet, letzteres auch in der Bretagne. Aus einem Aufsatze „Mode of discovering the bodies of the drowned“

(Frehlose, Choice Notes from Notes and Queries, London 1859) führt Liebrecht auch an, es sei Glaube der nordamerikanischen Indianer, wenn man einen Span Cedernholz ins Wasser werfe, so bleibe er über der Stelle, wo der Ertrunkene liegt, stehen und drehe sich herum. —

Als Parallele sei hier noch auf den norwegischen Glauben verwiesen (Liebrecht S. 332): „kann man die Leiche eines Ertrunkenen nicht auffinden, so rudert man mit einem Hahn im Kahne umher, der dann gerade über der Stelle, wo der Tote liegt, zu krähen anfängt". Jiriczek.

Zu den Bemerkungen über das Aufsuchen eines Ertrunkenen durch schwimmendes Brot (Mitt. IX, 21 und 53) sei noch auf folgende Quellen hingewiesen, die ebenfalls von diesem Brauch berichten: Am Urquell IV (1893) S. 53 bezeugt ihn aus Siebenbürgen, Der Urquell N. F. I (1897) S. 178 aus dem Berglande Mährens; Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, erwähnt verschiedene Formen davon unter Nr. 371 und 175, ebenso E. H. Meyer im Badischen Volksleben S. 507, wo auch Belege aus früheren Zeiten sich finden. Ein Zeugnis aus dem Aberglauben der Bretonen, das genau mit den deutschen Formen übereinstimmt — ausgehöhltes Schwarzbrot mit angezündeter Kerze —, bringt Mühlan in den „Beiträgen zur romanischen und englischen Philologie, dem X. deutschen Neuphilologentage überreicht von dem Verein akademisch gebildeter Lehrer der neueren Sprachen in Breslau" Breslau 1902 S. 83. Bemerkenswert ist dabei die christliche Schlusswendung: „Der Finger des barmherzigen Gottes wird das schwimmende Brot an die Stelle führen, wo der Leichnam liegt; man wird ihn auffinden und in hl. Erde begraben können". H. Jantzen.

Auch in der Schweiz herrscht der Aberglaube, dass Ertrunkene mit Hilfe von Brot aufgefunden werden können. Nur ist es hier nicht ein beliebiges, sondern das am Agathentage geweihte Brot (sog. „Agathenbrot"), welches diese Wirkung hervorbringt.

Im Jahre 1877 soll in Graubünden der Versuch gemacht und mit Erfolg gekrönt worden sein. Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer, Basel.

---

# Robert Cogho †.

Am 22. Juni d. J. ist zu Warmbrunn ein Mann heimgegangen, dessen Scheiden für die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde einen herben, im wahren Sinne des Wortes unersetzlichen Verlust bedeutet, der königliche Hauptmann a. D. Robert Cogho.

Wir entnehmen einer Rede, welche der Vorsitzende der Ortsgruppe Warmbrunn unserer Gesellschaft Herr Bibliothekar Dr. Nentwig bei Gelegenheit einer Gedächtnisfeier für den Verstorbenen gehalten und uns jetzt zur Verfügung gestellt hat, folgende Daten über den Lebensgang des Verewigten. Robert Cogho war am 16. Oktober 1835 zu Hermsdorf u. K. geboren, wo sein Vater, der Justizrat Cogho, als Patrimonialrichter in Gräflich Schaffgotsch'schen Diensten seines Amtes waltete. Zuerst durch die katholische Schule in Hermsdorf, später durch Hauslehrer vorgebildet, verriet Cogho schon in früher Jugendzeit die sinnige poetische Neigung und das kräftige Vaterlandsgefühl, die ihn bis zu seinem Tode ausge-

zeichnet haben. Von entscheidender Bedeutung für sein ganzes Leben wurde das Jahr 1848. Die politischen Vorgänge jener bewegten Zeit hatten das Herz des Knaben mächtig ergriffen, und von dem glühenden Wunsche beseelt, dereinst als Soldat das bedrohte Vaterland gegen innere und äussere Feinde schützen zu helfen, hatte er nach der Melodie „Ich bin ein Preusse“ ein Lied gedichtet, in welchem die Sehnsucht seiner wackeren Kinderseele überraschend kräftigen Ausdruck fand. Dieses Lied wurde dem Grafen Emmo Schaffgotsch und durch diesen dem König Friedrich Wilhelm IV. bekannt, der, der Neigung das jungen Dichters gemäss, dessen Aufnahme in die Ritterakademie zu Liegnitz befahl. Cogho wurde trotz seiner bürgerlichen Herkunft aufgenommen, durchlief die Klassen der Akademie und verliess 1854 die Anstalt, um als Offizier-Avantageur in das Garde-Pionierbataillon einzutreten. Später stand er als Offizier bei dem 5. Pionier-Bataillon in den Garnisonen Glogau, Neisse, Glatz und Pillau und nahm im Kriege von 1866 als Premierleutnant an den Schlachten bei Nachod, Skalitz und Königgrätz teil. Nachdem er während des französischen Krieges mit einer Pionier-Compagnie in Strassburg thätig gewesen war, kehrte er als Hauptmann und Fortificationsoffizier nach seiner Garnison Pillau zurück. Sein Gesundheitszustand, der durch die vielen Strapazen des Dienstes sehr gelitten hatte, nötigte Cogho, um seinen Abschied zu bitten. Er ging nach Glogau, wo er einige Jahre als unbesoldeter Stadtrat wirkte, und zog sich später nach Warmbrunn zurück, wo er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in der alten eine neue Heimat gefunden hat.

Cogho war ein Mann von vielseitigem Wissen, reicher Erfahrung und so grosser Begeisterung für alle guten und edlen Dinge, dass die ausserordentlich rege gemeinnützige Thätigkeit, die er in Warmbrunn entwickelt hat, jedem, der ihn kannte, selbstverständlich erschien. Eine ganze Reihe von Vereinen und Gesellschaften, in denen er selbstlos und fördernd, immer als der ersten einer, mitgearbeitet hat, klagen um ihn. Unter allen aber wird die Gesellschaft für Volkskunde ihn am schwersten vermissen. Cogho gehörte zu den wenigen, die bereits vor der Gründung der Gesellschaft auf dem Gebiete der schlesischen Volkskunde eifrig gesammelt und gearbeitet haben, und als die Gesellschaft im Sommer 1894 ins Leben trat, schloss er sich ihr sofort mit Begeisterung an und ist ihr treu geblieben bis zuletzt. Als treuer Sohn seiner Berge hatte er für das reich entwickelte Volkstum seiner Heimat in all seinen Gestaltungen nicht nur ein ungewöhnlich lebhaftes Interesse, sondern auch das tiefgehende Verständnis, das nur aus dem Gefühl der innigen Gemeinschaft mit seinen Heimatsgenossen hervorgehen kann. Darin liegt wohl auch das Geheimnis seines Erfolges. Coghos Bedeutung für die schlesische Volkskunde beruht auf seiner rastlosen und ungemein ertragreichen Thätigkeit als Sammler. Kaum irgend eine Seite der volkstümlichen Ueberlieferungen ist ihm dabei entgangen. Wie er Lieder und Sagen und andere wertvolle Traditionen der verschiedensten Art in grosser Zahl, was anderen nur schwer gelingt, unmittelbar aus dem Volksmunde zu sammeln verstand, so wusste er auch mit unerreichter Geschicklichkeit alte und neue volkstümliche Drucke, handschriftliche Sammlungen von poetischen oder prosaischen Volksüberlieferungen, die schon äusserlich die unverkennbaren Spuren eifrigen,

generationenlangen Gebrauches an sich tragen, bildliche Darstellungen und vieles andere aufzuspüren und vor dem drohenden Untergange zu retten. Ein grosser Teil dieser wertvollen Schätze, die sein Forschersinn und unermüdeter Fleiss zusammengebracht haben, ruht im Archiv unserer Gesellschaft und harrt hier der wissenschaftlichen Bearbeitung für die Bände von „Schlesiens volkstümlichen Ueberlieferungen"; ein anderer Teil gehört seinem Nachlasse an und wird, wie wir hoffen, der Wissenschaft gleichfalls erhalten werden. Nur selten entschloss sich Cogho dazu, einzelne wertvolle Stücke seiner Sammlungen selbst zu veröffentlichen; umso häufiger aber musste, wie ein Blick in unsere „Mitteilungen" lehrt, sein Name genannt werden, wenn es galt, über wichtige Eingänge zu unsern Sammlungen zu berichten oder manche Einzelgebiete der schlesischen Volkskunde zu behandeln, die erst durch seine Funde wirklich erschlossen wurden. Ganz besondere Verdienste hat Cogho sich um die Kenntnis und Wiederbelebung älterer schlesischer Volksbräuche erworben. Er ist der Schöpfer der „Hainer Spinnabende", die seit einer Reihe von Jahren allen Freunden volkstümlicher Sitte ein reizvolles Stück alten, absterbenden Volkslebens zur Darstellung gebracht haben.

Mit Cogho verliert die Gesellschaft für Schlesische Volkskunde einen Mitarbeiter und Mitforscher von einziger Art; aber auch als Mensch stand er uns und allen, die ihn kannten, nahe wie wenige. Und wie sein Name in der Geschichte der schlesischen Volkskunde, der er lange Jahre treuer, hingebender Arbeit gewidmet hat, niemals vergessen werden kann, so werden wir auch der Herzensgüte des bescheidenen und selbstlosen, immer liebenswürdigen und trotz aller Bitternisse, die das Leben ihm nicht erspart hatte, immer heiteren Freundes allzeit dankbar gedenken. M. Hippe.

## Anzeigen.

Der Gründer unserer Gesellschaft, unser bisheriger Vorsitzender Herr Professor **Dr. Friedrich Vogt**, hat infolge seiner Berufung an die Universität Marburg i. H. sein Vorstandsamt niedergelegt. An seiner Statt hat der Vorstand in einer Sitzung am 21. Oktober mit Stimmeneinheit seinen Amtsnachfolger Herrn Universitäts-Professor **Dr. Theodor Siebs** zum Vorsitzenden gewählt.

Alle Beiträge zu den Sammlungen, sowie alle die Redaktion der „Mitteilungen" betreffenden Sendungen bitten wir daher künftig an Herrn Universitäts-Professor **Dr. Th. Siebs**, Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53, zu richten.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft wolle man an den Herrn Schatzmeister Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Breslau, Schweidnitzerstr. 8, richten; für die Einwohner von Breslau beträgt der Jahresbeitrag 3 Mark, für Auswärtige 2 Mark. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält die „Mitteilungen" nummerweise sogleich nach dem Erscheinen unentgeltlich zugesandt. Um eine regelmässige Zustellung zu ermöglichen, sind Adressenveränderungen sogleich dem Herrn Schriftführer Bibliothekar Dr. Hippe, Breslau, Opitzstr. 3, anzuzeigen.

Die **November**-Sitzung musste ausnahmsweise auf Freitag, den 21., anberaumt werden. Die Tagesordnung lautete: 1. Einführung des neuen Vorsitzenden. 2. Vortrag des Herrn Universitäts-Professors Dr. Siebs: Zur vergleichenden Betrachtung volkstümlichen Brauches.

Mit dieser Nummer schliesst der Jahrgang 1902 (Heft IX).

Schluss der Redaktion: 12. November 1902.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**Th. Siebs.**

Jahrgang 1903. **Breslau.** Heft X. № 1 u. 2.



# Zur vergleichenden Betrachtung volkstümlichen Brauches: der Kuss.

**Vortrag bei Uebernahme des Vorsitzes der Gesellschaft.**

Im Namen des Gesamtvorstandes unserer Gesellschaft haben Sie, hochgeehrter Herr Geheimrat Nehring, zur Einführung gütige und ermunternde Worte an mich gerichtet. Ihnen, dem wir so vieles danken als einer Autorität auf dem für uns sehr bedeutsamen Gebiete der slavischen Volkskunde, und zugleich den anderen Herren des Vorstandes, die Sie mich zum Vorsitzenden gewählt und mir damit den wichtigsten Teil der wissenschaftlichen Leitung anvertraut haben, gilt mein aufrichtiger Dank für das grosse Vertrauen, das Sie mir dadurch bekundet; ja Ihnen allen, die Sie mir als Mitglieder ein solches entgegenbringen, fühle ich mich verpflichtet. Ich kenne vom schlesischen Land und Volk bis jetzt wenig, und Sie setzen mich an die Stelle eines Mannes, der Jahre lang in aufopfernder Arbeit sein reiches Wissen und seinen grossen Fleiss der schlesischen Volkskunde geweiht hat. Ihm, dem Schöpfer und Förderer unserer Gesellschaft, der uns auch in der Ferne ein treuer Freund und Berater sein wird; ferner Ihnen, die Sie mir Ihr Vertrauen schenken; vor allem aber der wissenschaftlichen Sache der Volkskunde glaube ich es schuldig zu sein, dass ich meine Kraft an diese gute Aufgabe setze. Doch ich muss bitten, einstweilen Nachsicht mit mir zu üben. Was ich in den drei Jahren, die ich einst in Breslau gelebt, zur schlesischen Volkskunde gelernt habe, beschränkt sich auf die Mitteilungen Karl Weinholds in Vorlesungen und im persönlichen Verkehr; seitdem habe ich mich hauptsächlich durch die „Mitteilungen“ unserer Gesellschaft, deren Mitglied ich von ihrem Bestehen an war, unterrichtet; und so ist alles, was ich Ihnen vorerst bieten kann, einige methodische und praktische Erfahrung in der volkskundlichen Arbeit, soweit ich sie in nordwestlichen Gebieten Deutschlands gewonnen habe, und der gute Wille und das Streben, diese Erfahrung für unsere Provinz Schlesien fruchtbar zu machen und zu erweitern.

Dass in der schlesischen Volkskunde noch viele Arbeit unser wartet, das wissen Sie und haben es wieder und wieder an dieser Stelle betonen hören. Manches zwar ist schon geschaffen worden, ich darf Sie nur auf die Sammlung der schlesischen Weihnachtspiele hinweisen, auf den soeben vollendeten ersten Teil schlesischer Sitten und Bräuche, auf mehrere kleinere grammatische Darstellungen schlesischer Mundarten. Aber weit grössere Arbeit steht noch bevor. Vor allem gilt es, reiche lexikalische Schätze zu heben, auf dass wir hinter anderen Gauen des Deutschen Reiches und hinter dem Auslande nicht zurückbleiben; das wertvolle mundartliche Material, das uns Weinhold hinterlassen hat, muss — durch andere Sammlungen vermehrt, durch eignes Zutun ergänzt und nachgeprüft — ein Wörterbuch der schlesischen Mundart ergeben, und darum sind wir für jede Mitteilung eigenartiger Worte und Wendungen dankbar. Die in Schlesien lebenden Märchen werden in nicht ferner Zeit in den „volkstümlichen Ueberlieferungen" erscheinen; die trefflichen Sammlungen von Volksliedern, die wir besitzen, harren der Bearbeitung; und was an Sagen und Sitten, an Sprichwörtern und Rätseln, an Namen und Redensarten und sonstigem noch zu sammeln und zu verarbeiten ist, darüber ist in unserer Gesellschaft oft gesprochen worden, und noch oft werden wir davon reden müssen. Nur wo viele eifrig beobachten und sich auch das Kleine, was ihnen auffällt, nicht so wertlos dünken lassen, dass es nicht mit vielem anderen zum Ganzen wirken könnte, erst da gewinnen wir den reichen sicheren Stoff, der beachtenswerte Erscheinungen des Volkslebens festzulegen und sie zeitlich und örtlich zu begrenzen erlaubt. Und so richte ich zu Beginn meiner Wirksamkeit nicht nur an Sie, die Sie aus unserer Stadt sich hier versammelt haben, sondern auch an unsere Freunde in der Provinz und darüber hinaus die dringende Bitte, unserer Sache durch werkfreudige Mitarbeit zu dienen, den von uns herausgegebenen „Mitteilungen" und anderen Veröffentlichungen gebende und empfangende Teilnahme zu beweisen. Ganz besonders aber bitten wir jeden der Herren Geistlichen und Lehrer, die doch mit gross und klein in Land und Stadt täglich den engsten Verkehr pflegen, auf alle Eigenart des Volkslebens ein wachsames Auge zu haben und sich es nicht der geringen Mühe verdriessen zu lassen, etwaige Besonderheiten aufzuzeichnen und uns mitzuteilen; die ausführlichen Fragebogen, die wir jetzt wieder versenden, werden die wichtigsten Dinge erwähnen, auf die es uns ankommt. Mögen alle in jeder Hinsicht mit mir dahin wirken, dass wir zu reichen und sicheren Ergebnissen gelangen, auf dass wir hier in Schlesien nicht zurückbleiben hinter den anderen Provinzen und Ländern, in denen die Pflege der Volkskunde wächst und blüht; dann wird unser Freund und Führer Vogt mit Freude aus dem eifrig strebenden Hessenlande auf sein Werk und unsere Arbeit schauen.

Diese unsere Tätigkeit nun kann eine zwiefache sein: einmal die Herbeischaffung volkskundlichen Stoffes, anderseits die wissenschaftliche Verarbeitung desselben. Die eine Art der Arbeit steht keineswegs der anderen an Bedeutung nach, vielmehr ist fleissiges Sammeln die Vorbedingung aller wissenschaftlichen Verwertung! Es will aber nicht nur eifrig, sondern auch systematisch betrieben sein, das heisst es genügt keineswegs immer, eine Erscheinung des Volkslebens hier und dort fest-

zustellen und etwaige Abweichungen zu beschreiben, sondern in vielen Fällen ist es wünschenswert oder gar notwendig, dass die betreffende Erscheinung vollständig durch ein grösseres geographisches Gebiet oder durch grössere zeitliche Perioden verfolgt werde. Aus solchem erschöpfenden Material vermag dann der wissenschaftliche Verarbeiter ein anschauliches Bild der Verbreitung und Entwicklung dieser Erscheinung zu gestalten. Gerade die vergleichende Betrachtung volkstümlichen Brauches, wie er sich mit mancherlei kleineren oder grösseren Abweichungen über viele und weite Gebiete, ja über die Welt erstreckt und durch Jahrhunderte oder Jahrtausende fortgepflanzt hat, kann bisweilen die besten kulturgeschichtlichen Stützen gewinnen durch ein vollständiges aus den Provinzen zusammengetragenes volkskundliches Material. Und zum Beweise hierfür möchte ich einen volkstümlichen Brauch vergleichend betrachten, der uns allen sehr vertraut und lieb und wertvoll ist: mit ihm werden wir beim Eintritt ins Licht der Welt begrüsst, wir üben ihn unendlich oft im Leben mit wechselndem Gefühl, und für manch einen wird er die letzte Gabe des Lebens — **der Kuss.** Sonderbarerweise ist dieser reiche, vielseitige und lockende Stoff meines Wissens in neuerer Zeit von niemand zusammenhängend und übersichtlich dargestellt worden [1]), bis im Jahre 1897 der bekannte dänische Gelehrte Kristoffer Nyrop eine geistvolle kulturgeschichtliche Skizze „kysset og dets historie“ herausgab. Leider ist mir dieser Titel spät und das Werk selbst trotz aller Bemühungen noch viel später — erst durch die Güte des Herrn Verfassers — zugängig geworden, als ich meine Arbeit fast abgeschlossen hatte; wenngleich ich nun sah, dass ich manche Mühe vergeblich aufgewandt hatte, und vieles getrost streichen konnte, so lagen doch meine wesentlichsten Betrachtungen auf ganz anderem Gebiete: Nyrop legt einerseits auf die allgemein-völkerkundliche, anderseits auf die literarisch-kulturgeschichtliche Betrachtung das Hauptgewicht, während ich in erster Linie eine Studie zur deutschen Volkskunde bieten will und das Fernerliegende nur in ihren Dienst stelle, wo es zur Vergleichung oder zur geschichtlichen Erklärung nötig ist.

Sicherlich ist der Kuss häufig genug, dass er eine liebevolle Behandlung verdient; aber ist er nicht vielleicht allzu häufig, zu selbstverständlich, als dass ihm die vergleichende Volkskunde noch etwas abgewinnen könnte? Die Bewegungen des Menschen, z. B. das Gehen oder Laufen, betrachten wir doch nicht volkskundlich, sondern höchstens physiologisch; und so könnte man den Kuss als eine Kontraktion der Lippenmuskeln oder — lautphysiologisch — als „bilabialen Reibelaut mit Inspiration“ bezeichnen [2]) und von aller psychologischen Betrachtung ab-

[1]) Aus älterer Zeit gibt es mancherlei Schriften, namentlich aus dem 17. Jahrhundert, z. B. Herrenschmid, osculologia 1630; verschiedene Arbeiten „de osculis“ u. a. m., vgl. unten S. 18.

[2]) Eine etwas andere Art des Kusses scheint gemeint zu sein, wenn ein neuerer Dichter in einer „Lautphysiologischen Studie“ singt:

„Die Lippen, Mädchen, wollst du längen
Und reichen mir dies Ansatzrohr;
Alsdann soll brechen aus dem engen
Ein explosiver Schall hervor.

Ich — wissenschaftlich dies zu deuten —
Nenn's Bilabialverschlusslaut, Schatz;
Doch leider heisst er bei den Leuten
Ganz oberflächlich meist ein Schmatz“.

Sk. Aus der Liedermappe eines Sprachvergleichers.

sehen, da das Küssen eine der Menschheit angeborene Tätigkeit sei. Das nahm Steele an, indem er sagte „nature was its author, and it began with the first courtship“; und wäre wirklich der Kuss mit dem ersten Liebeswerben da gewesen, so wäre daran nicht viel zu vergleichen. Aber die Sache liegt anders. Darwin hat eine Reihe von Zeugnissen dafür zusammengestellt, dass manche Völker den Kuss nicht kennen: die Feuerländer, die Neuseeländer, die Eingeborenen von Tahiti, die Papuas, die Somalis in Afrika, die Eskimos. Bei anderen Völkern wieder, z. B. bei gewissen finnischen Stämmen, gilt er für ungehörig; der bekannte E. B. Tylor erzählt, eine Familie habe ihn auf seine Aeusserung, dass in England Mann und Frau sich küssten, geantwortet, wenn ihr Mann das probierte, so würde er mindestens eine Woche darunter zu leiden haben [1]). Bisweilen wird auch aus dem Altertum ein Zeugnis dafür geltend gemacht, dass bei den Numidern das Küssen nicht üblich gewesen sei: Valerius Maximus erzählt als Merkwürdigkeit, dass die numidischen Könige nicht küssten; für das Volk aber ist hieraus gerade das Gegenteil zu schliessen [2]). Die Völker, die den Kuss nicht kennen, haben statt seiner zumeist andere Sitten, um mit der geliebten Person in nahe Berührung zu kommen: sie ersetzen den Kuss, indem sie die Nasen an einander reiben oder drücken — so die Neuseeländer und Lappländer, afrikanische Negerstämme und auch die Malayen, weswegen man das auch einen malayischen Kuss nennt; andere, indem sie die Arme, Brust oder Bauch klopfen und reiben; bei noch anderen Völkern streichelt man das eigne Gesicht mit den Händen oder den Füssen des andern, oder man pflegt zum Zeichen der Zuneigung auf verschiedene Teile des Körpers zu blasen. Inwieweit alle diese Bräuche es nur auf die körperliche Berührung absehen oder aber, wie das Nasenreiben und der Kuss, zugleich auf den Geruchsinn wirken, ist nicht zu sagen. Vielleicht ist beachtenswert, dass das arabische Wort für „küssen“ von einigen mit dem Worte für „riechen“ in etymologische Verbindung gebracht wird [3]), und dass wir einige germanische Ausdrücke für den Kuss kennen, die sehr eng mit dem Worte „schmecken“ zusammenhängen, das bekanntlich in älterer Zeit und (in grossen Gebieten, namentlich oberdeutschen) heute noch „riechen“ bedeutet [4]). Für das Beriechen als Lieb-

---

[1]) Darwin in seinem berühmten Werke „über die Gemütsempfindungen bei Menschen und Tieren“ S. 196 (Gesamtausg.) gibt weitere Literatur an, vor allem Steele, Lubbock, Tylor.

[2]) C. Sittl, Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig 1890, S. 79.

[3]) Zu dieser Sache teilt mir Herr Kollege Brockelmann freundlichst folgendes mit: S. Fränkel hat die gegen die Lautgesetze verstossende Annahme Lagardes bekämpft, dass hebr. aram. nšq „küssen“ = arab. nšq „riechen“ sei (was Barth durch die gleichfalls lautlich unmögliche Gleichung arab. *šamma* = äthiop. *sa'ama* zu stützen suchte). Fränkel sagt, gegen die Bedeutungsentwicklung sei nichts einzuwenden, und vergleicht (Oesterr. Monatsber. f. d. Orient 1889 S. 145) arab. *faġame*, das „riechen“ und „küssen“ bedeutet. Bezeugt ist sicher die Bedeutung „stark duften“, und ferner weist das Part. pass. *mâfġûm* „wohlriechend“ auf eine aktive Bedeutung „riechen“ zurück. Nicht belegen lässt sich eine von dem weit späteren und weit weniger zuverlässigen Fîrûzâbâdî angegebene Bedeutung *faġama* „saugen“ (vom Böckchen); diese würde an *laþama* und *raffa* „saugen“ und „küssen“ ihre Analogie haben. Aber auch „saugen“ und „riechen“ werden in semasiologischem Zusammenhange stehen.

[4]) Herr Kollege Zacher macht mich auf die Stelle des entzückenden Liedes aufmerksam, wo Walther von der Vogelweide im Wortspiele die Geliebte bittet, sie möge ihn mit ihrem balsamduftenden (balsamschmeckenden) Küssen (cussinus = osculari) er-

kosung ist eine Stelle aus der Bibel (1. Mos. 27, 26) bezeichnend: „Und Isaak, sein Vater, sprach zu ihm: Komm her und küsse mich mein Sohn. Er trat hinzu und küssete ihn. Da roch er den Geruch seiner Kleider und segnete ihn und sprach: Siehe der Geruch meines Sohnes ist wie ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat". Weit poetischer freilich erscheint uns heute eine griechische Erklärung des Kusses, die in einem platonischen Epigramm gegeben wird: wie die Seele ein Hauch ist, so fliessen in dem Hauche des Kusses die Seelen in einander — dieser Gedanke, der in der griechischen und römischen Dichtung öfters wiederholt wird, soll auffälligerweise bei den Malayen auch zur Deutung des Nasenkusses vorkommen[1]).

Mit mehreren dieser Betrachtungen haben wir unsere Kreise schon enger gezogen. Wir wollen hier in unserer Gesellschaft für Volkskunde nicht sowohl die mit dem Beischmack des Exotischen behaftete Völkerkunde als vielmehr näherliegende Interessen pflegen: so kommt es uns hier vor allem auf die indogermanischen Kulturvölker Europas an. Aber auch auf den jüdischen Brauch müssen wir grosses Gewicht legen, denn er ist von höchstem Einflusse auf das Abendland gewesen. Im alten Testamente finden wir fast alle die zahlreichen Verwendungen des Kusses, die für das Mittelalter und die Neuzeit beachtenswert sind; und auf die Gefahr pedantisch zu erscheinen, geben wir Zeugnisse für die verschiedenen Arten, um damit zugleich eine gute Uebersicht zu gewinnen (vgl. J. Hamburger, Realencyklopaedie des Judentums, Leipzig 1896, I, 685; auch verdanke ich mehrere Hinweise der Güte des Herrn Kollegen S. Fränkel). Der Kuss der Liebenden wird erwähnt, wenn es im Hohenlied Sal. 1, 2 heisst: „er küsse mich mit dem Kuss seines Mundes, denn deine Liebe ist lieblicher denn Wein"; auch im unzüchtigen Sinne als Kuss der Verführung in den Sprüchen Sal. 7, 13. Sehr oft ist vom Kusse zwischen Verwandten die Rede: Jakob küsst Rahel als seine Base (1. Mos. 29, 11. 13), Laban den Jakob zum Grusse als seinen Neffen; Jakob küsst seine Enkel, die Söhne Josephs, und Joseph küsst seinen toten Vater (1. Mos. 48, 10. 50, 1); mit Verneigung und Kuss grüsst Moses seinen Schwiegervater Jethro (2. Mos. 18, 17). Ein Symbol der Freundschaft ist der Kuss, den Jonathan und David einander geben (1. Sam. 20, 41); der erheuchelten Freundschaft, wenn Joab den Amasa beim Barte fasst, um ihn zu küssen — er tut es mit den Worten: „Friede sei mit Dir, mein Bruder" und stösst ihm das heimlich gehaltene Schwert in den Leib (2. Sam. 20, 9); auch der Kuss, den Judas dem Jesus gibt, ist wohl gedacht als Zeichen freundschaftlicher Begrüssung. Der zur Besieglung

freuen. Die Strophe ist auch deswegen beachtenswert, weil sie den hübschen scherzenden Gedanken von der Rückgabe des Kusses (vgl. unten S. 17) in reizender Form enthält:

Si hât ein küssen, daz ist rôt:
gewünne ich daz für mînen munt,
so stüende ich ûf ûz dirre nôt
und wære ouch iemer mê gesunt.
Dem si daz an sîn wengel legt,
der wonet dâ gerne nâhen bî:
ez smecket, sô manz iender regt,
alsam ez allez balsme sî.
daz sol si lîhen mir:
swie dicke sô siz wider wil, sô gibe ichz ir.

[1]) Vgl. Sittl a. a. O. S. 36. Plat. ep. 1 (Antholog. 5, 78). *τὴν ψυχήν, Ἀγάθωνα φιλῶν, ἐπὶ χείλεσιν εἶχον· ἦλθε γὰρ ἡ τλήμων ὡς διαβησομένη.* In ähnlichem Sinne bei Theokrit (36. Idyll) *αἴθ᾽ αὐτὰν δυνάμαν καὶ τὰν ψυχὰν ἐπιβάλλειν* „wenn ich doch die Seele selbst mit dazugeben könnte".

der Freundschaft gegebene Kuss wird zum Symbol des Friedens und der Versöhnung: Esau küsst den Jakob zum Zeichen des Friedens, und so auch David den Absalom (2. Sam. 14, 33). Der Freundschaftskuss kann auch ein Sinnbild der Herablassung sein, wie denn Absalom (2. Sam. 15, 5) alle die küsst, welche sich anbetend seinem Richterstuhle nähern. Aber auch als Zeichen der Verehrung wird der Kuss gegeben, freilich zumeist nicht wie sonst auf Angesicht, Hals, Augen oder Bart, sondern es werden Hand, Fuss oder Knie geküsst, auch wohl der Saum des Kleides oder gar die Erde, die der Fuss betrat. So heisst es Sirach 29, 5 „er küsset einem die Hand, dieweil man ihm leihet, und redet so demütig um des Nächsten Geld“; im Hause des Pharisäers küsst das Weib die Füsse Jesu; und Jesaia 49, 23 wird gesagt: „sie werden vor Dir niederfallen zur Erde auf das Angesicht und Deiner Füsse Staub lecken“. Auch wird das Göttliche so verehrt, wie ja bei den Arabern der Kuss des Steines als Kulthandlung bezeugt ist. So heisst es vom Baaldienst (1. Kön. 19, 18): „alle Knie, die sich nicht gebeugt haben vor Baal, und allen Mund, der ihn nicht geküsst hat“ und Hosea 13, 2 „wer die Kälber küssen will, der soll Menschen opfern“. In Bezug auf diese Stelle ward später den Reformirten nachgesagt, dass sie die Katzen küssten; schon im 12. Jahrhundert ward den Ketzern schuld gegeben, sie küssten die Katzen, das Tier des Teufels, und das mag wieder in einer falschen Deutung des Wortes Ketzer = griech. *καθαρός* seinen Grund haben. — Schwer ist es zu entscheiden, ob der Kuss, der den Königen nach der Salbung gegeben wird, als Zeichen der Verehrung und Huldigung aufzufassen ist, oder ob mit ihm der Salbende als Vertreter Gottes den König symbolisch in eine engere Gemeinschaft aufnehmen will. Nach 1. Sam. 10, 1 „nahm Samuel ein Oelglas und goss auf sein (Sauls) Haupt und küssete ihn und sprach: siehest Du, dass Dich der Herr zum Fürsten über sein Erbteil gesalbet hat?“ Mir scheint hier eher die Verehrung und Huldigung beabsichtigt zu sein. Anderseits auch gibt der König seinen Untertanen den Gnadenkuss, wie David dem Barsillai (2. Sam. 19, 39).

Alle diese Arten, den Kuss der Liebenden, der Verwandten und Freunde, den Kuss des Friedens und der Versöhnung, der Verehrung und der Herablassung finden wir in den mannigfaltigsten Verwendungen auch bei den indogermanischen Kulturvölkern. So ist bei den Griechen der Kuss eine übliche Form der Begrüssung, und häufig wird darum *ἀσπάζεσθαι* gesagt, das für den Gruss bei Begegnung und Abschied gilt. Das eigentliche Wort für „küssen“ war *κυνεῖν*, es wird aber mehr und mehr durch das — auch im Neugriechischen herrschende — *φιλεῖν* „lieben“ ersetzt; auch *καταφιλεῖν* „abküssen“ wird gern dafür gebraucht, und das würde besonders gut passen für die verschiedenen Stellen, auf die geküsst wird: das Auge, „die Quelle der Liebe“; ferner Stirn, Haar, Nacken und Bart werden geküsst zur Liebkosung und durchaus nicht nur in sinnlicher Empfindung; auch Schultern, Kopf und Hände[1]). Das alles gilt von Liebenden und Verwandten, aber auch Freundschaft kennt den Kuss; ja Gegenstände der Liebe und Verehrung werden geküsst: die Gattin küsst den Wagen des scheidenden Mannes, man küsst den Brief von liebender Hand, Epaminondas

---

[1]) Vgl. Sittl a. a. O. In der Odyssee φ 224 heisst es *καὶ κύνεον ἀγαπαζόμενοι κεφαλήν τε καὶ ὤμους. ὣς δ᾽ αὔτως Ὀδυσεὺς κεφαλὰς καὶ χεῖρας ἔκυσσεν.*

küsst — so erzählt Justinus — glückselig den Schild, den er in der Schlacht verloren geglaubt hatte und nun gerettet sieht; man küsst den heimatlichen Boden, den man verliess und wiederschaut, und bekannt ist ja die Erzählung, wie Brutus vom Orakel heimkehrend die Mutter Erde küsst. Als Begrüssung soll der Kuss, wie Herodot (I, 134) berichtet, von den Persern eingeführt sein: man gibt ihn je nach Rang und Stand auf den Mund oder auf die Wangen, der Untergebene aber leistet niederfallend die Proskynesis. Von hier aus sei er auch im griechischen Orient und in Aegypten gebräuchlich und dann auch nach Italien eingeführt worden; natürlich handelt es sich bei allen diesen Fragen nur um die *zeremonielle* Verwendung des Kusses, der *intime* Gebrauch wird als ursprünglich überall daneben bestanden haben. So werden uns z. B. bei den Griechen allerlei besondere und raffinierte Unterscheidungen des Liebeskusses bezeugt. Der zeremonielle Kuss aber hat, wohl nach orientalischem Vorbilde, in der Salutatio während der römischen Kaiserzeit reiche Verbreitung gefunden: es gab genaue Etikettenregeln, wer auf den kaiserlichen Kuss ein Anrecht habe und wer nicht; dem Nero und Domitian soll es sehr verdacht worden sein, dass sie sich beim Betreten und Verlassen der Stadt der Verpflichtung entzogen hätten, die Senatoren zu küssen; diese Sitten und Pflichten scheinen sehr mit dem Stande des Kaisertums gewechselt zu haben. — Auch der Kuss göttlicher Verehrung war bei den Römern üblich, man küsste die Statuen der Götter im Gebet — ein Gebrauch, der sich ja auch, im Orient wurzelnd, als kirchlicher Ritus bis heute bewahrt hat; ebenso war die leichtere Form der Kusshand, durch die das Unerreichbare gegrüsst wird und mit der man im Volke Israel die Gestirne verehrte, bei den Aegyptern und bei den Griechen häufig. Eine Kusshand warfen die Griechen den Toten zu, eine Gebärde der Verehrung des Höheren und Besseren; das ist auf attischen Lekythen dargestellt[1]). Auch in den römischen Usus ging die Kusshand über, der Bettler grüsste so den unerreichbaren Vornehmen, der Schauspieler das Publikum, der Kaiser das ferne Volk; als Zeichen religiöser Verehrung finden wir sie bei den Christen wieder, und bei der Heiligenverehrung ist sie, namentlich in Spanien, sehr lange im Gebrauch geblieben.

Bei den Römern nun war der Kuss insbesondere ein Symbol für den enggeschlossenen *Familienkreis*. In älterer Zeit freilich galt es nicht als anständig, vor anderen zu küssen, und Plutarch berichtet im Cato, dass es bestraft worden sei, als einer seine Frau in Gegenwart der Tochter geküsst habe; wie möchte der alte Cato gar über das reichliche Küssen verlobter Pärchen vor anderen geurteilt haben! Ja, es wäre ihnen wohl gar unter sich verboten gewesen, denn das eigentliche Kussrecht, das ius osculi, bestand darin, dass sich die Frauen mit ihren und ihres Mannes Kognaten bis zum Grade der consobrini küssen sollten; es war das eine der Frau von ihren Angehörigen gebrachte Ehrung, die freilich von antiken Erklärern wie Plutarch fälschlich durch das Verbot des Weintrinkens der Frauen gedeutet worden ist: man habe auf solche Weise erkennen wollen, ob die Frau des Weines genossen. Das ius osculi dehnte sich nur auf die engste Verwandtschaft aus, also genau soweit als die Ehe verboten war.

---

[1]) Sie gilt den Toten als den *βελτίονες καὶ κρείττονες*, vgl. E. Rohde Psyche[2] II, 346.

Dieser Verehrungskuss, der eine sittlich-rechtliche Grundlage hatte, wird als *osculum* (= Mündchen) bezeichnet, während der Kuss der liebenden Zuneigung mit *basium*, der Kuss der Lust mit *suavium* benannt wird, so dass Donat und Servius sagen, ein osculum werde zwischen Vater und Sohn gegeben, ein basium der Gattin, das suavium aber (eigentlich „ein Süsser") sei niedriger Art. Der Name *bāsium* ist in die Literatur erst durch Catull eingeführt worden und ist seitdem allgemein; dass dieser aus Verona im transpadanischen Gallien stammte, darf man als Stütze für die keltische Herkunft des Wortes betrachten. Seine Etymologie ist nicht ganz sicher. Keineswegs darf es von mittelirisch *bus* „Lippe" gaelisch *bus* „Schnauze, Mund" getrennt werden; auch wenn im Englischen die Formen *buss*, *boss* und *bass* für „Kuss" erscheinen, so möchte man letzteres sicherlich mit dem keltischen *bāsium* verbinden, während bei *buss* sowohl keltische als germanische Herkunft angenommen werden kann. Denn da entsprechende Formen im Deutschen genügend bezeugt sind (wie *busserl* u. s. w. vgl. unten S. 11, 12), und da auch andere indogermanische Sprachen verwandte Formen zeigen, so wird man mit gutem Rechte für das Indogermanische ein mit *bh* anlautendes Wort ansetzen können, das in verschiedenen Ablautstufen (*bhōs* : *bhus*) erschien [1]). Mag aber auch die Vorgeschichte des Wortes *bāsium* noch nicht aufgehellt sein, um so klarer übersehen wir seine Weiterentwicklung. Aus dem Vulgärlateinischen ist das Wort in alle romanischen Sprachen übergegangen, und zwar berührt sich hier die Bedeutung „Kuss" mit der (doch wohl ursprünglichen) „Lippe" aufs engste: so heisst span. *beso* „Kuss" *bezo* „Lippe", portug. *beijo* „Kuss" *beiço* „Lippe", italien. *bacio (bagio)* provenz. *bais* „Kuss" vgl. franz. *baiser*; inwiefern rumän. *buză* „Lippe" hiermit oder mit slavischen Worten zusammenhängt (vgl. unten S. 14), vermag ich nicht zu entscheiden, doch spricht span. *buz* „Handkuss" für ersteres. — Uebrigens kommt auch im Engl. *lip* für „Kuss" vor.

Eine sehr bedeutsame Rolle spielt der Kuss bei den Christen schon in der frühesten Zeit; man darf hier nicht an eine Uebernahme des römischen Symbols engster Verwandschaft denken, vielmehr ist der jüdische Kuss als Symbol des Friedens und der Versöhnung zu einer Kulthandlung in den ältesten Christengemeinden geworden. Das *φίλημα ἅγιον* oder osculum sanctum wird als Gruss der engen Gemeinschaft beim Kommen und Gehen üblich, zugleich als Ausdruck der engen familiären Gemeinschaft, der Freundschaft (Matth. 26, 48) und des Friedens (Lucas 15, 20), und in apostolischer Zeit geht er dann in den Gottesdienst über. So fordert Paulus die Christen auf „*ἀσπάσασθε ἀλλήλους ἐν φιλήματι ἁγίῳ*" (I. Kor. 16, 20), in dem ersten Briefe des Petrus (5, 14) heisst es „*ἐν φιλήματι ἀγάπης*", womit der Kuss des Liebesmahls gemeint ist. Hierher gehört auch der aus der griechischen Kirche stammende Osterkuss: am Ostertage nach dem Morgengebet stellte sich der Priester vor die heilige Tür des Chores (*βῆμα*) und hielt das Evangelienbuch, mit dem silbernen Kreuze geschmückt, vor die Brust. Dann traten die Gläubigen hinzu und küssten die heiligen Bilder, das Bild des Evangelienbuches, und dann die

---

[1]) Demgemäss ist jede Vergleichung mit unserem Worte „Kuss" abzulehnen. Vielleicht aber ist altirisch *bél* „Mund" heranzuziehen, das aus *bhēslo-* entstanden sein könnte (bisher ward es meistens aus * *betlo-* erklärt und zu got. *qiþan* gestellt).

beiden Schultern des Priesters mit den Worten „Χριστὸς ἀνέστη“, worauf er sie auf Wangen und Mund küsste mit den Worten „ἀληθῶς ἀνέστη“. Das ist in die russische Kirche übergegangen. Nachdem die Evangelien verlesen sind, tritt der vornehmste Geistliche aus der θύρα ἁγία, der Hauptpforte der Bilderwand, d. h. des Chor und Schiff trennenden Gerüstes, an dem die heiligen Bilder angebracht sind. Er hält in der Rechten das Kreuz, in der Linken brennende Kerze und Rauchfass, um ihn versammelt ist der Klerus; er ruft „Christos woskrese (Christ ist erstanden)“, und es ertönt Glockenläuten, Kanonendonner und Chorgesang; dem Priester wird geantwortet „woistin woskres (fürwahr, er ist erstanden)“, dann findet mit Fahnen, Kerzen und Gesang eine Prozession durch die Kirche statt, und darauf küssen die Gläubigen das Kreuz des Priesters, seine Hand und Wange und zuletzt sich untereinander[1]). Auch dieses ist das alte φίλημα ἅγιον, ein richtiger Kuss des Friedens; darum wird er griechisch auch εἰρήνη, lateinisch aber osculum pacis, pax (pacem) oder salutatio genannt. Diese Pax ward in apostolischer Zeit bereits in die Liturgie eingeführt und hatte (in Anlehnung an Matth. 5, 24) ihre Stelle ursprünglich vor der Consecratio und vor der Opferung, nach dem allgemeinen Gebet; später aber nach der Consecratio, in engerer Verbindung mit der Communion. Bis ins 13. Jahrhundert hinein hat der Friedenskuss allgemeine Geltung gehabt, gegen Ende des 13. Jahrhunderts erst kommt er ab, und es wird die Kusstafel, das osculatorium oder instrumentum pacis, eingeführt, eine Tafel mit einem Christusbilde, die zuerst von Erzbischof Walter von York angewendet sein soll. Bemerkenswert ist ein Zeugnis des Augustinermönches Johannes Bechofen aus Mittelfranken, der in seiner „quadruplex missalis expositio“ (erschienen Basel 1505) berichtet, der Friedenskuss sei zu seiner Zeit noch oft auch dem Laien gegeben, meist aber habe man zur Vermeidung von Ungehörigkeiten ein Pacificale mit dem Crucifixus oder ein gemaltes Kreuzbild oder Reliquien zum Kusse gereicht[2]). In den verschiedensten gottesdienstlichen Handlungen spielt der Friedenskuss eine Rolle: bei der Taufe ward er dem Neophyten gegeben, und noch heute ist das vade in pace am Ende der Taufe ein Rest davon; er ward auch wahrscheinlich bei der Absolution erteilt — das mag damit zusammenhängen, dass im Evangelium (Lucas 15, 20) der Vater den verlorenen Sohn küsst; bei der Consecratio des Bischofs und der Ordinatio des Priesters ward er gegeben und ist somit recht eigentlich ein Sinnbild der Weihe geworden; vor allem aber ward er bei den Sponsalien geübt: der Bräutigam reicht beim Verlöbnis zuerst der Braut den Ehering, den annulus pronubus, und darauf das osculum pacis. Damit setzt hier das ius osculi, das verwandtschaftliche Kussrecht, in seiner alten Rechtskraft ein, und Verlöbnisse mit osculum haben deshalb andere vermögensrechtliche Folgen, als diejenigen ohne Kuss. Während der Trauungsmesse bei der Pax trat der Bräutigam an den Altar, empfing vom Priester den Friedenskuss und gab ihn der Braut. Alles dieses ist späterhin von der

[1]) Man vergleiche die Encyklopaedie von Ersch und Gruber, unter „Osterfeier“.

[2]) Ad. Franz, die Messe, Freiburg 1902, S. 594. — Wie mir Herr Kollege Koch freundlichst mitteilt, ward noch in seiner Jugend bei den Benediktinermönchen im Kloster nach dem Hochamt unter den Mönchen der Kuss geübt. — Richard Wagner lässt im ersten Akte seines „Parsifal“ nach dem Liebesmahle die Ritter einander küssen.

katholischen Kirche aufgegeben worden. Luther hat die Pax in die „deutsche Messe" nicht aufgenommen. — Auf christliche Einflüsse auch scheint es zurückzuweisen, wenn im deutschen Rechte der Friede- und Sühnekuss erscheint. Zeugnisse für ihn sind häufig; es mag genügen, ein paar Stellen aus altwestfriesischen Rechtsquellen anzuführen, z. B.: *als thio seke sened and thi kos kessed is* (nachdem die Sache gesühnt und der Kuss geküsst ist), Rechtsqu.[3]) 387, 3; an verschiedenen Stellen ist die Wendung überliefert „*hwa so fiocht ur sette sone and ur kessed mund and ur sucrene ethan*" (wer da kämpft, nachdem die Sühne gesetzt und der Mund geküsst ist und die Eide geschworen sind), z. B. Rechtsqu. 423, 10; „*thera agen him elkerlik, ther him thine fretheth swerth, mith sine munde kessa, ende thermethe tha faithe to urtiane*" (und jeder von ihnen, der den Friedeeid schwört, hat mit seinem Munde zu küssen und damit die Fehde aufzugeben), Rechtsqu. 411, 35.

In dieser kurzen Uebersicht über die kulturgeschichtliche Bedeutung des Kusses haben wir schon mehrfach Gelegenheit gehabt, deutsche und fremde Benennungen zu erwähnen. Mancherlei weitere Aufklärung wird es uns gewähren, wenn wir die vielen verschiedenen Worte für den Kuss einmal genauer ansehen. Es sind ihrer sehr viele, das wollen wir wenigstens am deutschen Sprachgebiete zeigen, indem wir es durchwandern. Natürlich ist überall dank der Herrschaft der Schriftsprache das Wort „Kuss, küssen" bekannt und gebräuchlich; daneben aber finden wir mancherlei mundartliche Worte. Sie zu sammeln, hat grosse Mühe gemacht; wahrscheinlich bin ich nicht einmal ihrer aller habhaft geworden, und leider hat sich gar nicht feststellen lassen, ob und inwieweit mehrere neben einander im Gebrauche sind. Es ist mir dabei so recht der Mangel eines reichhaltigen schriftsprachlich-mundartlichen Wörterbuches fühlbar geworden, das für die vergleichende deutsche Volkskunde, Kulturgeschichte und Sprachgeschichte höchst wertvoll sein würde. In unseren Dialektwörterbüchern wird das mundartliche Wort durch das schriftsprachliche erklärt und übersetzt, z. B. im schweizerischen Idiotikon „Butsch" durch „Kuss"; in dem von mir gewünschten Werke aber würden dem Worte „Kuss" die in den deutschen Mundarten gebräuchlichen Benennungen geographisch geordnet gegenübergestellt werden. Ich wage einen schwachen Versuch, dieses Beispiel auszuführen.

In Ostpreussen, um Königsberg, und auch in Westpreussen gilt *possen*, auch ist es in der Lautform *pussen* im Brandenburgischen üblich. In Hinter- und Vorpommern herrscht *küssen* vor, doch auch *pussen* und *pîpen* wird verzeichnet, während für einen lauten Kuss gern *smats* gebraucht wird. Auch in Mecklenburg herrscht das hochdeutsche *küssen* vor. In Holstein und um Hamburg ist neben *küssen* bei feinerer Verwendung besonders *snûtern*, bei gröberer *slabben*, *flabben* und *smakken* üblich, dazu auch *afsnûdeln* „abküssen"; ausserdem wird *smukken* (*smukhand* „Kusshand") gebraucht und für ein besonders derbes Küssen *smatschen*; der Kuss heisst auch *snûtappel*. Aus der Bremer Gegend wird *smakken* genannt, ferner (das für Pommern verzeichnete) *pîpen* und

---

[3]) Altfriesische Rechtsquellen, herausg. von K. Frhr. v. Richthofen, Göttingen 1840.

endlich *flabben, flobben.* Für den Osten sei noch das im Posenschen vorkommende *musche* „Kuss“ und *muschen* „küssen“ nachgetragen.

Aeusserst zahlreich sind die mundartlichen Benennungen in den friesischen Gebieten. Das zu Schleswig gehörende Nordfriesland bietet im Süden *ăpkə* (*ă* ist kurzer, offener Laut, wie in bühnendeutsch „Männer, Welt“, *ə* ist das e in „Gabe“), in den nördlicheren Festlandsmundarten *măkə* und *mækə;* auf der Insel Amrum heisst „küssen“ bei Liebenden *klĕbĭ*, sonst *ăpkĭ*; auf Sylt gilt *tötjə*. Auf der ostfriesischen Insel Wangeroog ist *tûtîk* für „Kuss“ üblich, im ostfriesischen Saterlande *ōp* (langes offenes *o*, ähnlich wie in engl. *all*) und *pîp*, als Zeitwort *ōpjə* und *pîpjə* (auch *sündkjə* wird verzeichnet; ich habe dieses Wort nur als *sœ̆ndkjə* sprechen, aber ausdrücklich als ein Fremdwort beurteilen hören, das wohl aus dem Niederländischen stammt). Dementsprechend sind auch im plattdeutschen Ostfriesland die Worte zahlreich: hier gilt für das Verbum teils *tûtjə* (*dûtjə*) bezw. *en dût (dûke,* aus **dûtke* oder *dûk)*, *dûtjə geven,* teils *kükken,* teils *sônen* oder *sôntjən*, teils *smukken* (Subst. *smŭk*); auch *flabben, flobben* (vgl. jeverländ. *flup* „Kuss“).

Jenseits der niederländischen Grenze gelten neben *kussen* die Worte *smokken, zoenen* (sprich *sûnən*) und *poenen* (sprich *pûnən),* z. B. in Drenthe, um Groningen *smokk* „Kuss“ und *smakken* „küssen“, im grössten Teil der Niederlande aber *zoenen* bezw. *en zoen geven* neben *kussen kustegen,* im Limburgischen *poenen,* in Ost- und Westvlandern und in Brabant zumeist *kussen, kissen,* vereinzelt aber in Ostvlandern auch *tuitjen geven,* in Westvlandern *pîper geven;* in französisch Vlandern gilt *ombrasseeren* = franz. *embrasser.* Als besonders beachtenswert sei noch erwähnt, dass in Westfriesland neben *tŷtśjə* „küssen“ auch *patśjə* (in Hindeloopen *pāikjə*) gilt; auf der Insel Urk ist *poesen* (sprich *pûsən*) üblich.

Ueberschreiten wir in den Rheingegenden wieder die Grenze, so finden wir im Niederrheinischen, um Köln und Düsseldorf *bütsen;* um Aachen wird *pützschen* verzeichnet; in Westfalen gilt neben herrschendem *küssen* auch *bussen, pîpen* und *pûpen*, aus dem Münsterlande wird auch *püsken* (vgl. Subst. *pütsch*) angegeben, vgl. Frommanns Mundarten, VI, 430. Weiter rheinaufwärts in Hessen und in der Wetterau ist neben *Schmatz* (Verbum *schmetzen)* das geläufige Wort für Kuss *Maul,* auch *Mäul,* wofür niederhessisch *mûl, mull, müll, mill* gelten; in Oberhessen kommt *münkel* vor; ein weit selteneres Wort ist in Hessen *munds* „Kuss“ und im Geisgrunde (sonst aber kaum erhört) das Verbum *mundsen.* Hiermit steht in engster Beziehung der siebenbürgische Gebrauch. Genauere Mitteilungen über ihn danke ich meinem Freunde Pfarrer Dr. Adolf Schullerus. Nach ihm gilt *kässn* (besonders in der Wendung *kässn də händ)* und *pussi* (Kuss) nur in gezierter städtischer Sprache und wird hier als Lehnwort aus dem Hochdeutschen empfunden; das übliche Wort für küssen ist *matsn* (Hermannstadt), *mọtsn* (in den Dorfsmundarten); „Kuss“ ist *matskn* (Hermannstadt), *mọtskn* (Dorfsmundarten); dies Wort gehört zu hessisch *mundsen,* österr. *mondsen, monsen*, althess. *mutz* (Mund) u. s. w.; das zu Grunde liegende Wort *mund* ist nicht mehr üblich, statt dessen vielmehr die Entsprechungen von „Maul“. Die Worte *maul, mäulchen* für Kuss sind auch in Ostmitteldeutschland gebräuchlich; der Frankfurter Goethe braucht es („sonst, ein leicht gestohlnes Mäulchen, o wie hat es mich entzückt!“),

aber auch der Sachse Gellert und der Schlesier Günther[1]). Freilich überwiegen in Sachsen und Schlesien andere Ausdrücke, vor allem neben „Kuss" das sehr verbreitete *schmatz;* ausserdem ist für Sachsen (um Hohendodeleben) bezeugt *gaf en 'ne nüt*ə „gab ihm einen Kuss"; für das Königreich Sachsen das Zeitwort *heizen*; in Schlesien ist das übliche Wort *guschel* „Kuss" und *guscheln* „küssen". Daneben aber gilt auch schlesisch *pussen* (z. B. *pusse das patschel* „küsse das Händchen" bei Günther), das auch in Sachsen als *bussen, pussen* (Substantiv *bus, pus*) bezeugt ist, z. B. sagt Luther in seinen Briefen *„puszt mir den jungen Hansen von meinen wegen"* und an anderer Stelle *„grüsze mumen Lenen und gib ir einen bus"*; auch die Form *pusseln, püsseln, busseln* ist im Gebrauch[1]). Die grösste Verbreitung hat dieses Wort im bayrisch-österreichischen Sprachgebiet, wo *bussen* und als Hauptwort *busserl* üblich ist; auch wird *bus, busserle* für das Schwäbische verzeichnet. Als Einzelheiten mögen noch erwähnt sein, dass im Lesachtale in Kärnthen *puss'n* für „umarmen, küssen", *puss'l* für „Kuss" herrscht; letzteres findet sich auch um Pressburg; aus der Sprachinsel Gottschee wird *pusen* „küssen" angegeben (Frommanns Mundarten IV, 499, VI, 527). Wenn im Schweizerischen *butsch* genannt wird (Staub-Tobler, schweizerisches Idiotikon IV, 1934), so möchte ich auch darin kein rätoromanisches, sondern ein deutsches Wort sehen; dasselbe Wörterbuch gibt *mutschi* und *mutz(i)* als ein Wort der Kindersprache für „Kuss" an, aber auch *mutz, mutzi, mützili* als Synonyma von *schmutz* (IV, 605. 622). Dieses nämlich scheint das gebräuchlichste alemannische Wort für „Kuss" zu sein, wenigstens ist es (so teilt mir gütigst Herr Professor Martin mit) auch im Elsass das herrschende, während hier *bus* und ähnliche Worte gar nicht vorkommen und höchstens für das Unterelsass noch *krächerle,* für das Oberelsass *klöpferle* als Bezeichnungen derberer Küsse in Betracht kommen können. Uebrigens geht das Wort *schmütz* (Zeitwort *schmützen, schmützeln)* weit über die alemannische Grenze hinaus[1]), und man wird das schon in mittelhochdeutscher Zeit als *smuz* bezeugte Wort von mhd. *smuc* „Umarmung" und von den genannten niederdeutschen Formen *smukken* nicht völlig trennen wollen (über ihr Verhältnis zu mhd. *smaz* (*Schmatz*) und niederd. *smakken* vgl. S. 16). *Schmutz* ist ausser der Schweiz und dem Elsass für das Schwäbische (neben *schmatz* und *kuss*) bezeugt; in Bayern gilt *schmatz* und das Deminutiv *schmätzerla* — gegenüber dem altbayrischen *busserl* — ganz besonders für Franken (so teilt mir freundlichst Herr Kollege Brenner mit); in der fränkisch-hennebergischen Mundart gilt auch das Deminutiv *schmötzla* (Plur. *schmötzlich),* vgl. Frommanns Mundarten I, 285. *Schmützen* bedeutet auch „den Mund zum Lächeln verziehen"; man hat beides als eine Weiterbildung **smugezen* zu „schmiegen" erklärt.

Ein Wirrsal von vielen Worten, wie sie wohl mannigfaltiger im Deutschen für einen anderen Begriff kaum vorhanden sind! Die wenigsten wird der Laie ihrer Bedeutung nach verstehen, ja vielleicht werden ihm diese volksmässigen Ausdrücke zum Teil gewöhnlich und minderwertig dünken. Solche Auffassung ist alt, denn so schien es z. B. auch dem guten Chr. F. Picander (eigentlich Henrici), der um die Mitte des 18. Jahrhunderts

[1]) Deutsches Wörterbuch VI, 1800; VII, 2278; II, 570; IX 1135.

Steuereinnehmer zu Leipzig war und in seinen müssigen Versen Johann Christian Günther nachzuahmen strebte; er hat eine „Anweisung zu einer critique über das verliebte Küssen“ gedichtet, und da heisst es[1]) in einem Hochzeitcarmen (I, 357 ff.):

„Der sechste Punkt verwirft das pöbelhafte Wesen
Und Reden, so wir noch in alten Schriften lesen.
Als: bossen; dieses Wort ist längstens ausgestört.
Kaum, dass man selbiges annoch bei Kindern hört!
Ein Guschel klingt zu thumm, die Menschen sind nicht Schweine[2]);
Ein Tunsch[3]), wie auch ein Maul läst eben gar nicht feine;
Ein Schmatz ist zum Gehör der Bauern eingericht“.

Doch lässt sich in diese Fülle von mundartlichen Ausdrücken, die aus der deutschen und den verwandten Sprachen jedenfalls noch vermehrt werden könnten, ein gewisses System bringen, indem sie sich zu gewissen Gruppen zusammenschliessen. Um das zu zeigen, müssen wir vor allem die verwandten indogermanischen Sprachzweige heranziehen.

1) Die häufigste Bezeichnung ist die nach dem M u n d e oder den L i p p e n, die den Kuss geben. So bedeutet lateinisch *osculum* „Mäulchen, Mündchen“. — Genau so ist zu beurteilen friesisch *tûtîkə tötjə týtsjə* und ostfrs. plattdeutsch *tútje*, denn sie alle sind von niederd. *tût* „Mund, Mündung (Rohr)“ (man vergleiche hochd. *zute*) abgeleitet; ob die ostfrs.-plattd. Formen *dút dût dûtje dûke* dasselbe Wort sind, ihr *d* aber der Tatsache verdanken, dass sonst in vielen Fällen neufrs. anlautendes *t* (aus *þ* = *th*) einem plattd. *d* entspricht, oder ob sie mit niederd. *dutte* „Röhre“ (vgl. Deutsches Wörterb. II, 1768), oder ob sie gar mit mhd. *duz* „Schall, Geräusch“ zusammenzustellen sind, lasse ich unentschieden, vgl. unter 6. — So auch schlesisch *guschel*, das ein Verkleinerungswort zu *gusche gosche* „Mund“ ist. — So *snûtern, snûdeln* u. s. w., das von plattd. *snûte* „Schnauze“ gebildet ist; dieses Wort *snûte* aber scheint seine *s*-lose Nebenform in *nûte* „Kuss“ zu haben; beachtenswert ist, dass das Wort „Schnauze“ ebenfalls von einem Ausgussrohr gebraucht wird, vgl. *Zute*. — Ebenso ist *flabben flobben* von *flabbe* „Maul“ abgeleitet. — Desgleichen gehört hierher *mundsen mondsen matsen münkel* u. s. w., vgl. engl. *to mouth*. — Ebenso stelle ich posensches *musche* zu dem lettischen Worte *mute* „Mund, Maul“, es ist wahrscheinlich (wie das bezeugte *mutite*) eine Verkleinerung, etwa **mutuže*. — Auch *bāsium*, das keltische Lehnwort im Lateinischen, und seine Verwandten sowie seine romanischen Nachkommen hatten wir zu „Mund, Lippe“ in Beziehung gesetzt, und somit auch engl. *bass* (es stammt direkt aus dem Keltischen, das französische *bais* würde im Englischen **beace* ergeben haben). Wir hatten (S. 8) eine mit *bh* anlautende indogermanische Wurzel *bhēs* : *bhōs* : *bhus* angenommen und werden hiervon die

---

[1]) Zu den hier und an späteren Stellen gegebenen Zitaten aus der neueren Literatur vgl. Deutsches Wörterbuch V, 2865 ff. Auch Kr. Nyrop a. a. O. hat manches Hübsche beigebracht, besonders aus den romanischen Literaturen.

[2]) *Kusch* ist Lockruf für Schweine.

[3]) Mit dem Worte „Tunsch“ weiss ich wenig anzufangen; sollte es etwa dem plattdeutschen *duns* „dumpfes Geräusch“ entsprechen und so der Bedeutung nach mit elsäss. *Krächerle* zu vergleichen sein? Oder ist es etwa für *tuusch* missverstanden und mit *dûtje, dütje* u. s. w. zusammenzustellen?

vielen deutschen Benennungen *bus bussen busserl* nicht trennen wollen. Auffällig ist freilich der häufig vorkommende Anlaut *p*, der sich keineswegs immer durch mundartliche Lautverhältnisse erklärt; nahe liegt es, diese *p* durch Aufgeben des Stimmtones nach vorangehenden stimmlosen Lauten zu erklären — freilich befriedigt mich das nicht völlig. Diese *p*-Formen liegen auch im schwedischen *puss* „Kuss“ vor, welches Herr Kollege Prof. A. Noreen nach freundlicher Mitteilung (mit Rydquist) für ein deutsches Lehnwort hält[1]). Nicht minder auffällig sind die im Wortinnern statt des *s* erscheinenden *ts tš*, z. B. *bützen pütschen* u. s. w.; vielleicht handelt es sich hier um eine substantivische *t*-Bildung (wie sie im dialektischen engl. *bust* vorliegt) und weitere verbale *j*-Ableitungen von dieser, vgl. litauisch *buczkis* und (edler) *bucziãwimas* Subst. *(pa)bucziůti* „küssen“ (lettisch vgl. *butschoſchana*), die sämtlich *t*-Bildungen voraussetzen. Alle diese Worte wird man ungern trennen einerseits von den slavischen (polnisch *buzia*[2]) eigentlich „Mund“, dann übertragen „Kuss“, im polnischen Litauen *busia;* mehr familiär *buziak*, im poln. Litauen *busiak*), anderseits von neupersisch *būzak* „Kuss“ [3]). Sie alle lassen sich mit der genannten indogerm. Wurzel *bhēs* : *bhōs* : *bhus* vereinigen. — Die gleiche Bedeutungsentwicklung wird — so teilt mir A. Noreen mit — aus den schwedischen Dialekten bezeugt, denn im dalekarlischen ist *lihlmunn* „Kuss“ (eigentlich kleiner Mund) oder bloss *lihle* „der kleine“ = altisländ. *litle* zu *lítell* üblich[4]). — Aber auch die slavischen Sprachen bieten noch verschiedene Beispiele. Im čechischen heisst *huba* „Mund“, wozu die Koseform *hubička* „Mündchen“ und „Kuss“ — es wird zu neuslovenisch *gôbe* „Maul“ gestellt (aus **gomba*); russisch *lobzanie* „Kuss“, eigentlich „das Küssen“ wird mit lat. *labium* altsächs. *lĕpur* „Lefze, Lippe“ in Verbindung gebracht. — Ja selbst aus dem Rotwelsch, der Zigeunersprache, lassen sich Analogien beibringen: hier heisst *morf* und *murf* (daneben auch *sjmerf*) „der Mund“, *murfen* aber „küssen“. — Und so wage ich es auch, unser Wort „**Kuss**“ entgegen den üblichen Ansichten[5]) mit dem Begriff „Mund“ zu verbinden. Ahd. mhd. *kus*, altsächs. *cus cos* (gen. *cusses cosses*) altnord. *koss* altfries. *kos(s)* altengl. *coss* (dazu das Verbum altnord. *kyssa* altengl. *cyssan* afrs. *kessa* neuengl. *kiss*, dessen Form auf das Hauptwort übertragen ist, u. s. w.) werden von einigen mit irisch *bus* u. s. w. verglichen — das ist unhaltbar, zumal da man die deutschen und slavischen *b*-Formen wie *busserl* u. s. w.

---

[1]) Vgl. aber Johansson in Kuhns Zeitschr. f. vgl. Sprachforschg. XVI, 355. — In der Vermutung, dass es aus der Kindersprache stamme und für „Kuss“ stehe, kann ich N. nicht beistimmen, denn bei diesem Worte spielt die Kindersprache sonst nirgends eine Rolle, auch wäre wohl *t* statt *p* zu erwarten. — Aus dem Schwed. stammt auch finn. *pusu* „küssen“.

[2]) Die Mitteilungen aus den slavischen Sprachen verdanke ich der Güte des Herrn Geheimrat Nehring.

[3]) Herr Kollege Bartholomae in Giessen teilt mir auf meine Anfrage betreffs eines persischen *busek* „Küsschen“, das ich in J. C. v. Schmids schwäbischem Wörterbuche (S. 109) erwähnt gefunden hatte, freundlichst Folgendes mit: „Ich kenne dieses Wort nicht, vermag es auch in den mir zu Gebote stehenden Wörterbüchern nicht zu finden; neupers. *b*- ist arisch *b- bh-* und *u̯-; -s-* hinter *u* ist schwerlich arisch *-s-*, ich erwartete *š*, höchstens *tş*. Vielleicht ist *busak* statt *būzak* geschrieben und dann mit dem Idg. Forsch. 9, 271 besprochenen Wort zusammengehörig“.

[4]) De svenska landsmålen IV, 138 (IV Heft 2, S. 114).

[5]) J. Schmidt (Pluralbildungen S. 148) verbindet es mit skr. *sajṓshas* „vereint“.

damit unberücksichtigt lässt; aus dem gleichen Grunde ist ganz unbefriedigend die Deutung mittelst einer indogerm. Wurzel *gu gus* „stopfen", die in griech. βύω (βύνω) βῦσαι vorliege und „Kuss" als ein Stopfen des Mundes benenne (Fick, vgl. Wörterb. I⁴ 408); mit griech. κυνέω „küsse" lässt sich „Kuss" lautlich nicht vereinen (Prellwitz, etym. Wörterb. der griech. Sprache S. 169 stellt zu κυνέω ein altind. *kusyati* „umarmt" und vergleicht ein kornisches Wort *cussin*). Ich meine, wir dürfen das Wort *Kuss küssen* unter keinen Umständen trennen von gotisch *kukjan* = ostfrs.-plattdeutsch *kükken* „küssen", dieses aber ist eine Verbalbildung zu dem Worte *kok(k)*, das im Altfriesischen wahrscheinlich „Sprecher" und „Mund" bedeutete[1]) und wahrscheinlich auch in dem altnord. *kok* „Kehle" vorliegt. Stellt man es zu got. *qiþan* „sprechen", so müsste man eine indogermanische substantivische *-go*-Bildung zur Stufe *gut* (der Wurzel *g^uet* vgl. germ. *qeþ*) ansetzen, sodass idg. **gut-go-* im germ. **kok(k)a-* ergeben hätte, vgl. Brugmann, Grundr. der vgl. Gramm. II, 260. Nimmt man zu ebenderselben Wurzelstufe eine indogerm. *-tu*-Bildung **gut-tú-s* an, so müsste diese germ. **kussus* ergeben, welches die Bedeutung „Mund" und weiterhin „Kuss" haben konnte. Von diesem Substantiv würde dann das Verbum **kussjan* „küssen" gerade so gebildet sein wie got. *kukjan* vom germ. **kok(k)a-*. Beachtenswert ist, dass im ostfrs. Plattdeutsch das Wort *küker* für „Mund" bezeugt ist. — Übrigens ist es eine nur allzu naheliegende Bedeutungsentwicklung, wenn der Kuss nach dem Munde benannt wird, denn der spielt nicht nur gebend, sondern auch empfangend die Hauptrolle beim Küssen; wie denn Logau das sehr hübsch in einem Epigramm gesagt hat:

„Wer küssen will, küss auf den Mund,
Das andre giebt nur halb Geniessen;
Gesichte nicht, nicht Hals, Hand, Brust,
Der Mund allein kann wieder küssen".

2) Eine zweite Gruppe von Benennungen bilden die Bezeichnungen des Süssen: so sagt man z. B. in den plattdeutschen Gebieten der Unterweser „gif mi 'n söten" im hochdeutsch „gieb mir 'nen Süssen" — das gleiche wie lateinisch suavium.

3) Eine dritte Gruppe bilden die Worte für „lieben, grüssen, Heil wünschen", z. B. griech. φιλεῖν „lieben" (S. 6); serbisch *poljubac* (von *ljubiti* „lieben") eigentlich „Liebeszeichen", vgl. čechisch *políbení* (hypokoristisch *políbeníčko*) zum Verbum *líbati* „lieben"[2]); hieher gehört griech. ἀσπάζεσθαι, lat. *salutatio* vgl. das Verbum span. *saludar* rumän. *saruta* (engl. *salutation*); ebenso altsloven. *čělovati* „küssen" vgl. *čělŭ* heil = lit. *kailùs* gotisch *hails*, dazu *pečěluy* „Begrüssung", poln. *pocałunek* kroat. *cjelov* „Kuss".

4) Die Worte für „umarmen", z. B. franz. *embrasser* franz. Vlandern *ombrasseeren;* hieher gehört das bisher unerklärte nordfriesiche Wort *kléb* „Kuss" (Verbum *klébĭ*), das auf Amrum gebräuchlich ist: es entspricht einem neuengl. *to clip* altengl. *clyppan* umarmen (mit unserem „klauben" verwandt) = altfries. *kleppa;* bezeichnend ist eine Stelle der altfriesischen Rechtsquellen: *eftha thetma en wif kleppe and kesse* „oder wenn man ein Weib umarmt und küsst". Unsicher ist und bleibt, ob zu dieser Gruppe

[1]) Vgl. Verf. bei Heck, altfriesische Gerichtsverfassung. Weimar 1894. S. 163; über die Wurzel *g^uet* vgl. auch Verf. in Kuhns Ztschr. f. vgl. Sprachforschg. XXXVII, 316.

[2]) So auch altdän. altschwed. *minna* altisld. *minnask* „küssen", vgl. Kock, Ark. f. n. fil. 4, 170.

das Wort mhd. *smuc* niederländ. *smock* gehört, zu dem wir auch vielleicht *schmutz* (und seine *s*-lose Parallelform schweizerisch *mutz mutschi*) zu stellen haben: falls es mit *schmiegen* (vgl. engl. *to smug*) zu verbinden ist, kann es sehr wohl „Umarmung“ bedeuten, es kann aber auch im besonderen auf das Anschmiegen des Mundes bezogen werden, wie denn polnisch *smoktać* eigentlich „saugen“, dann auch übertragen „laut küssen“ bedeutet (für die Entwicklung saugen : küssen vgl. Seite 4 Anm. 3). Es wird sich aber anderseits schwer feststellen, ob alle diese Worte nicht zu

5) der onomatopoetischen Gruppe gehören und kurzerhand mit *schmacken* (engl. *smack*) *schmatzen* (aus *smackezen?*) als ablautende Formen zu vergleichen sind. Freilich sind ja auch diese Worte nicht alle kurzweg als schallnachahmende zu erweisen, weil für gewisse Fälle (vgl. S. 4 Anm. 4) Zusammenhang mit „schmecken“ bezw. riechen denkbar ist. Freilich spricht für die onomatopoetische Bedeutung, dass *s*-lose Parallelformen (vgl. nordfriesisch *makə mǣkə,* die auf **mĭkə* zurückweisen, wie auch hochd. *schmicken* „peitschen, schlagen, klatschen“, das mit *schmacken* bezw. *schmecken* und mit *schmuck* in Ablaut steht) ebenfalls „schlagen, klatschen“ bedeuten: um Altena *makke* „Handschlag“, vgl. dänisch *smäkke.* — Uebrigens sei noch daran erinnert, dass möglicherweise die Formen *bütz(sch)en butzen* u. s. w. nicht (vgl. unter 1) mit *busserl* zu verbinden, sondern onomatopoetische Bildungen mit der Bedeutung „schlagen“ sind. — Sicher sind als Schallworte *krächerle* und *klöpferle* zu beurteilen.

6) Einer sechsten Gruppe mögen einige unsichere Worte zugewiesen werden: onomatopoetisch scheint *pûpen* zu sein; ob auch das saterländische *pîpjə*, niederd. *pîpen* niederl. *pîpers geven*, bleibt zweifelhaft, denn es kann, wie bei *dûtjə* u. s. w. (S. 13) erwähnt, auf das röhrenförmige Zuspitzen des Mundes gedeutet werden; gleichfalls unsicher ist das sächsische *heizen*, das als „liebkosen, streicheln, küssen“ erklärt und mit tirolisch *heien heideln* (einem unserer Bildung *„eien“* vergleichbaren Worte) zusammengestellt wird[1]; ganz unklar ist mir saterl. *ōp* „Kuss“ *ōpjə* „küssen“ (offenes *ō*), nordfrs. *ăpkĭ* und *ǣpkə*[2]); *pûnə* (ndl. *poene*) scheint wie im Niederdeutschen eigentlich „stechen, stossen“ zu bedeuten; ob *poesen poessen* (das nur auf Urk. vorhanden und durch Kilians Wörterbuch als *poesen* bezeugt ist) mit *pussen* u. s. w. vereinigt werden muss, oder ob es etwa „hauchen, blasen“ bedeutet, ist unsicher; als mir unverständlich nenne ich endlich noch das lettische Wort *ſkuhpstiſchana (ſkuhpstiht)* „küssen“.

7) Eine weitere, durch ihre Bedeutungsentwicklung besonders interessante Gruppe machen die im ganzen niederländischen und zum Teil im ostfriesischen Gebiet verbreiteten Formen *sône zoene zoentje* aus: das bedeutet „sühnen“, also hier ist der Begriff des Sühnekusses auf alle Küsse angewendet worden. Und das ist keine blosse Vermutung, sondern lässt sich historisch durch die ganze mittelniederdeutsche und mittelniederländische Literatur verfolgen; z. B. kommen da Wendungen vor wie *se kusseden ene vrüntlike sone, ene sone sonen.* Ähnlich sind

[1]) Deutsches Wörterbuch IV, 2, 929, 814.

[2]) Dass es zu niederd. *āpen* „äffen, Possen treiben“ gehören sollte, ist doch kaum glaublich; Herr Oberlehrer Prof. Oberdieck macht mich darauf aufmerksam, dass griech. *πίθηκος* „Affe“ und *πίθηξ* „Zwerg“ zu *πίθων* „Schmeichler“ gestellt werden, somit unser Wort vielleicht „schmeicheln, liebkosen“ bedeuten könne — auch das bleibt ein Notbehelf.

8) die Worte friesisch *patšjə (pāikjə* Hindeloopen) „küssen", *pāik* Subst. „Kuss" zu beurteilen; es ist aus *pac* entstanden und nennt den Friedenskuss, dessen Name hier auf alle anderen Küsse ausgedehnt ist. Auch das lässt sich durch die ganze mittelalterliche Literatur verfolgen: mhd. *pace pæce* mnd. *dat* oder *de pace* oder auch *pese petze* wird gleichbedeutend mit mnd. *vredekus* „Friedenskuss" (altnord. *fridarkoss*) gebraucht. Der *tš*-Laut im friesischen *patšjə* ist ganz jung, erst im 15. Jahrhundert erfährt das *k* in solchen Fällen die Veränderung zu *ts*. Aus lat. *pacem* sollte eigentlich überall ein *ts*-Laut entwickelt sein; wenn trotzdem *k* erscheint, so wird sich das entweder durch sehr frühe Entlehnung (vor dem 7. Jahrh.) oder aus dem Einflusse des als kirchlicher Ausdruck gebrauchten Nominativs *pax* oder des Verbums *pacare* erklären. — Auch diese Uebertragung des Friedenskusses ist keineswegs bloss für die germanischen Sprachen bezeugt; im Altirischen kommt *pogaim* „ich küsse", *poc* „Kuss" häufig vor; es ist die lautgesetzliche Entwicklung des lateinischen *pāc-*.

Wir hatten, bevor wir uns der sprachlichen Betrachtung zuwandten, die verschiedenartige Anwendung des Kusses erörtert und hatten den Kuss der Liebe, der Verwandtschaft und Freundschaft, den der Versöhnung und des Friedens, den der Gnade und den der Verehrung, insbesondere des religiösen Kultus kennen gelernt. Es erübrigt, zur kulturgeschichtlichen Entwicklung noch einige wichtige Punkte hinzuzufügen. Der Liebeskuss hat nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Phantasie von jeher eine grosse Rolle gespielt; und von den Troubadours und Minnesängern bis auf die Dichter unserer Tage ist er gar viel besungen worden; ganz besonders phantastische Auffassungen aber begegnen uns um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der sogenannten anakreontischen Poesie, „wo Lauben und Büsche von Küssen rauschen", wo das „Küsserauben" zu einer viel geübten Tändelei und zu einem Pflichtbegriff für den Liebenden geworden ist — wir finden es ja von Goethe in den Liedern der Leipziger Zeit noch viel erwähnt. Eine hübsche Auffassung ist, dass, wer den Kuss geraubt, ihn auch zurückgeben müsse — der witzige Gedanke ist unzählige Male von Walther von der Vogelweide, dessen Worte wir mitgeteilt haben (Seite 5), bis auf unsere Tage benutzt worden. Es sei hier nur auf unseren schlesischen Dichter Karl von Holtei hingewiesen, der in seinem „Uben naus" sagt (Schlesische Gedichte 20. Aufl. Breslau 1894, S. 97):

Wull ber nich a Brinkel singen,
Ehb der Sunneschein vergiht?
Lusst de gaalen Geegen klingen,
Sing ber ock a Schänscherlied:
„Hopsa, hopsa, rüber und nüber,
Gi'm mer a Guschel, ich ga dersch wieder,
Hopsasa!"

Ob dieses Küsserauben und der Anspruch auf die Rückgabe juristisch haltbar ist? Ueber solche Fragen hat ein gewissenhafter Jurist des 18. Jahrhunderts eine lange Abhandlung geschrieben: „Von dem Rechte des Frauenzimmers gegen eine Mannsperson, die es wider seinen Willen küsset" [1]. Die Ansichten von derartigen Rechten und Pflichten des

[1]) Das erwähnt Nyrop a. a. O. S. 62, ohne den Verfasser zu nennen. — Da Nyrop

Küssens und Nichtküssens scheinen unter den Gelehrten sehr verschieden gewesen zu sein: so wendet sich der Gelehrte Thomas Lansius in seiner „commentatio de academiis" edit. Helmstad. 1666 gegen die Behauptung des Kornmannus (linea amoris von 1606, cap. IV), zu Tübingen gelte es als ein grande nefas, *„si juvenis ad puellam veniens ipsam non osculetur et amplexetur"*; auf des Lansius Standpunkt stellt sich auch Hekelius [1]), der in seinem gelehrten Discursus *„de quaestione, an licitum sit foeminis oscula admittere"* zu dem Resultate kommt, abgesehen von dem Falle, wo es sich um *benevolentiae argumenta* handle, *„non licet foeminis alicuius basia admittere, nisi eadem a viro, cui iunctae sunt matrimonio, ferant"*.

In der Poesie der neueren Zeit handelt es sich nun keineswegs nur um die „oscula corporalia atque oralia", wie sie von jenen Polyhistoren genannt werden, sondern sehr häufig wird der Kuss in einem übertragenen Sinne gebraucht. Namentlich die Romantiker lieben das: „es war als hätte der Himmel die Erde still geküsst", singt Eichendorff; der Mond küsst die Lotosblume mit seinem Licht (Heine); „es küsset in der Frühe das Morgenrot mich wach", heisst es in Geibels Mailiede.

Ganz besondere Wandlungen hat im Laufe der Zeiten der Kuss der Freundschaft erfahren. Er wird heute fast nur unter Frauen geübt, unter Männern bei uns nur in seltenen Fällen grösster Vertraulichkeit — freilich machen die souveränen Fürsten, die Kuss und Liebkosung unter sich tauschen, eine Ausnahme. In anderen Ländern, namentlich in den romanischen, herrschen andere Sitten, z. B. kann man in Italien zur Ankunft und zum Abschied überall ein reichliches Küssen beobachten, und wenn gar einer im Parlament eine längere Rede gehalten hat, so drängen sich die Parteifreunde zu Kuss nnd Umarmung eifrig heran. Hier wäre auch des in Russland üblichen Osterkusses zu gedenken, der ja freilich auf religiösen Ursprung zurückgeht (vgl. oben S. 8 ff.). In Deutschland war früher der Kuss der Freundschaft auch unter Männern sehr verbreitet; in seinem Gedichte „an die Freude" sagt Schiller: „Seid umschlungen Millionen! Diesen Kuss der ganzen Welt!" Weniger begeistert klingt es, wenn Klopstock an Gleim schreibt: „vergessen Sie nicht, zu mir auf einen Kaffee und auf einen Kuss zu kommen"; der Mann ist als Vermittler des Kusses der Damen gedacht, wenn Klopstock an anderer Stelle demselben Gleim schreibt: „schicken Sie mir . . . auch von den Damen und Demoisellen in Magdeburg einen gemeinschaftlichen anakreontischen Kuss" — der sollte auf eine vorgezeichnete Stelle gemalt werden, wie auch unsere Kinder wohl im Briefe, wenn sie Küsse senden, recht anschaulich die Stelle malen. Von Männern erscheint uns solch kindliches Treiben heute absonderlich.

Auch der Verehrungskuss hat seine besondere Entwicklung gehabt: als Kuss religiösen Kultes erscheint er, wenn der Altar oder die Reliquien geküsst werden, und ähnlich wohl ist es zu beurteilen, wenn — wie einst der Herculesstatue in Agrigent — heute noch dem heiligen Petrus in der Peterskirche zu Rom von allen Gläubigen, auch vom Papste,

---

in der kulturhistorisch-literarischen Betrachtung des Kusses reichhaltigen Stoff bringt, diese Dinge auch nicht zu meiner Aufgabe gehören, fasse ich mich im folgenden ganz kurz. Für meine Angaben verweise ich, ausser auf Nyrop, noch auf das „Deutsche Wörterbuch" V, 2865 ff.

[1]) Hekelius, I. F., De osculis (editio nova). Lipsiae 1689.

der Fuss geküsst wird; wenn wiederum die Kardinäle dem Papste das Knie oder den Fuss küssen, und wenn auch dem Kaiser solche, ursprünglich orientalischer Sitte entstammende Verehrung gezollt wird. Auch zwischen Papst und Kaiser ist der zeremonielle Kuss im Mittelalter üblich. Bei der Krönung Heinrichs VI. am 15. April 1191 in der Peterskirche küsst nach dem Zeremoniell der erwählte Kaiser mit seiner Gemahlin und allen seinen Baronen, geistlichen und weltlichen, dem Papst die Füsse. Nachher erhält der Kaiser auf Stirn und Kinn (rasiert muss er sein, wird hinzugesetzt), dann auf Wangen und Mund den Friedenskuss. Und nachdem er dann als Sohn der Kirche aufgenommen ist, küsst er dem Papst die Brust. Später folgen dann Salbung und Krönung und feierliches Mahl. Vielleicht hängt es damit zusammen, wenn zur Aufnahme in bestimmte Ritterschaften, z. B. in den Orden des goldenen Flieses, der Kuss als Zeremonie geübt wird; und auch der Doktorkuss, der früher an manchen Universitäten vom Dekan dem Promovierten gegeben ward und in der juristischen Fakultät unserer Breslauer Universität bis zum Jahre 1889 üblich war, ist ein Symbol solcher Rezeption. Desgleichen fand die Belehnung des Vasallen mit einem Kusse statt, sodass ein symbolischer Rechtsausdruck ist „jemand mit Hand und Mund belehnen" — das Handreichen war ein Sinnbild des Aufhebens vom Fussfalle, der Kuss wohl ein Friedenskuss. Mochte es doch öfters geschehen sein, dass sich mächtige Vasallen sträubten, dem Lehnsherrn den Fussfall oder auch den vielfach bezeugten Hand- oder gar Fusskuss zu leisten; von dem stolzen Normannenhäuptling Rollo wird erzählt, dass er, um diesen auszuführen und sich doch nicht dabei zu beugen, Karls des Einfältigen Fuss ergriffen und zum Munde geführt habe; im „Roman de Rou" wird das so erzählt [1]:

*Quant baiser dut le pie, baisier ne le deigna,*
*La main tendi aual, le pie al rei leua,*
*A sa buche le traist e le rei enuersa;*
*Asez s'en ristrent tuit, e li reis se dreça.*

Ein Verehrungskuss auch ist es wohl, der zur Abwendung des Zaubers gegeben wird. Schon aus dem Altertume hatten wir das Küssen der Erde kennen gelernt. Ein solches auch wird im Volke heute noch zum Schutze gegen das Gewitter geübt und ist vielleicht heidnisch: man bekreuzt sich in Mähren beim ersten Frühlingsgewitter dreimal (das ist selbstverständlich christlich) und küsst dann dreimal die Erde. Als Sühnekuss aber ist es wohl aufzufassen, wenn so oft die Geister und die Verzauberten durch den Kuss erlöst werden: der Gequälte, der zur Strafe für die Schuld, die er an den Menschen begangen, umgehen muss, findet Verzeihung und Sühne durch den Kuss. Auch in unserem Schlesien gibt es vielleicht manche Kusssagen, die dafür sprechen könnten. Freilich muss man bei der Deutung solchen Brauches sehr vorsichtig sein; denn da festgestellt ist, dass der Kuss überhaupt in der christlichen Kirche zum Symbol geworden war, ist damit die Möglichkeit gegeben, dass er als solches gegen alles heidnische Teuflische schützt, also auch gegen allen Zauber zu wirken vermag.

---

[1]) Nach Nyrop, a. a. O. S. 124.

Die Verwendungen wie die Benennungen des Kusses, die wir hier verfolgt haben, lassen sich sicherlich noch aus manchem Gebiete Deutschlands und anderer Länder vermehren, und die Wissenschaft der Volkskunde muss für einschlägige Mitteilungen sehr dankbar sein: in diesen wie in anderen Fällen gibt uns die Fülle zuverlässiger Berichte, auch scheinbar unwichtiger, erst die sichere Grundlage für die vergleichende volkskundliche Forschung.

---

# Weiteres vom Wassermann aus Oberschlesien.

Mitgeteilt von **Dr. Wahner**, Gleiwitz O.-S.

## Erster Teil: Aus Gleiwitz und Umgegend.

Der in ganz Oberschlesien verbreitete Glaube an den Wassermann (poln. utopłiec) ist besonders lebendig noch im wasserreichen Klodnitzthale. Arbeiter und Handwerker, Dienstboten und Schüler wissen viel davon zu erzählen.

I.

Geht man in Laband, erzählt der Schüler Mitschke von dort, abends an der Klodnitz oder am Klodnitzkanal entlang, so hört man ein fortwährendes Plätschern, und es hüpfen rote Enten umher; das sind Wassermänner.

II.

In der zu Laband gehörigen Waldkolonie Pschyschowka gingen einst nach der Erzählung der von dort stammenden Köchin Marie Schlifka eine Anzahl Kinder, Knaben und Mädchen, um die Mittagszeit baden. Badeplatz war ein Tümpel in einer ehemaligen Lehmschachtgrube. Ein Knabe, der nicht schwimmen konnte, ertrank. Die Kinder eilten sofort nach Hause und holten Leute herbei. Die brachten ein ausgehöhltes Brot, in das ein brennendes Licht (geweihte Kerze) gestellt wurde. Das Brot mitsamt dem „Lebenslichte“ setzte man auf das Wasser. An der Stelle, wo es halten blieb, lag die Leiche des Knaben. Ein Mann, der gut tauchen konnte, holte sie herauf. Den Knaben hatte der Wassermann, der rote Hosen trägt, geholt.

III.

In Gleiwitz bei der Goretzkymühle, wo ein beliebter Badeplatz, aber auch eine von Selbstmördern gern ausgesuchte tiefe Stelle in der Klodnitz ist, darf man mittags von 12—1 Uhr nicht baden. Denn da kommt der Wassermann in roten Hosen und roter Zipfelmütze. Zuerst klascht er in die Hände. Sieht man neugierig nach, so greift er mit den Händen zu und zieht hinunter. Er kann sich auch in einen Frosch, in eine Maus oder in einen Hasen verwandeln. Läuft man den Tieren nach, so ertrinkt man. (Erzählung des Schülers Liboschik und anderer.)

IV.

Ein Mann in Gleiwitz wollte sich in der Klodnitz ertränken. Schon hatte ihn der Teufel (oder der Wassermann) gepackt, um ihn hinabzuziehen, da warf ihm ein anderer ein Skapulier zu, und dadurch wurde er vor dem Tode bewahrt.

V.

Der alte Münzer, der frühere Besitzer einer Dampfmühle in Gleiwitz, soll seinen Tod im Klodnitzkanal gefunden haben, der dort vorbeigeht. Vor seinem Tode sah man an der Unglücksstelle einen Mann in roten Hosen. Das war der Wassermann.

VI.

An der über einen Seitenarm der Klodnitz führenden Brücke beim Gleiwitzer Schlachthaus sollen abends öfters bunte Bänder hängen. Nun kamen einmal dort Arbeiterinnen vorbei und wollten sich die Bänder, die ihnen ausserordentlich gefielen, nehmen. Wie sie sich aber darnach bückten, wurden sie von den Bändern ins Wasser gezogen.

(Mitteilung des Schülers Haber.)

VII.

Dem Tertianer Bergmann verdanke ich die beiden folgenden Sagen:

Ein Herr ging abends nach der Klodnitz Fische fangen. Er hatte einen ziemlich weiten Weg. Als er schon lange am Wasser sass und angelte, tauchte vor ihm im Wasser eine Gestalt auf. Er erschrak darüber, liess die bereits gefangenen Fische liegen und eilte hinweg. Die Gestalt aber folgte ihm und blieb stehen, sobald der Herr Halt machte und sich umdrehte. Als er nach der Stadt kam, ging er in das Haus eines Freundes. Da rief ihm die Gestalt noch nach: „Morgen bin ich bei dir!“ Am nächsten Tage aber war die Tochter des Herrn eine Leiche.

VIII.

Ein Mann erwartete für den Abend seinen Bruder aus Amerika. Zuvor ging er noch in den Wald, um Holz zu sammeln. Dazu nahm er einen grossen Sack mit. Als er denselben mit Holzspänen und Klötzen gefüllt hatte, nahm er ihn auf den Rücken und machte sich, immer in Gedanken an seinen Bruder, auf den Heimweg. Auf einmal hörte er aus dem Sack eine Stimme, die ihn mit Namen rief. Voll Schreck liess er den Sack fallen und lief fort. Als er sich von fern umsah, stand eine rote Gestalt am Sack, die in die Hände klaschte und sich freute ob des gelungenen Streiches. Als der Mann nach Hause kam, war sein Bruder bereits eingetroffen; aber auch das gesammelte Holz lag schon auf dem Tische.

IX.

Einstmals verkleideten sich Strolche in Gleiwitz, um die vom Wochenmarkte heimkehrenden Bauern zu überfallen. Sie zogen rote Kleider an und setzten sich rote Kappen auf und versteckten sich im hohen Korn. Als die Bauern vorüberkamen, nahmen sie ihnen das Geld ab. Die Bauern gaben es auch sofort her, ohne jemandem ein Wort von dem Ueberfall zu sagen, aus Scheu vor dem Wassermann.

(Erzählung des Schülers Löwy.)

X.

Ein verheirateter Pferdeknecht in Gleiwitz ritt einst, erzählt der Schüler Meyer, mit den Pferden in die Schwemme und nahm dazu auch seine Kinder mit. Als er die Pferde in der Klodnitz gewaschen hatte, liess er sie auf den Wiesen grasen. Dann badete er seine Kinder, und

schliesslich nahm er selbst ein Bad, während die Kinder am Ufer spielten. Da verschwand der Vater plötzlich vor den Augen dieser. Der Wassermann hatte ihn erträukt. Andere Knechte fanden seine Leiche nahe am Ufer an einer ganz seichten Stelle.

XI.

An der jetzigen evangelischen Kirche in Gleiwitz war früher ganz sumpfiger Boden; die Leute, die zur Kirche gingen, mussten dort vorbei, da es keinen andern Weg gab. Nun sass da immer ein kleiner Mann und lächelte. Man fürchtete ihn allgemein als den Wassermann. Ein Mann der sich nicht vor ihm zu fürchten erklärte, wurde einst von dem Wassergeiste gefasst und zu Boden geschmettert. Seine Frau sprach eiligst einige Gebete und blieb verschont. Sie gelangte glücklich nach Hause, während der Mann erst viel später dort anlangte, noch ganz ausser Atem. (Erzählung der Frau Fleischermeister Liboschik.)

XII.

Auch die aus Ottmachau berichtete und von Kühnau Mitteil. IX, 2, S. 21 verzeichnete Sage kennt man hier in Gleiwitz in etwas verändeter Form, die mir der Schüler Simonides übermittelte. Darnach kam der Wassermann, nicht ein Wasserweib, zum Fleischer. Wo er stand, bildete sich immer eine kleine Lache, und Wasser floss ihm aus dem linken Ohre.

Die übrige Erzählung deckt sich mit dem Bericht bei Kühnau.

Derselbe Schüler teilte mir auch die drei folgenden Sagen mit:

XIII.

Geht man den schmalen Weg an der Ostropka nach der Neuen Welt (grosses Gartenlokal und Restaurant in der Vorstadt von Gleiwitz), so kommt man über eine schmale Brücke. Dort haust der Wassermann. Ein Mann aus Tryneck (ehemaliges Dorf, jetzt Stadtteil) rang dreimal mit ihm. Zweimal schadete es ihm nicht; beim drittenmal musste er sterben.

XIV.

Eine Waschfrau, die abends an derselben Stelle vorbeikam, sah dort den Wassermann liegen. Erst ging sie ruhig vorbei. Da er aber ihrem Manne sehr ähnlich sah, hielt sie ihn für diesen, kehrte um und rüttelte ihn, um ihn aufzuwecken. Nun erkannte sie den Wassermann und lief fort. Er verfolgte sie und hätte sie erreicht, wenn nicht ihr Haus in der Nähe gewesen wäre. Ihren Mann fand sie schon zu Bett.

XV.

Beim Städtchen Tost stand früher eine alte Mühle, bei der es nicht heimlich war. Vom Rade her hörte man nachts viele Stimmen und ein schreckliches Heulen. Da kam einst ein Spielmann zum Müller und erbot sich, den Wassermann zu vertreiben. Der Müller war einverstanden und versprach dem Spielmann eine ansehnliche Belohnung. Alle Bewohner der Mühle wollten der Vertreibung zusehen und versammelten sich in der Mühlstube.

Um Mitternacht kam der Wassermann, um den Spielmann ins Wasser zu ziehen. Der aber fing an, mit der linken Hand auf seinem Instrument

zu spielen. Dann machte er, wiederum mit der linken Hand, drei Kreuzzeichen, ergriff einen langen Strohhalm, machte abermals mit der linken Hand drei Knoten und band damit den Wassermann hinter dem Kachelofen an. Dann sagte er noch den Müllersleuten, sie sollten dem Gefesselten niemals auch nur einen Tropfen Wasser geben.

Eines Tages nun waren der Müller und seine Frau fortgegangen und das kleine Töchterchen des Müllers allein zu Hause. Beim Spielen kam das Kind in die Nähe des Ofens. Da bat es der dort angebundene Wassermann um eine Tasse Wasser. Das Mädchen brachte sie ihm bereitwillig. Als der Wassermann davon getrunken hatte, verschwand er und ward nicht wieder gesehen.

XVI.

Der Schüler Burger erfuhr von einer Frau folgendes Begegnis, bei dem sie selbst als Mädchen beteiligt gewesen zu sein versicherte:

Bei dem nordöstlich von Gleiwitz gelegenen Dorfe Zernik ist ein Teich, an dem Kinder öfters Kühe hüteten. Da sahen sie einst in dem Teiche einen grossen Fisch, den sie mit Steinen zu werfen begannen. Der Fisch aber verschwand. Nach einer halben Stunde kam ein kleiner Junge und sagte zu den Kindern, sie sollten doch in dem Teiche baden. Schon waren die Kinder im Begriff, dem Zureden zu folgen, als eine Frau hinzukam, die dem fremden Jungen zuschrie: „Mach' dass du fortkommst! du willst wohl die Kinder ertränken?“ Und zu den Kindern sagte sie: „Es ist der Wassermann; gestern stand er auch hier und wollte mich, als ich vorüberkam, ins Wasser ziehen“.

XVII.

Ueber einem Teiche bei Peiskretscham hängt bisweilen eine silberne Uhr an silberner Kette. Sie gehört dem Wassermann. Wer gerade an den Teich kommt, wenn dies der Fall ist, stürzt hinein, während die Uhr verschwindet. (Erzählung des Tertianers Schüller.)

XVIII.

Demselben Schüler erzählten bei einem Besuche in Tarnowitz seine dortigen Verwandten:

Tarnowitzer Frauen pflegten bei einem Ziehbrunnen Wasser zu holen. Als sie einstmals den Eimer mit Wasser gefüllt heraufgezogen, war derselbe sehr schwer, denn der Wassermann sass darin. Bei diesem Anblick stoben die Weiber entsetzt aus einander und liefen kreischend nach Haus. Der Eimer aber schwebte mit dem Wassermann ganz langsam wieder zum Wasserspiegel hinunter, obgleich ihn die Frauen mit aller Kraft abgestossen hatten.

XIX.

In Schwientochlowitz bei den Grubenteichen, berichtet der Tertianer Czech, ging abends ein Grubenarbeiter vorbei. Da sprang ihm unversehens etwas auf den Rücken. Der Arbeiter merkte, es sei der Wassermann. Und wirklich zog ihn der auch ins Wasser hinab, so dass er ertrank.

XX.

Aus Zabrze und Umgegend weiss der Ober-Sekundaner Dzivk folgende fünf Wassermannsagen zu berichten:

Ein Bergmann ging früh 4 Uhr zum Schacht. Dabei musste er auf einem nur aus zwei schmalen Brettern bestehenden Steg das Beuthener Wasser in Alt-Zabrze überschreiten. Wie er bis an die Brücke kam, suchte ihm ein kleines Männchen den Uebergang zu wehren und ihn ins Wasser zu ziehen. Als aber alle seine Anstrengungen vergebens waren, sprang es ins Wasser, klatschte in die Hände und rief: „Danke Gott, dass du ein Skapulier bei dir hast, das hat dich gerettet“.

XXI.

An einer andern Brücke, östlich von Zabrze, gegenüber der Konkordiengrube wehrte einst ein Pferd einem Bergmanne den Uebergang. Derselbe war evangelisch. Er hatte aber oft von seinen katholischen Mitarbeitern gehört, das Kreuzzeichen schütze gegen den Wassermann. Daran erinnerte er sich jetzt und machte eiligst das Kreuz. Sofort war das Pferd verschwunden.

XXII.

In der Nähe derselben Brücke ging einmal der Oheim des genannten Schülers spazieren; da erschien ihm ein Männchen in roter Kappe. Da er aber schon vom Wassermann erzählen gehört hatte, ergriff er schleunigst die Flucht. Darauf klatschte das Männchen in die Hände, dass es weithin schallte.

XXIII.

Ein Dienstmädchen aus Gwosdek bei Zabrze erzählte, jeden Abend sei ein Mann in schwarzer Kleidung in ein Haus des Ortes gekommen und habe Feuer für seine Pfeife verlangt. Dabei pflegte er, von seinen Kollegen zu erzählen, die viel kleiner als die Menschen wären. Dadurch stutzig gemacht, ging der Besitzer des Hauses dem Fremden eines Abends nach und sah, wie der Mann plötzlich ins Wasser sprang und nicht wieder hervorkam.

XXIV.

Bei Sosnitza, Kr. Zabrze, stehen an der Krümmung des Klodnitzkanals eine Menge Sträucher mit roten Knospen (soll heissen: Samenkapseln; gemeint ist offenbar das Pfaffenhütlein, das wirklich dort stark vertreten ist). Wenn man diese abreissen will, so erscheint ein Mann mit roter Kappe, der einen ins Wasser zu ziehen sucht.

XXV.

Im Zaborzer Walde ist ein grosser Teich. Dorthin ging ein Knabe fischen. Als er schon viel gefangen hatte, sah er einen Hasen herbeilaufen. Der Knabe liess sogleich die Angelrute fallen und jagte dem Hasen nach. Plötzlich sprang der ins Wasser. Der Knabe ihm nach. Da versank der Hase auf einmal, und an derselben Stelle auch der Knabe. Der Wassermann hatte ihn hinuntergezogen.

(Mitteilung des Schülers Ciupka.)

XXVI.

Dem oben genannten Schüler Liboschik teilte ein Fleischergesell mit, dass man in Myslowitz oft einen Jüngling am Wasser sitzen sah, der etwa achtzehnjährig zu sein schien. Er trug eine rote Mütze, sah

blass aus und hatte Pferdefüsse. Vom linken Rockzipfel tropfte ihm beständig Wasser. Als man ihn fragte, woher er wäre, und wie alt er sei, konnte er keine Antwort geben. Nun wollte man ihn erst nicht loslassen. Erst nach 2 Tagen that man es; da verschwand er und erschien seitdem wieder am Wasser.

XXVII.

Einen neuen Zug enthält noch die Mitteilung des Oberprimaners Konietzny:

Als unser Herrgott die bösen Engel aus dem Himmel warf, fiel ein Engel in die Hölle, in das Feuer, ein anderer ins Wasser. Der letztere war der Wassermann.

Wenn der Wassermann verschwindet, so lässt er ein höhnisches Hahaha hören.

Er soll auch Töchter haben, die ganz von seiner Art sind. Sie mischen sich z. B. im Wirtshause unter die Tanzenden, bezaubern alle und verschwinden plötzlich, ohne dass es jemand merkt. Junge Burschen folgten ihnen einst nach und sahen sie auf einmal im Flusse untertauchen.

## Zweiter Teil: Aus dem Kreise Neustadt OS.

I.

In Neustadt OS. gibt es nach der Mitteilung des Schülers Mentzler, dessen Eltern früher dort wohnten, einen Brunnen, aus dem der Wassermann bei Nacht hervorkommt. Wen er trifft, den sucht er hineinzuziehen. Die Mütter machen den Kindern mit dem Wassermanne Angst und lassen sie nicht gern dort vorbeigehen.

II.

In der Nähe von Neustadt OS. liegt auf einem Hügel ein verzaubertes Schloss. Es gehört dem Wassermann. Nebenan wohnte ehemals in einem Häuschen eine arme Weberfamilie. Die Tochter der Webersleute pflegte das gesponnene Garn in die Fabrik zu tragen.

Als sie der Schule entwachsen war, kam sie aufs Dienst zu einer stolzen Frau. Diese musste sie öfters auf Spaziergängen nach dem Kapellenberge begleiten.

Einst aber ging sie allein denselben Weg. Da kam ein feingekleideter Herr, dem ihr sittiges Benehmen überaus gefiel. Er erkundigte sich eingehend nach ihren Verhältnissen.

Davon erfuhr die Herrin des Mädchens. Sie wurde darob ganz eifersüchtig und schickte das Mädchen, um eine weitere Begegnung zwischen ihm und dem Herrn zu verhindern, auf eine Reise.

Dann zog sich die Frau die Sachen des Mädchens an und ging täglich denselben Weg spazieren, auf dem ihre Bedienung die Begegnung gehabt hatte.

Eines Tages kam denn auch derselbe Herr, erkannte wegen der gleichen Kleider die Täuschung nicht und sprach die Frau an. Das geschah nun öfters, und zuletzt wollte er sie auch heiraten.

Der Hochzeitstag war schon festgesetzt, und die Braut schon festlich angekleidet. Da kehrte unerwartet das Dienstmädchen von der Reise zu-

rück. Sie trat dem Brautpaare auf dem Wege zur Kirche entgegen. Der Herr erkannte sie sofort, liess, ergrimmt über die arge Betrügerei, seine bisherige Braut stehen und führte das Mädchen zum Altar und als Gemahlin auf sein Schloss.

Die stolze Frau, die das Mädchen erst schlecht behandelt und sie um ihren Bräutigam hatte betrügen wollen, ward in einen Wachthund verwandelt, den der Wassermann später ertränkte.

(Erzählung desselben Schülers.)

III.

Bei Neustadt wurde einmal eine Treibjagd veranstaltet. Wie die Hasen von den Treibern herangescheucht wurden, bemerkten die Schützen einen Hasen von ungewöhnlicher Grösse darunter, der eine rote Blume hatte. Natürlich wollte den jeder erlegen. Es schossen auch alle Jäger auf ihn, aber keiner traf. Auf einmal lief der Hase aus der Schusslinie in den Wald zurück. Das wiederholte sich dreimal.

Endlich aber wurde der merkwürdige Hase doch gestellt, und nun lief er direkt auf die Schützen los. Einer derselben schoss eine Ladung gröberen Schrot auf ihn und traf auch.

Der Hase lief bis an einen Teich, schoss einen Purzelbaum in den Teich hinein und blieb verschwunden. Nun war aber der Teich über und über gefroren, und auf der ganzen Eisdecke war auch kein Loch zu sehen. Alle wunderten sich sehr darüber; und noch im folgenden Sommer, als der Teich ausgetrocknet war, suchte man nach dem Hasen; es war jedoch nichts zu finden.

IV.

Als der Vater des Schülers Simonides, teilt mir dieser mit, noch ein Knabe war, ging er einst im Garten seiner Eltern zu Gross-Müllmen, Kreis Neustadt, spazieren. Da sprang in dem Graben plötzlich ein schwarzes Kalb umher mit einem Pferdekopf und langen Ohren, dass das Wasser emporklatschte so hoch wie die Bäume. Er lief schreiend weg und konnte lange nicht sprechen. Als sein Grossvater sich das Wasser ansehen ging, war es ganz klar.

V.

Ein andermal ging derselbe Knabe (jetzt Barbier in Gleiwitz) mit einer alten Frau aus Gross-Müllmen nach Klee am Mühlteich vorüber. Aus diesem zweigt sich ein Graben ab und darüber führt ein schmaler Fusssteig. Hundert Schritt vor dieser Brücke sahen die Frau und der Knabe einen Jungen darauf sitzen, der mit den Füssen im Wasser herumschlug. Bekleidet war er mit blauer Hose, roter Jacke und grüner Mütze. Der Knabe hielt ihn für einen Spielkameraden und wollte zu ihm eilen; aber die Alte hielt ihn fest und sagte: „Das ist ein Wassermann!“ Dann betete sie einige Vaterunser. Als sie geendet hatte, lachte der Junge auf der Brücke laut auf, sprang in den Mühlgraben so, dass das Wasser hoch zu den Bäumen emporschlug und war verschwunden.

VI.

Am Mühlteiche in Gross-Müllmen, berichtet derselbe Erzähler, wohnte in einer elenden Hütte eine alte Frau. Eines Tages hatte sie

Gras geschnitten, um es den Kühen vorzulegen. Als sie das Gras zusammenrechen wollte, sprang ein kleiner Frosch immer neben ihr her, und sie hörte, wie eine Stimme immer ihren Namen rief, ganz laut und vernehmlich. Ebenso verstand sie deutlich die Worte: „Nächsten Sonntag kommst Du um 9 Uhr vormittags an den Teich. Da wirst Du drei Ruten finden. Diese sollst Du ausreissen und dreimal damit den Teich schlagen. Dann wird sich Dir ein Weg bilden, an dessen Ende Du ein Häuschen sehen wirst. In dieses gehst Du hinein und thust, was Dir die Frau dort sagen wird".

Die Alte ging darauf zu einem Priester und erzählte ihm das Begegnis.

Der riet ihr, sie solle tun, was ihr geheissen, und gab ihr geweihte Kreide, geweihtes Brot und geweihte Kerzen.

Sie ging nach Hause, und am nächsten Sonntag früh fand sie am Teiche alles so, wie es der Frosch gesagt hatte. Sie schlug mit den drei Ruten den Teich, und sofort bildete sich ein Weg, zu dessen beiden Seiten ein natürlicher Zaun war. Am Ende des Weges sah sie das einstöckige, ganz grün angestrichene Häuschen. Als sie eintrat, sagte die Frau drinnen: „Ach, Ihr seid schon da! Nehmt das Kind hier und geht mit mir in den Garten hinter das Haus!" Die Alte tat so; und als sie im Garten standen, nahm die Frau aus dem Häuschen eine Hand voll Sand und besprengte damit das Kind. Dann sagte sie jener: „Trage das Kind zurück und kehre die Stube aus!" Auch diesem Geheiss kam die Alte nach und nahm, der Weisung der Frau entsprechend, das Kehricht in der Schürze mit nach Hause.

Unterwegs hörte sie alle Verwandten und Freunde, die ihr begegneten, rufen, sie solle warten und sich umdrehen. Aber sie tat es nicht.

Als sie daheim ankam, sagte ihre Tochter: „Seid Ihr schon da? Was habt Ihr denn da in der Schürze?" Die alte entgegnete: „Ich habe das Kehricht wegzuwerfen vergessen". Wie die beiden nun nachsahen, war das Kehricht zu Gold geworden.

Um sich zu überzeugen, ob es richtiges Gold sei, fuhren sie am nächsten Tage in die Stadt zum Goldarbeiter, der es ihnen sofort abkaufte.

## VII.

Dem Mühlteiche zu Gross-Müllmen, wo der Wassermann hausen soll, gegenüber steht ein Wirtshaus. In dieses kamen immer zum Tanze drei schöne Mädchen. Sie erschienen jedesmal um Punkt 9 Uhr und verschwanden ebenso regelmässig um $^3/_4$1 Uhr.

Eines Tages folgten ihnen bei ihrem Weggange einige Bauern, denen es aufgefallen war, dass die Mädchen immer so pünktlich kamen und sich entfernten. Die Männer sahen, dass sie hinter der Brücke, welche über den Mühlgraben führt, verschwanden. Sie gingen hin zu der Stelle und untersuchten die ganze Umgebung, ohne aber etwas zu entdecken. Da dachten sich die Bauern gleich, dass es die Töchter des Wassermanns gewesen seien.

Am nächsten Tanztage bestellten sie bei den Musikanten ein Stück, das von $^3/_4$1 Uhr bis $^1/_4$2 Uhr dauern sollte. — Wieder erschienen die Mädchen. Als sie aber um $^3/_4$1 Uhr, wie gewohnt, fort wollten, liessen

dies die Bauern nicht zu, sondern tanzten mit ihnen bis zum Schluss des Stückes.

Als endlich dieser Tanz beendet war, stürmten die Mädchen fort; die Bauern setzten ihnen nach und sahen gerade noch, wie jene hinter der Mühlgrabenbrücke ins Wasser sprangen. Hoch auf spritzte dieses, und als die Bauern bis hinkamen, war es mit blutigrotem Schaum bedeckt.

(Von demselben.)

## Dritter Teil: Aus dem Kreise Pless.

Im Plesser Kreise, der mit seinen grossen Fischteichen und den Grenzflüssen Przemsa und Weichsel wohl der wasserreichste des polnischen Oberschlesiens ist, kennt man den Utopłiec natürlich allerwärts.

I.

Bei Nicolai gab es früher viele Teiche, zwischen denen schmale Wege hinliefen. Einst kam ein Weib des Weges und sah, wie ein feiner, schwarzgekleideter Herr immerfort ins Wasser hineinsprang und wieder herauskam. Während die Frau noch dastand und nicht wusste, was das bedeuten sollte, wurde sie von einem herbeilaufenden Knaben gewarnt, sich ja nicht umzusehen; sonst sei sie verloren, denn jenes wäre der Wassermann. (Mitteilung des Schülers Simonides.)

II.

In Wôschütz bei Orzesche heisst es, in einem Teiche, aus dem Wasser über eine Schleusse rauscht, darf man nicht baden; denn dort wohne der Wassermann. Er haust in einer Höhlung (konski-do = Pferdeloch). Seine Farbe ist rot und schwarz. Fällt einem beim Baden etwas ins Auge, so darf man nicht weiter baden; denn dann kommt der Wassermann. Ertrunkene „hat der Wassermann geholt“.

(Vom Primaner Gerlatzek.)

III.

In Gross-Chelm ging eine Schar Kinder in einen Teich baden. Nach beendetem Bade verliessen alle den Teich bis auf einen Jungen. Dieser verschwand plötzlich unter der Oberfläche, und es kam den andern schon am Ufer befindlichen Kindern so vor, als wenn er von jemandem hinuntergezogen wurde und er sich heftig dagegen sträubte. Noch einmal kam er an die Oberfläche, um dann wieder zu verschwinden. Nun liefen ihm die andern zu Hilfe und zogen ihn besinnungslos unter grosser Anstrengung heraus.

Bald darauf gewahrten sie alle oben auf dem Wasser ein kleines Männchen in blutroter Kleidung, dessen Beine in einen Fischschwanz ausliefen. Es hatte verschiedene Spielsachen und Näschereien bei sich, wie Bänder, Malztafeln u. s. w., und lockte die Kinder damit. Diese aber liefen schleunigst weg, und auch der aus dem Wasser gezogene Knabe, der inzwischen die Besinnung wiedererlangt hatte, eilte ihnen nach. Das Männchen verfolgte ihn und rief ihm nach: „Kehre doch um, Kleiner, ich will dir viele schöne Sachen schenken“. Doch der Knabe liess sich nicht betören, sondern folgte seinen Altersgenossen, die ihm warnend zuschrieen: „Komm doch! Es ist der Utopłiec!“ (Vom Primaner Radwański.)

IV.

Wenn man abends in der Prczemsa baden will, so muss man, heisst es in Gross-Chelm, zuvor das Kreuz machen, sonst kommt man nicht mehr heraus; der Wassermann holt einen. (Von demselben.)

V.

In Gollawitz bei Gross-Chelm ging ein Bauer, dessen Frau erkrankt war, abends nach Alt-Berun, um aus der dortigen Apotheke Arznei zu holen. Vor dem Rückweg trank er in einem Gasthaus noch einige Glas und schlug dann einen kürzeren Weg über die Wiesen ein. Dabei musste er auf einem schmalen Brettersteige einen Graben überschreiten.

Dort trat ihm ein kleines, weisses Männchen mit roter Kapuze entgegen und grüsste ihn. Der angetrunkene Bauer aber gab eine unfreundliche Antwort. Daraufhin packte ihn das Männchen bei der Gurgel und suchte ihn ins Wasser zu ziehen. Der Mann aber war kräftig und wehrte sich. Da fuhr ihm der Wassermann so arg im Gesicht herum, dass er ganz verkratzt zu Hause ankam. (Von demselben.)

VI.

Ein Postbeamter aus Alt-Berun ging eines Nachmittags nach Neu-Berun, um etwas zu besorgen. Nach Erledigung seiner Geschäfte machte er sich gegen Abend auf den Heimweg. Um diesen abzukürzen, schlug er einen Feldweg ein, der ihn über eine Wiese nahe an einem Teiche vorbeiführte. Von Ferne sah er am Rande des Teiches einen kleinen Jungen, der flott tanzte und dabei sang. Anfangs hielt er ihn für einen Hirten, wunderte sich aber, dass kein Vieh zu sehen war. Der Beamte setzte seinen Weg fort, und als er nur noch wenig entfernt war, erkannte er in jenem ein kleines Männchen, das sich gar nicht in seinem Tanze stören liess. Er näherte sich ihm immer mehr und musste, um ganz zu ihm zu gelangen, einen Abflussgraben des Teiches überschreiten. Ueber diesen führten zwei aneinandergelegte Bretter. Wie er sich nun daran machte, sie zu passieren, sah er plötzlich, dass das kleine Männchen sich vergrösserte und dass schliesslich eine Gruppe von gewaltigen Männern daraus entsand, und es schien ihm, als ob diese ihn am andern Ende des Brückensteges erwarteten. Erschrocken bekreuzte er sich, wandte den Rücken und eilte, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, hinweg.

Nachdem der Beamte eine Strecke gelaufen war, blieb er stehen und schaute zurück. Im gleichen Augenblicke sah er, wie ein Feuerstrahl von der Stelle aus, wo die Gruppe der Männer stand, nach Art eines Blitzes im Bogen an ihm vorbei in den Teich sauste. Dann war alles verschwunden. Der Mann aber traf erst den nächsten Tag um die Mittagszeit zu Hause ein und beteuerte, dass die Erscheinung der Wassermann war. (Von demselben.)

---

## Die Spillahulle.

**Von Dr. Kühnau.**

Lange Zeit war es mir unmöglich, etwas von der Spillahulle aus dem Volksmunde zu erfahren. Es schien fast, diese alte schlesische Spuk-

gestalt sei aus dem Volksbewusstsein geschwunden. Nun habe ich sie aber doch entdeckt.

Die 62 jährige schwerhörige Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau erzählt von ihr:

Mei Voater woar aus Kupperhommer. Und dô mussta de Kinder (in der Familie des Grossvaters) immer jeda Tâg de richtige Zoahle spinna. Nuppersch Kinder sponna ô, aber se wurda immer ni fertig. 'S sullda immer 50 Gebind a Tâg gespunna sein. — Nu hotta se bei a Nupperschleuta an Taller mit Holunderpappe uf-m Fanster stihn. Doas is anne schworze Pappe, die werd eis Kühle gestallt, und wenn se an Tâg gestanda hôt, dô werd se asu feste wie Gollerte. Doas êne Mâdla woar nu wieder amôl ni fertig gewurn, und dô spricht der Voater zur Mutter: Setz ock doas Ding ufs Fanster naus bei de Holunderpappe, dô koan se de Spillahulle mitnahma. Und dô hoan se se nausgesotzt. Wie se nu beim Obendassa sitza, spricht der Voater: Sieh ock amôl nôch, ich hür ju nischt meh vô dam Mâdla. Und wie se nochsahn, dô îs kê Mâdla meh dô und kêne Holunderpappe meh. Nu hoan se gesucht, überoalle nuppergleiche und eim ganza Durfe und hoan gefroat. Aber kê Mensch hotte woas vôn-er gesahn, se woar halt weg wie vô der Arde verschwunda. Und dô soata se: De Spillahulle hätt se werklich gehullt. De Aeldern aber hoan sich doas asu sihr zu Herze genumma, doss se sich hoan eigeläit und nôch sechs Wucha sein se olle bêde gesturba. Doas hôt mei Voater derzâhlt. Wie mer Kinder woarn, dô hiess ock immer: De Spillahulle giht im, und mer sellda fleissig sein, doss mer de Zoahle ûfbrächta. De Spillahulle sitt dorchs Fanster, und wenn ma ôbends no ni fertig îs, do spricht se:

Verzage nich, verzage nich!
Warum spinnst du die Zahl am Tage nich?

Se îs a verwünschtes Ding, a su a Bolg wie de Wossernixe, altfränksch, mit kurza Benn und Ôrma, halt a su a klênes verwünschtes Weibsbild.

Eine geborene Leobschützerin teilt mit, dass in Leobschütz die Spillagritte bekannt sei. Als sie noch Kind war, hat ein Dienstmädchen ihr und ihren Geschwistern immer von der Spillagritte erzählt, einem Wesen, das den noch abends arbeitenden Spinnerinnen durchs Fenster zuruft:

Verzage nicht, verzage nicht!
Was spinnst du die Zahl am Tage nicht?

Wenn der Wind im Feuer des Ofens heulte, da hiess es, die Spillagritte komme vom Ofen her in die Stube herein.

---

## Kleine Mitteilungen.

Wie Herr Professor E. Hoffmann-Krayer in Basel uns freundlichst mitteilt, ist die in den „Mitteilungen" Heft IX S. 26 als unecht verdächtigte Sage sehr weit verbreitet, man vergleiche Lütolf, A., Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Luzern, Uri u. s. w. Luzern 1865, S. 324. Auch das S. 45 genannte Spiel ist, vielleicht etwas abweichend,

in der Schweiz bekannt: in Basel nennt man es Möpperle (substantivierter Infinitiv).

In Heft VIII Nr. 3 (S. 26) der „Mitteilungen" war angefragt worden, ob etwa für das Erntevergnügen, das in Kohlhöhe (Kreis Striegau) „Hafertanz", sonst auch „Erntevalet" und „Sichelbier" genannt wird, noch andere Bezeichnungen bekannt seien. Hierzu schreibt uns Fräulein Marie Röhlicke in Breslau folgendes: In Ruppendorf, Kreis Sagan, wie in mehreren Dörfern in der unmittelbaren Umgebung von Sorau NL., findet an einem Sonntag im Juli der „Lobtanz" statt. Ueber die Art dieser Erntefeier habe ich nicht viel mehr erfahren, als dass Kuchen gebacken wird und am Abend Tanz im Gasthause stattfindet. Der frühe Zeitpunkt dieses Erntefestes erklärt sich daraus, dass in der Gegend sehr wenig Getreidebau getrieben wird.

Zur Erinnerung an unser jüngst verstorbenes hochverdientes Mitglied Hauptmann R. Cogho zu Warmbrunn werden wir auf ein sinniges Gedicht des Kgl. Sanitätsrats Dr. Baer in Hirschberg aufmerksam gemacht, das bei einer Feier für Cogho am 16. Oktober 1895 gesungen ward. Es heisst „Der neue Rübezahl". Darin heisst es unter anderem, nachdem vom alten, bösen Rübezahl die Rede gewesen ist:

Doch einen neuen Rübezahl
Will ich heraufbeschwören;
Das ist ein Geist nach unsrer Wahl
Und wert der höchsten Ehren. . . .
Ihr habt ihn ja schon oft gesehn
In strammen Wadenstrümpfen,
Mit Schnürschuhn wie gemacht zum Gehn
Auf trocknen Hochmoorsümpfen,
Mit Wettermantel, Stock und Hut
Und runder Leibesfülle;
Aus buschgen Brauen schaun so gut
Die Augen durch die Brille.

So wandert er bergauf, bergab,
Und in den stillsten Gründen
Mit seinem goldnen Zauberstab
Weiss er den Schatz zu finden. . . .
Holzhacker hält er an im Wald,
Die müssen ihm berichten,
Was durch des Volkes Mund noch schallt
Von Sagen und Geschichten. . . .
So wandelt er durch Wald und Flur
Nun schon seit sechzig Jahren,
Und Segen spriesst auf seiner Spur,
Wir haben's all erfahren u. s. w.

Ss.

# Literatur.

**Carl Klimke, Das volkstümliche Paradiesspiel und seine mittelalterlichen Grundlagen.** (Germanistische Abhandlungen, hrsg. von F. Vogt, XIX. Heft) Breslau, Verlag von M. & H. Marcus, 1902. VIII und 96 S. 8°. M. 3.—.

Unter den Resten mittelalterlicher dramatischer Volkspoesie, die sich bis in die volkstümlichen Ueberlieferungen der Gegenwart hinübergerettet haben, nehmen neben den Weihnachtsspielen die Paradiesspiele einen verhältnismässig breiten Raum ein. Es sind dies diejenigen, die die Geschichte des ersten Elternpaares, Adams und Evas, und des Sündenfalles zum Gegenstande haben. Ursprünglich bildete dieses Ereignis nur den ersten Akt in der Entwicklung des grossen christlichen Weltdramas, das nach mittelalterlicher Auffassung Anfang und Ende aller Dinge in sich schliesst. Dem entsprechend finden wir den Sündenfall im Mittelalter auch durchweg in den Rahmen der grossen Passions- und Fronleichnamsspiele als Eingangsscene eingefügt. Die Volksspiele der neueren Zeit haben dagegen die Geschichte selbständig ausgestaltet, wobei einmal eine Bearbeitung Hans Sachsens von 1548, dann „das grosse Leben Jesu Christi" des Kapuzinerpaters Martin Kochem von 1680 von grossem Einfluss gewesen ist. Von neueren Spielen die thatsächlich noch die alte Grundlage durchschimmern lassen, weiss unser Buch neun Fassungen anzuführen, die sich über das ganze deutsche Sprachgebiet vom Elsass bis nach Ungarn hin verteilen; auch ein schlesisches ist dabei. Klimke hat sich nun mit seiner Aufgabe, die Geschichte dieser Gattung zu verfolgen, recht hübsch abgefunden. Er betrachtet im ersten Teil seiner Arbeit die mittelalterlichen Dramatisierungen des Sündenfalles, indem er ihre Stellung innerhalb des gesamten geistlichen Dramas bestimmt, dann die einzelnen Fas-

sungen mit einander vergleicht, ihre Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten feststellt, einen Ueberblick über die Entwicklung aus der lateinischen Grundlage giebt und schliesslich auf die Art der Aufführung eingeht, wobei aber auf R. Heinzels „Beschreibung des geistlichen Dramas im M.A." hätte Bezug genommen werden können. Den Uebergang zum nächsten Teile vermittelt der Schlussabschnitt dieses ersten, in dem die gegen Ende des Mittelalters hinzukommenden geistlich-gelehrten und tendenziösen Elemente erörtert werden. In ganz ähnlicher Weise wird auch der zweite Teil, der sich mit den Paradiesspielen der neueren Zeit befasst, durchgeführt. Es erfolgt zunächst ein kritischer Vergleich der neueren Spiele mit den mittelalterlichen, dann eine Vergleichung der neueren unter einander, wobei besonders das Verhältnis von Hans Sachsens Werk eingehend behandelt wird, das seinerseits übrigens auf dem lateinischen Stück „Protoplastus" von Hieronymus Ziegler (1545) beruht. Nachdem dann auch hier noch einiges über die sehr einfachen Aufführungen gesagt ist, schliesst die dankenswerte Arbeit mit einem zusammenfassenden Ueberblick über die Verbreitung dieser volkstümlichen Schauspiele. H. J.

---

# Anzeigen.

Am 9. Januar fand die Hauptversammlung der Gesellschaft statt. Auf Vorschlag des Vorstandes ward unser Gründer und langjähriger Leiter Prof. Dr. Fr. Vogt in Marburg einstimmig zum Ehrenmitgliede erwählt. Sodann gab der Vorsitzende einen Überblick über die Tätigkeit der Gesellschaft im Jahre 1902 und gedachte der verstorbenen Mitglieder Hauptmann Cogho in Warmbrunn und Prof. Dr. Scholz in Breslau. Dann legte Herr Hofkunsthändler Bruno Richter als Schatzmeister Rechnung, und schliesslich fand die Wahl des Vorstandes statt.

Im Jahre 1902 wurden folgende Vorträge gehalten:

am 10. Januar Gymnasialdirektor Prof. Dr. Feit über „Breslauer Häusernamen";
am 14. Februar Univers.-Prof. Dr. Skutsch über „Sternglauben und Sterndeuterei";
am 14. März Oberlehrer Dr. Jantzen über „Volkskunde und Psychologie";
am 9. Mai Univers.-Prof. Dr. Norden über „Jenseitsvorstellungen in der antiken Poesie";
am 21. November Univers.-Prof. Dr. Siebs über „die vergleichende Betrachtung eines volkstümlichen Brauches: der Kuss";
am 12. Dezember Lehrer Reinelt (Philo vom Walde): „Streiflichter auf das schlesische Volksleben, nach seiner Dichtung ‚Leutenot'".

Ausserdem fand am 26. Januar das Winterfest der Gesellschaft statt, auf dem schlesische Volkslieder unter Prof. Dr. Bohns Leitung gesungen und altschlesische Bauerntänze getanzt wurden und „'s Julerle von Priezelte" zur Aufführung kam. Am 8. Juni ward das Stiftungsfest mit einem Ausfluge nach Patschkau gefeiert; es sprachen Prof. Vogt über die Ziele der Volkskunde und Prof. Skutsch über Sternglauben (Fortsetzung).

---

Beiträge für die „Mitteilungen" sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. Th. Siebs, Breslau XIII, Hohenzollernstrasse 53 II.

---

Anmeldungen zur Mitgliedschaft wolle man an den Herrn Schatzmeister Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Breslau, Schweidnitzerstr. 8, richten; für die Einwohner von Breslau beträgt der Jahresbeitrag 3 Mark, für Auswärtige 2 Mark. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält die „Mitteilungen" nummerweise sogleich nach dem Erscheinen unentgeltlich zugesandt. Um eine regelmässige Zustellung zu ermöglichen, sind Adressenveränderungen sogleich dem Herrn Schriftführer Bibliothekar Dr. Hippe, Breslau, Opitzstr. 3, anzuzeigen.

---

Am 9. Januar hielt Prof. Dr. K. Zacher einen Vortrag über „Rübezahl, sein Werden und Wesen"; am 13. Februar trug Dr. Karl Hauptmann aus Schreiberhau seine (noch nicht gedruckte) Erzählung aus dem schlesischen Volksleben „Die Bradlerkinder" vor; am 6. März sprach Museumsdirektor Dr. Seger über „Die Denkmäler der Vorzeit im Volksglauben".

In der nächsten Sitzung, die am **8. Mai** stattfindet, wird Prof. Dr. O. Hoffmann einen Vortrag halten.

---

Schluss der Redaktion: 8. März 1903.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**Th. Siebs.**

Jahrgang 1903. **Breslau.** Heft X. № 3 und 4.



# Rübezahl und seine Verwandtschaft.

Von Prof. **Dr. K. Zacher.**

Mit dem Namen Rübezahl verbindet jeder Schlesier, ja fast jeder gebildete Deutsche, eine ganz bestimmte Vorstellung. Es tritt ihm sofort das Bild des mächtigen Berggeistes vor die Seele, des launischen Wetterherren, der auch mit Menschen freundlich und feindlich verkehrt, gern Schabernack spielt, aber doch im allgemeinen dem Ehrlichen und Braven gegenüber wohlwollend und hilfreich ist, während er die Schlechten bestraft.

Es ist nun aber ganz klar, dass dieser Rübezahl erst das Produkt einer dichterischen Tätigkeit, sei es einzelner, sei es des ganzen Volkes, ist. Die Vorstellung einer so mit konkreten individuellen Zügen ausgestatteten, plastisch herausgearbeiteten Persönlichkeit kann sich nur erst allmählich entwickelt haben. Da entsteht denn die natürliche Frage: was ist denn Rübezahl eigentlich von Haus aus und ursprünglich? Aus welchen älteren Elementen ist die heutige Vorstellung erwachsen?

Diese Frage ist merkwürdiger Weise erst seit einigen Dezennien ernsthaft aufgeworfen worden[1]) und hat zu sehr verschiedenen Beantwortungen geführt; völlig gelöst ist sie auch jetzt noch nicht, obwohl die Forschung schon eine Anzahl wichtiger Anhaltspunkte ergeben und den Weg, der zum Ziele zu führen verspricht, gewiesen hat.

---

[1]) Die Veranlassung dazu gab eine vom österreichischen Riesengebirgsverein Dec. 1882 ausgeschriebene Preisfrage „Rübezahl, seine Begründung in der deutschen Mythe, seine Idee und die ursprünglichen Rübezahlmärchen“. Die dies Thema behandelnden Arbeiten von L. F. Richter, J. Böhm, Frhr. v. Schulenburg, E. Schranka sind in der Zeitschrift „Das Riesengebirge in Wort und Bild“ 1883—1884 abgedruckt (auch in Buchform zusammen gedruckt, Hohenelbe 1884). Weiterhin hat sich besonders Prof. Dr. Regell um den Gegenstand verdient gemacht, in Aufsätzen in der Schlesischen Zeitung (vor allem d. Feuilleton „Zur Rübezahlsage“ in Nr. 678, 681, 684 des Jahrg. 1894) und im „Wanderer im Riesengebirge“, indem er namentlich auf die Notwendigkeit einer strengen methodischen Quellenkritik hinwies. Die Schrift von A. Lincke „Die neuesten Rübezahlforschungen“, Dresden 1896, ist verdienstlich wegen der reichen Materialsammlung, aber unübersichtlich und unkritisch.

In der ersten Begeisterung griff man nach dem höchsten und glaubte in dem mächtigen Beherrscher des Gebirges, wie er uns vor der Seele steht, eine der Gottheiten sehen zu müssen, welche die Germanen einst auf den Höhen des Gebirges verehrten, und man hat in ihm bald Wodan, bald Donar, bald den Sonnengott finden wollen, oder gar eine Mischung aus allen Dreien.

Es ist ja nun richtig, dass unter dem, was von Rübezahl erzählt wird, sich manches findet, was mit dem Wesen, der Erscheinungsform und den Mythen jener Gottheiten übereinstimmt. Aber das sind doch immer nur vereinzelte Züge, oft recht nebensächliche (wie wenn von der Erzählung, dass Rübezahl sich einmal in ein Wagenrad verwandelt, auf seine Natur als Sonnengott geschlossen wird). Fassen wir sein Gesamtbild ins Auge, so ist nicht zu verkennen, dass er vielmehr zu denjenigen Wesen des Volksglaubens gehört, welche man seit Grimm elbische zu nennen gewohnt ist. Darunter sind verstanden alle die untergeordneten göttlichen und halbgöttlichen Wesen, welche nach dem Glauben des Volkes die Luft, Wald und Feld, das Innere der Erde und der Gewässer bevölkern, die Wald- und Feldgeister, Drachen und Kobolde, Riesen [1]) und Zwerge, Moosweiber und Nixen u. dgl. m. An sie glaubte das Volk in heidnischer Zeit neben den grossen Göttern, an sie glaubt es noch jetzt neben Gott und den Heiligen. Es sind das nicht etwa heruntergesunkene Gottheiten, sondern sie sind von jeher neben den Göttern dagewesen, ja sie sind vielleicht älter als diese. Denn sie sind das Erzeugnis einer niedrigeren Stufe mythischer Anschauung, welche die Naturobjekte selbst noch als empfindend und lebenbegabt auffasst. Es ist das Verdienst Mannhardts, durch vieljährigen, in grossartiger Weise systematisch betriebenen Sammelfleiss festgestellt zu haben, dass diese Vorstellungen sich im wesentlichen gleichartig bei den verschiedensten Völkern Europas finden, dass sie auch im klassischen Altertum schon vorhanden waren, ja sich auch in noch älterer Zeit noch nachweisen lassen. Seine Tätigkeit ist auch für die Rübezahlfrage fruchtbar gewesen, obwohl er sie selbst kaum streift, weil sich aus seinen Sammlungen zahlreiche Parallelen zum Rübezahl aus dem Volksglauben anderer Gegenden Deutschlands und anderer Völker entnehmen lassen.

Dass die Figur Rübezahls nicht aus einer im Riesengebirge einst verehrten germanischen Gottheit entstanden sein kann, geht auch aus der Betrachtung der geschichtlichen Verhältnisse hervor. Die jetzige deutsche Bevölkerung Schlesiens und Nordböhmens ist bekanntlich nicht uransässig, sondern erst seit dem 12. Jahrhundert eingewandert. Bis dahin war das Land slavisch. Allerdings hatten die Slaven selbst Germanen verdrängt, die früher einmal, bis ins 6. Jahrhundert, hier gesessen hatten, aber das war viele Jahrhunderte her, und dass von jenen Urgermanen noch irgend ein Rest etwa im Gebirge sich erhalten hätte, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wir wissen, dass die Slaven bis ans Gebirge heran und ins Gebirge hinein sassen. Slavisch sind die Namen der Bäche, die an der Koppe entspringen, der Lomnitz und Eglitz auf preussischer Seite, der Aupa auf böhmischer; slavisch ist der Name der höchst gelegenen Ansiedelung im Aupatale: Petzer Kretscham. Die einwandernden Deutschen

[1]) Im weiteren Sinne auch von den mit den eigentlichen Elben verwandten Wesen gesagt.

fanden also das Gebirge entweder unbewohnt oder von Slaven besiedelt. Wenn daher Rübezahl aus einer heidnischen im Gebirge verehrten Gottheit entstanden sein soll, so könnte das nur eine slavische sein, und aus dieser Erwägung heraus hat Donath[1]) die Behauptung aufgestellt: „Unser Berggeist ist ursprünglich ein slavischer, durch das in Schlesien eingedrungene christliche Germanentum erniedrigter Gott, wahrscheinlich der ‚Swantewit', und ‚Rübezahl' ist ein diesem von den christlichen Deutschen beigefügtes Schimpfwort und hat von Anfang an keine andere Bedeutung gehabt als ‚Rübenschwanz'." Gegen diese Annahme spricht dasselbe, was ich vorhin gegen eine Identifizierung Rübezahls mit Wodan oder einer anderen germanischen Gottheit einwandte; es sind nur einzelne Züge in denen das Wesen Rübezahls mit dem Swantewits sich berührt, noch dazu solche Züge, welche bei Rübezahl wahrscheinlich gar nicht ursprüngliche sind, oder wenn sie ursprünglich wären, seine Benennung unerklärlich sein liessen. Denn wenn Rübezahl den Swantewit wiederspiegelt als „den Herrscher der Welt, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft, Krankheiten heilt und an menschlicher Freude und menschlichem Unglück teilnimmt", so ist es doch offenbar höchst unwahrscheinlich, dass man ein so gütiges Wesen mit einem Schimpfnamen bezeichnet hätte.

Wenn Rübezahl, was wir als das wahrscheinlichere erklärten, von Haus aus ein elbisches Wesen ist, so können ihn die Deutschen von den slavischen Bewohnern des Landes übernommen, oder sie können ihn mitgebracht haben. Jenes ist an sich durchaus nicht unmöglich. Durch die oben erwähnten Mannhardtschen Forschungen ist erwiesen, dass slavischer und germanischer Volksglaube sehr viel verwandtes haben, und wo Slaventum und Germanentum sich berühren, ist Glaube und Brauch beider Völker oft so vielfach durcheinander gemischt, dass sich die ursprünglichen Bestandteile schwer sondern lassen. Dass aber gerade die Gestalt des Rübezahl nicht slavisch, sondern germanisch ist, also von den einwandernden Deutschen mitgebracht, geht hervor aus dem Namen selbst und aus dem Umstande, dass sowohl der Name als verwandte Gestalten des Volksglaubens in echt deutschen Gegenden nachweisbar sind.

Der Name Rübezahl ist schon sehr früh Gegenstand mannigfacher Erklärungsversuche gewesen. Nicht nur Praetorius, der in seinem Satyrus etymologicus nicht weniger als 100, zum grossen Teil allerdings scherzhaft gemeinte, Etymologieen gibt, sondern auch andere Gelehrte des 17. Jahrhunderts haben den Namen auf die verschiedenste Art und aus den verschiedensten Sprachen ableiten wollen. Noch Grimm hielt ihn für slavisch[2]). Es ist aber jetzt festgestellt, dass die gewöhnliche Benennung des Geistes Rübezal (früher oft auch Rübenzal oder Riebenzal) entstanden ist aus der älteren Form Rübezagel (oder Rübenzagel), wie er in mehreren der frühsten Erwähnungen genannt wird. Dies bedeutet aber weiter nichts als Rübenschwanz. Denn Zagel ist ein altes,

[1]) Im „Wanderer im Riesengebirge", 16. Oktober 1882; schon vor ihm Grohmann, Sagenbuch v. Böhmen u. Mähren I, 321.

[2]) Nur der Kuriosität wegen sei der Deutung Veckenstedts gedacht, der (im I. Bd. der Ztschr. f. Volksk. 1889, S. 71) Rübezahl erklären will als den Fischkaiser, aus *ryba* und *czar*, was sprachlich unzulässig ist (s. Regell, Schl. Ztg. 1894 Nr. 678) und zu dem Wesen des schlesischen Gebirgsgeistes in keiner Weise passt.

dialektisch auch jetzt noch vorkommendes Wort für Schwanz und auch Zal ist in derselben Bedeutung noch heut in mitteldeutschen Dialekten, namentlich auch dem schlesischen, gebräuchlich. So sagt Andreas Gryphius mehrfach „wider Zōl noch Schwanz" (z. B. Gedd. 56, 4), und noch heute redet man in Schlesien vom Zāl des Ochsen als dem Hinterviertel.

Dieses Wort Rübezagel nun ist uns aus dem Mittelalter mehrfach urkundlich als deutscher Personenname belegt. In einer Urkunde aus dem Jahre 1230 in einem Würzburger Kopialbuche lesen wir den Namen *Hermann Rubezagel*; ebenso erscheint ein *Hermannus Rubezagil* in einer Fuldaer Handschrift des 13. Jahrhunderts, und zu Salmansweil im Pfälzischen 1262 ein *Heinricus Rübezagel*[1]).

Also gerade in Mitteldeutschland, d. h. derjenigen Gegend Deutschlands, aus der sicher der grösste Teil der schlesischen und böhmischen Kolonisten stammte, findet sich gerade zu der Zeit, wo jene Einwanderung nach Schlesien stattfand, das Wort Rübezagel wiederholt als Eigenname. Es wäre geradezu unsinnig, wenn wir daraus nicht auf einen Zusammenhang mit dem schlesichen Berggeist Rübezagel schliessen wollten. Sondern wir werden annehmen müssen, dass eine Figur des Volksglaubens jener Gegenden so hiess, nach der einzelne Leute einen Beinamen erhielten, wie wir ähnliche Beinamen auch sonst finden. So ist uns urkundlich, auch aus dem 13. Jahrhundert, ein *Heinricus dictus Coboldus* belegt, und so finden wir auch *Sauzagil* als Personenname[2]). Sauzagel aber[3]) ist ursprünglich gleichfalls Benennung eines Geistes, nämlich des im Wirbelwinde sich betätigenden.

Eben das letztgenannte Wort Sauzagel gibt uns wahrscheinlich auch einen Anhalt zur Erklärung des Wortes Rübezagel als Bezeichnung eines Geistes. Denn der Wirbelwind heisst nicht nur Sauzagel, sondern auch Saukegel, Sauarsch, Saudreck, und geradezu Windsau[4]). Das zugesetzte „Zagel" ist also nur eine Verstärkung (oder Verkleinerung) des ersten Hauptteils (wie wir ja auch noch scherzend sagen: „Du Affenschwanz", statt „Affe")[5]). So könnte auch Rübezagel nur als eine

---

[1]) Die Nachweise gibt E. H. Meyer in Grimms Mythol. III S. 139. Ebenda Belege für das Wort als Ortsname. Bei Nussloch ein Feld „Der Rübenzagel", und in der Pfalz 20 Morgen Ackers „im Rübenzagil".

Aus dem 15. u. 16. Jh. wird der Name in Obersachsen als Personenname nachgewiesen von Pfotenhauer in d. Ztschr. des Vereins f. Gesch. u. Altt. Schles. XIII S. 527. Unter den Censualen, welche ein aus der Zeit von 1402—1436 stammendes Zinsregister des Stifts zu S. Afra in Meissen namhaft macht, erscheint auch ein Valtin Rubeczale zu Seilitz; in den Protokollbüchern der Stadt Freiberg findet sich 1571 ein Mann namens Rubenzal oder Rübenzail. (Nach freundl. Mitteilung des Herrn Hugo Jaekel.)

[2]) Arnsburger Urk. 410, 426.

[3]) Schweinezahl bei Praetorius, Daemon. Rubinz. III, 120.

[4]) Grimm, Myth.[4] 236. III, 91. 180. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte II, 99. E. H. Meyer, German. Mythol. S. 102.

[5]) Für die Verwendung eines angehängten *Zagel* oder *Zal* zur Bildung von Schimpfnamen oder Spottwörtern gibt schon Praetorius Belege. Wer am ersten Pfingstfeiertag am längsten geschlafen hat, wird Pfingstzahl gerufen (es wird ihm allerdings auch ein Schwanz angeheftet); der Personenname Lemmerzahl in Saalfeld kann nach Praetorius Meinung „anfänglich einem Manne ungezweiffelt aus Possen und Hohn zugeleget seyn" (Daemon. Rub. III, 121 ff.). Als Nackzahl verhöhnt man ein nackendes Kind „umb Querfurt und Eger (da es zohl oder Zogel vorgebracht und pronunciiret wird)". Satyrus S. 24. In Böhmen ist *Sauzāl* Bezeichnung eines unflätigen Menschen. Böhm,

Modifikation eines einfachen „Rübe“ gedacht sein. Und in der Tat findet sich Rübe als Name eines Geistes, und sogar eines Berggeistes. Den Taunus soll nach dem Volksglauben einst ein mächtiger Berggeist Riebe beherrscht haben, dessen Eigentum alle Schätze des Gebirges waren; nach ihm sei Ribhain unterhalb des Feldberges benannt[1]).

Und einen solchen Geist Riebe oder Rübe kann man vielleicht auch sonst noch in Ortsnamen oder Personennamen nachweisen. Zwar dass er in dem Ortsnamen Rübeland stecke, den man mit Rübezal hat in Verbindung bringen wollen, ist wenig wahrscheinlich. Dafür würde allerdings der Umstand sprechen, dass bei Rübeland die berühmte Baumannshöhle liegt, welche ihren Namen nicht, wie meist fälschlich erzählt wird, von einem Bergmann Namens Baumann hat, der sie 1670 zuerst durchkrochen habe (denn sie ist schon Mitte des 16. Jahrhunderts als Bumannsholl oder specus Bumanni bekannt), sondern von dem Bumann (= Buttmann, Butzemann, wilden Mann), d. h. dem Geist, der in ihr haust[2]). Aber die älteste bekannte Namensform des Ortes (im 15. Jahrhundert mehrfach urkundlich belegt) ist Röveland (d.i. Raubeland), latein. rapacum ager, die dort belegene Eisenhütte wird zum Rovelande oder tom rovenlande genannt, und ortskundige Forscher führen den Namen auf das einst in der Nähe gelegene Raubschloss Birkenfeld zurück[3]). Eher könnte man den Namen eines Daemons zu finden meinen in dem Riewenheiwet oder Riewenhaupt bei Niedersachswerfen in der Nähe von Nordhausen, einer vorhistorischen Begräbnisstätte, die dann als Dinggerichtsstätte diente, und an die sich die Sage knüpft, dass ein Riese den Hügel aus seinem Schuh geschüttet habe, weil ein paar Sandkörner ihn gedrückt hatten. Die Sandkörner sind die Steine gewesen die auf dem Hügel liegen[4]). In Zusammensetzung mit Au finden wir das Wort Rübe in Rübenau im Erzgebirge, in der Nähe der Bergstädte Annaberg und Marienberg; in Zusammensetzung mit aha in Rübenach bei Koblenz. In Otternhagen (Hannover) ist ein Rübenberg[5]), in Mecklenburg neben einem Berg, in dem eine verwunschene Prinzessin sitzt, ein Rübenteich (Röbendik)[6]). Im ersten Teil dieser Namen, und es wird ihrer sicherlich noch mehr geben, kann wohl der Name jenes Geistes stecken, wie wir ja auch sonst vielfach Ortsnamen von elbischen Wesen abgeleitet sehen, die nach dem Volksglauben dort ihr Wesen trieben[7]). Und auch in Personennamen mag er

---

a. a. O. S. 4. — Personennamen aus älterer Zeit: *Stritzagel,* Lang Reg. 5, 107 (a. 1166). *Hasinzal,* Arnsburger Urk. 416.

[1]) Jung, d. Regierungsbez. Wiesbaden. Wiesb. 1870 S. 14.

[2]) Proehle, Sagen des Unterharzes S. 216. G. Heyse in d. Ztschr. des Harzvereins III (1870) S. 711 ff.

[3]) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Archivrats Ed. Jacobs in Wernigerode.

[4]) Durch gütige Vermittlung des Herrn Archivrats Jacobs mir zugekommene Mitteilung des Herrn Lehrers Karl Meyer in Nordhausen.

[5]) U. Jahn, Opfergebräuche S. 181.

[6]) Bartsch, Sagen und Märchen aus Mecklenb. I Nr. 357.

[7]) Eine reiche Zusammenstellung aus spätmittelalterlichen Handschriften gibt Mone im Anzeig. f. Kde. d. dtsch. Vorz. VI, 1837 S. 227 ff. Da finden wir u. a.: Wettelbrunnen und Widelborn (für Wichtelbr.); Elbental, Elbatal, Trötschenbrunnen; Buttenberg Butzenthal, Puzzinberch; Schrottenweg, Schratenperg, Schrettlen Aecker, und vor allem sehr viel vom Teufel hergenommene Bezeichnungen: Teufelsloch, Teufelsacker, Tüffelswissen etc. etc. Auch heut aber ist bekanntlich noch viel dergleichen erhalten. In Süd-

ein Zeugnis seiner einstigen Existenz hinterlassen haben. Wie die Personennamen Schratt und Schrott von dem Waldschrat oder dem Hausschrätlein hergenommen sind, wie Butz oder Buttmann zum Familiennamen geworden ist, wie wir Leute finden, die Kobel oder Kobelt heissen oder Wicht oder Wichtel[1]), so mag z. B. der ziemlich verbreitete Name Riebeck oder Ribbeck nur ein Deminutivum von Riebe Rübe sein. Im Breslauer Adressbuch finde ich noch folgende Namen die solcher Abstammung sein könnten: Rübe, Riebe, von Rieben, Rive, Riebeth, Rübel, endlich Rübekeil und Rübarsch[2]), die sich zu Rübezagel verhalten würden wie Saukegel und Sauarsch zu Sauzagel.

Dass der Geist Rübe nach dem Pflanzengebilde genannt sei, ist wenig wahrscheinlich, denn es fehlt die Beziehung. Man hat daran gedacht, dass die Rübe als Symbol der raschen und üppigen Zeugungskraft der Natur aufgefasst sein möchte[3]), aber das wäre doch wohl eine zu allgemeine unbestimmte Vorstellung. Oder man hat daran erinnert, dass die Rübe als etwas gemeines, wertloses gilt, und das Wort „Rübe“ daher als Schimpfwort verwendet wird („dämliche Riehbe“, „alte Rübe“, „alte Runkel“)[4]). Man kann auch daran denken, dass zu den elbischen Geistern die Geldbringenden Alraune gehören, die in Gestalt menschenähnlicher Wurzeln gedacht werden[5]). Aber vielleicht hat der Name des Geistes ursprünglich mit der Rübe gar nichts zu tun, sondern ist erst später wegen des zufälligen Gleichklangs mit ihr zusammengebracht worden. Der Name Rübe, althochdeutsch *Rubio* oder *Rubo*, kann abgeleitet sein von derselben Wurzel, die im Griechischen κρύπτω steckt. Aus ursprachlichem *krubh* musste germanisch *hrub* werden; also *Hrubo*, der Versteckte, Verborgene[6]). Das wäre kein übler Name für einen Berggeist[7]). Die Weiterbildung Rübezagel setzt allerdings voraus, dass man später, als die Grundbedeutung vergessen war, bei dem Namen des Geistes an die Rübe dachte; vielleicht

deutschland z. B. Schrezheim, Schrozberg, Schrattenthal, Schrottenkogl; in Nordwestdeutschland Alfhausen, Alfstedt; in Preussen Kobbelgrube, Kobbelbude; Gibichenstein (Hübichenstein, Gawekenstein) im Harz, bei Halle a. S., bei Grund am Winterberge, beim Dorfe Stöckse, bei der Bergstadt Gmünd. In Schlesien der Herrleberg bei Langenbielau, und häufig Quarg- oder Querxlöcher oder -Steine, Popelberge, Popellöcher, Popelsteine (Weinhold, Verbreit. u. Herkunft d. Deutschen in Schl. S. 241); im Isergebirge Kobelwasser, Kobelhäuser, Kobelhütte.

[1]) Im Breslauer Adressbuch von 1903 sind verzeichnet: 1 Kobel, 1 Kobelt, 2 Kobelke, 5 Kobilke, 8 Graumann, 4 Butz, 4 Schruttke, 6 Riese, 3 Quarg, 1 Wicht, 1 Elfgen, 2 Elflein, 1 Teufel, 2 Teuffel, 84 Engel.

[2]) Dies kann, wie ich nicht verhehlen will, auch polnischer Herkunft sein, und „Fischer“ bedeuten, von *ryba* Fisch.

[3]) Lincke, S. 32—34, der auch Zagel als Phallus fassen möchte, S. 42.

[4]) Schulenburg S. 12. Auch in den Bauernnamen der Fastnachtspiele diente die Rübe solchem Zweck: Rübenschlund, Rübendunst u. dgl.

[5]) Die auch zum Teil als beseelte lebende Wesen aufgefasst werden, wie der Kobold (die Uraundl oder Tragerl in Niederösterreich, Vernaleken Mythen u. Gebr. d. Volkes in N.-Oest. S. 258), ja sogar in die Vorstellung des gespenstischen Waldgeistes übergehen (der dunkle Wald, wo das Alräunchen wohnt, bei Chur; Vernaleken, Alpensagen S. 60).

[6]) *Rubo* (allerdings immer ohne h) ist althochdeutsch als Personenname in Förstem. Namenbuch mehrfach belegt (vom 8.—11. Jahrh.), einmal *Ruabo* a. 926. Dazu Ortsnamen: *Rubenhus, Rubenlewa, Rubendorf*.

[7]) Es scheint mir jedenfalls anderen Ableitungen vorzuziehen, an die man denken könnte, etwa von ahd. *riub (ûriub)* = severus trux, oder nd. *riw* = freigebig.

verband man dann damit die Vorstellung von einer bestimmten äusseren Erscheinung desselben: ich erinnere an eine Stelle in Grimms Deutschen Sagen I, 397: „Da entblösste sich der Geist; sein Antlitz war kaum faustgross, verdorrt wie eine Rübe und gerunzelt als ein Schwamm".

Doch wie dem auch sei, eins scheint nach dem bisher gesagten festzustehen: dass im christlichen Mittelalter in Mitteldeutschland mit dem Namen Rübe oder Rübezagel ein dämonisches Wesen bezeichnet wurde, das in bergigen Gegenden als Berggeist auftrat, und dass die Besiedler des Riesengebirges den Glauben an diesen Geist mitbrachten.

Damit ist aber freilich nicht gesagt, dass jener Geist dem heutigen Rübezahl in allen Stücken entsprochen habe. Es ist vielmehr an sich wahrscheinlich, dass sich die ursprüngliche Vorstellung unter den neuen Verhältnissen verschiedentlich modifiziert und entwickelt hat. Und das geht auch aus einer Betrachtung der Geschichte des schlesischen Rübezahl, soweit wir sie übersehen können, hervor.

Der Rübezahl, den wir kennen, ist der Rübezahl des literarisch ausgebildeten Märchens, ein Produkt längerer literarischer Entwickelung, und nicht unwesentlich verschieden von dem Rübezahl des Volksglaubens, wie er einst im Munde des Volkes lebte. Einst: — denn heutzutage lebt er im Volksmunde nicht oder kaum mehr; es ist eine durch die besten Kenner unseres Sagenschatzes und der mündlichen Ueberlieferung festgestellte Tatsache, dass das Volk, wenn es unter sich ist, nie vom Rübezahl spricht, ihn überhaupt entweder gar nicht oder nur aus Büchern kennt[1]). Es ist mit dem Rübezahl gegangen wie man es oft beobachten kann, dass ein Volksbrauch, eine Volkssage abzusterben pflegen, wenn sie allgemeiner bekannt werden. Freilich, einer der besten Kenner der Sache, Prof. Regell, meint jetzt, von einem Absterben könne hier nicht die Rede sein, da Rübezahl überhaupt nie eine volkstümliche Sagenfigur gewesen sei. Aber da treibt er wohl die Skepsis zu weit. Die Sache liegt folgendermassen.

Seit dem 15. Jahrhundert finden wir öfter Rübezahl erwähnt als ein Gespenst oder einen Geist, der im Gebirge hause; aber das sind entweder einfache Erwähnungen des als bekannt vorausgesetzten Geistes oder es ist von ihm mit wenig Worten die Rede und wird nur kurz sein Wesen oder seine äussere Erscheinung charakterisiert. Zum Gegenstande einer besonderen Schrift machte ihn der Leipziger Magister Johannes Praetorius, ein sehr gelehrter Mann, der aus der Zusammenstellung von allerhand

---

[1]) Cogho, „Wand. im Riesengeb." 1893 Nr. 134, S. 153; Regell, „Schl. Ztg." 1894 Nr. 684, der sich namentlich darauf beruft, dass Rübezal „in dem reichen Sagenschatze, den wir Professor Knothe verdanken, nur einmal, in der Sammlung von Patschovsky, die aus den ursprünglichsten Quellen geflossen ist, überhaupt nicht vorkommt". Jedoch sind erst neuerdings von Weinhold in der Ztschr. des Vereins für Volkskunde XI (1901) S. 336 ff. sieben Rübezahlerzählungen veröffentlicht worden, welche Ulrich Jahn 1882 auf einer Fusswanderung im Isergebirge und seinen Vorbergen aus dem Munde der Erzähler (allerdings zumteil achtzig- oder neunzigjähriger) aufgeschrieben hat; und jetzt eben teilt mir Herr Lehrer Reinelt (Philo vom Walde) freundlichst mit, dass er vor Jahren in den Baberhäusern mit einem Holzfäller Bekanntschaft gemacht habe, der noch steif und fest an Rübezahl glaubte und von ihm zu erzählen wusste. — Schon in früheren Jahrhunderten erhielten Fragende öfter die Antwort, dass man von R. nicht gern spreche.

Kuriosa, wozu auch Aberglauben und Sagen gehören, ein einträgliches Geschäft machte. Er liess 1662 ein Buch erscheinen „Daemonologia Rubinzalii Silesii, Das ist, Ein ausführlicher Bericht, Von den wunderbarlichen, sehr Alten, und weit-beschrieenen Gespenste Dem Rübezahl; Welches sich, auf den Gebirgen in Schlesien und Böhmen, den Wandersleuten zum öfftern, in possirlicher und mannigfaltiger Gestalt, und mit seltzamen Verrichtungen, erzeiget: Nebenst vielen andern nachdencklichen Erzehlungen von Betröcknissen, und den fürnehmsten Schlesischen Raritäten: wie auch sonsten mehren kurtzweiligen Schosen: gäntzlich aus vielen Scribenten erstlich zusammen gezogen durch M. Johannem Praetorium, Zetlingensem, Poetam Coronatum Caes.". In demselben ist so ziemlich alles zusammengetragen, was bis dahin gelegentlich über Rübezahl gesagt worden war, und über Namen und Wesen des Geistes in sehr weitschweifiger Weise gehandelt, mit Hineinziehung von sehr viel ungehörigem, und in einem scherzhaft sein sollenden Tone, wie denn der Autor selbst in der Vorrede sich zu den „schnakischen Scribenten" rechnet. Aber Praetorius kannte sein Publikum; das Buch, zu dem bis 1665 noch zwei Teile hinzukamen, fand solchen Anklang, dass es 1668—1673 schon in 3. Auflage erschien; und dann behandelte Praetorius den Gegenstand noch einmal in dem „Satyrus Etymologicus, oder der Reformirende und Informirende Rüben-Zahl", 1672.

Schon in dem ersten Band der Daemonologia hatte Praetorius am Ende eine Anzahl Geschichten von Rübezahl erzählt: „Was Rübezahl für Thaten und Possen gemachet"; der zweite und dritte Band bestehen zum grössten Teil aus solchen Geschichten, und auch im Satyrus sind eine Anzahl mitgeteilt.

Diese Rübezahlgeschichten nun wurden populär und sind allmählich in die Literatur, besonders die Märchen- und Jugendliteratur übergegangen. Aus Praetorius schöpfen oder auf Praetorius gehen zurück alle die später von Rübezahl erzählt haben, soweit sie nicht den Stoff durch eigene Erfindung weitergebildet oder umgebildet oder überhaupt neues dazu gedichtet haben[1]). Das letztere gilt namentlich von Musaeus, dessen „Legenden von Rübezahl" besonders dazu beigetragen haben, den schlesischen Berggeist in ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus berühmt zu machen. Denn wenn Musaeus auch für seine Märchen die Sagen verwendet hat, die ihm von einfachen Leuten aus dem Volke erzählt worden sind, so hat er doch auch literarische Quellen benutzt und mit dem gesamten Material sehr frei dichterisch geschaltet. Dass ihm gerade für die Rübezahlsagen mündliche Berichte vorgelegen hätten, ist sehr unwahrscheinlich und daher alles das, wofür seine literarische Quelle nicht nachzuweisen ist, mit dem grössten Misstrauen zu betrachten. Namentlich die erste Legende vom Raube der Fürstentochter Emma und von dem Rübenzählen ist zum grössten Teile sicher freie Dichtung.

---

[1]) So auch die Sammlung, die häufig als eine Quelle von eigenem Wert betrachtet wird, im Anhang des Buches „Vergnügte und Unvergnügte Reisen auf das Weltberuffene Schlesische Riesen-Gebirge . . . mit einigen bekannten und unbekannten Historien von dem abentheurlichen Rieben-Zahl vergesellschaftet". Hirschberg 1736. Gewöhnlich als Hirschberger Historien citiert.

Diese jüngeren Bearbeitungen der Rübezahlsage sind sehr interessant, indem sie zeigen, wie ein Sagenstoff in der dichterischen Literatur sich weiter entwickelt, sie sind aber keine Quelle zur Erkenntnis dessen, was das Volk selbst von Rübezahl erzählt oder erzählte. Sind denn aber die Erzählungen des Praetorius eine solche Quelle? Er behauptet zwar, sie seien ihm von glaubwürdigen Personen mitgeteilt worden, nennt auch wiederholt seine Gewährsmänner, wie den Liebenthalischen Boten (d. h. einen Mann, der zwischen Leipzig und dem Städtchen Hohenliebenthal im Vorgebirge, damals einem Hauptsitz des Leinwandhandels, Courierdienste versah), einen Apotheker in Hirschberg u. a. Aber in dem 3. Bande der Daemonologia und in dem Satyrus bekennt er ausdrücklich, viele Geschichten selbst erfunden zu haben. Das macht natürlich gegen seine Glaubwürdigkeit überhaupt misstrauisch, und neuerdings ist man in dem Misstrauen so weit gegangen, dass man ihn überhaupt nicht als Quelle gelten lassen will. Das heisst denn aber doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Praetorius erzählt gelegentlich über Verhältnisse des Gebirges, das er selbst mit Augen nie gesehen hat, Dinge, welche genau den Zuständen entsprechen, wie sie heute sind (z. B. das über die Baudenwirtschaft, die Bezeichnung der Wege im Winter mit Stangen etc. gesagte), sodass man erkennt, dass er wirklich zuverlässige Auskunft von Gebirgsbewohnern erhielt. Und er erzählt uns gelegentlich aus anderen Gegenden Ueberlieferungen und Gebräuche, welche heut noch lebendig sind. Daher ist anzunehmen, dass er in der Tat eine Anzahl seiner Erzählungen aus dem Munde schlesischer Gewährsmänner erhielt; manchen sieht man die Echtheit geradezu an. Ueberdies hat er auch ausdrücklich angegeben, an welchem äusseren Zeichen man die nicht von ihm erfundenen Geschichten erkennen könne (nämlich aus der Schlussformel: „doch genug"). Wenn die Leute, welche vor Praetorius von Rübezahl gesprochen haben, von solchen Geschichten nichts mitteilen, so hat das seinen Grund, weil sie kein Interesse dafür hatten; sie erwähnen den Rübezahl gelegentlich aus sachlichen Gründen, oder als Kuriosum, als Gegenstand des Aberglaubens, gegen den sie wohl als Christen und Rationalisten polemisieren. So fühlt sich Caspar Schwenckfeldt in seiner „Hirschbergischen Warmen Bades Beschreibung", Hirschberg 1607, allerdings veranlasst, bei Gelegenheit der Schneekoppe auch den Rübezahl zu erwähnen (S. 157 ff.), als eine der Ursachen, um deren Willen „der Riesenberg weit vnd ferne beschrien sei": er gibt kurz an, was „die Beywohner von ihm fürgeben", bemerkt aber ausdrücklich, er selbst sei „viel mahl daroben gewesen und die Gebürge hin vnd wieder durchgangen, auch deß Nachtes daroben gelegen, aber dergleichen nichts spüren noch sehen mögen", und hält dann eine kräftige Philippica gegen die Leute, welche an böse Geister glauben. Ein solcher Mann hatte natürlich kein Interesse daran, die einzelnen „Thaten und Possen" Rübezahls kennen zu lernen oder gar zu verbreiten. Der erste, welcher an Rübezahl als solchem, als einem Produkt des Volksglaubens Interesse nimmt, ist eben Praetorius gewesen[1]).

[1]) Wie hoch die Gebrüder Grimm die Mitteilungen des Praetorius über Volkssage und Volksbrauch schätzten, geht aus den Worten hervor, die sie ihm in der Vorrede

Dass Rübezahl damals, also im 16. und 17. Jahrhundert, in der Tat eine lebendige Gestalt des Volksglaubens war, und dass die Vorstellung des Riesengebirges geradezu mit der von ihm verknüpft war, beweisen uns alle die gelegentlichen Erwähnungen. Dieselben lehren ihn uns auch von verschiedenen Seiten kennen; aus ihnen und denjenigen Erzählungen des Praetorius, welche als glaubhaft zu betrachten sind, haben wir uns das Bild des damaligen Rübezahl, des Rübezahl der eigentlichen Volkssage, zusammenzusetzen. Es ist von dem heutigen nicht unwesentlich verschieden.

In der ältesten Erwähnung tritt Rübezahl uns als eigentlicher Berggeist oder richtiger Bergwerkgeist entgegen. In einer Wiener Handschrift, welche aus dem 15. Jahrhundert stammt, aber nur in einer Abschrift vom J. 1680 vorliegt[1]), ist die Rede von Bergwerken am schwarzen Berge bei Johannisbad. Da heisst es: „Diese stöllen muss weit sein ausgearbeitet, da man bei nacht umb des Weckirchen oder Bergmönlins willen auffahren muss, und umb den trutz der Geister willen, besonders Riebenzahls". Auch Schwenckfeld sagt von ihm in seiner schon erwähnten Beschreibung des Hirschbergischen warmen Bades: „Dieser, geben sie für, sey ein Herr und Besitzer der Metallen und Schätze, so in diesen Gebürgen verborgen liegen, Derowegen biß anhero niemands derselben theilhafftig werden vnd geniessen können, weil sie der Riebenzahl besessen, ungern von sich lasse". So nennt ihn auch Opitz[2]) den „Birgmann Rübezahl", und so wird wiederholt angegeben, dass er in der Gestalt eines alten Bergmanns oder eines Mönchs erscheine.

Mönchsgestalt nehmen die unterirdischen Berggeister gern an. So sagt Grimm, Deutsche Sagen I S. 3: „Der Berg-Geist, Meister Hämmerling, gewöhnlich Berg-Mönch genannt, zeigt sich zuweilen in der Tiefe, gewöhnlich als ein Riese in einer schwarzen Mönchs-Kutte", und gibt Beispiele aus Graubünden, aus Schneeberg und dem Harz. Ueber den Bergmönch im Harz berichtet Proehle[3]) ausführlich. In Klausthal im Harz durchfährt der Bergmönch alle Stollen, durchspürt jeden Bau, geht auch am Tage (d. h. auf der Oberfläche der Erde) hin und her an solchen Stellen, unter denen Erzgänge liegen. Bisweilen setzt er sich auf die Kunstgänge, oder er hält sie auf, oder er drillt auch die Wasserräder, je nachdem seine Laune ist, oder je nachdem er den Schützer leiden mag. Er geht durch das feste Gestein, das sich hinter ihm schliesst. Wem er gut ist, dem tut er manchen Gefallen, führt ihn zu reichen Erzgängen und arbeitet für ihn. Wem er aber böse ist, dem versperrt er den Weg in Riesengestalt mit gellendem Gelächter und sucht ihm den Hals umzudrehen[4]).

---

zu ihren deutschen Sagen widmen: „Unter den geschriebenen Quellen waren uns die Arbeiten des Johannes Praetorius weit die bedeutendsten. Er schrieb in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und verband mit geschmackloser aber scharfsichtiger Gelehrsamkeit Sinn für Sage und Aberglauben, der ihn antrieb, beide unmittelbar aus dem bürgerlichen Leben selbst zu schöpfen und ohne welchen, was er gewiss nicht ahnte, seine zahlreichen Schriften der Nachwelt unwert und unfruchtbar scheinen würden".

[1]) Mone, im Anzeiger f. Kunde d. dtsch. Vorzeit VII, 1838, S. 425.

[2]) In der Schäferey von d. Nymphen Hercinie.

[3]) Harzsagen S. 69 ff., 132 ff., 147, 262. Vgl. auch Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 219.

[4]) Man hat auf die verschiedenste Weise versucht, die Mönchsgestalt zu erklären,

Von solch unterirdischem Treiben Rübezahls, wie es vielfach von Berggeistern, auch in den Alpen, erzählt wird, hören wir sonst nichts; vielleicht sind solche Erzählungen nur nicht zu den Ohren Praetorius' gekommen, da derselbe seine Erkundigungen nicht bei Bergleuten einzog, vielleicht aber hat das von Anfang an nicht in Rübezahls Wesen gelegen. In dem, was von ihm erzählt wird, erscheint er vielmehr als ein Geist, der auf der Oberwelt sich zeigend, von dem Zugang zu dem Berginneren abschrecken will [1]). So hat er namentlich die Schätze der Abendburg bei Schreiberhau gehütet, wie Schwenckfeld und ein von Praetorius (Vorr. zum Sat.) abgedrucktes Walenbuch von 1615 berichten. Schwenckf.: „Wie auff der Oberabendburg, am Flinsberge, im Riesengrunde vor Jahren geschehen, vnd nicht unlängest etlichen begegnet, welche statlich auffgezogen sind, gewisser Hoffnung vnd vertröstung grosse Schätze zu erlangen. Als sie aber auff das Gebürge kommen, den Circkel machen, vnd gleich am Wercke sind, erzeiget sich der Riebenzahl, aber mit einem so erschrecklichen Vngewitter, welches etliche Tage geweret, vnd ein grosser Schnee vnd erschreckliche Kälte erfolget sind, dass sie dadurch zerstrewet, kaum lebendig sind herab kommen. Ja etliche die Füsse darüber erfröret haben. Das ist ihre Ausbeute gewesen". In dem Walenbuch bei Praet. heisst es, nachdem der Weg zur Abendburg beschrieben: „Der leidige Satan aber der Rübe-Zahl thut manchen erschröcken, denn er läst sich erstlich sehen in Gestalt eines grossen grauen Münches, mit einer Lauten, schlagende, dass die Erde erbebet, reichende über alle Bäume, darnach wirfft er die Lauten nieder, wie ein grosser Donnerschlag, jetzt kombt er in eines grossen Bären Gestalt, dann in andere grausame Monstra verwandelet, dergleichen nie gesehen seyn, bald läst er ein gross Feuer von ihme scheinen, denn ein gross Feuerflott, gegen ihm weltzen, und dess Schröckens ist viel. Letztlich, wenn man zu der Burgk gehet, wirfft es Hagel, als messinge Büchsenkugel, es ist nur Blendwerck, kehre Dich nichts daran".

Man hat deshalb gemeint, Rübezahl sei eine Erfindung der Italiener, die sich im Riesengebirge wie in anderen Gebirgen nach Gold und Edelsteinen suchend aufhielten, und durch die Erzählung von solchen Spukerscheinungen andere von ähnlichen Nachgrabungen hätten abschrecken wollen. Aber was hier von Rübezahl erzählt wird, entspricht ganz seinem Auftreten auch bei anderen Gelegenheiten, wo es sich nicht um Schätze handelt. Seine Beziehung zum Bergbau tritt überhaupt sehr in den Hinter-

---

doch ohne überzeugenden Erfolg. Ich möchte zunächst darauf hinweisen, dass diese Gestalt nicht den Berggeistern allein zugeschrieben wird, sondern auch den Hauskobolden und Zwergen (Grimm, D. Sagen I, 97, Sommer, Thür. Sagen 35, Proehle, Sagen vom Unterharz 112), und dass der cucullus uraltes Narrenkleid ist, und möchte auf die schöne Behandlung aufmerksam machen, die Albr. Dieterich, Pulcinella S. 174 ff. diesem gewidmet hat, wobei er zeigt, dass der Kapuzenrock des heil. Franziskus ebenso eine Nachbildung des Bauernkleides ist, wie der des Spassmachers im Altertum, Mittelalter und Neuzeit.

[1]) Der Grund wird der gewesen sein, dass der eigentliche Bergbau auf edle Metalle (abgesehen von den Goldwäschereien) sich unergiebig zeigte und die Erwartungen täuschte. So sagt Schwenckfeldt (Hirschb. warm. B. 162): „Sonsten giebet es wol an vielen Orthen Anbrüche und Geschicke von Silber Ertzten, als zum Gyren in Zwittern, beyn der Kobergrube, im Mumelgrunde, sonderlich im Riesengrunde ist ein mächtiger Gang, aber in eim harten festen rauhen Kobalt, auff welchen viel mühe vnd grosser Vnkosten von frembden fürnehmen Herren ist gewendet worden, haben es aber nicht können zu gutte bringen, dieweil der Kobalt im Fewer alles geraubet vnd verzehret hat".

grund; ausgebildet ist er in der Sage hauptsächlich als Witterungsdämon, Waldgeist und Kobold.

Ich mache von vornherein darauf aufmerksam, dass dies nicht etwa drei gesonderte Eigenschaften sind, sodass etwa drei verschiedene Personen in Rübezahl verkörpert wären. Die Vorstellungen von den elbischen Wesen sind überaus flüssig und gehen in einander über. Die Waldgeister lassen sich gern im Sturm sehen, und sind dann von Windgeistern kaum zu unterscheiden, aber sie treten auch in Verkehr zu den Menschen und nehmen dann oft koboldhafte Züge an. Ebenso ist kein Wesensunterschied zwischen Riese und Zwerg[1]). Dasselbe Wesen kann in riesiger oder zwerghafter Gestalt erscheinen oder gedacht werden, erscheint auch wohl in mannigfacher Tiergestalt. Doch ist das örtlich sehr verschieden ausgebildet.

Als Herr der Witterung tritt uns Rübezahl schon entgegen 1576. Aus diesem Jahr berichtet Simon Hüttel in seiner Chronik von Trautenau von einem Gebirgshochwasser, welches im Aupathal grosse Verheerungen angerichtet, Häuser und Klausen weggerissen hatte. „Die kaiszrischen Holzknecht und Schwatzer sagten, Rübenzagel hab die Klaussen geschlagen und ihren Klaussemeister auch mith ertrenkt". Wenn Regell hieraus schliessen will, dass diese tiroler Holzknechte den Glauben an Rübezahl aus ihrer Heimat mitgebracht hätten, so ist dies auf den ersten Blick sehr bestechend, aber wenn alle anderen Zeugnisse für den Glauben an Rübezahl in jener Zeit verhört werden, doch nicht wahrscheinlich; diese Holzknechte, welche sich ja jedenfalls jahrelang in der Gegend aufhielten, können den Glauben an Rübezahl ganz wohl von der Bevölkerung aufgenommen haben.

Von da ab bleibt es eine der charakteristischsten Eigenschaften des Rübezahl, dass er Unwetter erregt. Er tut das namentlich dann, wenn er gereizt wird, durch Spott und Hohn, oder durch Rufung seines Namens, den er nicht hören mag; er will „Beherrscher des Gebirges" oder „Herr Johannes" genannt werden. Wenn er nicht gereizt wird, ist er, nach ausdrücklichem Bericht Schwenckfeldts, harmlos; er lasse sich zwar in den mannigfaltigsten Gestalten sehen, als Mönch, als Bergmann, als Ross oder Esel oder Kuh oder Kröte oder Puhuy (Uhu), tue aber niemandem etwas zu leide. Da wissen nun freilich andere Berichte anderes zu sagen. Namentlich wird erzählt, dass er den Wanderer in die Irre führe, sich ihm etwa als Mönch freundlich geselle, ihn aber in Abgründe führe und dann lachend auf einen Baum springe. Dagegen erzeigt er sich auch freundlich und gütig, vor allem teilt er von den Heilkräutern mit, die auf dem Gebirge wachsen, daher ist er der Patron der Laboranten, der Wurzelmänner, und Opitz ruft ihn „du Riesen-Gott, du Arzt, du Berg-Gott, komm herfür".

Darauf beschränken sich im wesentlichen die älteren Berichte. Dazu kommen nun die von Praetorius und seinen Nachfolgern erzählten Geschichten. In ihnen tritt Rübezahl vor allem als ein neckender, täuschender, aber im ganzen gutmütiger Geist auf. Zahlreich sind die

[1]) Unter Riesen verstehe ich hier natürlich nur die in Riesengestalt gedachten Geschöpfe unseres Volksglaubens, nicht die Kategorie von Wesen, welche in der germanischen Mythologie so bezeichnet zu werden pflegen.

Erzählungen, wie er ganz wertlose Dinge schenkt, welche der Beschenkte ganz oder teilweise wegwirft, die dann aber zu Gold werden; dem stehen andere Erzählungen gegenüber, wo er scheinbar wertvolle Dinge schenkt oder verkauft, die dann zu Stroh oder Mist oder dgl. werden; wo er auf dem Gebirge ein prächtiges Gasthaus vorzaubert, in dem die Wanderer herrlich aufgenommen sind, am anderen Tage aber sich in der Wildnis befinden[1]. Dazu kommen dann solche Stückchen, wie er als Drescher sich soviel ausbedingt, als er in einer Hucke wegtragen könne, dann aber die ganze Scheune mitnimmt, wie er als Metzgergeselle alle Würste aufisst, wie er das ganze Gebräu austrinkt, wie er mit seinem Beine Holz hackt; dann die unzähligen Verwandlungsgeschichten, wie er sich als Esel verkaufen lässt, in den Dreschflegeln steckt, mit denen die Bauern sich durchprügeln, in dem Baumklotz, auf den sich jemand setzt, oder in dem Stock, der den Boten durch die Luft trägt u. dgl. mehr. Dabei tritt häufig eine ethische Tendenz hervor, indem arme und ehrliche Leute belohnt, schlechte bestraft werden, und diese Tendenz ist in den modernen Bearbeitungen fast zur Hauptsache geworden. In vielen der ursprünglichen Erzählungen fehlt jedoch diese Tendenz ganz, und Rübezahl lässt sich ersichtlich nur von seiner Freude am Schabernack leiten; aber sie fehlt doch nicht in allen, sodass wir immerhin diesen Zug in das Charakterbild des alten Rübezahl einfügen dürfen, wenn auch nicht als einen wesentlichen[2].

Viele von diesen Geschichten werden übrigens auch anderorts erzählt, wo der Held dann natürlich nicht Rübezahl ist. So kennen wir die Geschichte von dem Schustergesellen, dem Rübezahl silberne Löffel in den Ranzen praktiziert, um sich dann an seiner Stelle hängen zu lassen, auch aus dem Harz und den Alpen, wo der Teufel es ist, der dem Gesellen (einem Bergmann im Harz) so übel mitspielt. Von dem Teufel sind auch sonst manche Züge auf Rübezahl übertragen worden; gilt er doch dem 16. und 17. Jahrhundert geradezu als ein „teufflisches Gespenste“. Und so erscheint er in solcher Gestalt auch auf der ältesten schlesischen Landkarte Martin Helwigs 1561, mitten im Riesengebirge stehend, als ein phantastisches Ungeheuer mit Greifenkopf, Hirschgeweih, Bocksbeinen und langem Schweif, einen grossen Bergstock in den Händen haltend. Auch auf den Kupferstichillustrationen, welche einigen der Praetoriusschen Bücher beigegeben sind, ist er in Teufelsgestalt abgebildet. Der Teufels- und Hexenglaube der Zeit ist offenbar an der Ausgestaltung der Vorstellungen von Rübezahl stark beteiligt gewesen. Und da der Teufel bekanntlich vielfach an die Stelle alter heidnischer Gottheiten getreten ist, so sind auf diese Weise manche mythische Züge in das Bild Rübezahls hineingekommen. Doch nicht auf diese Weise allein. Auch sonst finden wir in den Geschichten von ihm allerhand, was sicher oder fast sicher auf alte mythologische Vorstellungen zurückgeht. Dahin gehören die Erzählungen von dem vorgezauberten Wirtshaus (d. sog. Nobiskrug), ferner diejenigen, wo Rübezahl Leute nötigt mit ihm zu kegeln und ihnen einen

---

[1]) Das auch aus anderen Gegenden Deutschlands bekannte Motiv des „Nobiskrugs“.

[2]) Finden wir doch auch sonst gelegentlich von elbischen Wesen berichtet, dass sie nur den Guten hold sind, den Ruchlosen aber Unsegen bringen, so von den Bergmännchen der Schweizer Alpen (Vernaleken, Alpensagen 178) und von den littauischen Kaukie (Laistner, Räts. d. Sphinx II, 350 f.).

Kegel schenkt, der dann zu Gold wird (von kegelspielenden Riesen oder Unterirdischen weiss die Sage an vielen Orten zu berichten, vgl. Richter a. a. O. S. 50, E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 243), und die, in denen er sich mit dem Nachtjäger berührt, der in Schlesien an die Stelle des wilden Jägers (Wodan) getreten ist. Auf Züge derart haben sich diejenigen gestützt, welche in Rübezahl einen alten Gott sehen wollen; aber für die eigentliche Natur unseres Berggeistes beweisen sie eben deshalb nichts, weil sie nur einen geringen Teil seines Bildes ausmachen und auch anderwärts vielfach auftauchen. Auch sehen wir, dass auf Rübezahl noch allerhand andere Züge von anderen Figuren des Volksglaubens übertragen sind; es wird von ihm mancherlei berichtet, was sonst von dem Doktor Faust oder Till Eulenspiegel oder dem Rattenfänger erzählt wird. Rübezahl wurde eben eine Zeitlang so sehr die überwiegende Persönlichkeit des Volksglaubens in den Gebirgsgegenden und weit über diese hinaus, dass sich an ihn alles ankrystallisierte.

Daher dürfen wir die Erzählungen des Praetorius denn auch nur zur Ergänzung des Bildes vom Rübezahl verwerten, welches wir aus den älteren Erwähnungen gewinnen. Dies Bild aber stimmt, wie schon gesagt, in allem wesentlichen mit dem überein, was auch sonst in Deutschland und überhaupt dem nördlichen Europa von Gebirgs- und Waldgeistern erzählt und geglaubt wird. Natürlich ist die Auffassung dieser Geister nicht überall völlig gleich, sie wird modifiziert durch die Natur des Landes [1]).

Besonders furchtbar treten der Natur der Sache nach die Waldgeister in den wüsten wilden Waldungen Russlands und Skandinaviens auf. Der russische Ljeschi wird in Menschengestalt mit Bockshörnern, Bocksohren und Geissfüssen gedacht; die Finger enden in lange Klauen, Kopf und Körper werden von rauhen und zottigen Haaren bedeckt. Er kann aber mancherlei Gestalten annehmen und seine Grösse willkürlich verändern. Wirbelwind und Sturm sind das Element, in dem er seine Anwesenheit offenbart. Dann brüllt der Wald und die Bäume zittern. Oder der Ljeschi selbst ist es, der Lärm macht; er kreischt und lacht, wiehert wie ein Pferd, brüllt wie eine Kuh, bellt wie ein Hund. Oder er verleitet durch Rufen den Wanderer in die Wildnis und Irre, oder er gesellt sich dem Wanderer in Menschengestalt, verlockt ihn in den Sumpf, dann zeigt er sich mit lautem Hohnlachen in seiner eigenen Gestalt. Doch auch abgesehen von dieser Irreleitung der Wanderer macht sich der Ljeschi noch in mancherlei anderer Weise auf Kosten derselben lustig: er bläst ihnen Sand in die Augen, schlägt ihnen die Mütze vom Kopf, lässt ihre Schlitten am Boden festfrieren.

In Schweden (Schonen) heisst der Waldgeist Skogman, d. h. Waldmann. Er sieht aus wie ein Mann, stiert man ihn aber an, so wird er so hoch als der nächste Baumstamm. Er führt die Menschen im Walde irre, und wenn sie vor Furcht weinen, lacht er: ha, ha, ha! Er fährt im Sturm und Unwetter daher und kann jeden Baum niederwerfen. Im

---

[1]) Ich entnehme das folgende zum grössten Teil den reichen Sammlungen Mannhardts (namentlich in dem Werke „Wald- und Feldculte" I und II), bediene mich dabei auch zum teil seiner eigenen Worte. Ausserdem sind namentlich Proehles Harzsagen und Vernalekens Alpensagen benutzt.

übrigen ist er sehr sinnlich und strebt gerne nach Verbindung mit christlichen Frauen (auch vom Ljeschi wird erzählt, dass er Frauen raube, und das wird auch anderswo den Waldmännern nachgesagt. Bei Rübezahl tritt dieser Zug zurück, fehlt aber nicht ganz: hierher gehört die von Praetorius erzählte Geschichte von der Offiziersfrau, die Rübezahl auf dem Gebirge zwingt, in seinen Palast zu kommen, und vielleicht der Kern der Musaeusschen Erzählung vom Raub der Fürstentochter Emma).

Freundlicher erscheinen die Waldleute in Deutschland. Im Harz hört man von Waldgeistern wenig, hier überwiegen die unterirdischen Zwerge und Berggeister, die aber zum Teil ähnlich wie sonst die Waldgeister auftreten. So erscheint der Bergmönch auch Fuhrleuten, die er vom Wege ablenkt; der Zwergenkönig Hibich spielt Possen, ist aber wohltätig, gibt heilende Kräuter und schenkt Tannenzapfen, die zu Silber werden. Hier finden wir auch Erzählungen von einem Geistermarkt. Was dort gekauft ist, wird zu Lumpen, oder verschwindet, und an seiner Stelle ist das Geld wieder in der Tasche, also ganz ähnlich, wie in manchen Erzählungen vom Rübezahl.

In anderer Weise erscheint als eine dem Rübezahl ähnliche Figur der Wilde Mann, der früher einmal in dem Volksglauben des Harzes eine grosse Rolle gespielt zu haben scheint. Von ihm hat die Wildemanngrube ihren Namen und das dabei gelegene Bergstädtchen Wildemann; sein Bild (das Bild eines nackten Riesen mit ausgerissenem Baumstamm als Keule) gab den Braunschweig-Lüneburger Wildemanns-Münzen den Namen, die seit 1539 aus dem in jener Grube gewonnenen Silber geprägt wurden [1]).

---

[1]) Eine solche Häufung von Aehnlichkeiten zwischen dem Harzer Volksglauben und den Rübezahlsagen, wozu noch das oben über den Harzer Bergmönch und Rübezahls Auftreten als Mönch und über die Baumannshöhle bei Rübeland (der Bumann ist in Schlesien als Kinderschreck und Popanz volkstümlich) gesagte hinzuzuziehen ist, scheinen doch fast darauf hinzuweisen, dass Rübezahl eigentlich im Harz zu hause, und durch Harzer Bergleute ins Riesengebirge übertragen ist. Ob man sich dafür auch darauf berufen kann, dass, wie im Bodetal bei Quedlinburg, so im Elbtal alljährlich an einem bestimmten Tage schwarze Hähne in das Wasser geworfen wurden (Böhm S. 9), möchte ich dahingestellt sein lassen. Aber dass Rübezahl aus dem Harz stammt, wird ausdrücklich ausgesprochen schon 1619 in der Tirolischen Chronik des Matthias Burklechner. Darauf hat schon Schranka hingewiesen, S. 40, doch ist, was er davon mitteilt, so dürftig, dass sich daraus nichts entnehmen liess. Durch die Liberalität der Verwaltung des Ferdinandeums in Innsbruck, welcher hier dafür mein wärmster Dank ausgesprochen sei, bin ich in den Besitz einer Abschrift des betr. Abschnittes der Chronik gelangt, welche beweist, dass hier ein ganz merkwürdiges und vielleicht hochwichtiges Zeugnis für die Geschichte Rübezahls vorliegt. Der Verf. spricht in dem Kapitel 12 des zweiten, die Orographie Tirols behandelnden Buches über die Frage, „was von ihren Inwohnern zu halten, so man insgemein die Bergmänlen nennt“. Er bringt zuerst einiges allgemeine, aus Psellus de daemonibus und Agricola schöpfend, und dann fährt er fort: „Hierher kann auch gezogen werden die Histori von dem Geist Ruebzagel genannt, so sich vor Jaren bei dem Gossleberischen Perckwerch, unnd daselbst herumb am Harz, in dem Herzogthumb Praunschweig aufgehalten hat“. Er erzählt nun, wie dieser Geist in Goslar und Umgegend sich alle Samstag habe sehen lassen, auch mit den Leuten geredet und niemandem etwas getan habe. Er habe selbst ein Bergwerk im Ramsberg besessen und seine Arbeiter besser bezahlt als die in den anderen Bergwerken. Da seine Arbeiter deswegen von den anderen viel Anfechtungen zu erleiden hatten, habe er beschlossen, diese zu strafen. Einmal habe er seine Knappen vor der gewöhnlichen Zeit aus der Grube fahren heissen und zwar sich

In Hessen wohnen zwischen den Basaltfelsen an der Kinzig die riesenhaften wilden Leute. Sie sind am vergnügtesten, wenn der Sturmwind tobt und der Blitz aus den Wolken fährt. Dann gehen sie hoch oben über die Berge und rütteln an den Wipfeln der Bäume. Sie sind aber gegen die Menschen zutraulich, raten und helfen ihnen, wo sie nur können, auch bei der Feldarbeit. Die Kinder schützen sie beim Beerensuchen. Sie sind Kenner der heilsamen Kräuter.

In Thüringen, auch Böhmen und dem Riesengebirge glaubt das Volk an die Holzmännlein und namentlich Holzweiblein, Buschweibchen, Rüttelweiber, die im Walde wohnen, dem Menschen freundlich sind, grünes Laub schenken, das sich in Gold verwandelt. (Dies Schenken wertloser Dinge, die sich in Gold verwandeln, wird allen elbischen Wesen nachgesagt, sowohl den Waldgeistern als den Nixen und Berggeistern. Das Motiv ist also nicht etwa, wie man vermuten könnte, vom Bergbau hergenommen). In der Gegend von Saalfeld bildeten zu Praetorius Zeit Handwerker, besonders Drechsler, diese Wesen als Püppchen nach und boten sie feil; in Reichenbach soll man noch jetzt zu Weihnachten kleine Moosmänner auf den Tisch stellen. Das erinnert an die Rübezahlfiguren, die im Riesengebirge gefertigt werden und lässt darauf schliessen, dass diese Rübezahlindustrie nicht erst ganz modern ist.

In den Alpen treten die wilden Leute in ganz verschiedener Form auf, teils riesig, teils zwergenhaft, teils freundlich, teils bösartig. Riesenhaft sind sie in Tirol und Graubünden, Männer und Weiber (die letzteren heissen Fanggen); sind ganz behaart und führen in der Hand eine mit der Wurzel ausgerissene Tanne. Sie stehlen und fressen Kinder. Aber sie treten auch in den Dienst der Menschen, indem sie die Geisse und Kühe der Ortschaft hüten, sie werden dann Geisler genannt. Die Tiere werden vor den Ort getrieben und kommen abends wieder mit vollen Eutern. Damit ist zu vergleichen, dass nach Praetorius auch Rübezahl öfter Herden hütend auf dem Gebirge gesehen worden ist. Wie Rübezahl, sind auch die Tiroler wilden Leute Kenner heilsamer Pflanzen und verstehen sich auf die Heilkunst. Halb Zwerge, halb Kobolde sind die Norggen in Tirol, die sich meist von der neckischen Seite zeigen. Bösartig dagegen ist der ladinische Orco, der bald als Mensch, bald als Ross erscheint. Häufig zeigt er sich als Kugel oder als Knäuel; er ent-

---

zu beeilen. Da sei die Grube zugeschlagen, und habe dem letzten ausfahrenden Arbeiter ein Bein abgeschlagen („und haben die Pergleuth daselbsten noch heutiges tags das Sprichwort, wann sie ain Khnappen seehen, der da hinkht, oder nur ainen fuess hat, so sprechen sie, das ist auch des Ruebzagls seiner Arbaiter ainer gewesen"), alle übrigen in dem Berg arbeitenden Knappen aber seien umgekommen. Dann habe sich dieser Ruebzagel „in die Schlesj begeben, auf ain rinnghaltigs Khupffer Perckhwerch, haist das Risengepürg, so den Gözschen geherig". Auch dort lasse er sich in Mönchsgestalt sehen, und zwar erscheine er den Bergleuten bei der Arbeit, rede mit ihnen und sage, sie sollen von der Arbeit abstehen, sie richten nichts aus, das Bergwerk sei sein, und der Mensch, dem es beschert, sei noch nicht geboren. Er tue niemandem etwas zu leide, habe aber bisweilen seine Kurzweil mit den Arbeitern oder mit den Leuten, die ins Gebirge gehen, indem er ihnen z. B. an Stelle ihres Proviants Kröten, Eidechsen und Ungeziefer oder Steine lege, „unnd wann sy nur khain beses Wort aussgeben, unnd achtens nit, so gibt er Innen alle sachen wider". — Welcher Wert und welche Bedeutung dieser merkwürdigen Erzählung beizumessen ist, kann ich noch nicht sagen; diese Frage zu erledigen, wird es noch weiterer Nachforschungen, namentlich nach den Quellen des Autors, bedürfen.

führt Bauern, die ihm nachspotten, zwei Stunden weit durch die Luft fort. Als Tiergestalten, in denen er sich zeigt, werden Hund, Geiss, Lamm, Esel genannt; am liebsten aber erscheint er als Pferd mit feuersprühenden Hufen, als Kaufmann, der später plötzlich als weisses Ross dasteht, als weidendes Ross, das zum Besteigen einlädt. Wagt dies jemand, so verlängern sich die Beine des Gauls dergestalt, immer höher und höher, dass der erschreckte Reiter aus schwindelnder Höhe kaum mehr den Erdboden unter sich sieht, und dann geht's in sausendem Galopp in die grauseste Wildnis über Stock und Stein, bis der unglückliche herunterstürzt, und an Gesicht und Händen zerschunden sich aus dem Dornengestrüpp herauswindet.

In Wälschtirol und dem angrenzenden Oberitalien kennt man den Salvadeg oder Salvanel, der den Wanderer irre führt, halb tierisch gedacht, mit Schwanz, und menschenfresserisch. Auch am Schneeberg in Niederösterreich ist ein Berggeist, der mit der Stimme eines weinenden Kindes den Wanderer in Abgründe und Schlüchte führt, dann aber als Riese mit dem Fichtenstamm im Wege steht.

Wieder anderer Art sind in den Tiroler Alpen die Alpabütz oder Alber oder Kasermandl, welche während des Winters in den verlassenen Sennhütten hausen. Sie lassen sich aber auch im Sommer mit lautem Lärm hören, z. B. am Vorabend gefährlicher Gewitter, wo der Bargabutz heult wie das Sausen der Windsbraut. Sichtbar wird er als Mensch, grau von Kopf bis zu Fuss, wie wenn er ganz in Baumbast eingewickelt wäre, aber auch als Hund oder Katze oder Ross.

In der Schweiz gelten die Bergmännlein, Twirgi, Toggeli, Schrätteli, als gutmütige und wohltätige Wesen, die nur nicht vertragen können, dass man sie belauscht oder neckt. Sie hüten das Vieh und verrichten, ohne sich zu zeigen (wie in Deutschland die Hauskobolde oder Heinzelmännchen), oft häusliche Arbeiten. Ihre Winterwohnung ist tief im Berg; im Sommer werden sie öfter gesehen: da sorgen sie für das Vieh. Auch kennen sie die auserlesensten Kräuter und bringen sie den Menschen als Arznei für sie selbst oder die Herden. Im Berner Unterlande, wo Getreide ist, helfen sie auch Korn schneiden. An einem Morgen war einem Bauer auf dem Belpberg das halbe Feld geschnitten, obgleich die Aehren kaum reif waren; man wusste nicht von wem. Am anderen Morgen lag die andere Hälfte niedergemacht, und der Bauer führte am Abend alles getrocknet in die Scheuer. Den dritten Tag brach ein so schreckliches Hagelwetter über den Berg herein, dass nirgends mehr ein Hälmchen stehen blieb.

Eine ganz andere Gestalt ist der Bannhölzer im Canton Zug, angeblich der Geist eines Mannes, der einen falschen Eid geleistet hat und nun in einen bestimmten Bezirk gebannt ist, über den er nicht hinaus darf. Wenn er gerufen wird, erscheint er sofort in fürchterlicher Gestalt und zerreisst den, den er innerhalb seiner Banngrenzen antrifft.

Auch Rübezahl zeigt seinen Zorn und seine Macht bekanntlich dann, wenn er gerufen und namentlich höhnisch gerufen wird. Das können aber die Geister überhaupt nicht vertragen. Wenn die Nachtmahr bei ihrem wahren Namen (dem Namen der Person, welche drücken geht) gerufen wird, so steht sie in ihrer eigentlichen Gestalt da und hat ihre

Macht verloren[1]). Wer den durch die Luft fliegenden Alp ruft, wird von ihm mit Ungeziefer und Unrat überschüttet[2]). In Tirol glaubt das Volk an die Habergeiss (einen Naturdämon, der allerlei verschiedene Vorstellungen in sich vereinigt): wenn man ihren Pfiff nachahmt, kommt sie und frisst oder zum mindesten zerkratzt den Schreier[3]). In Böhmen glaubt man: wer die Irrlichter schimpft, den werfen sie zu Boden und treten an ihn, dass er sich mehrere Tage nicht rühren kann; wer auf sie pfeift, erhält eine Maulschelle, dass ihm die Wange aufschwillt[4]). Bei Rübezahl verquickt sich damit das Motiv von dem eigentlichen Geisternamen, das wir aus Märchen wie dem von Rumpelstilzchen und manchen Sagen kennen; ich will hier eine wälschtirolische erwähnen[5]). Ein Mann hatte ein wildes Weib gefangen, und sie willigte ein, seine Frau zu werden, wenn er sie nie „Geiss" nennen wolle. Sie gebar ihm Kinder und unter ihren Händen mehrte sich der Wohlstand des Hauses, bis nach 5 Jahren der Gatte sie bei einem Wortwechsel „Geiss" schalt. Da entstand im Zimmer ein Staubwirbel, in dem sie verschwand. Der Name Rübezahl wird eben als Schimpfname empfunden, wie er es auch wohl seiner ursprünglichen Bedeutung nach ist. Was es damit zu sagen hat, dass Rübezahl nach Aussage der Laboranten „Herr Johannes" angeredet sein wolle, ist noch nicht genügend festgestellt, doch mag hier darauf hingewiesen sein, dass angeblich im Glatzer Gebirge „Vogelhannes" ein Analogon des Rübezahl ist[6]).

Das eigentümlichste bei Rübezahl ist, dass er seinen Zorn oder seine üble Laune in Erregung von Gewitter oder Unwetter äussert. Das habe ich in dieser Weise anderwärts nicht wieder gefunden[7]). Aber dass die Waldgeister vielfach im Sturm und Ungewitter ihr Wesen treiben, haben wir an verschiedenen Beispielen gesehen. Im Gewitter fährt der wilde Jäger, der mit Rübezahl viel Verwandtes hat[8]); im Gewitter waltet die Habergeiss. Die wilden Männer und Weiber der Alpen erscheinen

---

[1]) Grohmann, Abergl. u. Gebr. aus Böhmen u. Mähr. S. 26; Wuttke, Deutsch. Volksabergl. ² § 404; Roscher, Ephialtes S. 42.

[2]) Laistner, Räts. d. Sph. II, 281.

[3]) Laistner a. a. O. II, 219.

[4]) Grohmann, Abergl. 20.

[5]) Mannhardt, Wald- und Feldk. II, 127.

[6]) Die Bezeichnung „Herr Johannes" ist vielleicht slavischen Ursprungs. Vgl. Richter, S. 52, Lincke, S. 41. Doch hängt sie jedenfalls zusammen mit der Johannisnacht und der Springwurzel. Rübezahl ist der Besitzer der unterirdischen Schätze und des Gartens, in dem die Springwurzel wächst. In der Johannisnacht kann diese gepflückt werden, und öffnen sich vor ihr die Schätze.

[7]) Praetorius, Daemon. Rub. II 140, weist auf die Analogie des Pilatus bei Luzern hin, von dem die Sage gehe, dass stets ein schreckliches Ungewitter erfolge, wenn jemand einen Stein in den auf seiner Höhe befindlichen kleinen See werfe. Dasselbe wurde übrigens von dem grossen Teiche im Riesengebirge erzählt. J. T. Volkmar, Reisen nach dem Riesengebirge, Bunzlau 1777 S. 105.

[8]) Der wilde Jäger heisst in Schlesien, wie schon gesagt, Nachtjäger. Derselbe ist im Volksglauben vielfach mit Rübezahl zusammengeflossen, sodass gelegentlich einer zu hören bekam: „Der Nachtjäger ist der Rübezahl" (Drescher, Globus V S. 240). Daher gehen die Ansichten auseinander, ob man beide Figuren direkt identifizieren dürfe oder nicht (Lincke S. 38). Meines Erachtens ist der Nachtjäger eine sehr viel einfachere und scharfumrissene Gestalt und von dem komplizierten Rübezahl seinem Wesen nach völlig verschieden. Vgl. die Zusammenstellungen der Nachtjägersagen in Nordböhmen von Knothe, D. Riesengebirge in Wort u. Bild 1884 S. 16ff.

häufig als Wetterpropheten, sagen Sturm und Unwetter an oder bringen es mit sich. Wenn in den Sagen von Rübezahl besonders auf das plötzliche Losbrechen von Unwetter Gewicht gelegt wird, das eine Aeusserung seines Zorns sei, so ist das offenbar eine durch die Natur der Heimat dieser Sagen verursachte Nuance, da bekanntlich gerade im Riesengebirge, als der höchsten Erhebung am Rande der grossen Tiefebene, die Witterung besonders starken Schwankungen ausgesetzt ist, und jähe Witterungswechsel, welche im ehemals wenig gebahnten Gebirge dem Wanderer verhängnisvoll werden konnten, weit häufiger sind als weit und breit in der Umgebung. Dass das plötzliche Losbrechen von Gewittern gerade Rübezahl zugeschrieben wird, mag aber auch mit seiner ursprünglichen Bedeutung als schätzehütender Dämon zusammenhängen. Wir finden auch sonst in der Volkssage den Zug, dass jemand, der einen Schatz heben will, durch heftiges Unwetter abgeschreckt wird [1]), und einige der ältesten Erzählungen von Rübezahl sind, wie wir gesehen haben, gerade der Art.

Eigenartig ist es ferner bei Rübezahl, dass sich mit der Waldgeistnatur die Koboldnatur in stärkerem Grade verbindet, als es sonst der Fall zu sein pflegt. Diese Seite seines Charakters ist von der Phantasie des Volkes — wir können auch sagen: der Erzähler — sichtlich mit besonderer Vorliebe ausgebildet worden. Aber an Analogieen aus anderen Gegenden fehlt es auch hierfür nicht: ich verweise auf Hibich im Harz, die Norggen in Tirol, den russischen Ljeschi; bei weiterem Suchen in der Folkloreliteratur würde sich sicherlich noch mehr finden [2]).

---

[1]) Laistner, Räts. d. Sph. I 335 f. „In Montgomeryshire befindet sich noch Odins Bett voll Schätze, wer sie aber heben will, den schreckt ein Ungewitter ab". Schulenburg S. 14.

[2]) Ich will hier nur auf Shakespeares Puck hinweisen, der zugleich einen Beleg gibt, wie Volksglaube und dichterische Phantasie in einander greifen, und dass man nicht in jedem einzelnen Zug gleich etwas altes und mythisch bedeutsames suchen muss. Puck ist der Geist,

> Der auf dem Dorf die Dirnen zu erhaschen,
> Zu necken pflegt, den Milchtopf zu benaschen;
> Durch den der Brau missrät, und mit Verdruss
> Die Hausfrau atemlos sich buttern muss;
> Der oft bei Nacht den Wandrer irre leitet,
> Dann schadenfroh mit Lachen ihn begleitet;
> Doch wer ihn freundlich grüsst, ihm liebes tut,
> Dem hilft er gern und dem gelingt es gut.

Oder wie er selbst seine Streiche schildert:

> Oft lacht bei meinen Scherzen Oberon.
> Ich locke wiehernd mit der Stute Ton
> Den Hengst, den Haber kitzelt in der Nase;
> Auch lausch' ich wohl in der Gevatt'rin Glase,
> Wie ein gebrat'ner Apfel klein und rund,
> Und wenn sie trinkt, fahr' ich ihr an den Mund!
> Zuweilen hält, in Trauermär vertiefet,
> Die weise Muhme für den Schemel mich;
> Ich gleit' ihr weg, sie setzt zur Erde sich
> Auf ihren Steiss und schreit Perdauz und hustet.

(Hierzu z. B. zu vergleichen die Rübezahlgeschichte von dem Glaser, der sich auf einen Baumstamm setzt, welcher plötzlich unter ihm verschwindet, sodass er mit seiner Glashucke zu Boden fällt und das Glas zerbricht.)

Die vorstehenden Zusammenstellungen, welche sich leicht vermehren liessen, werden zur Genüge gezeigt haben, dass die hauptsächlichsten Züge, welche den Charakter Rübezahls ausmachen, sich in dem Volksglauben anderer deutscher Gegenden und der Nachbarländer verstreut wiederfinden. Dass sie sich in ihm gerade so zusammengefügt haben, mag eine Folge äusserer Umstände sein, des Zusammenflusses von Leuten aus verschiedenen Gegenden (auch die bajuvarischen Holzarbeiter und die italienischen Goldsucher mögen immerhin etwas zu dem Bilde beigetragen haben), und der lokalen Naturbedingungen, welche für die ursprüngliche Vorstellung von ihm als Berggeist wenig Nährboden darboten und ihn in einen Waldgeist und Kobold übergehen liessen; dass aber daraus eine so plastische Figur geworden ist wie nirgend wieder in deutschen Landen, ist ein glänzendes Zeugnis für die poetische Beanlagung und Gestaltungskraft des schlesischen Volksstammes.

---

Anhang. Ich habe vorhin darauf hingewiesen, dass die Gebilde des Volksglaubens, zu denen Rübezahl gehört, sich auch im klassischen Altertum vielfach in wenig veränderter Gestalt wiederfinden. Auch für Rübezahl selbst liefert uns die griechische Mythologie allerlei Parallelen. Viel Aehnlichkeit mit ihm zeigt Pan, der Gott der arkadischen Bergwildnis. Wenn bei diesem mehr die Sorge für das Vieh, die Hirtennatur, hervortritt, so erklärt sich das aus der Natur der Gebirge und ihrer Bewohner. Wie Pan Meister der Syrinx ist, so vergnügt sich Rübezahl in den älteren Berichten mit der Laute. In der heissen Zeit des Mittags schläft Pan, da vermeiden es die Hirten auf der Syrinx zu blasen, um nicht seinen Zorn zu erwecken, denn er ist jähzornig und liebt es, plötzlichen Schrecken einzujagen (der daher panischer genannt wurde).

Wie Rübezahl bald als Pferd, bald als Esel oder Kuh oder in anderer tierischer Gestalt erscheint, so dachten sich die alten Griechen ihre Vegetationsdämonen in halbtierischer Gestalt, und zwar schrieben sie bockähnliche Körpergestalt dem Pan und den Satyrn zu, pferdeähnliche den Kentauren und Silenen. Als lustige, neckische, lüsterne Dämonen erscheinen die Satyrn und Silene; die wilde und rauhe Natur der Wald- und Sturmgeister repräsentieren die Kentauren, aber unter diesen nimmt einer eine ausgezeichnete Stellung ein, der weise Cheiron auf dem Peliongebirge, der Erzieher des Iason und Achilleus. Er war der Sage nach der erste, welcher die Heilkräuter kannte und anwandte und wird daher geradezu Arzt genannt, von ihm ist die Heilkunst dann anderen mitgeteilt worden, wie dem Asklepios und dem homerischen Machaon. Eine Familie in Demetrias am Fusse des Pelion war im Besitz wirksamer Geheimmittel aus der Wurzel und dem Kraut eines gewissen Strauches; sie rühmte sich der Abkunft von Cheiron und hielt es für Ehrensache, mit ihrem Wissen jedem Bedürftigen unentgeltlich zu dienen. Die Einsammler von Heilkräutern (die Rhizotomen, die den Laboranten des Riesengebirges entsprechen) übten auf dem Pelion den frommen Brauch, die Erstlinge ihrer Ausbeute dem Cheiron zu opfern. An die Heiltätigkeit des Kentauren Cheiron erinnert noch jetzt der manchen Heilpflanzen beigelegte Name Chironium oder Centaurea.

---

# Nachträgliches zur Rübezahlforschung.

Im Vorhergehenden hat Zacher erörtert, dass die Auffassung des Namens *Rübezahl* als „Rübenschwanz“, wenn auch sehr alt, so doch keine ursprüngliche ist; ob man nun jemals zu einer annähernd sicheren letzten Deutung gelangen wird und kann, ist mir zweifelhaft. Von vornherein möchte ich den sämtlichen Ortsnamen, die wegen ihres ersten Bestandteiles (*Rübe-*, *Riebe-* u. s. w.) zur Erklärung herangezogen werden, keinen Wert beimessen, auch ist bei manchen von ihnen die Herkunft dieses ersten Elementes nicht einmal sicher. Das Gleiche gilt von den Personennamen; unter ihnen sind höchstens diejenigen beachtenswert, in denen beide Teile des Namens Rübezahl enthalten sind, wie *Ruobezagel*, *Rubezagil* u. ä. Aber selbst hier bleibt es unsicher, inwieweit solche Namen sich mit dem des Geistes vereinen lassen, denn sowohl *-zagel* als auch *Rübenzagel* sind als Flurnamen bezeugt und konnten also auch zur Benennung von Personen dienen (vgl. Zacher, oben S. 36). Dass man aber auch dem bestechendsten Vergleiche auf solchem Gebiete mit grösster Skepsis begegnen muss, dessen ward ich mir vor kurzem durch folgende Sache wieder bewusst. In der Zeitschr. d. Vereins für Volksk. von 1901 S. 36 schrieb Karl Weinhold: „In dem Namen Rübenzāl (*ruobenzagel*) sei auf das siebenbürgisch-sächsische *Ropenzögel*, *Roppenzuogel* (J. C. Schuller, Beiträge zu einem Wörterbuche der siebenb.-sächs. Mundart, Prag 1865, S. 51) aufmerksam gemacht, womit jetzt ein verbutteter Mensch bezeichnet wird, das ursprünglich aber einen Zwerg oder Kobold benannt hat. Koboldsagen bilden einen grossen Teil der Rübezahlsagen“. Adolf Schullerus, bei dem ich mich nun nach dem für uns sehr wichtigen Worte erkundigt habe, teilt mir freundlichst mit, dass *roppenzögel* freilich vorkomme und einen langsamen, trägen Menschen meine, aber eigentlich einen „Raupenschwanz“ bedeutet und somit von Rübezahl vollkommen zu trennen ist.

Will man unter den bis jetzt vorhandenen Erklärungen eine bevorzugen, so ist — und damit stimme ich im wesentlichen Zacher bei — folgendes zu beachten: 1) dass *zāl* = *zagel* spätere Anfügung an den eigentlichen Namen des Geistes sein kann, und dass es in solcher Verwendung mehrfach als Bezeichnung des Wirbelwindes bezeugt ist; 2) dass *Riebe* als Name eines Geistes bezeugt ist. Und dieser Name dünkt mir für einen Geist nicht unwahrscheinlich, sei es, dass er mit dem niederdeutschen *rive*, *rīve* „freigebig, spendend“ altengl. *rīf* gleichzustellen ist oder mit dem althochdeutschen *hriob* altnord. *hrjúfr* altengl. *hréof* verbunden werden muss und als *Hriobo* = neuhochd. *Riebe* „der Rauhe“ bedeuten konnte.

Aber wie gesagt, mit solchen Etymologien ist wenig gewonnen; mehr schon damit, dass Rübezahl auch unter anderen Namen erscheint: z. B. als Johannes, was vielleicht auf einen Kobold oder Hausgeist deuten kann; oder sollte es als geistlicher Name zu jener früh bezeugten Sage in Beziehung stehen, wie *Rubical* im böhmischen Erzgebirge als Mönch (vgl. auch oben S. 42, 48) sich dem irrenden Wanderer zugesellt, ihn vom Wege abführt und dann auslacht — das wird schon von H. Žalansky in einem Buche über die bösen Engel und Teufel berichtet (Prag 1618), vgl. die Nachrichten in Český Lid und Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 1894, S. 468. Auch ist

der Name Geigenfriedel oder Fiedelfritz für Rübezahl zu beachten, wenn man sein Wesen feststellen will.

Um diese Aufgabe nämlich handelt es sich in erster Linie, und äusserst wichtig dafür kann die Erzählung der tirolischen Chronik werden, die Zacher S. 48 erwähnt. Praetorius hat alle möglichen Sagenerzählungen auf den einen Rübezahl gehäuft, und es wäre vor allem wünschenswert, dass dieses ganze Material kritisch gesichtet würde; so möchte sich vielleicht feststellen lassen, was dem Berggeiste, was dem wilden Jäger, was dem Kobolde zukommt, und was von fremdem Gute hinzugetan ist. Was Musaeus und späteren zu danken ist, lässt sich ja leicht ausscheiden. Es sei noch besonders auf Ulrich Jahns Aufsätze in der „Schlesischen Zeitung" 1888 Nr. 463 und Nr. 475 hingewiesen; ferner auf Tilles Arbeiten im VII. Bande von Český Lid.

Th. Siebs.

---

# Weiteres vom Wassermann aus Oberschlesien.

Mitgeteilt von **Dr. Wahner.**

**Dritter Teil: Aus dem Kreise Pless.** (Fortsetzung.)

VII.

Ein Gutsbesitzer aus Gross-Chelm war zu Wagen verreist. Auf der Rückfahrt traf er zufällig im Gasthause eines Nachbardorfes mehrere Freunde und sass mit ihnen bis spät in die Nacht hinein zusammen. Seiner Frau dauerte sein Ausbleiben allzu lange, und sie schickte zwei Mädchen von ihrem Gesinde nach jenem Dorfe, um nach dem Herrn zu fragen.

Die Mägde machten sich alsbald auf den Weg. Unterwegs mussten sie an einem Teiche vorbei. Da sahen sie schon von ferne an diesem eine schöne Equipage hin- und herfahren. Sie glaubten, dass dies das Gespann ihres Herrn sei und gingen näher hinzu. Sie merkten aber bald, dass sie sich getäuscht hatten und blieben stehen, stutzig darüber, dass so spät in der Nacht mitten im Felde ein Gespann auf- und abfuhr. Plötzlich verschwand vor ihren Augen der Kutscher samt dem Wagen im Chausseegraben.

Die Mädchen wunderten sich darüber und warteten, was daraus werden würde. Da bemerkten sie auf einmal, dass ein Ziegenbock aus dem Graben auf die Strasse sprang und ihnen entgegenlief. Voller Schrecken nahmen sie Reissaus quer durch die Felder, und der Ziegenbock verfolgte sie unter lautem Blöken (soll heissen: Gemecker) bis an eine Ziegelei, bei der sich mehrere Teiche befanden. Hier rannte das Tier unter grossem Krach an einen Baum und verschwand dann im Wasser.

Die Mädchen aber liefen eiligst nach Haus, erzählten dort ganz aufgeregt ihr Erlebnis und beteuerten fest, dass der Ziegenbock nichts anderes als der Utopiec war. (Vom Primaner Radwański.)

Auch an den beiden Brücken vor dem Gross-Chelmer Bahnhof haust der Wassermann.

VIII.

Eine Frau aus Gross-Chelm geht in der Nacht auf den Bahnhof, um ihren Mann abzuholen. Wie sie gerade die erste Brücke überschreiten

will, sieht sie auf ihr eine schöne, blaue Decke mit goldenen Buchstaben ausgebreitet. Sie wundert sich, wer diese prächtige Decke dort hingelegt haben könne, und schickt sich an, die Schrift zu lesen. Von allen Seiten versucht sie es, bringt es aber nicht fertig, die Worte zu entziffern. Während sie noch voller Staunen darüber dasteht, erhält sie von einer unsichtbaren Hand von hinten unversehens einen kräftigen Backenstreich, und in demselben Augenblick verschwindet die Decke.

Erschrocken ergreift die Frau die Flucht und eilt nach Hause zurück. Noch heute glaubt sie, dass sich der Utopliec mit ihr einen Schabernack erlaubt habe. (Von demselben.)

IX.

Eine andere Frau aus demselben Dorfe ging gleichfalls spät abends auf den Bahnhof. Wie sie die erste Brücke eben überschritten hatte, hörte sie hinter sich ein dumpfes Rollen. Sie drehte sich um und gewahrte, dass eine grosse Kugel hinter ihr herrollte. Manchmal kam diese sogar so nahe, dass sich die Frau an die Beine geschlagen fühlte. Angsterfüllt faltete sie die Hände und betete, wobei sie immer ruhig ihren Weg fortging. Und das war ihr Glück! Die Kugel rollte immer weiter hinter ihr her, und öfters glaubte die Frau, ein Geseufze zu hören. So kam sie an die zweite Brücke. Wie sie diese überschritt, vernahm sie einen dumpfen Fall ins Wasser und darnach einen Knall, wie wenn ein Gewehr losgegangen wäre. Sie lief schleunigst davon, und auch sie versichert noch immer, dass die Erscheinung nur der Wassermann gewesen sein könne. (Von demselben.)

X.

In Neu-Berun liegt ein nicht allzu tiefer Teich. Dort wohnt ein Wassermann. Der ging öfters ins Dorf Einkäufe machen, um mit den eingekauften Sachen die Leute zu necken. Man erkannte ihn daran, dass ihm Wasser aus dem linken Aermel tropfte. Als einst ein Mann im Wasser verunglückt war, wollten die Leute den Utopliec festnehmen. Da verschwand der Wassermann und kam nicht wieder.

(Vom Primaner Schutz.)

XI.

Bei Sohrau kam ein Bauer zu Fuss spät abends aus dem Nachbardorfe nach Hause. Als es 12 Uhr schlug, trat er gerade ins Dorf ein. Plötzlich sah er auf einer Wiese am Anfang der Ortschaft ein Pferd grasen und glaubte darin sein eigenes zu erkennen. Aergerlich über seine Knechte, die das Pferd nicht in den Stall geführt, fing er es ein und schwang sich darauf, um nach Haus zu reiten.

Anfangs folgte das Tier willig dem Reiter. Auf einmal aber bog es vom Wege ab und rannte direkt in den Dorfteich, in dem es weiterschwamm. Der Bauer konnte in der Eile nicht abspringen.

In der Mitte des Teiches verschwand plötzlich das Pferd unter dem Bauer, der nun allein weiter zu schwimmen versuchte. Dabei fühlte er, dass ihn etwas unten an den Beinen in die Tiefe zog; es gelang ihm jedoch, eine seichte Stelle zu erreichen, wo er bis gegen Morgen bleiben musste. Von dort retteten ihn die Bauern am nächsten Tage.

(Von demselben.)

XII.

In Ozesche beim Kirchlein fliesst ein Bach vorüber. Dort hatte ein Mann täglich vorbeizugehen. Als er dies einst wieder tat, kam ein rot angezogenes Männchen zu ihm, das Feuer verlangte. Der Mann sagte, Feuer habe er zwar, aber keinen Tabak, und doch möchte er auch gern rauchen. Dann reichte er dem Kleinen Feuer. Dieser gab ihm dafür etwas Glimmendes in den Mund. Der Mann rauchte auch tüchtig damit; als er jedoch nach Hause kam, hatte er einen Stock im Munde.

(Vom Primaner Leschnik.)

## Vierter Teil: Aus dem Kreise Rybnik.

Nächst dem Plesser hatte unter den Kreisen des polnischen Oberschlesiens der auch landschaftlich schöne Rybniker vordem die günstigsten Wasserverhältnisse aufzuweisen, wie ja schon Wappen und Name der Kreisstadt Rybnik (ryba = Fisch) darauf hindeuten [1]). Vom ehemaligen Cisterzienserstift Rauden, von dem die Kultivierung dieses Landstriches ausging, waren ringsum zahlreiche Fischteiche angelegt worden, die indes durch die Einfälle der Hussiten grösstenteils wieder zerstört wurden [2]). So erklärt sich zur Genüge, dass auch hier die Sage vom Wassermann besonders lebendig und weit verbreitet ist.

I.

Der schon erwähnte hiesige Barbier Simonides fuhr einst mit seinem Bruder von Gleiwitz nach Rybnik. Als sie unterwegs an einem Teiche vorüberkamen, bat sie auf einmal ein Mann, den sie bisher nicht gesehen, um Feuer für seine Cigarre. Wie der Fremde es erhalten hatte, sprang er in den Teich und war verschwunden, während die Cigarre sich in einen Besen verwandelt hatte. Der Unbekannte war der Wassermann gewesen.

II.

Auch in Kriewald bei Pilchowitz glaubt man an Wassermänner. Arbeiter der dortigen Pulvermühle erzählen, dass die Dämonen an den Schleusen in den Teichen daselbst wohnen.

(Vom Primaner Frhr. von Schleinitz.)

III.

Südöstlich von Kriewald, nahe an der Grenze der Kreise Gleiwitz und Pless, liegt das Dorf Gross-Dubensko. Dort befindet sich, erzählt die schon genannte Köchin Marie Schlifka, am Walde eine eingefallene Kohlengrube. Viele Menschen waren bei dem Einsturz verschüttet worden. Seitdem soll es daselbst spucken.

Einst ging eine Frau dorthin, um Kohlenreste zu sammeln. Es geschah ihr dabei nichts. Als sie aber zum zweiten Male hinkam, hörte sie's während des Sammelns nebenan im Wasser rauschen. Wie sie sich umschaute, sah sie einen nakten Mann vor sich, der die Arme immer über

---

[1]) Vgl. Knötel, Die Wappen der oberschles. Städte, in Oberschlesien, I. Jahrg. H. 10.
[2]) Vgl. Potthast, Geschichte des Cisterzienserstiftes Rauden.

dem Kopfe rollte. Dann verschwand er; an seiner Stelle aber stand ein Pferd da. Sie lief angstvoll weg; das Pferd immer wiehernd hinter ihr her bis an einen Kreuzweg. Dort verschwand es.

Auch andere Leute, die dahin nach Kohle gingen, hatten eine Erscheinung, und zwar erschien ihnen jedesmal etwas anderes, z. B. ein Hund mit feuriger Schnauze.

In einen grossen Hund verwandelt sich nämlich bisweilen der Utopliec. So in der ersten der drei folgenden mir vom Tertianer Czech aus Sohrau berichteten Wassermannsagen:

IV.

Fuhr da einst ein Eierhändler in Sohrau nachts am Kirchhoftümpel vorbei. Da sah er einen grossen Hund zwischen den Latten des Friedhofzaunes sich hindurchzwängen, so dass das dicke Tier dabei ganz schmal und lang wurde. Die Pferde scheuten davor, und der Wagen stürzte um. Nun lief der Hund herbei und frass die herabgeschütteten Eier auf.

V.

Ein Mann ging von Sohrau nach dem Kluszczower Teiche. Wie er mitten am Teichufer war, sprang ein Mann herbei, wollte ihn packen und ins Wasser ziehen. Der Angegriffene aber wusste, dass man den Wassermann durch Ohrfeigen mit der linken Hand vertreiben könne. Er vergass sich jedoch im Augenblick und ohrfeigte den Dämon mit der rechten Hand. Infolgedessen unterlag er und wurde vom Wassermann ins Wasser gezogen. Doch vermochte er sich zu retten.

Ein paar Tage später ging derselbe Mann abermals dort vorbei. Als der Utopliec wieder erschien und ihn packen wollte, ohrfeigte ihn der Mann, diesmal aber mit der linken Hand. Da unterlag der Wassermann und musste abziehen.

VI.

Czechs Urgrossmutter besass bei Sohrau die sogenannte Mittelmühle. Dort hauste auch der Wassermann. Er kam abends öfters in die Mühle und wärmte sich am Ofen. Auch zu essen bekam er und setzte zum Danke dafür bisweilen die Mühle in Bewegung. Dann mahlte sie in 1—2 Stunden so viel, als der Müller sonst in einer Woche fertig bekam.

Der Wassermann trank auch gern Milch und ging öfters in den Kuhstall der Müllersleute, wo er die Kühe molk.

Nun kam einst ein Bärenführer in die Mühle über Nacht. Dessen Bären wurden in den Kuhstall gesperrt, nachdem man die Kühe in einem andern Raum untergebracht hatte.

Nachts kam der Wassermann, um die Kühe zu melken. Da er von der Umstellung der Tiere nichts wusste, geriet er an die Bären, von denen er so zerkratzt wurde, dass er nicht mehr wiederkam.

Aus dem Wasserloche aber, wo er hauste, fragte er nach einigen Tagen die Leute aus der Mühle:

Menary, menary, są tu jeszcze ty kotary?
(Müller, Müller, sind die Katzen noch hier?),

worauf die Leute erwiderten:

Niema, niema, bo się prohocity
(Nein, nein, denn sie sind weggezogen).

VII.

In der Rudaniederung ist gleichfalls der Wassermann zu Hause.

Als in Chwallentzitz bei Randen einst mehrere Jagdfreunde — einer derselben, Oberlehrer Klinge von hier, erzählt mir den Vorfall — auf der Entenjagd sich der Niederung zuwandten, weigerte sich der Knabe, der ihnen bis dahin als Treiber gedient hatte, mit dorthinzugehen, aus Furcht vor dem Wassermann.

Aus Kokoschütz berichtet der Primaner Pluta folgende sechs Wassermannsagen:

VIII.

In einem Teiche in der Nähe des Dorfes wollten sich einige Schulknaben in der Mittagsstunde baden. Während sie noch an dem Teiche standen, erschien auf einmal unter ihnen ein unbekannter kleiner Junge, der ihnen zum Baden zuredete. Aber einige von den Knaben bemerkten, dass der Junge Hufe an den Füssen habe. Daraus schlossen sie, dass es bestimmt der Wassermann sei. Sofort ergriffen alle die Flucht, und der zurückgebliebene Wassermann soll ihnen nachgerufen haben: „Schlau habt ihr's gemacht, dass ihr nicht in dem Teiche gebadet habt! Ihr wäret nicht mehr herausgekommen". —

Als blosse Variante dieser Erzählung ist wohl die folgende anzusehen:

IX.

Zwei Knaben hüteten auf einer Wiese am Waldesrande Kühe. Drinnen im Gehölz befand sich an einer Lichtung ein Teich. Die Knaben hatten die Kühe bis Mittag gehütet und wollten schon nach Hause treiben. Da schlug der eine vor, sich vorher noch in dem Teiche zu baden. Als sie nun zu dem Wasser hinkamen, sahen sie einen Jungen mitten durch den Teich schwimmen. Er redete ihnen freundlich zu, sich schnell ins Wasser zu begeben.

Wie aber der kleine Schwimmer an den Rand des Teiches kam, bemerkten die beiden Knaben, dass er Pferdeohren und Pferdehufe habe. Und da sie schon früher gehört hatten, dass in dem Teiche der Wassermann sein Spiel treibe, flohen sie sofort, nahmen die Kühe und trieben sie schnell heimwärts. Der Junge aber schrie ihnen nach: „Euch hätte ich ganz gern in meine Hand bekommen!"

X.

Als einmal drei junge Burschen von 17 Jahren sich Sonntags um $^1/_2$ 1 Uhr drei Pferde nahmen und nach dem Walde ritten, um sie weiden zu lassen, versperrte ihnen plötzlich ein rot angezogener Knabe den Weg, wie sie gerade an einem Bache vorbeikamen.

Derselbe forderte sie auf, sofort umzukehren. Das taten sie denn auch. Sie sahen aber noch, wie der Rote im Wasser des Baches verschwand. Als die Burschen wieder im Dorfe anlangten, erzählten sie von dem Wassermann an jener Stelle, und viele Leute erklärten, ihn auch schon dort gesehen zu haben.

XI.

Einst gingen Grubenarbeiter gegen 11 Uhr abends nach Hause. Als sie von der Chaussee abbogen, kamen sie an einem grossen Teiche vorbei. Da hörten sie auf einmal ein Plätschern im Wasser, und während sie noch

die Vermutung austauschten, dass das vielleicht ein Wassermann sei, trat ihnen ein ganz kleiner Junge entgegen, der mit ihnen durchaus ringen wollte. Alle bekamen Angst und machten das Kreuzzeichen. Da verschwand der Junge sofort im Wasser.

XII.

Einige Schulknaben gingen um 11 Uhr vormittags nach einem nahegelegenen Walde, um dort im Bache Krebse zu fangen. Als sie am Bache ankamen, sahen sie einen rot angezogenen und ganz mit Glocken behangenen kleinen Knaben auf- und niedergehen. Sofort erkannten sie, dass es der Wassermann sei, denn sie hatten schon oft von ihm erzählen hören. Eiligst liefen sie nach Hause zurück.

XIII.

Mehrere Schulkinder und Erwachsene gingen am frühen Nachmittag in den Wald, um Blaubeeren zu pflücken.

Während sie so herumsuchten, kam zu ihnen ein fremder kleiner Junge, der einen schönen Strauss von Blaubeeren hatte. Die Kinder umringten ihn, und er verteilte unter sie die Beeren. Dann forderte er sie auf, ihm zu folgen, da ihm die Stellen bekannt wären, wo es viele Blaubeeren gebe. Die Kinder folgten ihm auch auf einem schmalen Wege.

Auf einmal nahm ein Knabe wahr, dass der fremde Junge Pferdehufe habe. Da merkten sie erst, dass es der Wassermann sei, und dass er sie ertränken wollte. Und wirklich waren sie schon ganz in der Nähe eines Teiches. Da kehrten sie um und liefen eiligst davon.

XIV.

In Sohrau und Warschowitz bei Sohrau hat man den Wassermann mit einer roten viereckigen Mütze gesehen; aus der einen Ecke floss beständig Wasser. Der Dämon hatte statt der Füsse Pferdehufe. Er hängt an den Sträuchern rote Bänder auf, um die Kinder daran ins Wasser zu ziehen. (Vom Obersekundaner Schuster.)

---

# Versteckla s.

Von **Dr. Wahner**, Gleiwitz OS., jetzt Neisse.

Neben der „Klippe" oder „Micke", der Hauptbelustigung der Knaben auf dem Lande, spielt die Dorfjugend überhaupt (Knaben und Mädchen) wohl am öftesten und liebsten „Versteckla s". Auch hiervon gibt es mehrere Arten, die bei Drechsler (Mitteil. II S. 52) gar nicht erwähnt werden und bei Philo vom Walde (Schlesien in Sage und Brauch S. 139) unvollständig bezw. ungenau geschildert sind.

Bei ihrer Beschreibung folge ich wieder der Erinnerung an meine eigenen Knabenjahre zu Lasswitz im Grottkauer Oberkreise, nicht jedoch, ohne anderwärts gemachte Beobachtungen dabei zu berücksichtigen.

Die einfachste, aber auch am wenigsten spannende Art des Spieles ist die von Philo wohl mit Unrecht als „Blindekuh" oder „Plinzkuh" bezeichnete. Der Unterschied dieses zumeist „Verstecken" schlechthin genannten Spieles von ähnlichen beruht darauf, dass dabei alle Teilnehmer

freiwillig aus ihrem Hinterhalt hervorkommen müssen, sobald der Sucher einen derselben in seinem Versteck entdeckt hat. Die übrigen nicht aufgefundenen prahlen dabei mit der geschickten Wahl und der Unentdeckbarkeit ihres Ortes. Je schwerer dieser zu finden, je unerwarteter seine Lage ist, desto grösser der Ruhm. Darauf beginnt das Verstecken von neuem, wobei der Gefundene plinzen und suchen muss. Sind die Verstecke so gut gewählt, dass trotz langen Suchens keiner entdeckt wird, so kann der Sucher durch den Ruf: „Piep' a mol!" verlangen, dass die Verborgenen dreimal einen Laut von sich geben und so das Finden erleichtern.

Das „Plinzen" (blinzeln d. h. die Augen ganz oder teilweise schliessen), das bei jeder Art dieses Spieles dem Suchen vorangeht, hat Philo offenbar zu der Verwechselung mit einem andern allgemein „Blindekuh" genannten Spiele veranlasst, das darin besteht, dass einem Kinde die Augen verbunden werden, während die übrigen um dasselbe im Kreise mit gefassten Händen oder auch zerstreut herumspringen und sich bemühen, seinen tastenden und haschenden Händen zu entschlüpfen. „Blindekuh" ähnelt am meisten dem „Jakob, wo bist du?" genannten Spiele und ist wie dieses eine Verbindung von Verstecken und Fangen.

Dem einfachen Verstecken steht die bei weitem interessantere Art des „Belurens" gegenüber, auch im engeren Sinne als „Versteckl as" oder „Steckl as" bezeichnet. Wesentlich hierbei ist die Lûre[1]), der Ort (gewöhnlich eine Tür oder Holzwand), an welchem der Sucher zunächst plinzt und darauf mit einem Stecken den zuerst aufgefundenen Mitspieler unter lautem Ausruf seines Namens und Versteckes anschlägt (belurt). Der so zuerst entdeckte löst den Sucher ab, sobald dieser alle übrigen gefunden hat und von keinem selbst dabei „belurt" worden ist. Gelingt es nämlich einem der Versteckten, sobald er gesehen worden ist, eher an die Lure zu gelangen als jener und ihn hier anzumelden (zu beluren), so muss der Sucher noch einmal plinzen und suchen. In Oberschlesien wird die Lure „Das Frei" genannt.

Beim „Beluren", das somit als eine Verbindung des blossen Versteckens mit dem Wettlauf erscheint, kommt es sehr auf Schnelligkeit der Füsse an, woraus wieder folgt, dass die Versteckten unbemerkt der Lure sich möglichst zu nähern suchen und ihr Versteck auch wechseln, während dies beim einfachen Verstecken nicht der Fall ist. Bei der einen Art ist die schwere Auffindbarkeit der Verstecke, bei der andern ihre möglichste Nähe an der Lure von grösserer Bedeutung.

Jeder dieser beiden Arten des „Versteckl as" geht natürlich, wie auch anderen Spielen, z. B. dem Fangen, ein Abzählen oder Auszählen voraus, um denjenigen zu bestimmen, der „sein" muss, d. h. der zuerst plinzen und suchen muss.

Beim Beluren erfolgt das Plinzen gewöhnlich ebenfalls unter lautem Zählen seitens des Suchers. Es wird bis 50 oder 100 gezählt, oder man bedient sich der den Kettenreimen ähnlichen, allbekannten Verse (Mitteil. II, S. 53) 1 2 Polizei, 3 4 Offizier etc. Ist der Sucher damit fertig, so

---

[1]) Ein Rest des niederdeutschen Wortschatzes in Schlesien, wie Micke, vgl. Weinhold, die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien. Stuttg. 1887 S. 209.

muss jeder Mitspieler sich versteckt haben, widrigenfalls er sofort belurt wird und „sein“ muss.

Endlich zählt Philo das Knabenspiel „Ritter und Räuber“ mit zum Versteckenspielen. Seine Schilderung davon deckt sich denn auch im wesentlichen mit unserer Beschreibung des einfachen Versteckens, nur dass dabei nicht einer, sondern wie der Name schon andeutet, mehrere Spieler (die Ritter) die andere Hälfte (die Räuber) in ihren Schlupfwinkeln suchen, um ihnen zu einer Tracht Schläge zu verhelfen. Diese Angabe mag immerhin für manche Gegenden stimmen; dasselbe wird mir z. B. für Gleiwitz berichtet. In meiner Heimat hatte dagegen das ebenfalls gepflegte „Ritter- und Räuberspiel“ nichts vom Verstecken an sich. Vielmehr hauste die Partei der Räuber auf einer den Gegnern bekannten kleinen, vom Dorfbach gebildeten Landzunge, gedeckt durch junge Weidensträucher, deren Ruten als Schutzwehr miteinander verflochten wurden. Sache der Ritter war es nun, das Räubernest zu stürmen, was meist nicht ohne ernste Prügel und leichte Verletzungen vor sich ging. Es hatte diese Belustigung also mehr vom Soldaten- und Kriegsspiel an sich.

---

# Kleine Mitteilungen.

## Alte Münznamen.

Von Professor Dr. Edward Schröder in Marburg erhalten wir folgende Zuschrift:

Seit längerer Zeit mit einer Studie über die deutschen Münznamen beschäftigt habe ich die gedruckte Literatur ziemlich vollständig durchsucht und möchte nun gern feststellen, welche einst offiziellen und welche volkstümlichen Münzbezeichnungen bis in die neuere Zeit herab ein Dasein gefristet haben. Schlesien speziell hat, ehe es vor 80 und etlichen Jahren seine letzten numismatischen Besonderheiten einbüsste, eine reiche Münzgeschichte gehabt und einen ganzen Schatz volkstümlicher Benennungen erzeugt oder aus den Nachbarländern übernommen. Es wäre mir von Interesse, zu erfahren, wieweit Ausdrücke wie „Böhm“, „Gröschel“, „Kreuzer“ auf neuere, gemeinpreussische oder gar reichsdeutsche Münzsorten übertragen fortgelebt haben oder noch fortleben. Weiter erführe ich gern, ob noch Erinnerungen an Münznamen der polnischen Zeit wie „Polchen“, „Brummer“, „Dreipölker“ vorhanden sind. Und schliesslich sind mir alle scherzhaften Bezeichnungen für kleinste Kupfer- und Silbermünzen, so besonders für die jetzt wieder eingezogenen silbernen 20-Pfennigstücke erwünscht. Wie nannte man das preussische $2^1/_2$-Groschenstück? Weiss man noch etwas von „Fledermäusen“ oder gar von „Molkendieben“?

Hierzu sei bemerkt, dass ja der „Böhm“ (Bihm) für den Groschen gebraucht ward und bis heute für 10 Pfennige üblich ist; der halbe Böhm (heute 5 Pfennige) ist ein „Sechser“, der viertel Böhm (früher 3 Pfennige) war ein „Dreier“ oder „Dreiling“. Das alte Achtgroschenstück war = 10 Böhm; das preussische $2^1/_2$-Groschenstück war „2 Groschen“; „Greschel“ ward für den Dreier, „Zweigreschel“ für 6 Pfennige gesagt, „Greschel“ aber auch gern für Geld im Allgemeinen gebraucht; „Kreuzer“ ward das alte

preussische Vierpfennigstück genannt. Von den Polichen (den polnischen Halbgroschen, die in Schlesien seit dem 14. Jahrhundert üblich waren) ist wohl nirgends mehr die Rede; „Brummer“ ist entweder der alte preussische Zweigröschler oder auch das alte dicke österreichische Vierkreuzerstück (Vierbremmer). „Molkendiebe“ (es ist der Name für Kohlweisslinge) wurden im 16. Jahrh. die glänzend weissen neuen Breslauer Groschen genannt; wo endlich sind noch Spuren des „Pultrag“ (1 Pultrag = 2 Gröschel)?

Direkte Mitteilungen wolle man auf einer Postkarte an Professor E. Schröder in Göttingen oder an den Unterzeichneten richten. Siebs.

# Literatur.

**Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern.** Nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt von Gertrud Züricher. Zürich, Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 1902 (169 S.) [= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Heft 2].

Die rührige und mit reichem Erfolge arbeitende Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde bietet in diesem zweiten Heft ihrer Schriften eine inhaltreiche und wertvolle Gabe. Kinderlied und Kinderspiel gehören nicht zu den am meisten gepflegten Gegenständen der Volkskunde. Umso dankbarer begrüssen wir das vorliegende Buch, in dem eine schweizerische Lehrerin, angeregt durch Prof. Singers Volkskundliche Uebungen an der Universität Bern, die Früchte ihres eifrigen und planvollen Sammelfleisses auf diesem Gebiete vorlegt. Obwohl Frl. Z. über weitergehendes Material verfügte, hat sie sich darauf beschränkt, das aus dem Kanton Bern stammende zu veröffentlichen. Dafür gibt sie uns aber die Versicherung, dass alles, was sie bietet, aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft und wirklich dem Kinderleben entnommen ist. Wir erhalten auf diese Weise ein zuverlässiges, wenn auch selbstverständlich nicht erschöpfendes Bild von dem Stande der Kindertradition auf einem räumlich zwar kleinen, aber gut durchforschten Gebiet. Die Anordnung der einzelnen Stücke — rund 1100 Nummern — ergibt sich aus folgenden Gruppentiteln, die sich logisch bisweilen kreuzen, aber immerhin praktisch und zweckmässig gewählt sind: Wiegenlieder — Kindergebete, Besegnungen — Scherzliedchen — Fingerspiele — Kniereiterliedchen — Marsch- und Tanzliedchen — Regen- und Schneeliedchen — Glockensprachen — Neujahrs- und Fastnachtsbettellieder — Aus der Schule — Tierverschen — Ueber Nahrung und Kleidung — Gespräche, Neckmärchen, verkehrte Welt, Kinderpredigten — Kettenreime, Erzählungen — Anzählreime — Spottverse und Gassenrufe, Parodieen — Geheimsprachen, Verlegung der Betonung, Schnellsprechübungen — Verschen und Lieder der Erwachsenen in Kindermund — Spiele. Weitaus die Mehrheit der Stücke ist mundartlich; die hochdeutschen bilden nur einen kleinen Bruchteil. Eine geringe Anzahl von Stücken ist, obwohl nur deutsche Kinder als Kontribuenten herangezogen wurden, ganz oder teilweise französisch. Nicht alles, was die Sammlung bietet, ist natürlich neu. Für sehr viele Stücke sind bereits anderwärts mehr oder weniger übereinstimmende Fassungen beigebracht worden. In dankenswerter Weise hat Frl. Z. in solchen Fällen auf die wichtigeren Sammlungen, in denen Gleiches oder Aehnliches zu finden ist, hingewiesen. Auch an die Kindertraditionen knüpfen sich manche Fragen, die philologisch oder literarhistorisch, kultur- oder sittengeschichtlich von Interesse sind: das Alter, die Heimat, die Verbreitung, die Geschichte, der sachliche Inhalt, die Worterklärung einzelner Ueberlieferungen. Frl. Z. hat diese Fragen in ihrer knappen Einleitung nicht berührt, und wohl mit Recht. Die Zeit für ihre Lösung ist jetzt, wo wir noch so viel mit der Sammlung und Verzeichnung des Materials zu tun haben, noch kaum gekommen. Freuen wir uns, wenn so sorgsame und kundige Sammler wie die Herausgeberin dem künftigen Forscher, der einmal an jene wichtigen Fragen herantreten muss, seine Aufgaben durch ihre schlichte, gediegene Arbeit lösen helfen. M. H.

**Die Mutter im Schollenstein.** Nach einer alten Sage vom Schollenstein bei Landeck (Grafschaft Glatz) gedichtet von Robert Sabel. Als Manuskript gedruckt! Breslau. Beim Herausgeber. (24 S.) Pr.: 25 Pf.

S. hat in diesem Schriftchen eine sinnige, in das Gebiet der Schatzsagen gehörende Ueberlieferung, die an einem Burgrest in der Nähe von Landeck haftet (eine arme Witwe versucht in der Burg, die sich alljährlich nur auf eine Stunde in der Sylvesternacht öffnet,

Schätze zusammenzuraffen, vergisst aber in tödlicher Hast ihr Kind, das nun in dem Burgraum zurückbleibt; nach einem unseligen Jahre der Trennung von ihrem Liebling gelingt es ihr, in der nächsten Sylvesternacht ihr Kind wiederzuerlangen), in wohlgelungene Verse gebracht, in denen erzählende Partien mit lyrischen Einlagen geschickt abwechseln. Die kleine Dichtung ist von Robert Amft in Musik gesetzt worden. M. H.

**Liederbüchel für gemittliche Leute.** 100 Lieder aus der Schläsing, ausgewählt von Robert Sabel. 1. Heft. 100 Lieder mit Melodieenangabe. Striegau 1902, Verlag von A. Hoffmann. (80 S.) Pr.: 25 Pf.

Das vorliegende Heft will nicht nur eine Sammlung der Texte von „100 Liedern aus der Schläsing" bieten; es will diese mundartlichen Lieder nach Art eines Kommersbuches in den Gesellschaftsgesang einführen. Zu diesem Zwecke ist bei jedem Liede eine zu dem Text stimmende bekannte Melodie notiert. Geht es dabei auch nicht immer ohne Gewaltsamkeit ab, so sind doch in den meisten Fällen die Melodieen passend gewählt. In einer Anzahl von Fällen ist statt einer entlehnten Melodie auf die Komposition Paul Mittmanns, des fleissigen und erfolgreichen Komponisten schlesischer Lieder, verwiesen. Die Lieder selbst entstammen, abgesehen von wenigen als Volkslieder bezeichneten Texten, folgenden schlesischen Dichtern: Bauch, Heinzel, Holtei, Klings, Lichter, Oberdieck, Philo, Rhainhard, Rössler, Schurich, Tschampel. Auch der Herausgeber hat einige Texte aus einer von ihm vorbereiteten Sammlung beigesteuert. Wir wünschen der kleinen Sammlung, dass sie an ihrem Teile dazu beitragen möchte, die Liebe zu unserer schlesischen Mundartdichtung in immer weitere Kreise zu tragen. M. H.

# Nachrichten.

**Wanderversammlung in Oels.** Am 14. Juni beging die Gesellschaft ihr neuntes Stiftungsfest in üblicher Weise durch eine Fest- und Wanderversammlung. Unser Nachbarstädtchen Oels war das Ziel des Ausflugs. Nach dem Frühstück begab sich eine Abordnung des Vorstandes in das kronprinzliche Schloss und sprach dem Kgl. Baurat Weinbach den Dank der Gesellschaft dafür aus, dass wenigstens ein Teil des Schlosses und der Park besichtigt werden konnte. Darnach versammelten sich alle Mitglieder und auch eine Anzahl von Oelser Gästen in dem Saale des alten Gymnasiums zur Festsitzung. Nachdem der Vorsitzende, Professor Dr. Siebs, dieselbe eröffnet hatte, begrüsste Herr Bürgermeister Kallmann die Breslauer Gäste und hiess sie herzlich willkommen. Darauf hielt Professor Siebs einen kurzen einleitenden Vortrag über Inhalt und Aufgaben der Volkskunde. Sie sei die wichtigste Vorbedingung für die Kulturgeschichte, denn auf volkstümlicher Grundlage bauen sich alle Erscheinungen in Religion und Recht, Sitte, Lebensweise und Poesie auf. Diese Grundlagen habe die Volkskunde festzustellen und fremde Einflüsse von ihnen zu scheiden. Der Wert volkskundlicher Forschungen und Sammlungen liege auf nationalem, ästhetischem und wissenschaftlichem Gebiete, was unter anderem an der Sage vom wilden Jäger, die gerade auch aus Oels bezeugt ist, nachgewiesen wurde. An zweiter Stelle ergriff Professor Skutsch das Wort zu seinem Vortrage „Das Josephsfest in Rimini". Nach einem kürzlichen Erlebnis schilderte er dies Fest, das am 19. und 20. März gefeiert wird. Die Hauptsache dabei ist die Aufstellung grosser weiblicher, buntgekleideter und maskierter Puppen vor den Häusern, die des Nachts dann entkleidet und am nächsten Morgen verspottet werden. Mit dieser Volksbelustigung, die man *seggar la vecchia* nennt, ist noch ein Kinderfest und ein feierliches Hochamt verbunden. Der Vortragende wies nach, dass es sich dabei um die Reste einer uralten Frühlingsfeier handelt, wie sie in anderer Weise bei uns in Schlesien auch noch im sogenannten Todaustreiben und noch anders im Sommersingen erhalten sind (der Vortrag wird demnächst in den „Mitteilungen" veröffentlicht werden). — Darnach gab Pastor Feist aus Festenberg eine treffliche Uebersicht über den Stand der „geistigen Bildung in Oels zu Ende des 17. Jahrhunderts". Er entwarf ein lebendiges Bild von dem Leben am Hofe Silvius Friedrichs, der zwar wegen der Verschwendungssucht seiner Gemahlin Eleonore Charlotte und deren ganzer Familie, die er mit unterhielt, Oels mit einer grossen Schuldenlast belud, jedoch durch seine regen geistigen Bestrebungen Kirche, Wissenschaft und Kunst förderte. Am meisten kam dies aber der Schule zu Gute. Er erliess eine wichtige Schulordnung für Stadt und Land und fügte der in Oels schon bestehenden fünfklassigen Lateinschule noch eine Selekta bei, um deren Schülern die Berechtigung zum Besuch der Universität zu ermöglichen. Freilich hat diese oberste Klasse nur fünf Jahre bestanden. Die eigentlichen Träger geistiger Bildung waren natürlich vor allem die

Geistlichen und Lehrer, unter denen die verdienten Superintendenten Textor und Weber, der vielseitige Magister Georg Wende und besonders der hochgelehrte Geschichtsschreiber Sinapius hervorgehoben wurden. — Zuletzt machte Gymnasialdirektor Professor Dr. Brock aus Oels noch eine Reihe schätzenswerter Mitteilungen über das „Schloss und die Schlosskirche in Oels". — Nachdem Professor Siebs den Rednern gedankt und die Sitzung geschlossen hatte, folgte nunmehr die Besichtigung der Schlosskirche und des Schlossparkes, und dann vereinigte man sich zum gemeinschaftlichen Festmahle. Den ersten Trinkspruch widmete Professor Siebs dem Kaiser und dem Kronprinzen, den zweiten der Stadt Oels und ihren Bewohnern. Professor Dr. Koch sprach in humorvoller Weise auf die vier Redner in der Festsitzung, Gymnasialdirektor Dr. Feit feierte die Frauen und Professor Dr. Appel wies auf die Verdienste des Schatzmeisters Herrn Bruno Richter hin, der bei seinem Danke den Wunsch äusserte, recht bald wirkliche Schätze verwalten zu dürfen. — Da sich unterdessen das ungünstige Wetter etwas aufgeklärt hatte, wurde die geplante Fahrt nach Sibyllenort unternommen, und dort konnte man sich noch eines herrlichen Nachmittags in den wohlgepflegten Gängen des Schlossparks und den in üppigem Grün prangenden Waldwegen nach Domatschine erfreuen. Nach dem gemeinsamen Abendessen in der Schlossbrauerei führte der Abendzug die Mitglieder wieder nach Breslau zurück, und in fröhlicher Stimmung fand dieses Stiftungsfest, das wieder alle Teilnehmer vollauf befriedigt und der Gesellschaft auch mehrere neue Mitglieder zugeführt hatte, seinen Abschluss. H. J.

---

**Eingänge** für die Sammlungen: Lieder, Bräuche, Erzählungen, von O. Scholz in Herzogswaldau; Sprichwörter und Redensarten, von Dr. W. Vogt in Breslau; Lieder und Sonstiges, von Dr. M. Klein in Rawitsch; Handwerkerlied, von Paul Jurczik in Rosdzin OS.; Soldatenlieder, von Dr. F. Pradel in Breslau; Kleinere Mitteilungen, von Ida Scupin in Cronendorf, Ida Häunke z. Z. in Landeck, Justine Müllendorff in Breslau. Für alle diese Beiträge sagen wir Dank. Ss.

---

In der Sitzung vom 8. Mai d. J. hielt Herr Univ.-Prof. Dr. O. Hoffmann einen Vortrag über „die heilige Zahl drei".

---

Der Vorstand der Gesellschaft besteht gegenwärtig aus folgenden Mitgliedern:
Vorsitzender: Universitätsprofessor Dr. Th. Siebs, Hohenzollernstrasse 53.
Stellvertreter: Geh. Reg.-Rat Universitätsprofessor Dr. W. Nehring, Sternstrasse 22.
Schriftführer: Bibliothekar Dr. M. Hippe, Opitzstrasse 3.
Stellvertreter: Direktor am Schlesischen Museum für Kunstgewerbe etc. Dr. H. Seger, Charlottenstrasse 9.
Schatzmeister: Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Schweidnitzerstrasse 8.
Stellvertreter: Verlagsbuchhändler Max Woywod, Klosterstrasse 3.
Bibliothekar: Oberlehrer Dr. H. Jantzen, Wilhelmsufer 1.
Professor Dr. Hulwa, Tauentzienstrasse 83.
Universitätsprofessor Dr. M. Koch, Museumsplatz 10.
Professor Dr. Körber, Palmstrasse 10.
Rechtsanwalt und Notar Pavel, Junkernstrasse 32.
Kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Matthiasstrasse 117.

---

Beiträge für die „Mitteilungen" und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. Th. Siebs, Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53 II.

---

Anmeldungen zur Mitgliedschaft wolle man an den Herrn Schatzmeister Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Breslau, Schweidnitzerstr. 8, richten; für die Einwohner von Breslau beträgt der Jahresbeitrag 3 Mark, für Auswärtige 2 Mark. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält die „Mitteilungen" nummerweise sogleich nach dem Erscheinen unentgeltlich zugesandt. Um eine regelmässige Zustellung zu ermöglichen, sind Adressenveränderungen sogleich dem Herrn Schriftführer Bibliothekar Dr. Hippe, Breslau, Opitzstr. 3, anzuzeigen.

---

Schluss der Redaktion: 21. Juli 1903.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

# Mitteilungen
der
## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde
herausgegeben
von
**Th. Siebs.**

Jahrgang 1903. **Breslau.** Heft X. № 5.



## An unsere Mitglieder.

Mit dieser Nummer schliesst das zehnte Heft und der fünfte Band der „Mitteilungen“. Als einen gewiss jedem willkommenen Abschluss geben wir ein Gesamtregister für alle fünf Bände, welches die Aufsätze und ihre Verfasser sowie die wichtigeren Worte und Sachen verzeichnet. Es ist die dankenswerte Arbeit von Dr. Josef Klapper in Breslau.

Um grössere wissenschaftliche Arbeiten ungeteilt bieten zu können, werden die „Mitteilungen“ auf Beschluss des Vorstandes fortan in doppelter Stärke herausgegeben, und zwar wird sich die Zahl von etwa zehn bis zwölf Bogen auf zwei bis drei Hefte jährlich verteilen; sie sollen in gefälligerem Formate als bisher und in einem Umschlage erscheinen. Der Beitrag für die Mitgliedschaft bleibt einstweilen derselbe.

Die Sitzungen des Winterhalbjahres sind am Freitag, den 13. Nov., mit einem Vortrage des Geh. Justizrats Professor Dr. Felix Dahn über „Germanisches Heidentum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart“ eröffnet worden. Am Freitag, den 11. Dezember, wird Professor Dr. Körber über „Holtei als schlesischen Dichter“ sprechen, am 8. Januar Universitätsprofessor Dr. Hintze über „Aberglauben bei den Steinen“, am 12. Februar Universitätsprofessor Dr. Kampers über „die Legende vom Kreuzholze Christi“, am 4. März Stadtbibliothekar Dr. Hippe über „einige Breslauer Sagen“.

Das von der Gesellschaft herausgegebene Sammelwerk „Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen“ weist bis jetzt zwei Bände auf:

**I.** Die schlesischen Weihnachtspiele. Von Friedrich Vogt. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. Leipzig 1901.

**II.** Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von Paul Drechsler. I. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. Leipzig 1903.

Den Mitgliedern werden diese Werke, auf Bestellung bei der Verlags-

buchhandlung B. G. Teubner in Leipzig, Poststrasse 3, zum Vorzugspreise von je M. 3,90 geb. M. 4,50 geliefert.

An sonstigen Veröffentlichungen sind erschienen:

Scholz, O., Der Spinnabend zu Herzogswaldau. M. 0,80.

Pautsch, Dr. O., Grammatik der Mundart von Kieslingswalde. Ein Beitrag zur Kenntnis des glätzischen Dialekts. 1901. M. 1,30.

Gössgen, Dr. Waldemar, Die Mundart von Dubraucke. Ein Beitrag zur Volkskunde der Lausitz. 1902. M. 1,30.

---

Um einzelne ältere Nummern oder Jahrgänge der „Mitteilungen“ zu erhalten, wende man sich an den Schriftführer der Gesellschaft, Stadtbibliothekar Dr. Max Hippe, Breslau, Opitzstrasse 3 II.

Beiträge für die „Mitteilungen“ und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. Th. Siebs, Breslau XIII, Hohenzollernstrasse 53 II.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft wolle man an den Herrn Schatzmeister Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Breslau, Schweidnitzerstrasse 8, richten; für die Einwohner von Breslau beträgt der Jahresbeitrag 3 Mark, für Auswärtige 2 Mark. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält die „Mitteilungen“ nummerweise sogleich nach dem Erscheinen unentgeltlich zugesandt. Um eine regelmässige Zustellung zu ermöglichen, sind Adressenveränderungen sogleich dem Herrn Schriftführer Bibliothekar Dr. Hippe, Breslau, Opitzstrasse 3, anzuzeigen.

Zugleich mit dieser Nummer wird ein neues Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft versandt.

---

# Gesamtregister zu Heft I bis X.

## a) Verzeichnis der Aufsätze und ihrer Verfasser.

## b) Wortregister.

**Andere deutsche Mundarten.**

**niederländisch.**



**schwedisch.**



**griechisch.**



**lateinisch.**



**französisch.**

## c) Sachregister.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.

# MITTEILUNGEN

DER

# SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

**THEODOR SIEBS.**

---

**Band VI.**

Jahrgang 1904. — Heft XI und XII der ganzen Reihe.

**BRESLAU**

Selbstverlag der Gesellschaft

(für den Buchhandel zu beziehen durch Max Woywod's Verlag, Breslau VIII)

1904.

# Inhalt.

## Aufsätze und Mitteilungen.

## Besprechungen.



## Geschäftliche Mitteilungen.

# Die Denkmäler der Vorzeit im Volksglauben.

Von Dr. H. Seger.

Die volkstümliche Auffassung vorgeschichtlicher Denkmäler bietet nach zwei Richtungen hin Interesse. Sie ist eine ergiebige Quelle für Sagen und Gebräuche, die ja an nichts lieber anknüpfen als an die Hinterlassenschaft der Vorzeit, und sie enthält nicht selten eine Art historischen Kern, der auf weit zurückliegende Überlieferungen schliessen lässt. Unter diesem Gesichtspunkte sollen im folgenden die verschiedenen Arten prähistorischer Denkmäler betrachtet werden.

Von allem, was uns das Altertum im Norden an Denkmälern hinterlassen hat, ist nichts so dazu angetan, die Aufmerksamkeit zu fesseln, wie die grossen Grabkammern der Steinzeit, jene mächtigen Felsbauten, die sich von Südskandinavien über Nordwestdeutschland, Westeuropa und Nordafrika bis tief ins Innere Asiens erstrecken und noch heute zu den rätselhaftesten Erscheinungen der Urgeschichte zählen. Kein Wunder, dass das Volk sich mit ihnen lebhaft beschäftigte und zu phantastischen Erklärungen seine Zuflucht nahm. Diese Riesenblöcke, welche Menschen unserer Tage kaum bewegen zu können scheinen, mussten natürlich von übermenschlichen Wesen aufeinandergetürmt worden sein. Es waren Stuben, Gräber oder Öfen von Riesen, den einstigen Bewohnern des Landes. Als solche werden sie schon im 12. Jahrhundert bezeichnet, und die Benennungen Hünengräber, Hünenbetten, Jaettestuer, Jynovne, Jättegrafvar, chambres oder tombes des géants haben sich bis zum heutigen Tage erhalten.

Daneben treten, vielleicht veranlasst durch die Kleinheit der Innenräume, andere Deutungen auf, bei denen Zwerge, Feen oder sonstige Fabelwesen eine Rolle spielen. In katholischen Gegenden, z. B. in Frankreich, werden diese bisweilen durch die Mutter

Gottes und gewisse Heilige, oder im Gegensatz dazu, durch den Teufel ersetzt; und endlich werden auch ohne Nennung bestimmter Persönlichkeiten allerlei Spukgeschichten von dem Denkmal erzählt, wobei besonders die Sage von verborgenen Schätzen, der wir noch öfters begegnen werden, weit verbreitet ist.

Bei dieser Auffassung der Steingräber erscheint es begreiflich, dass sie an manchen Orten geradezu als heilige Plätze angesehen werden, wo man Opfer darbrachte und einen gewissen Kult ausübte. Eine Reihe von Konzilbeschlüssen aus dem 5. bis 7. Jahrhundert und Verordnungen in angelsächsischen und karolingischen Gesetzen bedrohen diesen Götzendienst mit Strafe und gebieten die Zerstörung solcher Denkmäler. In andern Fällen griff man zu dem beliebten Mittel, den nun einmal an den Ort gebannten Kultus zu christianisieren, indem man auf das Denkmal ein Kreuz setzte oder es gar in eine Kapelle umwandelte. Es gibt in Frankreich mehrere Kapellen dieser Art. Übrigens stammt die Verehrung jener Gräber gewiss schon aus vorgeschichtlicher Zeit. Darauf deuten unter anderem die häufig auf dem Decksteine angebrachten näpfchenförmigen Vertiefungen, die unzweifelhaft eine religiöse Bedeutung gehabt haben und mit den ganz ähnlichen Zeichen zusammenhängen, die noch heute als Symbole von Fruchtbarkeit und Glück Gegenstand der Anbetung in Indien sind.

Die megalithischen Gräber der Steinzeit haben, wie angedeutet, innerhalb Deutschlands nur eine beschränkte Verbreitung. Fast überall dagegen finden sich die zumeist der Bronzezeit angehörigen grossen Erdhügel, die gewöhnlich ebenfalls als Hünengräber bezeichnet werden. Auch an diese Art von Gräbern knüpfen sich in der Regel Sagen und abergläubische Gebräuche. So soll auf den nordfriesischen Inseln noch bis ins 17. Jahrhundert auf den Hügeln Wotan geopfert worden sein. Erst um 1800 ist dort der nächtliche Reihentanz um den Hügel am Vorabend des Petritages (21. Februar) abgeschafft worden und noch heute erglänzen an diesem Tage von den Hügeln der Inseln Freudenfeuer „um Peter zu Bett zu leuchten", die früher zugleich das Zeichen waren, nach des Winters Ruhe aufs neue zur See aufzubrechen [1]).

---

[1]) Globus, Bd. 73 (1898) S. 129 f. — Freilich ist auch mit der Tatsache zu rechnen, dass derartige Kulte bisweilen gelehrten Ursprungs sind: so ist gerade

Als Bewohner der Hügel gelten auf diesen Inseln, wie fast überall in Norddeutschland, die Zwerge, kleine Männlein mit grossem Kopf, roten Hüten und kurzen krummen Beinen. Um einen Hügel am Fusse der Amrumer Dünen, den Fögashuugh, sah man sie abends im Mondenschein lustige Tänze aufführen, während sie tagsüber ihre Wäsche an den Abhängen zur Bleiche auslegten. Auf dem nahen Gewässer Meerham liefen sie im Winter Schlittschuh. Ein beherzter Mann wollte diese Wohnung der Zwerge zerstören. Er grub tief und tiefer in den Hügel hinein, und als er den Kammern der „Onnerbänkissen“ — so heissen sie amringisch — nahe war, gewahrte er zu seinem Schrecken, dass sein eignes Haus in Flammen stand. Er liess nun Zwerge Zwerge sein und als er heimkam, fand er sein Haus unversehrt. Seitdem liess man die Bewohner des Fögashuugh in Ruhe.

Ungemein verbreitet ist die Sage von einem im Hügel verborgenen Schatze, meist einer goldenen Wiege, aber auch einem goldenen Sarge, Wagen, Ringe oder Horne. Es ist nichts Seltenes, dass die Bauern in der Hoffnung auf solche Schätze einen Hügel mit vieler Mühe aufgraben und sich dann sehr enttäuscht fühlen, wenn sie nur einige tönerne Urnen mit Asche und verbrannten Knochen finden. Bisweilen aber behält doch der Volksglaube recht. So geht in der ganzen Priegnitz die Sage vom Riesenkönig Hinz, der in einem dreifachen Sarge: einem eisernen oder kupfernen, dann in einem silbernen und endlich in einem goldenen beigesetzt sei. Am zähesten haftet sie an dem sogenannten Hinzberge oder Königsgrabe bei Seddin, dem grössten überhaupt bekannten Hügelgrabe des Nordens. Vor drei Jahren glückte es dem Märkischen Provinzialmuseum bis zu der im Mittelpunkte des Hügels gelegenen Grabkammer vorzudringen. Sie war von Geschiebeblöcken hergestellt und kuppelförmig gewölbt, inwendig mit einem dicken Mörtelbewurf bekleidet und purpurrot bemalt. Darin stand ein 50 cm hohes Tongefäss und in diesem eine schöne altitalische Bronzevase, die die verbrannten Gebeine eines kräftigen Mannes und eines Hermelins enthielt. Ausserdem fanden sich in dem Grabe noch vier andere Urnen mit den Resten zweier weiblicher

---

in den letzten Jahren das sog. Biikenbrennen am Petritage auf Sylt wieder aufgenommen worden. — Was alles an Unsinn aus solchem antiquarischen Wissen z. B. der Gelehrten des 17. oder 18. Jahrh. hat entstehen können, lehrt der Hertha-Nerthus-Schwindel auf der Insel Rügen. Ss.

Wesen und zahlreiche Beigaben von bronzenen und anderen Schmucksachen, Waffen und Geräten. Alles in allem zeigte das etwa dritthalb Jahrtausende alte Grab in Anlage und Ausstattung einen so ungewöhnlichen Aufwand, dass es in Wahrheit einem Fürsten als letzte Wohnstätte gedient haben muss.

Wenn hier ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Sage und Grabinhalt immerhin noch zweifelhaft erscheint, so kann er in einem andern Falle doch kaum bestritten werden. Er wird von dem Schweriner Archivdirektor Lisch, dem Begründer der deutschen Altertumskunde, einem in jeder Hinsicht vertrauenswürdigem Gewährsmanne, berichtet.

Auf der Feldmark des Dorfes Peccatel bei Schwerin standen mehrere kegelförmige Grabhügel nahe beieinander, von denen zwei durch ihre Grösse ausgezeichnet waren. Von dem grössten, Rummelsberg genannt, erzählten die Dorfbewohner, dass darin die Unterirdischen wohnten und an einer Tafel ihr Mahl abhielten, wozu sie sich aus den anderen Hügeln Kessel, Messer und sonstige Geräte liehen. Auch hätten die Unterirdischen Kinder, die sie gegen Dorfkinder vertauschten (Wechselbälger). Diese zwergartigen Kinder pflegten zu singen: „Ick bün so old, als Böhmergold“. Es muss betont werden, dass diese Sage, die sich sonst in ganz Mecklenburg nicht wiederfindet, zu einer Zeit niedergeschrieben worden ist, wo die beiden grossen Hügel noch unberührt waren. Ihre Aufgrabung erfolgte in den Jahren 1843 und 1845 unter persönlicher Leitung von Lisch. Da fand sich denn in der Mitte des grösseren Hügels unter einem Steinhaufen ein Begräbnis mit einer verbrannten Leiche und daneben eine Menge von bronzenen Altertümern. Ausserdem aber enthielt der Hügel den aus mehreren Teilen bestehenden Bau eines Opferaltars. Zuerst stand im Osten eine viereckige Erhöhung, 5 Fuss im Geviert, aus lehmhaltigem Sande aufgebaut und mit einer doppelten Schicht von Feldsteinen bedeckt. Westlich davon stand auf einem gleich hohen und breiten Unterbau ein durchaus regelmässiger runder Kessel von 3 Fuss Durchmesser und 2 Fuss Tiefe, der mit dem Rande ungefähr 1 Fuss über den Altar hervorragte. Hieran stiess eine ebenfalls aus Lehm und Feldsteinen errichtete Tafel von 5 Fuss Höhe und 10 Fuss im Geviert, der eigentliche Altar, auf dem in der Mitte eine verzierte Urne stand. Unmittelbar daran schloss sich eine 6 Fuss lange Mulde von ähn-

licher Beschaffenheit wie der Kessel. Darin lag das Gerippe einer unverbrannten Leiche, die in schwarze Wiesenerde gepackt war. Lisch zweifelte nicht daran, dass das Skelett von einem Menschenopfer herrühre. Wie sehr diese Erscheinungen mit der Volkssage übereinstimmen, geht daraus hervor, dass alle Arbeiter augenblicklich die „Tafel" und den „Kessel" der Sage erkannten und aus Furcht vor den Unterirdischen sich lange sträubten, die Arbeit fortzusetzen.

Nicht minder merkwürdig war der Inhalt des zweiten Hügels, denn hier fand man unter den Grabbeigaben ausser einem Schwerte, einer Lanze und einer Pfeilspitze, einen massiven goldenen Armring, zwei Messer aus Bronze und einen kleinen vierrädrigen Wagen, der einen grossen bronzenen Kessel trug. Also auch hier eine frappante Übereinstimmung mit der Sage. Der Zeit nach gehören diese Funde in den älteren Abschnitt des jüngeren Bronzealters, also in die ersten Jahrhunderte des Jahrtausends vor Christi Geburt.

Diese Fälle stehen nicht vereinzelt da. Ich führe noch einige Beispiele an. Auf der Insel Amrum lag ein Erdhügel, der Hölenhugh; der umgebende Acker hiess „das Horn" und dieser Hölenhugh up Hurn sollte ein goldenes Horn enthalten. Bei der von Olshausen vorgenommenen Ausgrabung fand sich unter anderem eine 11 m lange Steinsetzung, die die ganze östliche Hälfte des Hügels durchzog und genau die Form eines Trinkhorns mit Mundstück und Handgriff aufwies. Auch hier waren sowohl die Arbeiter wie die übrige Bevölkerung von der Bestätigung der Sage völlig überzeugt[1]. — Von einem anderen Grabhügel, dem Dronningshöi bei Schuby in Schleswig, erzählte das Volk, es sei darin ein von der „Swarten Margret", d. h. der dänischen Königin Margareta Sambiria († 1282), meuchlings enthaupteter Krieger bestattet, und in der Tat fand sich bei einer vom Kieler Museum veranstalteten Ausgrabung ausser anderen Skeletten auch ein der Steinzeit oder dem Beginn der Bronzezeit angehöriges, dessen Schädel losgetrennt zu seinen Füssen lag[2]. Zu erwähnen ist noch die wiederholt beobachtete Tatsache, dass sich an bestimmte, äusserlich durch nichts auffallende Örtlichkeiten in Feld und Moor Sagen von versunkenen

---

[1]) Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1900, S. 69.

[2]) Mitteil. d. anthrop. Ver. in Schlesw.-Holst., Heft 8, Kiel 1895, S. 13 f.

Städten oder Menschen, von spukhaften Erscheinungen u. dergl. knüpfen, und dass dann gerade an diesen Stellen Schatzfunde oder Gräber aus der Bronzezeit zutage gefördert worden sind[1]).

Es gibt dafür kaum eine andere Erklärung, als dass sich trotz des ungeheuren zeitlichen Abstandes im Volke eine ununterbrochene Tradition erhalten hat, was seinerseits wiederum für eine grosse Stabilität der Bevölkerung spricht.

Weniger auffällig, wenn auch immer noch merkwürdig genug, sind die Überlieferungen über Gräber aus der Wikingerzeit, die sich namentlich in Island mit überraschender Treue bewahrt haben. Die isländischen Sagen geben ganz genaue Auskunft über Namen, Kämpfe, Todesjahr und Begräbnis der in den Grabhügeln bestatteten Helden des 10. und 11. Jahrhunderts, und die in den letzten Jahren ausgeführten Ausgrabungen haben eine sich bisweilen selbst auf körperliche Eigentümlichkeiten erstreckende Übereinstimmung zwischen Sage und Grabinhalt ergeben[2]). Nebenbei erfahren wir aus diesen Sagen auch, dass den Waffen, die in Gräbern gelegen hatten, besondere Vortrefflichkeit beigemessen wurde.. Es galt für ebenso ruhmvoll wie gefährlich, in einen Hügel zu gehen, den Hügelbewohner (d. h. den Toten) im Zweikampf zu überwinden und seine Schätze und Waffen mit sich hinwegzunehmen, ein Wagnis, von dem der Tollkühne meist durch höllisches Blendwerk abgeschreckt wurde.

In unseren Gegenden fehlt es zwar nicht an Hügelgräbern, doch finden sich solche heute nur noch abseits vom Verkehr, in der Haide oder in ausgedehnten Waldungen, wohin die alles ebnende Bodenkultur noch nicht gedrungen ist. Dafür gibt es in immer noch beträchtlicher Zahl Burgwälle, jene Befestigungen aus vorgeschichtlicher Zeit, von denen wir in der Schwedenschanze bei Oswitz ein jedem Breslauer wohlbekanntes Beispiel haben. Man hat lange darüber gestritten, ob sie als Kulturstätten oder als Festungsanlagen anzusehen seien. Das Volk aber ist über ihre wahre Bestimmung niemals im Zweifel gewesen. Fast alle die zahllosen Benennungen haben das gemeinsam, dass sie den Charakter als Schutzwehr oder Feste betonen, und dies ist um so bemerkens-

---

[1]) Vgl. Voss, Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1878, S. 55 u. 367 f; Krause, ebenda 1897, S. 114 f, Götze, ebenda 1893, S. 146.

[2]) Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1894, S. 85 f; Globus Bd. 81 (1902) S. 64 f.

werter, als der heutige Zustand der Wälle einer solchen Auffassung häufig so gut wie keinen Anhalt bietet. Bei diesen Namen spielt die Erinnerung an frühere Kriege eine grosse Rolle. An den Mongoleneinfall gemahnt noch die nicht seltene Bezeichnung als „Tattern(Tartaren-)schanze". Dann gibt es Hussiten-, Panduren-, Franzosen- und besonders zahlreich Schwedenschanzen, ein Beweis, dass die Drangsale des dreissigjährigen Krieges sich am tiefsten in das Gedächtnis eingeprägt haben.

Fast über alle Wälle gehen Sagen von versunkenen Schlössern, Kirchen und Glocken, vergrabenen Schätzen, unterirdischen Gängen und verwunschenen Jungfrauen [1]). Öfters wird erzählt, die Erbauer hätten den Boden zum Baue in ihren Mützen oder Schürzen hinaufgetragen, oder ein Riesenfräulein habe eine Schürze voll Sand fallen lassen. Einige Male heisst es, dass die Schlossherrschaft die Wege mit Mehl bestreut habe, um im Sommer Schlitten zu fahren. Zur Strafe für diesen Übermut sei das Schloss versunken. Die vergrabenen Schätze haben auch hier wiederum nicht selten die Form von silbernen oder goldenen Wiegen und Särgen. An ihre Stelle tritt aber auch häufig die prosaischere Kriegskasse, von der überhaupt, besonders in Mittel- und Niederschlesien, viel die Rede ist. Es werden sogar, z. B. im Striegauer Kreise, Leute mit Namen genannt, die eine solche Kriegskasse gefunden haben und dadurch zur Wohlhabenheit gelangt sind. Mitunter öffnet sich der Berg zu bestimmten Zeiten. Den Schlossberg bei Stenschewo (Provinz Posen) fand einst eine Frau offen. Beim Anblick der Schätze vergass sie ihr Kind, ging hinein, und der Berg schloss sich hinter ihr. Erst nach Jahr und Tag kam sie wieder heraus, das Kind aber sass am Ausgang und spielte mit einem Apfel.

Von Interesse ist die namentlich in der Lausitz verbreitete Sage, dass in den Wällen die Heimchen oder Lutchen wohnen. Es sind dies kleine gutmütige Wesen, die von den benachbarten Dörfern Braupfannen, Back- und Butterfässer borgten und sich vor dem Ton der Glocken in die Sandberge geflüchtet haben. Der Name ist wendisch und bedeutet kleine Leute. Diese Sage

[1]) Um einige Beispiele zu nennen zitiere ich: Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1880, S. 136; 1886, S. 593; 1887, S. 51; 1897, S. 63; Behla, die vorgeschichtl. Rundwälle im östl. Deutschland, Berlin 1888; O. Vug, Die Schles. Heidenschanzen, Grottkau 1890; H. Söhnel, Die Burgwälle Schlesiens (in Schlesiens Vorzeit, Bd. VI, S. 89 ff.).

hat einen ausserordentlich grossen Verbreitungskreis und es ist nicht unmöglich, dass sich in ihr eine Erinnerung an ältere Bewohner des Landes verbirgt[1]).

Doch ist es mit diesen Sagen, wie mit allen anderen: die Freizügigkeit und die Zeitungsbildung werden bald mit ihnen aufgeräumt haben. Vug berichtet von einem Manne, den er nach den Totterngräben bei Guhrau fragte. „Die Totternschanzen? Wo im dreissigjährigen Kriege der ahle Zieten mit seine Tottern drin gehaust hat? Na ob ich die kenne“, erhielt er zur Antwort. Als ich im vorigen Sommer der Pandurenschanze bei Sandberg einen Besuch abstatten wollte, musste ich die Wahrnehmung machen, dass es dort zwar ein „Gasthaus zur Pandurenschanze“ giebt, dass aber keiner der von mir befragten Ortsbewohner eine Ahnung hatte, wo nun eigentlich die Pandurenschanze selbst liege.

Von den Fundstätten wenden wir uns zu den Funden. An solchen haben wir bekanntlich in Schlesien keinen Mangel. Es gibt, abgesehen von den Gebirgsgegenden kaum ein Dorf, in dessen Nähe nicht wenigstens ein vorgeschichtliches Gräberfeld gelegen wäre. Äusserlich durch nichts kenntlich, verraten sich die Stellen nur, wenn im Frühjahr oder Herbst der Pflug die Scherben der Totenurnen emporwühlt. Bei leichtem Boden kommt es auch wohl vor, dass der Regen oder Wind die seichtliegenden Gefässe bloslegt. Solcher werden oft auf einem Felde viele tausende gefunden, sodass mit den Scherben die Wege gebessert werden können. Diese kurzen Andeutungen sind nötig, um die abenteuerlichen Vorstellungen zu begreifen, die früher über den Ursprung der Urnen im Schwange waren.

In seiner berühmten, 1711 in Breslau erschienenen „Maslographia“ widmet der Pastor Leonhard David Hermann in Massel ein ganzes Kapitel der Frage: „Ob die sämmtlichen Urnen vor selbstgewachsene Erd-Töpffe zu halten?“ Er führt eine Menge gelehrter Autoren an, „die ohne Zweifel aus einer gemeinen Tradition geglaubet und geschrieben: Es gebe solche Töpfe, die von Natur in der Erde wachsen; wo sie wüchsen, hätte man ein gewisses Merkmal an einem Hügel, den die darunter befindlichen Töpfe aufwerfen und sich selbst verraten sollten. Im Winter,

[1]) Robert Behla, die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland, Berlin 1888, S. 27f.

Herbst und Frühjahr liegen sie bis 20 Schuh tief in der Erde, dahingegen sie um Pfingsten kaum eine Elle tief anzutreffen seien". Dass wir es hier nicht mit einer gelehrten Hypothese, sondern mit einer volkstümlichen Meinung zu tun haben, wird auch sonst ausdrücklich gesagt. Eine andre, ebenfalls von Hermann mitgeteilte Ansicht war, „dass sie die Zwerge, kleine Männchen, so in der Erde wohnen, zu ihrem Dienst gebraucht, auch ihren Toten und Verstorbenen mitgegeben zu ihrem beliebigen Dienst".

Die letztere Auffassung begegnet uns heute noch an verschiedenen Orten, wie denn überhaupt auch auf die Urnenfriedhöfe mit Vorliebe Sagen und Spukgeschichten verlegt werden [1]).

Ein Bauer in Malkwitz, Kreis Breslau, erzählte mir einmal, er habe eine Urne ausgegraben, von der sei ein übelriechender Rauch aufgestiegen, der ihn und seine Leute fast betäubt habe. Wenn sie nicht rasch zur Seite gesprungen wären, hätte sie der Rauch zu Boden gerissen. Das sei gewiss ein böser Geist gewesen. Er schien von der Wahrheit seiner Erzählung überzeugt zu sein, und seine Frau bestätigte sie.

Im allgemeinen aber denken unsere heutigen Landleute, wenn sie auf Töpfe stossen, immer nur daran, ob Geld darin verborgen sei, was zur Folge hat, dass sie sofort alles kurz und klein schlagen. Bronzesachen werden meist für Gold gehalten. Dagegen werden wirkliche Goldfunde ebenso regelmässig als Messing angesehen und missachtet. Das Suchen nach Geldtöpfen erhält durch die wirklich sehr häufige Auffindung von solchen immer neue Nahrung. Zu allen Zeiten war die Erde ein beliebter Versteck, und es vergeht wohl kein Monat, wo nicht irgendwo ein oder mehrere Gefässe mit Münzen gefunden würden. Eine besondere Erwähnung verdienen die sogenannten Regenbogenschüsselchen, hohlgeprägte, keltische Goldmünzen aus vorrömischer Zeit. Nach altem Glauben werden sie nur da gefunden, wo ein Regenbogen mit seinem goldenen Fuss gestanden hat. Die Entstehung dieses Glaubens dürfte darauf zurückzuführen sein, dass solche Münzen durch starke Regengüsse ausgespült zu werden pflegen.

Alle andern Funde aber übertrifft an Bedeutsamkeit die steinerne

---

[1]) Behla, Die Urnenfriedhöfe, mit Tongefässen des Lausitzer Tyons, Luckau 1882, S. 30f; Krause, Verhandl. d Berl. anthrop. Ges. 1897, S. 118; Globus. Bd. 83. (1903), S. 130.

Axt, der Donnerkeil[1]). Die Meinung, dass sie vom Blitz in die Erde geschleudert sei und infolgedessen ganz besondere Kräfte in sich trage, war früher allgemein.

Der schon zitierte alte Hermann äussert sich darüber folgendermassen: „Insgemein werden sie Donnerkeile und Wettersteine genennet, welche aus dem Donnerwetter mit samt dem Blitz herabfahren, einschlagen und bis 9, 10 Ellen tief in die Erde kriechen, in etlichen Jahren nach und nach wieder herfür kommen sollen. Die Steine mit Löchern sollen einschlagen und brennen, aber die glatten und schlichten nur Höller sein. Happelius in der kleinen Welt-Beschreibung beschreibt den Donnerkeil also: Der Keil entstehet aus der Materie, die mit den Dünsten in die Luft gezogen und daselbst durch die Kraft des Versteinerungs-Geistes in einen harten Stein verwandelt und verhärtet wird. Diese Materie ist irdisch, klebricht, grob und schweflich. Allermeistens herrührend aus den metallischen Dünsten, die der Versteinerung am meisten fähig sind. Der Keil selber ist so hart wie Eisen, hat nicht allemal einerlei Gestalt und soll, nachdem er seinen Schlag verrichtet, hernach grossen Nutzen in der Arzney haben".

Als solcher Nutzen wird u. a. angegeben: Wo ein Donnerkeil im Hause, da soll das Wetter nicht einschlagen. — Wer einen finde, der soll ein glückseliger Mensch sein. — Die Saat glücklich zu verrichten, müsse man Donnerkeile im Säetuche haben. — Wenn einer feste wäre und man schabe etwas von einem Donnerkeile und schiesse damit, so müsse er aufgelöst werden. Man müsse aber drei Donnerkeile haben, ob man gleich nur von einem was schabe. — Donnerkeil pulverisiert und gebraucht soll wider die Gelbsucht ein Spezifikum sein, auch wider die schwere Not helfen. — Donnerkeile sollen den Schlaf befördern und die kleinen Kinder, wenn sie ihnen in die Wiege gelegt, vor dem Bruch bewahren. — Donnerkeile sollen für die pestilenzialische Luft und

---

[1]) E. Cartailhac, L'âge de pierre dans les souvenirs et superstitions populaires. Paris 1878, und La France préhistorique, Paris 1889, S. 2 ff; R. Andree, Die prähistorischen Steingeräte im Volksglauben. Mitteil. d. anthrop. Ges. in Wien, 1882, S. 112 ff.; wieder abgedruckt in Ethnograph. Parallelen u. Vergleiche N. F. Leipzig 1889; Bartels, Beiträge zum Steinbeil-Aberglauben in Nord-Deutschland. Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1893, S. 558 ff.; — Vgl. auch Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1894, S. 197; 1896, S. 362; Mitteil. d. anthrop. Ges. in Wien 1882, S. 159.

wider alle Gifte dienlich sein; der Stein soll schwitzen, wenn Gift vorhanden ist — u. dgl. mehr.

Was der Trebnitzische Pastor (der übrigens für seine Person durchaus frei von derlei Aberglauben war und die Bedeutung der Steinwerkzeuge richtig erkannte) vor zweihundert Jahren geschrieben hat, trifft für die Kreise Trebnitz, Wartenberg, Militsch und den grössten Teil von Oberschlesien heute noch zu. Ich habe in den letzten drei Jahren von einem einzigen Unterhändler wohl an 100 Steinäxte erworben, die sämtlich aus den genannten drei, auf dem rechten Oderufer liegenden Nachbarkreisen stammen und von den Vorbesitzern oft schon Generationen hindurch zu abergläubischen Zwecken benutzt worden waren.

Man verwendet die Donnerkeile in jener Gegend gegen alle möglichen Krankheiten, besonders aber solche des Viehs. Kühen, die keine oder zu wenig Milch geben, werden die Euter damit bestrichen. Dasselbe geschieht bei Beulen. Mitunter werden sie auch durch das Loch der Steinaxt gemolken. Der glückliche Besitzer eines Donnerkeils hat dadurch manchmal eine gute Nebeneinnahme, denn die andern Dorfbewohner borgen ihn sich im Bedarfsfalle und bezahlen dafür 25—50 Pf.[1]). Wenn eine Tochter heiratet, so gibt ihr die Mutter die Hälfte des Hammers und behält die andere. Auf diese Weise kann es geschehen, dass man die beiden zueinanderpassenden Stücke in verschiedenen Dörfern findet. Auch in Pulverform wird der Donnerkeil medizinisch angewendet, und an manchen Exemplaren ist schon so viel abgeschabt, dass man die ursprüngliche Form kaum noch zu erkennen vermag.

Bei der Aussaat legt man den Donnerkeil ins Säetuch und vergräbt ihn dann bis zum nächsten Frühjahr in einer Ecke des Feldes. Das gibt eine gute Ernte.

Vor allem aber schützt der Donnerkeil gegen Blitz- und Feuersbrunst. Der echte zeigt schon das Herannahen eines Gewitters an, indem er zu schwitzen anfängt. Auch kann man ihn daran erkennen, dass eine um ihn gewickelte Schnur im Feuer nicht verbrennt. Hier liegt wohl eine natürliche Erscheinung zu-

[1]) Eine Frau im Militscher Kreise wurde kürzlich wegen Kurpfuscherei verurteilt. Sie betrieb ihre sehr einträgliche Praxis hauptsächlich mit Hilfe von Besprechungen und einem „Donnerkeil“.

grunde. Da die Steinkeile oft aus Kieselschiefer oder einem ähnlichen harten Gestein bestehen und wegen ihres festen Gefüges bei raschem Temperaturwechsel die sich bildenden Niederschläge nicht aufsaugen können, so werden sie feucht und durchtränken dann auch den Faden.

In Schlesien legt man den Donnerkeil während des Gewitters auf den Tisch. Anderwärts wird er unter dem Dachstuhl aufbewahrt. In Masuren steckt man den Finger durch das Stielloch, dreht ihn unter dem Sprechen einiger Zauberworte dreimal herum und wirft ihn mit aller Kraft gegen die Stubentür.

Der Glaube an die Schutzkraft des Donnerkeils wie auch an seine überirdische Herkunft ist naturgemäss im Schwinden. In den seit Jahrhunderten rein deutschen Teilen Schlesiens kennt man ihn kaum noch, und ein junger Bauer aus Herrnkaschütz, Kreis Militsch, der sich zuerst geweigert hatte, ein von ihm ererbtes Steinbeil wegzugeben, verkaufte es das Jahr darauf doch an unseren Agenten, weil inzwischen der Blitz trotz des auf dem Tische liegenden Beiles bei ihm gezündet hatte. Alte Leute trennen sich schwerer davon. Ein 75jähriger Mann aus der Zobtener Gegend zeigte mir kürzlich einen Steinhammer, den sein Vater angeblich auf einer alten Eiche in Mannshöhe gefunden hatte. Er verlangte dafür nicht weniger als 3000 M. und erklärte, das sei gar nicht viel, da dieser Stein einen unfehlbaren Schutz gegen Blitzgefahr biete. Er liess sich dies auch nicht ausreden und nahm schliesslich den Hammer wieder mit nach Hause.

Ähnliche Ansichten herrschen noch in vielen anderen Teilen Deutschlands, ja in den meisten Ländern Europas. Ihr hohes Alter wird dadurch bezeugt, dass die heidnischen Germanen sich ihren Donnergott Thor oder Donar, und ebenso die Litauer ihren Perkunas, mit einem Steinhammer bewaffnet dachten. „Möge Dich ein Donnerstein erschlagen“, ist eine in mittelalterlichen Dichtungen öfters wiederkehrende Verwünschung. Aus dem Altertum besitzen wir einige in Ägypten, Kleinasien und Griechenland gefundene Steinäxte, die mit Inschriften versehen sind und offenbar Amulette vorstellen. Bei den Römern suchte man nach dem Gewitter den Blitz, und wenn man ihn gefunden hatte, so wurde er unter religiösen Zeremonien an heiliger Stätte vergraben. Plinius schildert nach einem älteren Gewährsmanne (Sotarus) die Wirkungen der Donnersteine (Ceraunia), deren Besitz zur Wegnahme

ganzer Städte und Flotten befähige. Von dem Feldherrn Galba wird berichtet, dass er in Cantabrien einen See entwässern liess, weil er bemerkt hatte, wie ein Blitz hineinschlug. Auf dem Grunde wurden 12 Steinbeile gefunden, für uns ein Beweis, dass ein neolithischer Pfahlbau in dem See gestanden, für den römischen Heerführer aber ein Anzeichen, dass er nun die Macht besitze, die Kaiserwürde zu erringen, was auch in der Folge geschah.

Aber nicht bloss in den Ländern des alten Kulturkreises, sondern auch in Innerasien, bei Birmanen, Indern, Javanern, Chinesen und Japanern, bei den afrikanischen Negern und den mittel- und südamerikanischen Indianern verbindet sich mit den prähistorischen Steinwaffen eine fast identische, manchmal bis in die kleinsten Einzelheiten übereinstimmende Vorstellung, die sich auf deren Entstehung und angeblich wunderbaren Eigenschaften bezieht. Der gemeinsame Grund liegt offenbar darin, dass man sich die zerschmetternde Wirkung des Blitzes nur durch eine Waffe erklären konnte und damit die ebenso rätselhaften Gebilde einer fernen Vorzeit in Einklang brachte. Möglicherweise haben ausserdem Beobachtungen niederfallender Meteorsteine und zufällige Funde von Steinäxten an Orten, wo der Blitz eingeschlagen hatte, den Glauben, die Steinaxt selbst sei der Blitz, teils hervorgerufen, teils bestärkt. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass da wo die Völker sich noch in der Steinzeit befinden oder bis vor kurzem befanden, wo sie mit eignen Händen die Steingeräte fertigen, z. B. in der Südsee und in Australien, dieser Aberglaube nicht besteht.

Wir können diese Betrachtung nicht schliessen, ohne an die Mitglieder unserer Gesellschaft die Bitte zu richten, auf alle Erscheinungen der besprochenen Art achten und ihre Beobachtungen mitteilen zu wollen. Sie werden dadurch gleichermassen der Volks- und der Altertumskunde unserer Heimat einen Dienst erweisen.

# Schlesische Gedichte aus der Reformationszeit.

Mitgeteilt von Dr. Arnold Oskar Meyer.

Ein schlesischer Besitzer des weit verbreiteten deutschen Pilgerbüchleins „Mirabilia Romae" (Nürnberg 1491)[1]) hat den geistlichen Inhalt des Buches um eine Reihe weltlicher Verse, meistens Liebesklagen, handschriftlich vermehrt. Nach einigen andern, datierten, Eintragungen zu urteilen, stammt die Aufzeichnung aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts; später ist sie aus paläographischen Gründen kaum anzusetzen. Die Niederschrift ist sehr flüchtig, zuweilen unleserlich, stellenweise auch textlich verderbt. Der folgende Abdruck ist orthographisch treu, doch ist moderne Interpunktation und Anordnung nach Verszeilen eingeführt worden.

Von der ersten Abteilung, den Weihnachtsprüchen, hat Hoffmann von Fallersleben schon 1832 einen infolge der schweren Lesbarkeit freilich ungenauen und lückenhaften Abdruck mitgeteilt[2]). Die übrigen Gedichte sind meines Wissens noch ungedruckt.

## I. Weihnachtsprüche.

fol. 23. Knecht Ruprecht, was sollen wier sagen oder singen?
Die pauren, die wollen vns nichts mehr bringen.

Herr, die bauren, die haben sichs woll bedachdt:
Sie haben vns ein gutte entte gebrachtt,
Ein entte, ein quater[3]), auch ein han
In peccatorum rectionem[4]),

---

[1]) Breslauer Stadt-Bibliothek Hs. M. 1562.

[2]) Im „Anzeiger für die Kunde des deutschen Mittelalters" I Spalte 299 f.

[3]) Kater? — Über die kulinarische Verwertung der Katze vgl. II, 6: „liedt von einem kezelein", Strophe 2. (Sollte hier etwa das schwäbische „*Kauder*" = „Truthahn" (auch *Kuder, Kutter*) zu vergleichen sein? Für den Anlaut Qu statt K gibt es Parallelen, und die Bedeutung würde trefflich passen. Ss.)

[4]) Zur Besserung der Sünden (Sünder). Nur Vermutung; im Original steht „im peccetorum rectiorum", was keinen Sinn gibt. Der Schreiber reimte wohl auf Kosten des ihm fremden Latein. Der biblische Ausdruck für Vergebung der Sünden lautet übrigens in peccatorum remissionem. Bei Hoffmann v. F. fehlt die Zeile.

Ein ganns, ein flanns[1]),
Ein schwein, stich drein!
Ein lamp, ein laterumb (?)[2]),
Ein khue ist gutterumb (?)[3]),
Ein pferdt ist werdt.

Denn flax, den sallman spinnen,
Den wein, den sall man trincken,
Einsamen[4]) fraulen sall man wincken.

Ein fueder nisse gebracht:
Die nisselein, die sall man krachen,
Auß den schalen ein feuerlein machen.

## II. Liebesgedichte.

1.

fol. 25. Entlaubt ist vns der waldt[5])
Gegen diesem winter kaldt,
Entfroren wyrdt sichs balde,
Mein sones[6]) lieb macht mich kaldt.
Das ich dich, hercz, schone muß meyden,
Die mir gefallen thutt,
Krenckett mir herczliches leyden,
Dorzue einen schweren mutt.

Ihr angesicht, ihr schoner mut
Ehrfreutt das[7]) hercze mein,
Und solt[7]) mir wiederfaren gutt,
So wolt ich frolich sein.
Gantz fern in gronem walt
Singen die fogelein,

---

[1]) D. h. Maul, insbesondere das breite verzogene Maul. Ein *Flansch*(en) bedeutet auch „Stück, Fetzen".

[2]) Für „loterûn" = loter, lotter (Luder, Schelm)? Auch laternus lesbar, = laterne, der entfiederte und ausgenommene Körper einer Gans oder Ente (Grimm)?

[3]) Mir unverständlich.

[4]) So zu lesen, nicht „eim schönen", wie Hoffmann v. F. hat.

[5]) In der Hs. fehlt das *t*, wahrscheinlich durch Beschneiden des Randes.

[6]) Hs. fones.

[7]) Ob *o* oder *a*, ist öfters nicht zu entscheiden.

Darzue frau nachtegale
Furgunnigett[1]) des tages scheyene.

O wechter ahn der czynne,
Wi krenckest mich also sehr!
Due duest mir kumer bringen,
So ich den tag ersehe.
Das klag ich gott vom himell:
Es muß gescheyden sein,
Nue behutt gott fur schanden,
Due, meine scheine keyserein!

Hoffnung ist mein grosser gewien
fol. 26. Darmit sie mich ergkestt[2]);
Heint ferdt mein schones lieb dahien,
Was lessett miers zur leczt?
Sein ehr vnd ihr steytikeit,
Nicht mehr beger ich von ihr;
Ihn czuchten ists[3]) sie mir alleczeit bereit,
Desgleichen ich[4]) auch ihr.

Nue far dahin, mein schones lieb,
Gott geb dir geluck so wiel,
Fur mich in deinem schilde
Recht wie ein kurczes cziell,
Vnd kehr wiederumb balde,
Was magk vns liebers gesein?
Sogar mit reichem schalle,
Vnd mach vns dieser sorgen frey!

Nue scheyde ich von der liebe,
Das hercze bleybet bein[5]) ihr.
So kan ich nicht aussprechen
Ihr czucht vnd schene czier,

---

[1]) Verkündiget.

[2]) Wohl für „ergetzt", urspr. = vergessen macht, entschädigt.

[3]) Hier wie in „ichs" und „michs" weiter unten überall deutliches Schluss-*s*, wie es ja bis auf den heutigen Tag in manchen Mundarten gerade im Liede üblich ist. Ss.

[4]) Im Original „ihr auch ihr".

[5]) So steht deutlich in der Hs.; man vergleiche das zum *s* in Anmerk. 3 Gesagte.

Domit sie hatt gefangen
Das hercze in meinem leib.
Hutt dich fur falssen czungen!
Domit sey due bey scheydt.

fol. 27. Sones lieb, vorgiess due meiner nicht,
Halt mich in stheter hutt![1])

2.

Nova Cantilena.

Wolt gott, wehr ihr
Als gleich mir
Von hercz, mut, syhn vnd gemutte,
Zue lieben mich
Gancz prunsticklich,
Vnd tryge auch gleichen schmerzen,
Sindt her ich trag
Hardt vnd schwer,
Sindt ich sie hab gesehen.
Ich hab sie holdt
Fur rothes gollt,
Ach gott, wie sall mir geschehen!
Ya geschehen!

So piet ich euch, edeles yung fraulein,
Thutt euch von mir nicht wenden!
Kerett euch ahn die falsen kleffer nicht,
Die mich gegen euch thun schenden!
So weiß ich doch:
Gott lebett noch,
Ehr wirdt vns woll behutten.
Wan das geluck das qwem,
Vnd ich euch nehm:
Mein trauren hett schon ein ende,
Ya ende!

[1]) Zu diesem ja sehr verbreiteten Liede, dessen abweichender Text aber von Wert ist, vgl. Erk-Böhme II, 549.

3.

fol. 28 b. Aliud.

Ach scheiden bringett mir schwer
Vnd macht gancz traurigk mich,
Das ich iczuntt muß von der,
Die offt erfreuet michs.
Mit schimpen vnd mit scherczen
Hatt sie mir mein iunges hercz vorwundt [1]),
Erst werdt ichs kranck von herczen,
So ichs gedenck woll der hinfarth.

Unt all durch seynen neydtt
Hatt solche klag erdacht
Vnd schickett die klecgliche czeitt,
Biß scheyden wirdt vorbracht.
Dadurch ich trag groß leyden,
fol. 29. Vnd ist langkweilig mir,
Das ich dich, hercz, schone muß meyden:
O gluck, das glagk ich dier!

Komp mir mit trost zue steuer,
Gedenck ahn scheydens endtt,
Viel kurczweil wirdtt mir teuer,
So ichs michs von hynnen wendt.
Mit dem leib sal ich michs scheyden,
Noch pleibet mein iunges hercz bey dir [2]),
Geluck bringk die czeitt mit freueden
Hielff vns zuesammen schier!

4.

Aliud.

Ach winterskaldt,
So mannichfallt
Krenckest mir hercz, mut vnd synne.
Greyß vnd gra
Machestu mich paldt,
Das bin ichs worden inne

[1]) Hs. undeutlich; vornordt?
[2]) Im Original „die".

Mein geluck ist kleiner dan ein har,
Dorzu ist mir mein peutell lehr,
Das trag ichs klein gewynne.

Ich fahrs daher
An alles gefehr,
Wie sall ich michs erneren?
Es thutt mir we,
Vnd ist mir gantz schwer,
Mein gluck thut sich vorkeren.
fol. 30. So wiel ich doch nicht abelan
Ein neues (leben) [1]) wiel heben ahn,
Sal mir kein mensch erwerenn!

Man spricht zue mir:
Gott grusse dich!
Aus rechtem falschem munde;
Des kleffers tick mich nicht ahnficht.
Gott behutte mich fur falsen czungen!
Der neyder neydt was ehr sicht
Doch mus ehr leyden
Was heimlich geschicht,
Dowieder kan ehr nicht streidenn [2]).

Mancher ist mir gram
Vnd nicht vorgandt
Was mir der liebe gott thutt geben [3]);
Solt mancher lauer seinen willen han
Ehr gynnet mir kaum das leben.
Ehr schleichet daher als ein schelm vnd dieb,
Vnd gehett es mir vbell, das ist ihm lieb,
Das hab ich woll vornommen.

Dies lydt ist aus
Zu diesem strauß.
Ich fars dahin mein strosen.
Eine kleine mauß
In weitem hauß,

[1]) Fehlt im Original.
[2]) Ist wohl statt des im Original stehenden „streibenn" zu lesen.
[3]) Im Original „geiben".

Die muß man fahen lossen,
Es sey dann, das sie selbeß entweicht;
Ich hoff, mein keczele sall sie erschleichen.
Ach lieb, haldt rechte masenn!

Ade! ade!
Ich mag nicht mehe
Von vngemach zue singen.
Es thutt mir wehe
Vnd ist mir gancz schwer,
fol. 31. Mein geluck thutt sich vorkeren. —
Wieder an! wieder an! vorterbett manch gutt pferdtt!
Vnd wem gott hatt das geluck bescherdt,
Der heb frolich an zue singen! [1])

5.

Aliud.

Kein lieb ahn leydtt mag mir nicht wiederfaren,
Dieweill ichs pfleg der lieben arth.
Ich wiel mein hercz nicht lenger sparen;
Denn ich [2]) hab es offt vnd viell versucht:
Was lieb vormag
Komp alles ahn tag.
Kondt ich dein gunst erwerben,
Keinen trost ich hab,
Noch laß ich, schone, nicht ab,
Wiel lieber wolt ich sterben!

Reden, trachten, dulthen, im herczen schweigen
Das ist der rechten lieben arth;
Heimlich vnd still im herczen schweygen
Daran gedenck, mein schon vnd czart,
Wiewoll meine gunst
Ist gar vmbsunst,
Verloren seindt alle meine sachen,
Ich trageis geduldt

[1]) Man vergleiche Böhme III, 456.
[2]) Steht im Original zweimal.

Ahn alle meine schuldt [1]),
Fur trauren muß ichs clacgenn.

Hoffnung, mein trost, mein stheter sinn,
Hott michs noch nye betrogen.
Es wirdt viel vorloren, kompt boslich vmb,
Vnd weres dorauff thutt wagen,
Merck was ich sag:
Groß ist mein klagk!
Ach gott wie wehe thutt scheyden!
Bedenck michs recht,
Ich bins ein armer reytersknecht:
Schwarz-gelb [2]) will ich michs kleyden [3]).

In andrer, ungeübter, doch deutlicher Hand folgt:

fol. 125. 6.

Ein liedt von einem kezelein, von einem kirschner.

Nova cantilena.

Das ketzelein, das wilde, es lief vber felt,
Es begenet im ein kirschner,
Es war gar ein stoltzer hellt [4]),
Er hatte [4]) einen langen spies.
Das ketzelein, das vor im lief:
Lauf an, lauf an, mein ketzelein!
Das fel hab ich gewis.

Das fel, vnd das ist mein,
Das fleisch vnd bein [5])
Die lunge vnd die leber.
Die wir darein nemen ein wenig blutt,
So wern die wirschtlein gutt.
So ein mancher kirschner
Hat ein [6]) frischen freyen mhutt.

---

[1]) Im Original korrigiert in „vnschuldt“.

[2]) D. h. in habsburgische Kriegsdienste treten. Schlesien gehörte seit 1526 zum Hause Habsburg. Im Original steht „schwar gelb“, jedenfalls nur aus Flüchtigkeit.

[3]) Zu diesem Liede vergleiche man Erk-Böhme III, 468.

[4]) Im Anlaut ist ch geschrieben.

[5]) Im Original „dein“.

[6]) Im Original „Ein“ („hat“ fehlt).

Der kirschner auf der gasse
Der daucht hisch[1]) vnd fein.
Er hatt[1]) ein schöne tachter,
Lieber gott vnd weer sie mein!
Undt weer die alte . . .

Hier bricht das Manuskript leider ab. In gleicher Hand:

fol. 50 b. **III. Ein schon geistlich lied,**
dorum der mensch vor den alten Adam klagt.
Im thon:
Ein medlein sprach mir freundlich zue.

Ach mein got, sprich mir freundtlich zu
Und tröste mich in dem herzen![1])
Fur satans wutten schaff mir rhu
Fur sind vnd todes schmerzen.
Denn mich anficht
Das ernst gericht.
Darum ich biet: eia, eia :|
Durch Crist verlass mich nicht!

Es klagt mich an die gewissen mein,
Will mir dein gnad versagen
Mein thun verdient nur schtraf vnd pein,
Das ich woll möcht verzagen.
O trewer gott,
In solcher noht
Erhôr mein biett: eia, eia,
Durch Crist verlass mich nichtt.

Und ob ich offt mit gan . . .

Hier bricht das Manuskript ab.

[1]) Im Anlaut ist ch geschrieben.

# Zur Kunde der deutschen Monatsnamen: Hornung.

Von Theodor Siebs.

Schon öfters ist in unseren „Mitteilungen“ von den deutschen Monatsnamen die Rede gewesen. Besonders sind von Fr. Vogt (Mitteilungen Heft IX Seite 1 ff.) die in älterer und neuerer Zeit in Schlesien gebräuchlichen Benennungen zusammengestellt und durch verschiedene Nachträge (ebenda Seite 29 ff.) von ihm und anderen ergänzt worden. Unter den deutschen Worten, die schon seit Karls des Grossen Tagen im Gebrauch sind, ist Hornung das einzige, das — im Gegensatz zu *wintarmânoth brâchmânoth* usw. — nicht aus zwei Elementen zusammengesetzt ist; wenn neben der Form *Hornunc* in Einharts vita Karoli auch *Hornungmânoth* erscheint, so ist das nur eine Angleichung an die übrigen Formen. Schon sehr viel hat man sich um dieses alte Wort bemüht, doch bis jetzt ist noch keine Deutung allgemein anerkannt worden. Durch sprachliche Erwägung und Vergleichung glaube ich nun zu einer Entscheidung gekommen zu sein; bevor ich sie mitteile, seien mit Dank die besonders wertvollen Arbeiten von Jakob Grimm (Geschichte der deutschen Sprache S. 71 ff.) und Karl Weinhold (Die deutschen Monatnamen, Halle 1869) erwähnt, deren Untersuchungen ich wiedergebe oder weiterführe.

Vor allem ist zu beachten, dass der Monatsname *Hornung* sich nur im Deutschen und nicht in den verwandten germanischen Sprachen, z. B. im Skandinavischen und Englisch-Friesischen, findet. Aber er ist allen Deutschen gemeinsam, von dem niedersächsischen Tieflande bis zu den Bergen der alemannischen Schweiz. Ferner ist bei der Deutung zu bedenken, dass alle uns bekannten und klaren Monatsnamen, insoweit sie nicht unmittelbar an die Jahreszeiten, Feste und Heiligentage anknüpfen (z. B. Wintermonat, Christmonat, Martensmonat usw.), entweder nach dem Wetter und dessen Wirkungen (z. B. Wärmemonat = Juli) oder nach den zeitgemässen Vorgängen und Geschäften des ländlichen und häuslichen Lebens benannt sind, z. B. Heumonat = Juli, Saumonat = April wegen der Saujagd u. a. m. Aus dieser Art der

Bezeichnung ist erklärlich, dass manche Namen in verschiedenen Gegenden für verschiedene Monate gelten, je nachdem die Vorgänge und Geschäfte hier in verschiedenen Zeiten liegen, und je nachdem auch das Klima zu ungleicher Benennung führen kann; zudem fallen ja die Eigenschaften gewisser Zeiten des Jahres keineswegs immer in die Grenzen eines bestimmten Kalendermonats. Daher wird Wolfsmonat in älterer Zeit für den November, Dezember oder auch Januar gebraucht; ebenso Hartmonat für die drei genannten Monate und auch den Februar (vgl. S. 30).

Treten wir unter Beachtung dieser Grundsätze an den Namen *Hornung* heran. Die scheinbar am nächsten stehende Lautform bietet das altengl. ***hórnung*** „Ehebruch" (***hórnung-sunu*** „unehelicher Sohn"), altnord. ***hórnungr*** altfries. ***hòrning*** „Bastard". Es hängt mit dem in allen germ. Sprachen bekannten Worte zusammen, das in ahd. ***huor*** „Ehebruch" ***huorôn*** „Ehebruch treiben, huren" vorliegt; und wie im Gotischen eine ***n***-Bildung ***hôrinôn*** „Ehebruch treiben" erscheint, so mag auch für das Altenglische (und Altfriesische) ein Zeitwort ****hórnian*** (****hòrnia***) vorausgesetzt werden, zu dem sich jene Worte ***hórnung hòrning*** stellen. Wirklich hat man den Monatsnamen Hornung mit diesem Worte in unmittelbare Verbindung gebracht: auch Kluge in der neuesten (6.) Auflage seines etymologischen Wörterbuches nimmt eine solche an. Ich kann leider keinen annehmbaren Zusammenhang entdecken: mag auch der Februar wegen seiner Kürze im Vlaemischen ***„kort mandeken"*** benannt sein, so wäre doch seine Bezeichnung „Bastard" (wegen der Minderwertigkeit?) übermassen gesucht; auch sehe ich keinen Grund, weshalb er — so nahm Weigand an — gegenüber dem Januar der „unechte Monat" sein sollte. So etwas lässt sich durch keinen der uns bekannten Monatsnamen stützen; auch ist wichtig, dass das Wort Hornung = Bastard gerade dem Deutschen fehlt und nur im Nordischen und Englisch-Friesischen vorliegt[1]).

Eine stattliche Reihe weiterer Erklärungen knüpft an unser deutsches Wort „Horn" (= lat. ***cornu***) an. Einige suchen sehr gezwungen zwischen beiden Begriffen zu vermitteln, indem sie an das Trinkhorn denken, das im Februar besonders reichlich benutzt

---

[1]) Wohl erscheint das Wort ***hornink horning*** „spurius, nothus" in mittelniederd. und mittelniederländ. Wörterbüchern. Die angeführten Stellen aber führen auf friesischen Ursprung zurück.

worden sei, oder an das Hirtenhorn, das man zu Beginn oder zu Ehren des neuen Frühlings wieder geblasen habe, und dergleichen Unwahrscheinliches mehr. Grösseren Anklang hat die seit Jahrhunderten wiederholte Deutung gefunden, der Hornung habe seinen Namen daher, dass die Hirsche dann hornen, d. h. die Hörner abwerfen; und so werden sich auch wohl die meisten Laien die Sache denken. Formellen Anstoss schon erregt das Maskulinum, wo man doch „die Hornung“ erwarten sollte; freilich könnte es ja nach dem Vorbilde der übrigen mit *-mânoth* zusammengesetzten Monatsnamen neu geschaffen oder gar eine Abkürzung von *Hornungmânoth* sein. Entscheidend aber ist ein sachlicher Gegengrund: wenn überhaupt eine Zeit, so könnte nur März, April oder Mai für das Abwerfen der Geweihe festgelegt werden; kommt es auch vereinzelt im Februar vor, so würde daraus doch nie und nimmer der Name des Monats geschaffen worden sein. Eine derartige Etymologie ist gleich der des lucus a non lucendo rundweg abzulehnen.

Auch tritt noch ein weiterer formeller Grund solcher Deutung entgegen. In vielen Gebieten wird der Februar der „kleine Horn“ genannt, im Gegensatze zum Januar, dem „grossen Horn“. So ist es im Anhaltischen, im Meiningenschen, im Hennebergischen, in der Schweiz usw.; auch bei uns in Schlesien. Vogt hat (Mitteilungen IX, 3) aus dem Isergebirge den Spruch angeführt: *Der kleijne Horn hott ibern grussen gesoyt „wenn ich waer wi dû, ich lîss derfrîrn 's Kolb ai der Kuh“*. Die gleiche Rede ist uns aus der Schweiz bezeugt: *Der chlî Horn seit zum grosse Horn „hätt ī d' Macht wie du, sę liess i 'n Chalb verfrüren ī der Chue“* (vgl. Staub-Tobler, Schweizerisches Idiotikon II, 1627). Vereinzelt auch findet sich der Ausdruck in der Schriftsprache, z. B. in Seumes Gedichten heisst es (134; vgl. Deutsches Wörterbuch IV 2, 1821)

*Hier wurd ein Arm und dort ein Bein*
*Mir in der Schlacht zerschlagen;*
*Und hats der Feldscher gleich geflickt,*
*Mit jedem grossen Horne drückt*
*Das Flickwerk mich verteufelt.*

Nun sind ja in den germanischen Sprachen die verkleinernden und patronymischen Wortbildungen auf *-ung* und *-ing* sehr zahlreich, von den Zeiten der gotischen Amalungen und der fränkischen Merwingen bis auf den heutigen Tag, wo der Mecklenburger und

der Pommer stets neue Koseformen auf *-ing* schafft; und so ward der Name *Hornung* in älterer Zeit (zumal seine Endung *-ung* noch nicht wie heute lautlich mit dem femininen *-unga* der Abstrakta zusammengefallen war) unzweifelhaft als mit einem Worte *horn* in Verbindung stehend empfunden. Das geschah wohl zumeist in dem Sinne, dass *Hornung* als Diminutivum oder Patronymikum von dem Namen *Horn* gefühlt ward, also „kleiner Horn" oder „Sohn des *Horn*". Doch ist auch denkbar, dass *Hornung* ein altes Nomen proprium oder Appellativum wäre wie altengl. *Mimming* altnord. *Mimmungr* mhd. *mimminc* und mhd. *Balmunc* (als Schwertname), und dass der Name *Horn* erst später zu dem mit Unrecht als Diminutiv empfundenen *Hornunc* gebildet wäre. Entscheiden lässt sich zwischen diesen beiden Möglichkeiten nicht, obschon für die zweite angeführt werden kann, dass z. B. der Januar und Februar im Hennebergischen als „grosser und kleiner Hornung" und bei uns in Schlesien als *„dr grusse un dr kleene Hornich"* (Mitteilungen IX, 29) unterschieden werden [1]).

Was aber meint nun dieses Wort *Horn Horn-* als Monatsname? Am nächsten lag von jeher die Deutung durch *horn* = cornu. Einige gesuchte Beziehungen haben wir schon gekennzeichnet; sie werden vermehrt durch die in der Schweiz bezeugte Auffassung, dass der Name mit dem Horne des Stiers als Angriffswaffe oder mit der Vorstellung zusammenhänge, dass der Sturm des Februar tüchtig ins Horn blase. Es heisst, der stürmische Hornung *„stossi dem Stier d'Hörner"*, *„der Hornig muss hurniglen"*; *hornen horneren* bedeutet gradezu „stürmen", z. B. sagt man *„im Horner muess's hornere, sust tuet 's es im Maje"* u. a. m. Aber alle diese Bedeutungen sind doch erst aus dem Monatsnamen abgeleitet (Staub-Tobler II, 1626 ff.) und können dessen Zusammenhang mit *horn* = cornu nicht stützen. Einen solchen hat Weinhold (S. 46) dadurch zu erweisen gesucht, dass *Horn* wie *Hornung* nach der Winterkälte, dem hornharten Frost benannt sind, wie schon das Breslauer Monatsgedicht sagt: *„von dem herten horne ist der hornung genant,*

---

[1]) Es gibt viele mundartliche Nebenformen des Wortes *hornung,* wie *horning hornug hornig* (Schroeder, Zeitschr. f. deutsches Altertum 37, 124) *hornick hörning hörnig hornüng*; vgl. auch *horni, hornet* Staub-Tobler, schweizer. Idiot. II, 1628 (vgl. auch roman. *ornongo*). Diese alle haben sich erst aus *hornung* entwickelt; auch von den fränkischen *l*-Formen *horlung horla hörla* (Weinhold S. 45) gilt dies. Die Form *Horner* erklärt man durch Angleichung an *Jänner*. s. Staub-Tobler a. a. O.

*dy herteste kelde kommet denne yn die lant*". Aber das scheint mir eine ganz gesuchte etymologische Erklärung aus einer Zeit zu sein, wo man die Ableitung von *horn* = cornu als Tatsache betrachtete und nun um jeden Preis ihre Erklärung finden wollte. Ich kann wohl nachweisen, dass man von „hornfestem Holz" oder von „hornharter Haut" redet; dass man aber von „hornhartem Frost" sprechen und gar einen Monat „Horn" nennen sollte, weil alles hornhart friert, das wird wohl niemand im Ernste verlangen. Würde man dann etwa einen Monat „Stein" nennen, weil der Boden steinhart friert? Ich halte eine derartige Verbindung mit *horn* = cornu für undenkbar [1]). Dass im Litauischen *didysis ragùtis* „das grosse Hörnchen" und *mažasis ragùtis* „das kleine Hörnchen", ebenso im Oberlausitzischen *vulki rôžk* und *maly rožk* für Januar und Februar gebraucht werden [2]), hat für uns keine Bedeutung: es begreift sich nur durch Übersetzung des in üblicher Weise missverstandenen deutschen Wortes *Hornung*.

Ich knüpfe deshalb an eine ganz andere Erklärung an, auf die schon Frisch hingedeutet und Jakob Grimm in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" S. 90 etwas zaghaft aufmerksam gemacht hat. Althochdeutsch *horu horo* (Name *horwa-*) altengl. *horh* Genit. (mit grammatischem Wechsel) *horwes* altfries. *horu* niederländ. *hore* mittelniederd. mittelhochd. *hor(e)*, frühneuhochd. *hor (horch)* bedeutet „Kot, Schmutz"; das Wort ist heute mundartlich vielerwärts erhalten (z. B. ostfries.-plattd. *hor* „Schlamm, Schmutz", schweiz. *horbrig* „schmutzig" *hürpen* „beschmutzen" usw.), auch liegt es in Ortsnamen wie *Horb* in Württemberg und in Zusammensetzungen wie *Haargans, Haarschnepfe* vor. Für Sprachkundige sei bemerkt, dass der indogerm. Stamm dieses Wortes als **kr̥-qó-* anzusetzen ist; meines Erachtens ist es dieselbe Wurzel, die wir ablautend im germ. **hôr-* idg. **kôr-* und in dem deutschen Worte „*hure*" usw. kennen gelernt haben [3]). Mit dem in indo-

---

[1]) Wenn man sagt „es friert Stein und Bein", so ist diese Wendung übernommen aus der Redensart „Stein und Bein schwören"; in dieser sollen mit „Stein und Bein" Sarkophag und Knochen als Reliquien der Heiligen gemeint sein.

[2]) Wie mir Herr Geheimrat Nehring gütigst mitteilt, wird *rueshåz* „Hörnlein" für Februar verzeichnet von A. Schleicher, polabische Sprache 185, 8.

[3]) Der Auffassung, die die Worte got. *hôrs* „ehebrecherisch" usw. zu latein. *carus* kymr. *car* „Freund" in Beziehung bringt, schliesse ich mich nicht

germ. Worten häufigen *s*-Präfix finde ich die beiden Wurzelstufen **kór-* und **kr̥-* wieder im griech. *σκώρ* aus **s-kór-t*, Genit. *σκατός* aus **s-kr̥-t-ós* „Schmutz"; auch latein. *scortum* „Ehebruch" scheint dazu zu stimmen.

Das hochdeutsche Wort *hor* niederländ. *hore* „Schmutz, Kot" nun ist als ein Bestandteil von Monatsnamen erwiesen durch die im Niederländischen vorliegende Bezeichnung des Dezember als *horemaent* und *horenmaent* „Kotmonat". Kilian gibt in seinem mnld. Wörterbuche *„horenmand* rectius *hoerenmand"* [1]). Dass gerade der Dezember als Kotmonat benannt wird, ist für die Niederlande wegen der klimatischen Verhältnisse eher verständlich als für das Binnenland. Hier würde man den Namen eher für den November erwarten (wie denn schon im Tegernseer Kalender des 16. Jahrhunderts vorkommt: „allerheiligenmonat vel wintermonat aliter Kotmonat, quia valde instabilis est mensis", vgl. Germania IX, 197), besonders aber für den Februar, der z. B. in I. H. Campes Wörterbuch sub verbo geradezu „Kotmonat" genannt wird [2]). Den Januar freilich wird man in Deutschland schwerlich irgendwo nach dem Kote heissen, und dadurch wird die schon erörterte Annahme begünstigt, dass die sehr alte Wortbildung *Hornung* „der Kotige" (sprachlich etwa zu beurteilen wie *Berhtung* „der Glänzende") ursprünglich nur den Februar bedeutet hat; dass sie später aber nicht mehr in ihrem eigentlichen Sinne verstanden, sondern als Diminutiv zu *Horn* aufgefasst ward, und dass man dieses Wort dann als den „grossen Horn" auf den Januar übertragen hat (vgl. S. 26).

Ist also sachlich die Ableitung des Namens *Hornung* von *hor* „Kot" auf das beste gestützt, so haben doch Jakob Grimm und

---

an. Eben die genannten ablautenden und auch die mit *s*-Präfix gebildeten Formen sprechen gegen jene Etymologie. Auch griech. *μοιχός* „Ehebrecher" *ὀμιχεῖν* mingere (vgl. das auf Seite 29 über *harn* Gesagte) sind für die Bedeutungsentwicklung zu beachten.

[1]) Fischart hat in „Aller Praktik Grossmutter" hieraus einen „Höremonat" gemacht, indem er sagt (S. 121, vgl. D. Wb. IV 2, 1806) „Heiligmonat, Jahresendemonat und Letztemonat" — er bringt das Wort hier mit „(auf)hören" in Verbindung.

[2]) Deutsches Wörterbuch V, 1897 heisst es: *Kotmonat*, Schmuzmonat, vom Februar. Jean Paul, Titan I, 20 und öfters. An der genannten Stelle freilich wird der Februar nicht besonders genannt, das Wort aber symbolisch als ein gebräuchlicher Ausdruck behandelt. — Für Sylt gibt Weinhold S. 47 *Kâtmuun* als Namen des März an.

nach ihm Weinhold (S. 46) den formellen Einwand erhoben, dass sie durch das *n* „unmöglich" gemacht werde; und auch im niederländ. ***horenmaent***, das von dem sehr gebräuchlichen Worte ***hore*** „Schmutz" schlechterdings nicht zu trennen ist, gilt das *n* Weinhold als ein „jüngerer Einschub". Demgegenüber glaube ich, dass das Wort ***horn*** mit *n* „Kot" eine alte Bildung und somit ***hornung*** eine lautlich unanfechtbare Ableitung davon ist. Das altengl. ***horh*** Gen. ***horwes*** ahd. ***horu*** usw. ist ein Substantiv, das mit dem Stammsuffixe idg. *-qo-* zur Wurzelstufe ***kr̥*** gebildet ist: also **kr̥qo-* bzw. **kr̥qó-*; daneben aber hat eine *-no-* Bildung **kr̥no-* bestanden, wie sie auch mit der Hochstufe der Wurzel als ****korno-*** vorhanden gewesen sein muss und heute noch in dem Worte ***harn*** erhalten ist. Wir haben also in ***horn hor*** „Kot" : ***harn*** : ***hure*** heute die drei Ablautstufen erhalten, wie sie etwa in ***gebrochen*** : ***brach*** (mhd. Präteritum mit kurzem *ă*) : ***bruch*** (mhd. ***bruoh***) vorliegen. Dieselben Stufen nehme ich für die gleiche Wurzel mit *s*-Präfix an in idg. **s-kr̥-t-ós* griech. *σκατός* „des Kotes" : niederdeutsch ***scharn*** altnord. ***skarn*** altengl. ***scearn*** „Kot, Mist" aus idg. **s-kor-no-* : idg. **s-kôr-t* griech. *σκῶρ* „Schmutz, Kot", vgl. lat. ***scortum***. Dass nun diese *n*-Bildung ***horn*** (neben ablautendem ***harn***) im Germanischen tatsächlich vorhanden war, lehrt uns: 1) die besprochene ndl. Form ***horenmaent***, deren mehrfach bezeugtes *n* wir nicht anzuzweifeln haben, solange eine Erklärung möglich ist. 2) Im Niederländ. erscheint die *n*-Form in der Geschichte von Antwerpen II 278, 168, vgl. Verwijs en Verdam, middelnederlandsch Woordenb. III, 600 sub verbo ***horn : (men sal) ghene horne noch vuylnesse (brengen) naere den porte van der stad.*** 3) Im Altengl. heisst es in den northumbrischen Lindisfarne Gospels 12, 4: ***mid sceofmum miclum gehornadon*** „contumeliis affecerunt"; unsicher ist mir, inwieweit das von Bosworth-Toller mitgeteilte ***gehornung*** „sadness, grief" und das nach demselben im Liber medic. 2, 27 und in den Leechdoms II 222, 31 genannte ***horn-ádl*** „a disease of foul humours in the stomach" heranzuziehen sind.

Nachdem nun hiermit die formelle Deutung des Namens ***Horn-ung*** = „Schmutz oder Kotmonat" als unanfechtbar erwiesen ist, mag noch einmal auf die sachliche Erklärung zurückgegriffen werden mit der Frage, ob und inwieweit andere Namen des Februar in den germanischen Mundarten zu unserer Auffassung stimmen. Von denjenigen, die Weinhold verzeichnet, kommen für uns nicht in

Betracht: die von Fischart genannten ***Brigidemonat*** (nach dem Brigittentage, 1. Februar) Whd. 35, ***Fassnachtman Fronfastmonat*** Whd, 37, ***Oculimonat*** Whd. 51, — sie alle beziehen sich auf die Festzeiten, und ebenso das dänische ***Blidemaaned Blidel*** „lustiger Monat" ndl. ***Blijdemaend*** „hilaris mensis ob bacchanalium petulanciam" Whd. 33; das ndl. ***Schrickelmaend*** „mensis intercalaris" = Schaltmonat und das vlaamsche „***kort mandeken***", vgl. Whd. 47, 54 und oben S. 24; von geringer Bedeutung ist es, wenn ganz vereinzelt ***hartman hardeman,*** die sonst für November, Dezember, Januar gelten, für den Februar gebraucht werden [1]); der im Tegernseer Kalender erscheinende „Holzmonat" hat seinen Namen daher, dass im Februar die Zeit zum Holzfällen sei (Whd. 44), der ***Fosmaen*** des Bordesholmer Kalenders daher, dass im Februar die Füchsin läufisch wird (Whd. 38); der ***Wiwermônd*** oder ***Ollewîwermônd*** in Westfalen scheint nach Weinholds Vermutung (S. 63)

[1]) Über die Bedeutung vgl. Whd. 40 ff.; sie vergleicht sich der Bedeutung des slaw. ***Gruden*** „Schollenmonat = Dezember" (Miklosich, die slaw. Monatsnamen. Wien 1867), das — wie Herr Geheimrat Nehring mir gütigst mitteilt — von ***gruda*** „gefrorene Erde" abgeleitet wird. — Bei dieser Gelegenheit sei (vgl. oben ***rožk*** S. 27) bemerkt, dass sich verschiedene slawische Namen mit den erwähnten Bedeutungen berühren. Herr Geheimrat Nehring hat mir auf meine Fragen nach einigen mir unsicheren Formen die folgende gütige Auskunft gegeben. Das poln. ***luty*** = Februar (vgl. russ. ***lutyj***), das ich hatte mit lat. ***lutum*** altir. ***loth*** „Unflat" vergleichen wollen, wird stets als „streng, grimmig" erklärt, für „Kotmonat" aber könnte die volkstümliche Wendung sprechen ***luty — obuy dobre buty*** „Februar — zieh gute Stiefel an"; das böhmische ***únor*** (gewöhnlich ***ounor*** geschrieben, früher ***aunor***) wird mit ***noriti, unoriti*** „absumere" in Verbindung gebracht, vgl. Miklosich a. a. O. „die Zeit, da der Schnee schmilzt oder die Zeit da das Eis birst". Bei Alter, Beiträge zur praktischen Diplomatik für Slaven etc. 1801 S. 99 heisst es: „Mir scheint ***unor*** bloss Anagramma zu sein des verkürzten Wortes ***ornu*** aus ***Hornung***". — Das altslovenische ***sěčen (sjetschen)*** kroatisch ***sičen*** bedeutet etwa Schneidemonat: ***śnihy s vitrom śikut*** heisst es in einer alten Erklärung = Schneegestöber mit Sturm schneiden. ***Sěčan = swieczan*** (***swizhan*** ist alte Schreibung) im Westkroatischen ist offenbar „Lichtmess"; slavonisch-kroatisches ***sěčen*** deutet wahrscheinlich auf Holzfällen hin. — ***Drujnik*** „der zweite" (wie ***prvnik*** „der erste" und ***tretnik*** „der dritte" bei Sacharov, Skazanija russkago naroda (Erzählungen des russischen Volkes) sind Erfindungen russischer Grammatiker, im Volksmunde kommen sie nicht vor. — Das poln. ***wachlerz*** „windig" (s. Grimm a. a. O.) ist mir nicht bekannt, kommt auch wohl nicht vor. — Der bekannte Dobrovský schreibt in seiner Zeitschrift Slovanka I, 74, dass nach brieflichen Mitteilungen in einigen Gegenden Schlesiens bemerkenswerte Monatsnamen vorkommen, darunter ***hroměčnik*** „Februar„ von ***hromnice*** „Lichtmesse".

mythologische Beziehungen zu haben — inwieweit solche hier und bei dem von Weinhold S. 60 nicht weiter besprochenen osnabrückischen *Wannenmond* (Frau Wanne?) vorliegen, wage ich nicht zu erörtern; der hessisch-thüringische Name *Volborn*, der in erster Linie für den Januar gilt, und der alemannische *Reb-* und *Redmonat* (Whd. 52) sind mir vollkommen dunkel. Alle diese Benennungen haben nicht in weiteren Kreisen allgemeine Geltung erlangt und sind zum Teil nur durch Zufall überliefert. Hingegen müssen als mundartliche, dem Namen *Hornung* ebenwertige germanische Worte gelten das am Mittel- und Niederrhein geltende *Sporkel Spurkel* ndl. *Sporkel-* und *Sprokkelmaend*; ferner das skandinavische *Gôi (Gjö, Göje)* usw. und das friesische *Selle*. Wie stellen sie sich zu unserer Auffassung des Namens *Hornung?*

Der Name *Sporkel Spurkel* niederländ. *Sprokkelmaand* wird zumeist (vgl. Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache S. 90) auf die im Indiculus superstitionum des 8. Jahrhunderts vorkommenden Worte „de spurcalibus in Februario“ zurückgeführt. Worin diese *„(fanaticae lustrationis) spurcalia“* bestanden, ist nicht zu sagen; auffällig wäre es ja immerhin, dass ein Monatsname nach einem mittelalterlich lateinischen Worte geschaffen sein sollte, aber nicht unmöglich; dann freilich wäre es ein ganz besonderer Zufall, dass wir mit *spurcalis (spurcus)* wieder auf den Begriff „Schmutz, Kot“ geführt werden. Übrigens könnte man auch bei Annahme einer germanischen Wurzel zu dieser Bedeutung kommen, man denke an altnord. *sprekla* „Flecken“ engl. *spreckle (speckle)* „gefleckt“ usw. Heute bedeutet niederdeutsch *sprokkeln* „aufspringen, Risse bekommen“, vlaemisch *sprok* und *spork* „spröde, zerbrechlich“ und wird gern vom Eise gebraucht; vgl. engl. *to spurk* „to spring up, to rise up quickly, to brisk up“, *sprack* „brisk, quick“; anderseits gilt deutsch *sprickel* für „Reisig“, ndl. *sprokkel* für „dürres Holz, Reisig“. Welche von allen diesen Bedeutungen ursprünglich dem Sporkel zukommt, lässt sich nicht entscheiden; ja es ist nicht einmal sicher, welche später in dem Namen empfunden wurden. Gemäss der plattdeutschen Wendung *dat is sprokkelt* „das Eis wird morsch“ möchte ich lieber an das Auftauen denken, als an das Holzlesen; die Bedeutung „Taumond“ ist ja auch sonst bezeugt, und Boie hat sie in Deutschland einzuführen versucht (Whd. 58). — Für isländ. *Gôi* (norweg. *Gjö* dän. *Göje*) weiss ich keine befriedigende Ableitung; Weinhold (S. 39) sucht ihn als den

„offenen, auftauenden“ zu erklären, indem er an ahd. *giwén* „hiare“ erinnert; dieser Sinn würde dem des Hornung nicht allzu fern stehen. — Vor allem aber ist es der in ganz Westfriesland übliche Name *Selle*, der sich mit „Hornung“ vollkommen deckt. Vor einiger Zeit hatte ich ihn auf eine Anfrage aus Leeuwarden hin erklärt, ohne in Jak. Grimms und Weinholds Arbeiten nachzusehen; und gerade die Deutung des *Selle* führte mich auf die des *Hornung*. *Selle* setzt einen german. Stam **suljan-* voraus, der „Schmutzer“ bedeutet. Wir haben die gleiche Wurzelstufe in gotisch *bisaúljan* „beflecken“ *bisaúlnan* „befleckt werden“, in niederdeutsch *sol* „Kot, Sumpf, Schlamm“ *sölen* „im Kot wühlen“; nach dem engl. *sol* „Kot“ ist geradezu der Februar im Altengl. als *Solmónað* „Kotmonat“ benannt und bereits bei Beda und im angelsächs. Menologium bezeugt, auch vergleiche man altengl. *syljan* neuengl. to *sully* „beschmutzen“; frs. *Selle* (niederländ. auch *Zulle*) entspricht also genau dem deutschen *Hornung*; beide bedeuten „Kotmonat“.

---

# Das Josefsfest zu Rimini.

Von Franz Skutsch.

Wenn diese Zeitschrift gleich in dem ersten Hefte nach ihrer Neugestaltung den Leser fort von den heimischen Fluren an die Küste des adriatischen Meeres führt, so möge man darin nicht ein Ablenken von dem wichtigsten Ziele unseres Vereins erblicken. Unsere bisherigen Bände haben den Grundsatz erhärtet, dass die volkskundlichen Gebilde aller Orte und aller Zeiten merkwürdige Uebereinstimmungen aufweisen, und so findet auch was ich in Rimini beobachten konnte nicht nur seine Entsprechung im germanisch-slavischen Osten, sondern mag gerade schlesischen Gebrauch und durch schlesischen sich selbst erklären.

## I.

Am 18. März 1903 kam ich nach Dunkelwerden in der Heimatstadt der Francesca an und konnte also an diesem Tage nichts mehr von den Herrlichkeiten des alten Ariminum sehen. Am nächsten Morgen (19. März) lockten mich zunächst die römischen Ueberreste, vor allem die Brücke über die Marecchia, die, von

Augustus begonnen, von Tiberius im Jahr 20 vollendet, noch heute den Verkehr zwischen Stadt und Vorstadt vermittelt. Sobald ich sie überschritten, bot sich mir vor einem der ersten Läden der Vorstadt ein auffallendes Bild. Eine Anhäufung von Menschen, namentlich Kindern, umstand schreiend und lachend eine lebensgrosse sonderbar herausgeputzte Puppe. Leider unterliess ich es, das Schauspiel, dessen Bedeutung mir zunächst verschlossen blieb, zu photographieren, und bei den ähnlichen Figuren, die ich später sah, hinderte das inzwischen sehr trübe gewordene Wetter eine Aufnahme. So muss denn hier die Beschreibung genügen. Die Puppe trug Rock und Mieder in grellen Farben, darüber eine Schürze, und als Gesicht eine Larve, deren oberen Teil eine schwarze Maske deckte. Ich muss gestehen, dass ich zunächst nur die Reklamepuppe eines Garderobe- oder Maskengeschäftes vor mir zu haben glaubte. Eines besseren wurde ich erst belehrt, als ich, über die Brücke in die eigentliche Stadt zurückgekehrt, eine ganz ähnliche Figur am Markte vor einem Fleischerladen und bald eine dritte mitten auf einem Platze fand, beide wie die erste ausstaffiert, nur mit der Maske eines gräulichen alten Weibes. Auf die Frage an die Umstehenden, was das zu bedeuten habe, wurde mir zur Antwort: „è la scega-vecchia“ oder „è la scia-vecchia“. Das war alles; zur Erklärung des Namens oder des Brauches wusste keiner, soviel ich auch fragte, etwas zu berichten. Nur mein Wirt äusserte sich schliesslich noch unter Voranschickung jenes charakteristischen Lautes, mit dem der Italiener die Antwort auf eine Frage einleitet, die ihm unbequem ist, weil er nichts Rechtes zu erwidern weiss: „ ĕ! è la festa di San Giuseppe“; im Dom finde feierliche Messe statt und nachmittags im municipio ein Fest für die Kinder. Die erstere hörte ich teilweise noch mit an; sie wurde in dem alten Gotteshause abgehalten, das Sigismondo Malatesta durch Leonbattista Alberti in den schönsten Renaissanceformen hat herstellen lassen, und wurde verschönt durch den Gesang der Dilettanten Riminis. Von dem Kinderfest konnte ich leider nichts sehen und musste auch für diesen Tag auf weitere Nachforschungen verzichten, weil um 2 Uhr der Wagen bereit stand, um mich nach der Republik San Marino zu führen, die wenige Stunden von Rimini auf steilem Felsenhaupte ihren Sitz aufgeschlagen hat.

Die Musse zum Nachdenken während der Fahrt gab mir für

das Gesehene wohl den richtigen Anknüpfungspunkt, aber noch nicht die völlige Klarheit, und so versäumte ich leider, über das, was ich am nächsten Tage (20. März) bei meinem abermaligen allerdings nur ganz kurzen Aufenthalte in Rimini sah, mir die Aufschlüsse zu erbitten, die mir heute erwünscht erscheinen würden. Als ich nämlich die Plätze wieder besuchte, wo am Tage zuvor die Puppen gestanden hatten, fand ich von ihnen gewissermassen nur noch die Gerippe vor. Diese bestanden aus dem, was man gelegentlich Jullen nennen hört, jenen Rohrgestellen, wie sie auch von unseren Schneiderinnen und Modegeschäften benutzt werden.

## II.

Das ist's, was ich in Rimini an jenen zwei Tagen gesehen habe; die Anknüpfung aber, die sich mir auf der Fahrt nach San Marino für die Erklärung bot, war folgende. Mir kam die Erinnerung an einen der ausgezeichnetsten Beiträge zur antiken Volkskunde aus der Feder des Mannes, der den klassischen Philologen für solche Dinge eigentlich erst die Augen geöffnet hat: Hermann Useners Italische Mythen[1]). Hier ist für das alte, aber im Zusammenhang damit auch für das moderne Italien jener eigentümliche Gebrauch nachgewiesen, für den sich heimische Parallelen sogleich einfinden werden, der Gebrauch, den Frühlingsanfang zu feiern, indem man den Winter in Gestalt eines alten Mannes oder Weibes darstellt und dies Symbol dann irgendwie bei Seite schafft, ob man es nun verbrennt oder ins Wasser wirft oder andere ähnliche Prozeduren damit vornimmt[2]). Ein Germanist hätte sich vermutlich eher eines ebenso stoffreichen wie interessanten Kapitels in Grimms deutscher Mythologie erinnert (Kap. 24), das „Winter und Sommer" überschrieben ist und ebenfalls eine grosse Anzahl von Varietäten jenes Gebrauchs aus romanischen, germanischen und slavischen Gegenden bietet. Heute kann ich dieser Literatur manche Nummer hinzufügen; zwei interessieren an dieser Stelle besonders, unseres Ehrenmitglieds F. Vogt „Beiträge zur deutschen Volkskunde aus älteren Quellen"[3]) und Drechslers Schilderung der

[1]) Rheinisches Museum für Philologie 30 (1875), 182 ff.

[2]) Zur Erklärung des Brauches vgl. A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie (Leipzig 1903) S. 159 und Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. 1903 S. 129.

[3]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 3 (1893), 349 ff.

schlesischen Bräuche im 2. Band der Veröffentlichungen unserer Gesellschaft[1]).

Aus der Fülle des in den genannten Arbeiten vorliegenden Materials lassen sich alle Einzelheiten dessen, was ich in Rimini gesehen habe, ausgiebig erläutern. Es dürfte sich dabei namentlich um viererlei handeln. Es muss gezeigt werden, wie der alte heidnische Gebrauch — denn dass er schon im alten Rom heimisch war, hat Usener erwiesen und wollen wir sogleich belegen — sich mit dem Josefsfest verquicken und so die feierliche Messe im Dom mit ihm in Zusammenhang gebracht werden konnte. Es muss weiter der eigentümliche Name scega-vecchia erklärt werden, wovon scia-vecchia eine minder korrekte Form ist, ferner die eigentümliche Entkleidung der Puppen und endlich das Kinderfest.

## III.

Der Gebrauch ist heidnischen Ursprungs. Das geht, wie gesagt, ganz einfach daraus hervor, dass er schon im alten Rom und zwar offenbar seit uralter Zeit zu Hause war. Um die Mitte März fand ein eigentümliches Fest statt, von dem folgendes berichtet wird[2]): „es wurde ein Mann aufgeführt, der in Ziegenfelle gehüllt war, und diesen schlug man mit langen dünnen Stäben und nannte ihn Mamurius. . . . Damit hängt das Sprichwort zusammen, das man zum Spott für Geprügelte zu gebrauchen pflegt, man spiele ihnen den Mamurius auf. Denn es geht die Sage, dass auch jener Mamurius (der für Numa die heiligen Schilde der Salier fertigte) . . . . von den Römern mit Stabschlägen aus der Stadt getrieben worden ist“. In dieser Tradition ist Ungehöriges insofern eingemischt, als der mythische Schmied anscheinend nur auf einer schlechten Konjektur eines alten Philologen beruht; andererseits lässt sie sich vielleicht aus einer anderen Quelle dahin ergänzen, dass die Austreibung des Geprügelten über die Grenze in der Richtung oskischen Landes erfolgte[3]).

---

[1]) Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen. Bd. II: Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien I 64 ff. — Ausserdem siehe namentlich Mannhardt, Wald- und Feldkulte I 497 ff. Andere Veröffentlichungen enttäuschten durch ihre Dürftigkeit, so Gabr. Rosa, Tradizioni e costumi lombardi, Bergamo 1891, S. 29 ff. (La mezza-quaresima).

[2]) Lydus de mens. S. 105 f. Wünsch.

[3]) Usener S. 210 ff., Wissowa Religion der Römer S. 134.

3*

Hier liegt deutlich eine Form jenes vorhin in Kürze geschilderten Brauches der Winteraustreibung vor. Denn auch anderwärts wird der durch einen Menschen dargestellte Winter mit Schlägen traktiert und die Person selbst oder an ihrer Stelle eine Puppe schliesslich über die Grenze geschafft. So wird 1520 für Unterfranken bezeugt, dass eine Figur des Winters, aus Stroh gefertigt, armis et ignominia a finibus repellitur, und ähnlich ist, was einige Jahre später Sebastian Franck aus Donauwörth ohne bestimmte Ortsangabe berichtet[1]: „Die buben tragen an langen ruten bretzen rum in der stadt und zwen angethane mann, einer in singrün oder epheu, der heisst der sommer, der ander mit gemiess[2]) angelegt, der heisst der winter; diese streiten mit einander, da liegt der sommer ob und erschlecht den winter".

Sowohl der unterfränkische wie der von Franck erwähnte Brauch finden an bestimmten Terminen des christlichen Festkalenders statt, wie ja bekanntlich auch andere in ihrer Entstehung heidnische Bräuche sich in gleicher Weise verchristlicht haben. Mit dem Winteraustreiben mochte das um so leichter geschehen, je unklarer vielfach seine Bedeutung geworden ist. Wer das vorliegende Material überschaut, dem müssen drei solche zeitliche Verschiebungen besonders in die Augen fallen[3]. Bei den Romanen findet das Winteraustreiben vielfach an *mezza quaresima* statt (*mi-carême*, Mittfasten), in der Mitte des vierzigtägigen Fastens zwischen Aschermittwoch und Karfreitag. So ist es z. B. in Parma und Toskana üblich gewesen, die Puppe, die hier *vecchia* genannt ward, also zweifellos als altes Weib ausstaffiert war, an mezzaquaresima zu verbrennen; auch der unterfränkische Umzug fand an Mittfasten statt, und der gleiche Termin lässt sich für Schlesien noch vereinzelt nachweisen (siehe S. 35 Anmerk. 1). Mittfasten aber fiel im Jahre 1903 auf den 18. März. An anderen Orten hat sich der Gebrauch des Sonntags Lätare bemächtigt. Auch dieser Tag

---

[1]) Vogt S. 356; ich modernisiere die Schreibung.

[2]) d. i. Moos; so gebraucht Sebastian Franck, aus dem der Bericht stammt, das Wort auch sonst noch, wie mir Herr Kollege Siebs nachweist. Man sieht eine solche moosbekleidete Figur auf dem Bilde aus einem Schembartbuche bei Vogt-Koch, Geschichte der deutschen Litteratur [1] S. 243, wo Vogts Ausführungen zu vergleichen sind.

[3]) Einzelnachweise für das folgende namentlich bei Grimm und Usener, die auch über das hier angedeutete hinaus zahlreiche Belege geben.

lässt sich für romanisches Gebiet nachweisen, so für Barcelona (s. u.), und erscheint in dem Bericht Sebastian Francks; vor allem aber kommt Schlesien in Betracht, da hier fast durchweg der Lätaresonntag der alten Sitte eine Freistatt gewährt[1]). So erklärt sich ja auch der bekannte volkstümliche Name Totensonntag: der Winter als Vernichter alles vegetativen Lebens wird mit dem Tod identifiziert, wie wir das nicht nur an andern unten anzuführenden Dingen erkennen, sondern vor allem in den beim „Sommersingen" am Sonntag Lätare noch heute in Schlesien üblichen Liedern[2]). Der Sonntag Lätare fiel im Jahre 1903 auf den 22. März. Endlich ist als dritte Festsetzung des Winteraustreibens, wenn es auf ein christliches Fest fixiert werden sollte, diejenige denkbar, die ich in Rimini fand. Auch in Schlesien wird der Tag des hl. Josef mannigfach gefeiert und gilt als Beginn der wärmeren Zeit[3]); er fällt auf den 19. März.

## IV.

Die Erklärung dessen, was mit den Puppen in Rimini am Tage nach St. Josef vorgegangen war, und die des Namens *scega-vecchia* müssen Hand in Hand gehen. Die Prozeduren, die schliesslich mit der Figur des Winters vorgenommen werden und schon oben kurze Erwähnung fanden, sind sehr mannigfacher Art. So wird an vielen Orten die den Winter darstellende Puppe verbrannt. Das ist z. B. heute noch in Zürich bei dem sog. Sechseläuten üblich. Am ersten Montag nach der Frühlingstag- und -nachtgleiche wird dort eine grosse als Schneemann ausstaffierte Puppe zu einer

---

[1]) Viel hierhergehöriges bei Schroller, Schlesien III 405 ff. Ein Liedertext aus dem Jahre 1592 spricht freilich auch von Mittfasten; Drechsler S. 65 ff.

[2]) So wird in Grünberg gesungen:

> Den Tod haben wir ausgetrieben,
> Den lieben Sommer bringen wir wieder,
> Den Sommer und den Maien,
> Der Blümlein mancherleien

oder

> Tod aus, Tod aus . . . .
> [Den Winter han] se ausgetrieben,
> n lieben Sommer breng se wieder,

in Liebau:

> A Tod den hånber ausgetrieben,
> Im Dorfe sein ber liega blieba usw.

Mehr bei Drechsler 66 ff.

[3]) Drechsler S. 64.

Richtstätte am See geführt und mit dem Schlag 6 Uhr verbrannt; von diesem Tag an wird die Vesper wieder um 6 Uhr statt um 5 geläutet. Unsere illustrierten Zeitschriften haben gerade im Jahre 1903 belehrende Abbildungen dieses Festes gebracht[1]).

Andern Orts wird die Puppe ins Wasser geworfen, ersäuft. So vielfach bei den Slawen, aber auch in Schlesien. In der Gegend von Gross-Strehlitz z. B. wird eine Strohpuppe auf einem Pferde ans nächste Gewässer geführt und dort hineingestürzt[2]). Ähnliches wird mir aus Scharley bei Beuthen O.-S. berichtet: dort wird die Puppe, nachdem sie in der Dämmerstunde unter Geschrei durch die Strassen getragen worden ist, in die Brinitza geworfen. Das hat insofern besonderes Interesse, als die Brinitza der Grenzfluss ist; hier verquickt sich also mit dem Ertränken des Winters der andere schon oben berührte Gebrauch des Hinausschaffens über die Grenze.

Drittens ist es üblich, die Puppe zu entkleiden und danach das Gestell zu zertrümmern. So wird für viele Gegenden Schlesiens (Brieg, Ohlau, Strehlen u. a.) bezeugt, dass an Lätare die erwachsenen Mädchen mit Hilfe der Jungen eine Strohpuppe (in Brieg 'Todaus' genannt) ausputzen und sie der untergehenden Sonne entgegen zum Dorfe hinaustragen. An der Grenze — und da spielt auch hier jene andere Vorstellung hinein, von der eben die Rede war — wird sie unter Scherzen und Lachen entkleidet, die Glieder werden in Fetzen zerrissen und aufs Feld (wohl über die Grenze) gestreut[3]).

Bei Slawen und Romanen ist nun eine ganz eigentümliche Art der Zerstückelung üblich: das Gestell oder auch die ganze Puppe wird zersägt. Von den Slowenen wird berichtet, dass in einigen Gegenden ein Popanz in weiblicher Kleidung auf freiem Platze über einen Balken gelegt, mit Knitteln geschlagen, von vermummten Männern entzweigesägt und dann verbrannt wird[4]). In Barcelona laufen am Sonntag Lätare die Knaben in Schwärmen von dreissig bis vierzig durch die Stadt mit Sägen und Scheitern; sie singen, sie suchten die älteste Frau der Stadt, um sie zu Ehren der Mittfasten durch den Leib entzweizusägen; schliesslich tun sie so, als

[1]) Daheim Nr. 25, Gartenlaube Nr. 19.

[2]) Drechsler S. 67.

[3]) Schroller Schlesien III 407.

[4]) Ausland 1870, 470 ff.

hätten sie sie gefunden, dann zersägen und verbrennen sie die Scheiter[1]). In Italien muss Zersägen der Figur bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts ganz üblich gewesen sein; *segare la vecchia* ist ein Ausdruck, den die italienischen Wörterbücher jener Zeit noch vielfach notieren[2]). Aber als Usener im Anfang der siebziger Jahre in Italien nachforschte, fragte er vergeblich nach dem Brauche: den Älteren war die Sache nicht ganz fremd, aber sie wussten nichts näheres; den Jüngeren war nichts von der Art mehr vor die Augen gekommen.

Rimini liefert offenbar den Beleg, den Usener vermisste; und wenn hier das Zersägen sich nur im Namen *scega-vecchia* erhalten hat, im übrigen die Gestelle, so viel ich sehen konnte, unversehrt bleiben und vermutlich das Jahr danach demselben Zwecke wiederum dienen, so wird das damit zusammenhängen, dass die Jullen doch ausser einem gewissen Wert jedenfalls ihre Nutzbarkeit für die Zwecke weiblicher Schneiderkunst haben. Der Name entspricht sowohl formell wie lautlich genau den grammatischen Gesetzen. Aus *segare la vecchia* ist eines jener den romanischen Sprachen eigentümlichen Imperativkomposita gebildet, deren Wesen Osthoff[3]) ergründet hat. Anlautendes *s* aber ist im Nordosten Italiens durchweg durch den Laut vertreten, den ich mit *sc* wiedergegeben habe und der wie unser *sch* klingt[4]).

## V.

So braucht nur noch das Kinderfest ein Wort der Erklärung. Es ist erklärt, wenn wir an die Gleichsetzung von Winter und Tod erinnern, die, bei Grimm und Usener vielfach belegt, oben auch aus den schlesischen Sommerliedern erwiesen ist. Man kann des ferneren z. B. die slovenischen Lieder beim Winteraustreiben erwähnen, die gewöhnlich beginnen: „wir treiben den Tod hinaus und bringen den Frühling herein“[5]). Dass man an einem Feste, das dem Siege wiedererwachenden Lebens über den Vernichter gilt,

---

[1]) Grimm a. a. O.

[2]) Usener S. 192.

[3]) Das Verbum in der Nominalkomposition, Jena 1876, S. 236 ff. Vgl. Worte wie *contapasso* Schrittzähler, *nettalingua* Zungenbürste, *segavene* Adernschneider d. h. Erpresser usw.

[4]) W. Meyer-Lübke, Grammatik der roman. Sprachen I § 417.

[5]) Ausland 1870, 470 ff.

der Jugend besonderen Anteil gewährt, ist natürlich. So werden unsere schlesischen Sommerlieder von umziehenden Kindern gesungen und auf jenen oben erwähnten Bildern, die das Sechseläuten in Zürich darstellen, sieht man lange Reihen geputzter Kinder im Zuge marschieren. In Heidelberg wurde vor zehn Jahren auf Anregung des gemeinnützigen Vereins aus den Gebräuchen des Sommersonntags ein fröhliches Kinderfest gestaltet [1]). Es fand ein Umzug wohlgekleideter Knaben und Mädchen statt mit bebänderten und grünbekränzten Stäben; in der Mitte führten sie den laubumkleideten Sommer und den strohumschoberten Winter. So sehen wir den munteren Schwarm auf einem Holzschnitt, den ich der Güte von Frl. Dr. Maria Brie verdanke [2]), vor den Schlossruinen vorüberziehen; als Unterschrift findet sich ein bei dem Umzug gesungenes Lied, von dem ich die erste Strophe hierhersetze:

Strieh Strah Stroh, der Summerdag is do.
Der Summer und der Winter,
Des sinn Geschwisterkinder.
Summerdag Staab aus
Blost em Winter die Aage aus.
Strieh Strah Stroh, der Summerdag is do.

---

# Das Volkslied der polnischen Oberschlesier verglichen mit der deutschen Volkspoesie.

Von Dr. Otto Böckel.

Verhältnismässig spät ist das Volkslied der polnischen Oberschlesier den Freunden der Volkskunde erschlossen worden. Während das deutsche Volkslied der Schlesier schon 1842 in Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter berufene Sammler fand, die Wort und Weise getreu aus dem Munde des Volks aufzeichneten und diesen Schatz musterhaft geordnet der Öffentlichkeit übergaben, blieb das polnische Volkslied Oberschlesiens noch

[1]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 3, 228.

[2]) Verlag von Edm. v. König, Heidelberg.

weitere zwei Jahrzehnte unbekannt, bis ein Deutscher, der Arzt Julius Roger, es entdeckte. Er schreibt: „Auf diesen sandigen Marken (Oberschlesiens) erblühten die duftigsten Blumen des Volkslieds, hier lebten die Dichter in und mit dem Volke, welche die reizendsten Lieder schufen, hier lebten die bescheidenen Komponisten, deren Name längst verklungen oder nie gekannt war, deren anspruchslose, Gemüt und Herz erquickende Weisen aber dennoch so lange, als das Volk selbst lebt, unvergessen bleiben werden".

Diese Worte Rogers aus der Einleitung seiner Volksliedersammlung: Pieśni Ludu Polskiego w Górnym Szląska, welche im Oktober 1863 in Breslau (Verlag von H. Skutsch) erschien, kennzeichnen die Art der polnischen Volkspoesie Oberschlesiens. Einfach und schlicht ist diese Dichtung, und sie entbehrt nicht der Jugendfrische und der naiven Reize, die dem Volksliede aller Völker eigen sind.

Was der oberschlesischen polnischen Volkspoesie für uns Deutsche besonderes Interesse verleiht, sind gewisse Ähnlichkeiten mit dem deutschen Volksliede, die sich zum Teil aus nachbarlicher Berührung der Rassen wohl erklären lassen. Eine Vergleichung wird um so wertvoller sein, als sie die gebührende Aufmerksamkeit gerade auf das oberschlesische polnische Volkslied lenken wird, die dieses auch seit Roger noch nicht gefunden hat.

Trotzdem Hoffmann von Fallersleben, ein persönlicher Freund Rogers, eine Reihe der schönsten Lieder aus dessen Sammlung reizend verdeutscht und unter dem Titel „Ruda, Polnische Volkslieder der Oberschlesier, 1865" (in Cassel bei Aug. Freyschmidt) veröffentlicht hat, blieb das Volkslied der „Wasserpolen" unbekannt. Auch die Versuche des um die Kenntnis polnischen Schrifttums wohlverdienten Arztes Dr. Albert Weiss (jetzt zu Cassel), der eine ganze Reihe von Volksliedern aus Rogers Sammlung übersetzte (Album polnischer Volkslieder, Leipzig 1867), erzielten leider keine durchschlagende Wirkung[1]).

So blieb das liebliche Volkslied der polnischen Oberschlesier ein schlafendes Dornröschen und wird es so lange bleiben, bis es endlich gelingt, die von dem unermüdlichen Dr. Weiss seit Jahren übersetzten sämtlichen Volkslieder der Rogerschen Sammlung dem

---

[1]) Sehr hübsch hat auch Emil Erbrich in seiner Stradnna, Breslau 1891, eine Reihe von Liedern aus Rogers Sammlung übersetzt.

deutschen Volke in handlicher Ausgabe zugänglich zu machen, wozu hoffentlich diese Zeilen anregen werden. Der Freundlichkeit des Herrn Dr. Weiss verdanke ich die Einsicht in diese wertvolle Übertragung, und ihr entnehme ich auch die mitzuteilenden Proben.

Die polnischen Volkslieder Oberschlesiens lassen sich stofflich in zwei grosse Gruppen scheiden: erzählende Lieder und reine lyrische Poesie. Letztere umfasst in der Rogerschen Sammlung 511, erstere zählen 35 Gedichte. Das rein lyrische Element überwiegt also bedeutend. Da es uns nur darauf ankommt, das deutsche und polnische Volkslied zu vergleichen, heben wir nicht die trennenden, sondern die gemeinsamen Züge hervor. Wir scheiden sie in stoffliche und formelle Ähnlichkeiten.

## I. Stoffliche Ähnlichkeiten.

1. Anklänge an alte Mythen, Sitten und Gebräuche. Wenn auch die Niederschrift der polnischen Volkslieder verhältnismässig jung ist, da sie erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgte, während die Aufzeichnungen deutscher Volkslieder ins 15. Jahrhundert, ja in einzelnen Fällen weit ins Mittelalter zurückgehen, so fehlt es, namentlich in den balladenartigen polnischen Liedern, nicht an Spuren uralten Volksglaubens. Eines der interessantesten Lieder dieser Art singt vom Mädchen, das in einen Baum verwunschen war. Wir geben es hier wörtlich in der Weiss'schen Übersetzung (Nr. 126). Es stammt nach der Angabe Rogers aus dem Kreise Rybnik.

Wanderten drei Russen,
Stattlich und verwegen,
In des Hirschholunders
Grünen Waldgehegen.

Trafen einen Ahorn,
Schwer nur war zu hau'n er.
Hieb ihn an der erste —
Wurde blau und braun er.

Hieb ihn an der zweite —
Färbt' der Baum sich blutig.
Hieb ihn an der dritte —
Sprach er keck und mutig:

„Brauchet ihr drei Russen,
Stattliche Gesellen, —
Bin ein Baum ja nimmer —
Braucht mich nicht zu fällen!

Bin ein lebend Wesen,
Schon als kleines Mädchen
Mutter mich verwünschte,
Dort im kleinen Städtchen.

Aber mit euch nehmt mich,
Werdet heim ihr gehen,
Stellt mich vor die Thüre,
Wird mich Mutter sehen.

Auf den Hausflur stellt mich,
Werden übergehen
Meiner Mutter Augen,
Wenn sie mich wird sehen“.

Dieselbe Sage vom Mädchen, das die eigene Mutter in einen Baum zauberte, bietet auch ein deutsches Volkslied, das uns in zwei

Fassungen, einer aus dem Kuhländchen in Mähren und einer aus Österreichisch-Schlesien, überliefert ist[1]). Hier sind es drei Spielleute, die eine Erle (oder Espe) hauen, weil sie gutes Holz zur Fiedel gebe.

Der erste fing an zu haun,
Das Esplein hub an und blut't.
Der andere fing an zu haun,
Das Esplein hub an und greint.
Der dritte fing an zu haun,
Das Esplein hub an und redt.

Der Baum erzählt, dass er ein verwunschenes Mägdlein sei:

Meine Mutter hat mich verwunschen
An einem Dienstag früh,
Als ich um Wasser gung
Und bei mei'm Liebsten stund.

Sie bittet die Spielleute zu ihrer Mutter zu gehen und derselben ein Lied von ihr zu spielen. Das geschieht denn auch; die Mutter bricht in Tränen aus und ruft:

„Nicht geigt ihr stolzen Spielleut mehr
Von mir und meinem Kind:
Hätt' ich ihr gleich noch zehne,
Den Wunsch ich keiner wieder tät!"

Der Umstand, dass dieses Lied nur aus österreichischen, den Slawen benachbarten Provinzen überliefert ist, braucht noch keineswegs als Beweis dafür angesehen zu werden, dass das deutsche Volkslied dem slavischen nachgebildet oder sonst von ihm beeinflusst sei, da ja ähnliche Stoffe, wie Böhme richtig bemerkt, auch im dänischen und schwedischen Volksliede sich vorfinden.

Dass Blumen auf den Gräbern von unglücklich Liebenden spriessen, ist ein weitverbreiteter Volksglaube[2]). In einem polnischen Volkslied Oberschlesiens wünscht eine Kindesmörderin vor ihrer Hinrichtung (Nr. 136):

Verbrennet mich zu Asche heut,
Und auf das Feld die Asche streut.
Auf dass dort eine Nelke spriesst
Und meines Jascheks Träne fliesst,
Und spriesset eine Lilie gar,
So eine Lilie wie ich war,
Und spriesset eine Rose rot,
Weint die Welt um meinen Tod.

---

[1]) Beide Fassungen bei Erk-Böhme, Liederhort I, 26.

[2]) Koberstein und Köhler im „Weimarischen Jahrbuch" 1854 Bd. I.

Dass Blumen, namentlich Lilien, als Zeichen der Unschuld auf den Gräbern Hingerichteter oder Ermordeter wachsen, kommt im deutschen Volksliede ebenfalls vor; hier stehe eine Stelle aus einem deutsch-böhmischen Volksliede [1]):

Sie begruben die Braut in ein Gotteshaus,
Den Bräutigam aber aufs Viebicht (Viehweide) hinaus.
Was wuchs wohl auf seinem Grabe?
Drei Nilgen (Lilien) auf einem Stabe.

Darinnen standen viel Buchstaben:
Man soll ihn wieder ausgraben,
Man soll ihn legen zu seiner Braut,
Zu seiner Braut in das Gotteshaus

In einem Volksliede aus der deutschen Sprachinsel Gottschee in Krain wird erzählt, wie aus den Gräbern eines Liebspaares eine Rebe und eine Rose wachsen, die sich umschlingen [2]).

In das Gebiet des Volksglaubens gehört der Einfluss der Träume auf das Leben des Menschen. In einem oberschlesischen Volksliede träumt ein Mädchen, dass sein Geliebter im Meere ertrunken sei. Sie geht zum Strande und findet ihn von einem Schwerte durchbohrt als Leiche in den Wogen (Nr. 230). Im weitverbreiteten deutschen Volksliede vom Herrn und der Magd, von dem Goethe eine Lesart im Elsass aufzeichnete, heisst es [3]):

Und da es war um Mitternacht,
Dem Edelherrn träumt es schwer,
Als wenn sein herzallerliebster Schatz
In dem Kindsbett gestorben wär'.

Er reitet hin und findet sie auf der Totenbahre.

Anklänge an uralte Zahlensymbolik finden sich in dem polnischen Volksliede (Nr. 125): Zwei Kavaliere locken die hübsche Kathinka (Kascha) in den Wald, um ihr dort das Kränzlein zu rauben. In ihrer Bedrängnis ruft die Schöne dreimal um Hilfe:

Kascha ruft um Hilfe zum erstenmal,
Dass das Gras im Walde
Zittert allzumal.

Kascha ruft um Hilfe zum andernmal,
Dass der Donau Wogen
Schäumen allzumal.

---

[1]) Gruschka-Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen S. 102.
[2]) Hauffen, Ad., Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895, S. 272, 273.
[3]) Erk-Böhme I, 397.

Kascha ruft um Hilfe zum drittenmal,
Dass im Traum Frau Mutter
Hört es tief im Tal.

Die Mutter weckt ihre Söhne, sie suchen im Walde und finden Kaschas Mörder. Diese polnische Ballade hat auffallende Ähnlichkeit mit dem deutschen Volksliede vom Ulinger, der eine schöne Jungfrau entführt [1]). Bevor er sie im Walde ermordet, gestattet er ihr noch drei Schreie zu tun:

Den ersten Schrei und den sie tät:
„Hilf, Jesu, Marien Sohne!
Und kommst du nit so balde,
So bleib' ich in diesem Walde!"

Den andern Schrei und den sie tät:
„Hilf, Maria, du reine Maid!
Und kommst du nit so behende,
Mein Leben hat schier ein Ende!"

Den dritten Schrei und den sie tät:
„Hilf, allerliebster Bruder mein!
Und kommst du nit so drate,
Mein Leben wird mir zu spate!"

Das Lied vom Mädchenräuber Ulinger ist sehr alt, es liegt gedruckt schon aus dem 16. Jahrhundert vor. Auch hier hat erst der dritte Schrei Erfolg, der Bruder hört ihn und befreit die Schwester. Vielleicht liegt in dieser Dreizahl ein tieferer mythologischer Sinn, wie denn im Volksglauben bei Segensprüchen und Abwehrformeln die Zahl drei oft wiederkehrt. Im deutschen Volksliede aus Gottschee, das viele altertümliche Züge bewahrt hat, kehren die drei Schreie des dem Tode geweihten Weibes in einem anderen Zusammenhange wieder, hier ist es die Jungfrau Maria selbst, welche die Unglückliche rettet [2]).

Wir können damit die Reihe der polnischen Volkslieder abschliessen, welche mythische, dem deutschen Volkslied verwandte Züge aufweisen. Doch wollen wir noch ein Lied anreihen, in dem sich ein alter Rechtsbrauch erwähnt findet (Nr. 136, 137). Maryscha hat ihr uneheliches Kind in der Donau ertränkt, wird entdeckt und zum Tode verurteilt. Vor der Hinrichtung

Da tritt zu ihr der junge Henkerssohn:
„Willst du, Maryscha, werden mein?
Will ich vom Tode dich befrein".

---

[1]) Ebenda I, 118 ff.

[2]) Hauffen, Gottschee 284.

Nach alter Anschauung stand dem Henker, dessen Gewerbe als unehrlich galt, das Recht zu, eine Verbrecherin freizubitten, wenn sie ihn ehelichte. In dem schönen deutschen Volksliede von der unglücklichen Bernauerin[1]), der Geliebten des jungen Herzogs Albrecht von Bayern, die auf Anstiften des herzoglichen Vaters Ernst am 12. Oktober 1435 bei Straubing in der Donau ertränkt wurde, treten ebenfalls die Henker an die Gefesselte heran:

Sobald die Bernauerin auf die Brücke kam,
Drei Henkersknecht' zur Bernauerin kam'n:
„Bernauerin, was willst machen, ja machen?
Ei, willst du werden ein Henkersweib,
Oder willst du lassen dein jung stolzen Leib
Ertrinken im Donauwasser, ja Wasser?"

Wie die polnische Kindesmörderin, so weist auch die Bernauerin das Angebot des Henkers weit von sich und wählt lieber den gewaltsamen Tod. Der Fall, dass ein Henker ein zum Tod verurteiltes Mädchen freibat und heiratete, ist übrigens im Jahre 1525 zu Nürnberg wirklich vorgekommen[2]).

2. Es bleiben nun noch eine Anzahl polnischer Volkslieder zu besprechen, die Stoffe behandeln, welche Eigentum zahlreicher Volksdichtungen und gewissermassen internationales Gut sind. An erster Stelle sei hier des sog. „Tagelieds" gedacht. Ein Liebespaar wird am Morgen geweckt und muss scheiden. Diese Situation schildert ein polnisches Volkslied. Die Lerche mahnt zum Aufstehen und zur Trennung; das liebende Mädchen ruft:

Hätt' ich nur den Schlüssel
Zu dem Frührotschimmer,
Liess' ich es vor morgen
Frühe tagen nimmer.

Hätt' ich nur den Schlüssel
Zu dem Tagessterne,
Noch ein Jahr, ein ganzes,
Blieb' der Tag mir ferne[3]).

In der deutschen Volkspoesie ist das „Tagelied" reichlich vertreten. Oft erscheint an Stelle des Vogels, dessen Gesang die Liebenden

---

[1]) Erk-Böhme I, 326.

[2]) Soden, Beitr. z. Ref. 221. Weitere Nachrichten über diesen Rechtsbrauch in meiner Einleitung zu den „deutschen Volksliedern aus Oberhessen". Marburg 1885. LIII.

[3]) Weiss, Album poln. Volkspoes. 14.

weckt, der Wächter, und das „Wächterlied“ gesellt sich zum volkstümlichen „Tageliede“. Ähnlich wie das polnische Mädchen spricht die Liebende in einem niederländischen Volksliede von 1544 [1]):

Haddic den slotel van den daghe
Ic weerpen in gheender wilder Masen
Oft vander Masen tot in den Rijn
Al en soude hi nemmer vonden sijn!

Weitverbreiteten Stoffen gehört an das polnische Volkslied (Nr. 132) vom Bruder, der seine verschollene Schwester von edlem Geschlecht als Dienstmagd bei einer schlechten Wirtin findet. Drei schmucke Herrn reiten vor eine Schenke, leeren manchen Krug, wobei Katinka, die Kellnerin und Dienerin, wacker aufträgt. Auf die Frage, ob die schmucke Dirne ihre Tochter sei, erwidert die Wirtin, dass sie das Mädchen für zwei Fuder Heu und vier Quart Wein gekauft habe. Kascha muss dem fremden Herrn das Lager richten; als er sie liebkosen will, entdeckt sie ihm, dass sie von Adel und aus fremdem, fernen Lande sei. Auf die Frage, wer ihr Vater sei, erwidert sie:

„Der Bawolski ist genannt,
Stammet aus dem Polenland“.

Jetzt erkennt der fremde Kavalier, dass er seine Schwester vor sich hat und ladet sie ein, mit ihm zu ziehen.

Kascha, tritt nur auf den Stein,
Stemm den Fuss im Bügel ein,
Heb' dich in den Sattelknauf,
Geht's davon im Sturmeslauf!

Ein deutsches Volkslied von der wiedergefundenen Schwester ist in mehreren Lesarten [2]), von denen eine aus Schlesien stammt, überliefert. Ein betrübter Reiter reitet vor einer Wirtin Tür, ein Mädchen öffnet ihm; auf seine Frage nach dem Mädchen erklärt die Wirtin:

Es ist ja meine Tochter nicht,
Auch ist es meine Schwester nicht,
Es ist ja meine gemietete Magd,
Die mir schon soviel Unglück gemacht.

Für Geld erbietet sich die falsche Frau, die Ehre ihrer Magd dem Reiter preiszugeben. Die Magd muss sich fügen:

---

[1]) Erk-Böhme II, 611.

[2]) Erk-Böhme I, 552 ff.

Und als es zu dem Abend ging,
Das Mädchen sich zur Ruh begab.
Eine jede Stufe, die sie überschritt,
Eine Träne ihr aus dem Auge glitt.

In der Kammer gesteht sie dem Reiter, dass sie ihren Eltern gestohlen worden sei:

Ich bin verkauft für Semmel und Wein,
Ich bin getragen wohl über den Rhein.

Der Reiter erkennt sie als seine Schwester, als Tochter des Königs, über dem Rhein. Der Schankwirtin schlägt er zur Strafe den Kopf ab, die Schwester führt er heim.

Unter den humoristischen und Neckliedern, an denen die oberschlesische Volkspoesie reich ist, treffen wir manchen Bekannten aus der Zahl der deutschen Volksliedstoffe. Das Häslein, dessen herzbrechende Klagelieder auch aus Schlesien im deutschen Volkslied erschallen, lässt sich ebenfalls im polnischen Liede vernehmen. Der arme „Has im weiten Feld", wie er sich selbst im deutschen Volkslied benamst, weiss auch polnisch gar rührend von seinen Leiden zu berichten (Nr. 67—69):

Ach was hab ich, armes Tier,
Böses denn verschuldet hier,
Dass sie mich so stossen, plagen,
Mich wie einen Räuber jagen
Mörderlich?

Da das Hasenliedchen bei Roger in drei Fassungen mitgeteilt wird, lässt sich annehmen, dass es sehr beliebt ist. Das kann man auch von seinem deutschen Kameraden sagen: er hat sogar den Beifall eines Mönches gefunden, der es vor mehr als drei Jahrhunderten ins Lateinische übersetzte [1]).

Das Treiben der Tiere humoristisch zu beobachten, war von jeher Eigenart der Volkspoesie [2]), und sie hat dasselbe mit Vergleichung menschlicher Torheiten darzustellen verstanden. Zu diesen Stoffen gehören die in der Volkspoesie vieler Völker vorhandenen Tierhochzeiten, Lieder, die oft genug als Parodien auf armselige menschliche Hochzeiten protziger oder geiziger Per-

[1]) Erk-Böhme I, 524.
[2]) Uhland, Schriften III, 75 ff.

sonen aufzufassen waren. In der polnischen Volkspoesie Oberschlesiens findet sich (Nr. 448) „Des Sperlings Hochzeit“ [1]):

Vier der Meilen hinter Troppau
Hat der Spatz die Dohl' gefreit,
Spatz die Dohle hat gefreit.

Also hebt das Lied an. Vom Hochzeitsschmause ist nur die Eule ausgeschlossen, alle andern Vögel dagegen sind eingeladen. Die Eule erscheint jedoch trotzdem, wird vom Sperling auf den Fuss getreten, und daraus entsteht Zank. Wie das polnische Lied ausklingt, fällt es schwer zu glauben, dass es ohne Beziehung auf gewisse Vorgänge sei, die sich bei einer bestimmten Hochzeit abgespielt haben. Deutsche Volkslieder, die Hochzeiten von Tieren schildern, sind zahlreich verbreitet und bereits aus dem 16. Jahrhundert überliefert [2]). Hier ist es bald der Gimpel und die Nachtigall, bald Amsel und Drossel u. a. m., welche Hochzeit machen wollen. Ein deutsches Volkslied aus Schlesien [3]) lautet:

Es wollt' ein Vogel Hochzeit machen
In dem grünen Walde. Didirallala usw.

Die Drossel war der Bräutigam,
Die Amsel war die Braute.

Die Lerche, die Lerche
Führt' die Braut zur Kirche.

Der Stieglitz, der Stieglitz
Bracht' der Braut den Hochzeitssitz.

Der Sperling, der Sperling
Bracht' der Braut den Fingerring.

Die Taube, die Taube
Bracht' der Braut die Haube.

Die Finke, die Finke
Bracht' der Braut zu trinken.

Der Storch mit seinem langen Schnab'l
Bracht der Braut das Messer und Gab'l.

Der Wiedehopf, der Wiedehopf
Bracht' der Braut den Küchentopf.

Die Gänse und die Anten
War'n die Herrn Musikanten.

Aus der Oppelner Gegend ist bei Hoffmann-Richter noch eine Vogelhochzeit mitgeteilt: Schalaster und Nusshacker wollen Hochzeit

[1]) Erbrich, Straduna S. 83.
[2]) Erk-Böhme I, 510 ff.
[3]) Hoffmann-Richter, Nr. 43 (Gegend von Bunzlau und Haynau).

machen, das Fest endet jedoch mit Schlägerei. Gewiss liegt diesen Gedichten tiefes Verständnis für das Treiben der Vögel im frisch ergrünten Walde zugrunde, das Uhland so schön schildert; die Tatsache, dass von einem solchen Liede ausdrücklich überliefert ist, dass man es mit Vorliebe bei Hochzeiten singe [1]), spricht jedoch dafür, dass auch scherzhafte oder spöttische Anspielungen mitunterliefen.

An Neckereien und Windbeuteleien ist im polnischen Volksliede kein Mangel. Spuren der auch in deutscher Volkspoesie so beliebten Lügenmärchen weist folgendes Liedchen (Nr. 447) auf:

Tanzen Fisch und Krebs zusammen,
Pastinack und Zwieb'l tanzen,
Petersilie staunet's an,
Wie die Zwiebel tanzen kann.

Tanzt der Branntwein mit dem Kürbis,
Tanzt das Erbsstroh mit dem Raden,
Kommt, ihr Leute, staunet's an,
Wie der Raden tanzen kann!

Deutsche Parallelen, deren Uhland [2]) eine reiche Auswahl gibt, reichen bis ins 10. Jahrhundert zurück. Die deutsche Volksdichtung ergeht sich mit Vorliebe im Reiche der unmöglichen Dinge, wobei der Humor zu seinem Rechte kommt. Die grosse Sammlung von Erk-Böhme enthält (Bd. III, 45 ff.) nicht weniger als 17 solcher Lügenlieder. Das ist ein Beweis für ihre ausserordentliche Beliebtheit.

Unter dieselbe Rubrik fallen die Neckereien scherzender Liebesleute, die „Haschelieder“: Das Mädchen versucht dem Burschen zu entgehen, bis sie endlich sich gefangen gibt. Eine hübsche Probe dieser Liederart findet sich bei Roger (Nr. 285); man hat sich das Lied als Duett zu denken:

Mädchen: Werd' ich flugs ein kleiner Fisch und munter
In den wilden Fluten tauch' ich unter.
Bursche: O, ich hab' ein gutes Netz noch hangen,
Werd' ich flugs die kleinsten Fisch' nur fangen.
Mädchen: Werd' als graues Täubchen bald ich girren
Und den höchsten Baum im Wald umschwirren.
Bursche: O, ich bin ein guter Schütz, das glaube,
Schiesse mitten in das Herz die Taube.

---

[1]) Erk-Böhme I, 516.

[2]) Schriften III, 223 ff.

Ähnliche Wettgesänge zwischen Burschen und Mädchen, wobei unerfüllbare Wünsche geäussert werden, kommen in der deutschen Volkspoesie schon sehr früh vor, man sang solche Lieder vielfach zum Tanze[1]). Am ähnlichsten ist dem angeführten polnischen Volksliede ein deutsches aus dem Kuhländchen in Mähren:

„Wär' ich ein Fischelein,
Schwämm' ich auf den Teichen".
„Wär' ich eine Ente,
Dich wollt' ich bald erschleichen".

„Wär' ich ein Vögelein,
Ich wollt' dir bald fortfliegen".
„Hätt' ich dann eine Flinte,
Wollt' ich gar bald dich kriegen".

Mit diesen Beispielen sind die den beiden Volksstämmen gemeinsamen Stoffe des Volksliedes noch lange nicht erschöpft. An allgemein menschliche Situationen knüpft sich ja überall ein Lied an bei sangesfrohen Völkern. So braucht es uns nicht zu verwundern, dass das Klagelied der Waise am Grabe der Mutter (485, vgl. Erk-Böhme I, 609), des unglücklichen Weibes, das kein Glück in der Ehe gefunden (244), des gewaltsam zum Kloster gezwungenen Mädchens (248, vgl. Erk-Böhme II, 702 ff.) und so vieles ähnliche in beiden Volksdichtungen wiederkehrt[2]). Es mag genügen, solche Ähnlichkeiten allgemein menschlicher Art hier kurz anzudeuten. Tiefer liegen die Berührungspunkte in der Auffassung vom poetischen Wesen der Natur.

Viel Anklänge an das deutsche Volkslied bietet das Verhältnis des Sängers oder der Sängerin zur Natur. Der Lieblingsbaum der Liebenden ist im polnischen wie im deutschen Volksliede die Linde, unter ihr schwören sich die Pärchen Liebe und Treue (Roger Nr. 281). Den Vögelein in dem Astwerk der Linde lauschen sie und deuten ihre Sprache (Nr. 243). Unter der Linde rauscht ein Brünnlein (Nr. 310). An diesem lieblichen Platze ist gut träumen, aber auch viel Leid ist hier geschehen, und manch' Mädchen trauert um ihr Kränzlein, das sie hier verlor (Nr. 313, 314).

Unter den Vögeln ist, wie im deutschen (und romanischen) Liede, die Nachtigall die Vertraute der Liebenden (Nr. 265):

---

[1]) Erk-Böhme III, 35.

[2]) Auch das „Steigerungslied, wobei jede Strophe um eine Zeile wächst, ist in Oberschlesien bekannt (Nr. 79); vgl. deutsch bei Hauffen, Gottschee 366 ff.

Nachtigall, du kleines Vögelein,
Das im Haine hüpft und singt,
Wenn ich nur gedenke, Liebster, dein.
Fast das Herze mir zerspringt!

ruft das sehnende polnische Mädchen. Ein kleiner Schwerenöter ist der Kuckuck. Erscheint er im deutschen Volkslied vielfach als Frühlingsbote, Prophet und Bruder Liederlich, der 12 Weiber hat, wie das Volk sagt, so erscheint er auch im polnischen Liede als spöttischer Verkünder kommender Liebessorgen (Nr. 312). Als Verkünder der Lenzesfreude erscheint der Kuckuck (Nr. 303):

Kuckuck schon, der Kuckuck schreit,
Grün die Wälder prangen —
Doch mein armes Herze pocht,
Pochet laut voll Bangen.

Wenig beliebt ist die Schwalbe; denn sie weckt am frühen Morgen die Liebenden mit Gesang und mahnt zum bitteren Scheiden (Nr. 104). Auch die Lerche mit dem Frühgesang ist eine Weckerin glücklicher Liebesleute, ihr „Trillern laut und hell" bedeutet: „Söhnchen, auf zur Arbeit schnell!" —

Von den zahmen Vögeln ist die Taube auch dem polnischen Volksliede wohlbekannt und wird öfter erwähnt. Sie ist ja, wie ich in der Einleitung zu meinen „deutschen Volksliedern aus Oberhessen" nachgewiesen habe, ein internationales Liebessymbol der Volksdichtung[1]). Dem girrenden sehnsüchtigen Täubchen vergleicht sich das von dem Geliebten verlassene Mädchen (Nr. 227) und gedenkt der glücklichen Zeit, da sie mit ihm wie „ein Taubenpärchen" gelebt habe. Der treue Liebhaber ruft seiner Treulosen zu (Nr. 224):

Wie ein Täubchen auf der Flur
Girret um sein Weibchen nur,
Also girr' ich immerzu,
Lass dir Tag und Nacht nicht Ruh.

Auch ohne nähere Bezeichnung der Art erscheinen die Vögel wie in der Volkspoesie überhaupt, so auch in der polnischen, besonders als Freunde und Gesellen der Menschen, namentlich der Liebespärchen. Vögel sind die Boten, welche Grüsse zum fernen Liebsten tragen (Nr. 225).

Flieg ihm nach, du Vögelein,
Bis dir matt die Flügel!

---

[1]) Marburg, Elwert 1885, S. XLIII ff.

ruft das einsame Mädchen, das der schmucke Reitersmann kürzlich verlassen, ein anderes Mädchen singt:

> An meinem Fenster pocht ein Vöglein,
> Lieder singt es, süsse,
> Grüsse von dem Heissgeliebten
> Bringt es, tausend Grüsse (Nr. 302).

Auch sonst bewähren sich die Vögel als Freunde der Menschen, zeigen Verirrten den Weg (Nr. 87) usw.

Als lustiger lediger Gesell gilt im polnischen Volksliede der Fisch. Das verlassene Mädchen ruft (Nr. 227):

> Schwimmest glücklich, Fischchen,
> Schwimmest durch die Wogen —
> Ach, mich Unglücksmädchen,
> Wie hat mich betrogen
> Deine falsche Liebe — —

Unwillkürlich erinnert man sich da der in deutschen Liedern und Vierzeilern immer wiederkehrenden typischen Zeilen:

> In dem Wasser schwimmt ein Fisch —
> Lustig wer noch ledig ist!

Bei der innigen Vertrautheit der Volksdichtung mit der Natur belebt sich auch das Pflanzenreich mit fühlenden und sprechenden Wesen. Rote Röslein auf dem Grabe des Mädchens nicken dem Liebenden traulich zu zum Zeichen dafür, dass er sich am richtigen Orte befinde (Nr. 296). Die Lieblingsblume der polnischen Volkspoesie Oberschlesiens ist der Rosmarin. Dieser immer grüne Strauch gilt auch im deutschen Volksbrauch als Symbol der Liebe und des Lebens, er war deshalb zugleich bei Hochzeiten und Begräbnissen üblich [1]. Das liebende Mädchen im polnischen Volksliede klagt, dass der gesäte Rosmarin verwelkt und der ersehnte Freier sie verschmäht habe (Nr. 355); ein Bursche erzählt, dass er auf die Freite gehen werde, sobald sein Rosmarin wachse (Nr. 354). Mit Vorliebe ziehen sich die Mädchen selbst den Rosmarin, aus dem sie später ihren Brautkranz flechten; sinnig sagt die Liebende den Freier vertröstend (Nr. 326):

> Rosmarin zum Kränzlein
> Ist nicht aufgegangen.
> Wird er mir ergrünen,
> Weisse Blüten tragen,

[1] Kolbe, Hessische Volkssitten und Gebräuche. 2. Aufl. S. 169. Deutsche Volkslieder aus Oberhessen. XIX, XXI.

Werd' ich mit dem Kränzlein
Dir mein Jawort sagen.

Hoffnungslos Liebende lassen den gepflanzten Rosmarin absichtlich verdorren (Nr. 332):

Ein Rosmarinbaum am Graben steht,
Schau, liebster Schatz, wie wonn'gen Duft er weh't.
Ich säť ihn weiss, er grünt' und ist vergangen,
Das alles, weil dein Arm mich nicht umfangen.

Mit welkem Rosmarinkranz das Haupt geschmückt, klagt das verlassene Mädchen um verlorenes Lebensglück (Nr. 300).

In der Zeichensprache der Liebenden aller Völker hat von jeher der Apfel eine grosse Rolle gespielt. Einen Apfel zuwerfen gilt auch im polnischen Volksliede als Liebeserklärung (Nr. 5). Einen Apfel übergibt der Liebhaber den Wellen als Liebesgruss (Nr. 257):

Äpflein, rate du mir gut,
Bleib' nicht hängen in der Flut.
Äpflein, schwimm' ins Tal hinaus
Bis an meiner Liebsten Haus!

Beim Anblick eines Apfels im Bache wünscht der treulose Bursche, dass ihm die Geliebte wieder verzeihen möge (Nr. 236):

Rollt ein roter Apfel, rollt
In dem Bach hernieder —
Ach, mein Liebchen, süss und hold,
Sei doch gut mir wieder!

Ahnlich klingt folgende polnische Strophe (Nr. 362):

Rollt ein rotes Äpflein,
Rollet an der Erden, —
Wem, mein gold'nes Mägdlein,
Wirst zuteil du werden?

Den Apfel als Mittel zu Liebeszauber kennt auch ein etwas dunkles deutsches Volkslied aus Schlesien[1]):

Ich schnitt den Apfel mitten entzwei
Und gab meinem Schatz den grössten Teil.

Als Sinnbild unerschütterlicher Treue erscheint im polnischen Volksliede das Fichtengrün (Nr. 336) oft im Gegensatz zum untreuen Mädchen:

Wächst empor das junge Fichtengrün,
Ist im Sommer wie im Winter grün.

---

[1]) Hoffmann-Richter, Schlesische Volkslieder Nr. 116. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort I, 25.

Wer gedenkt da nicht des deutschen Volksliedes vom Tannenbaum, das in seiner ursprünglichen Fassung aus dem Jahr 1615 also lautet [1]):

Ach Tannebaum, ach Tannebaum,
Du bist ein edler Zweig!
Du grünest uns den Winter,
Die liebe Sommerszeit.

Damit ist der Kreis stofflicher Ähnlichkeiten im wesentlichen erschöpft; wer suchen will, kann jedoch noch manche interessante Nachträge liefern.

## II. Formelle Ähnlichkeiten.

Die Kunst der Darstellung ist im Volksliede die denkbar einfachste; die Ähnlichkeiten in der Struktur von Volksliedern verschiedener Völker beruhen deshalb meist auf ähnlichen Seelenvorgängen, die allen Volksdichtern gemein sind. Zu diesen gemeinsamen poetischen Mitteln jeder Volkspoesie gehört der Parallelismus. Zwei Vorgänge werden unvermittelt nebeneinander gestellt. Solche Parallelismen sind in der polnischen Volkspoesie Oberschlesiens häufig. Hier einige Proben:

Rosen auf dem Berge blühen,
Pflücken kann ich sie nicht mehr.
Einen Schelm hab' ich geliebet,
Lieben kann ich ihn nicht mehr (Nr. 203).

Der beiden Parallelsätzen gemeinsame Gedanke ist die Trauer um unerreichbares Liebesglück. Ein Beispiel, das noch deutlicher das Wesen des dichterischen Parallelismus klarstellt, ist folgende polnische Strophe:

Hirse hab' ich heut gesäet,
Mähe sie doch nie.
Hab' geliebt ein schönes Mägdlein,
Krieg' doch nimmer sie (Nr. 194).

Gemeinsamer Gedanke: vergebliches Hoffen!

Aus der deutschen Volkspoesie könnte man zahlreiche Proben des Parallelismus vorlegen, hier folge eines der bekanntesten der Vierzeiler:

's ist noch nicht lang, dass 's geregnet hot,
Die Bäumle tröpfle no;
Ich han amol a Schätzle g'hot,
Ich wollt', ich hätt' es no.

[1]) Erk-Böhme I, 543.

Noch besser illustrieren den Begriff des Parallelismus folgende Strophen deutscher Volkslieder:

> Röslein am Strauche
> Blühn ewig doch nicht;
> Lieb' ist so lang nur grün,
> Bis man sie bricht. [1])

oder folgende Strophe aus Kärnten [2]):

> Das Stiegel, das i g'stiegen bin,
> Das steig' i niemer,
> Den Schatz, den i gliebt hob,
> Den mag i niemer.

Das Bezeichnende all dieser vierzeiligen Strophen ist, dass sie in zwei gleiche Hälften zerfallen, welche parallel laufend und gleich gegliedert, gleichartige Gefühle, Bilder oder Erlebnisse schildern.

Ein weiteres Kennzeichen der Volkspoesie sind die typischen Formeln, Beiworte, Zahlen oder Schilderungen. Die Volkspoesie hat, da sie Jahrhunderte lang nur im Gedächtnis aufbewahrt wird, gewisse gleichartige poetische Typen herausgebildet, welche der Schöpfer neuer Volkslieder gewissermassen als beliebten Stoff vorfindet. Wenn wir das oberschlesische polnische Volkslied prüfen, so finden wir genau dieselben typischen Formeln usw. wie in der Dichtung der Deutschen und anderer Völker.

Was die typischen Formeln betrifft, so rechne ich dazu z. B. die Segenswünsche, Liebesgrüsse usw., welche den Begriff „unzählig" poetisch wiedergeben (z. B. Nr. 226 und 276):

> So viel Stern am Himmel,
> Tropfen sind im Meere,
> So viel mal dich, Mägdlein,
> Lieb' ich und verehre.

Dass diese und ähnliche Formeln in der Volkspoesie allgemein üblich sind ist wissenschaftlich bereits nachgewiesen [3]). Aus der deutschen Volkspoesie führe ich einen der polnischen Strophe ähnlichen Vierzeiler aus dem Salzburgischen [4]) an:

> So viel Stern in da Heh,
> So viel Tropfa im See,
> So oft grüess i di schen,
> Lo mi nöt goa z'long stehn.

---

[1]) Kretzschmer, Deutsche Volkslieder I, 522.

[2]) Pogatschnigg-Herrmann, D. Volkslieder aus Kärnten. Sal.-Ausg. 261.

[3]) In der Zeitschrift für deutsches Altertum XXIX, 130 ff.

[4]) Firmenich, Germaniens Völkerstimmen II, 729.

Hierhin gehören auch gewisse typische **Umschreibungen** z. B. der Ausdruck „Röslein pflücken“ (Nr. 270)[1]) für das Glück der Liebe geniessen, „Kränzlein stehlen“ (Nr. 32), Häubchen aufsetzen = Frau werden (Nr. 64) und ähnliche. Gewisse häufig wiederkehrende Begriffe haben stereotype Beiworte, so ist das Pferd grau (Nr. 6, 187). Mit Vorliebe verwendet das polnische Volkslied das Beiwort golden[2]). Der Hang alles mit Gold auszuschmücken tritt mitunter recht naiv hervor. Nicht nur sind die Schuhe Liebender mit Gold genäht (Nr. 111) auch das Ross des Burschen ist mit Hufen von Gold beschlagen (Nr. 339). An das Märchen erinnert die Strophe (Nr. 252):

Steht im Tal ein Apfelbaum,
Trägt das Gold und Silber kaum.

Wenn solche goldenen Bäume wachsen, darf man sich nicht wundern, dass Edelmetalle billig sind und auch Dinge vergoldet werden, die des Goldes nicht würdig sind. Will sich doch in einem Liede (Nr. 117) der zum Tode verurteilte Mörder sogar den Galgen mit Gold beschlagen lassen; er ruft aus:

Hätt' ich das geahnet,
Dass ich hängen sollen,
Hätte ich den Galgen
Schon vergolden wollen.

So wunderlich das klingt, so entbehrt es doch nicht der Parallele im deutschen Volksliede. Im deutschen Liede von dem jungen Zimmergesellen, an dem des Markgrafen Weib Gefallen fand, wird berichtet, dass dem armen Sünder auf Befehl des Markgrafen ein Galgen gebaut wurde „von Gold und Marmelstein“ [3]).

Das Ausschmücken mit Gold und Edelstein ist dem kindlichen Wesen des dichtenden naiven Volksgeistes ein Bedürfnis; denn er weiss so wenig im Liede wie im Märchen etwas von den wirklichen Verhältnissen dieser Welt. Ist es ihm doch auch ganz Nebensache, an welchen Ort er die Handlung verlegt und in welches Land. Im polnischen Volkslied der Oberschlesier spielt die Donau eine ebensolche Rolle wie im deutschen Volkslied der

---

[1]) Ähnlich im deutschen Volksliede. **Becker**, Rhein. Volksliederborn 41.

[2]) Auch für das deutsche Volkslied sind typische Beiworte bezeichnend: der Wein ist kühl, der Wald grün, die Mädchen schwarzbraun usw.

[3]) **Erk-Böhme** I, 446 ff.

Rhein, sie ist der Fluss schlechthin und der geographische Name nur typisch gebraucht.

Diesem Hang zu träumerischer Belebung der Welt ist auch eine dem Volkslied eigenartige Auffassung der Verneinung eigen. Das Volkslied umschreibt die Negative; es ist als schrecke das feine Gefühl der naiven Volksdichtung vor dem Niemals zurück. Auf die Frage der Schwester, wann er aus dem Kriege zurückkehren werde, antwortet der Bruder ahnungsvoll:

Wenn daheim die trockene Linde
Wieder grün wird sein (Nr. 2) [1].

Das Mädchen weist den Burschen mit seiner Liebe ab und statt ihm ein: niemals! zuzurufen, erklärt sie, er solle ihr Kränzlein erst dann erhalten,

Wenn die trockene Linde wieder
Grün wird sein,
Rot das weisse Röselein (Nr. 353).

Kascha ist ihrer Mutter entflohen, sie weigert sich zurückzukehren: „eher müsste sich die Welt in einen Drachen verwandeln!“ ruft sie trotzig (Nr. 142).

Die Umschreibung des Begriffes „niemals“ zeigt die deutsche Volkspoesie genau ebenso. Der Müller, dessen geliebte Tochter gestorben, klagt [2]):

Ach Gott, wann nimmt mein Trauern ein End?
Wenn alle die Steineln am Wasser schwimmen,
Dann erst wird der Müller wieder tanzen und springen,
Wenn alle die Brünnlen tragen grünes Lab,
Affer steht'm Müller sei Töchterl wieder af.

In einem deutschen Volkslied aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts vertröstet ein „loser Reiter“ sein Mädchen beim Abschied also:

Nun schweige, hübsches Mädchen,
Und lass das Weinen sein!
Wenn es Rosen schneiet
Und regnet kühlen Wein,
So woll'n wir, Allerliebste,
All beieinander sein [3].

---

[1]) Hauffen, Gottschee S. 168 ff.

[2]) Hruschka-Toischer, böhmische Volksl., 99. Wolf, Volkslieder aus dem Egerlande 10.

[3]) Erk-Böhme II, 316.

Ein deutsches Volkslied aus Nordostungarn[1]) lässt treue Liebe erst dann enden

> Wenn die Berglein sich werden neigen,
> Und die Donau neiget sich
> Und die Disteln tragen Feigen.

Ein salzburgischer Bursch drückt seine Abneigung gegen ein Mädchen also aus:

> Wånn Suan und Mån untergeht,
> Konn Stern an Himmel steht,
> Unds Wåsser aufweats rinnt,
> Liab i di g'schwindt[2]).

Spöttisch klingts in der Vogtländischen Runda:

> Aus is mit mir
> Und mit meinem Revier,
> Wenn die Elster vertruck'nt,
> Nôch heiraten mir[3]).

und in einem badischen „Stumpeliedli" [4]):

> Hinter meines Schwieger Haus,
> Da wächst ein schöner Buchsbaum 'raus.
> Und wenn der Buchsbaum Bire (Birnen) trägt,
> So bin ich meiner Schwieger recht.

Zum Abschluss noch eine ernste Strophe aus einem thüringischen Lied[5]):

> Eh' ich dich, mein Schatz, verlasse,
> Muss der Himmel fallen ein;
> Alle Sternlein müssen sich verdunkeln,
> Sonn' und Mond verlier' den Schein.

Das zahlreiche Vorkommen solcher Umschreibungen für „niemals" in der deutschen, polnischen und vielen anderen Volkspoesien gibt Uhland Recht, der in seiner Abhandlung[6]) über das deutsche Volkslied sich also äusserte:

„Auf den leeren Hintergrund der Verneinung werden die wunderlichen Bilder hingespiegelt, welche zwar auch nur ein Nicht und Niemals entfalten und selbst wieder in dieses zerrinnen, aber doch augenblicklich eine Anschauung gewähren, die noch in

---

[1]) Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn II, 197.

[2]) Süss, Salzb. Volkslieder S. 242.

[3]) Dunger, Rundas und Reimsprüche aus dem Vogtland 109.

[4]) Bender, Oberscheffenzer Volkslieder 256.

[5]) Schleicher, Volkstümliches aus Sonneberg 117.

[6]) Schriften III, 218.

ihrem Verschwinden bald heiter und neckisch, bald ironisch bitter fortwirkt. Es waltet hierin dieselbe Scheue der Phantasie vor jedem kahlen und öden Flecke."

Dem gleichen Gefühl ist wohl auch die Verklärung entsprungen, welche der Tod im Volksliede gefunden hat. Ergreifenden Ausdruck findet diese Vorstellung in einem polnischen oberschlesischen Volksliede, das ich ausnahmsweise in der besonders schön gelungenen Uebersetzung Hoffmanns von Fallersleben mitteile[1]). Ein Ertrinkender ruft:

Sag nicht Vater, sag nicht Mutter,
Dass ich hier versank,
Ach! Ach! Gott im Himmel!
Dass ich hier ertrank.

Sag nur Vater, sag nur Mutter,
Dass ich bin vermählt,
Ach! Ach! Gott im Himmel!
Dass ich bin vermählt.

Meine Hochzeit war sehr traurig,
War im Bett des Sees,
Ach! Ach! Gott im Himmel!
War im Bett des Sees.

Und wer führte mich zur Trauung?
Krebse führten mich,
Ach! Ach! Gott im Himmel!
Krebse führten mich.

Meine Braut war kaltes Wasser,
Wasser in dem See,
Ach! Ach! Gott im Himmel!
Wasser war's, o weh!

Ganz ähnlich besingt ein deutsches Soldatenlied[2]) den Tod auf dem Schlachtfeld als eine Hochzeit mit der schwarzen Erde, während ein anderes ihn als Eingang in den himmlischen Rosengarten schildert[3]).

Am auffallendsten hat sich der typische Charakter der **Zahl** in der Volkspoesie herausgebildet, so dass immer wieder nur gewisse Zahlen in den Volksliedern vorkommen, während alle anderen überhaupt nicht erscheinen. In der oberschlesischen polnischen ebenso wie in der deutschen Volksdichtung erscheinen

[1]) Hoffmann v. F., Ruda S. 17.
[2]) Wolf, Volkslieder aus dem Egerland 25.
[3]) Vilmar, Handbüchl. 3. Aufl. 141.

mit Vorliebe drei und sieben. Diese stereotyp Wiederkehr gewisser Zahlen scheint zu dem poetischen Fond der Volksdichter zu gehören. Immer sind es im polnischen Volksliede drei Vöglein, die im Baume singen, drei Meilen, welche der Liebende zurücklegt, unter drei Mädchen wählt der Freier (319. 320), drei Boten bringen Nachricht (214), drei Briefe sendet der Bursche aus der Ferne (64), drei Reiter sprengen vor der Wirtin Tür (132), dreimal umreitet der Geliebte die Kirche, erst dann kniet er am Grabe seines Mädchens nieder (134), drei Röslein wachsen auf dem Grabe (296) u. s. w. Das typische Wiederkehren der Zahl drei, während nie eine andere Zahl in solchem Zusammenhang erscheint, macht es wahrscheinlich, dass die Volkspoesie in diesem Falle unter der Einwirkung uralter Zahlensymbolik steht. Man vergleiche, was ich oben über die drei Schreie vor dem Tode gesagt habe. Ähnlich verhält es sich mit der Zahl sieben. Sieben Jahre währt die Trennung Liebender (Nr. 25. 26), sieben Jahre sehnt sich die Schwester nach ihrem gefangenen Bruder (133), sieben Jahre dient der Bursche um die Braut (134) u. s. w.

Das Studium der deutschen Volkspoesie überzeugt uns, dass es sich bei den Zahlen drei und sieben keineswegs um willkürlich gewählte, sondern um feststehende Zahlen handelt; während sonst die Volkslieder viele Veränderungen im mündlichen Vortrag erleiden, kommt es nie vor, dass z. B. die Zahl 7 durch eine andere Zahl ersetzt würde. In den Scheideliedern, z. B. in dem alten Liede von der „Liebesprobe", von dem wir zahlreiche Varianten besitzen[1]), heisst es:

Feinslieb, wir müssen voneinander,
Ich muss noch sieben Jahre wandern.

und trotzdem fast ein halbes hundert Texte dieses Liedes in allen Teilen Deutschlands und Oesterreichs zu den verschiedensten Zeiten aufgezeichnet wurden, fand sich nie eine andere Zahl als 7 in dieser Strophe vor. Was hätte es z. B. einer Sängerin ausgemacht, bei der Willkür, mit der die Texte behandelt werden, zu singen fünf Jahre? Wenn trotzdem an der Zahl sieben festgehalten wird, so ist das ein Beweis dafür, dass die sieben eine feststehende, für das Volkslied typische Ziffer ist. Hauffen, der

[1]) Erk-Böhme, I, 236. Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte I, 73 ff. Einige Texte enthalten überhaupt keine Zahl.

verdienstvolle Volksliedforscher[1]), führt ein deutsches Volkslied aus der Sprachinsel Gottschee an, worin im Gegensatz zu der in Oesterreich früher üblichen militärischen Dienstzeit von zwölf Jahren, nur um der typischen Siebenzahl willen, von einer siebenjährigen Dienstzeit gesungen wird. Es spielen bei der Wahl der Siebenzahl gewisse uralte Rechts- und Religionsbegriffe mit, genau wie bei der Dreizahl.

Zum Schlusse werfen wir noch einen Blick auf die Struktur des polnischen Volksliedes. Am Eingang desselben steht, ähnlich wie auch bei vielen deutschen Volksliedern, oft ein Naturbild, das vielfach die Stimmung des Sängers kennzeichnet. Kann man treffender die Verzweiflung eines liebenden gebrochenen Herzens schildern als folgendes Lied eines polnischen Mädchens:

**Regen rieselt rings hernieder,**
**Doch mein Liebster kommt nicht wieder,**
**Kommt nicht morgen, kommt nicht heute,**
**So verhetzen mich die Leute (Nr. 331).**

Ein deutsches Volkslied aus Böhmen gibt derselben trüben Stimmung folgenden Ausdruck[2]):

**Wenn de Wind a su saust**
**Und schmeisst Tropfla afs Dach —**
**Wos hob' ich man Deanla toan,**
**Dass se mich nöd mogh?**

Liebessehnsucht weckt folgender Anfang eines polnischen Volksliedes (37):

**Auf dem Bach im Garten**
**Kommt ein Blatt getrieben:**
**Ach, mein Heissgeliebter,**
**Wo ist er geblieben?**

Dieses Ausgehen von der Natur zeigt, wie eng das Volk mit derselben verwachsen ist. Uhland sagt von der deutschen Volkspoesie[3]): „Blättert man nur im Verzeichnis der Liederanfänge, so grünt und blüht es allenthalb". Es mag deshalb genügen, kurz festzustellen, dass ein gleiches in der polnischen Volkspoesie der Oberschlesier der Fall ist.

Auch das Sprunghafte ist der polnischen Volkspoesie eigen, plötzliche Übergänge, die auf den ersten Blick unmotiviert er-

---

[1]) **Hauffen**, Gottschee 153.
[2]) **Hruschka-Toischer** 166.
[3]) **Uhland**, Schriften III, 13.

scheinen, kommen öfter vor. Unvermittelt stehen subjektive Ergüsse neben dem objektiven Berichte von Ereignissen. Knapp, vielfach zu knapp ist die Erzählung, so dass man auf den ersten Blick Lücken vermuten möchte. Der Kenner weiss, dass diese sprunghafte Art dem Volksliede eigen ist, Parallelen bietet die deutsche Volksdichtung in Fülle.

Im Volksliede beliebte Kunstmittel, wie die Personifikation, kennt das polnische Volkslied ebenfalls. Wenn in einem Liede der Geliebte als Falke (315) besungen wird, so mahnt uns das an eine der ältesten volksmässigen deutschen Strophen, die unter des Kürenbergers Namen geht: ich zôch mir einen valken mêre denn ein jâr.

Auch die Lautmalerei wird vom polnischen Volksliede nicht verschmäht, sehr wirksam z. B. heisst es vom Nordwind (Nr. 255), er pfeife: Hussa! Hussa! Unwillkürlich erinnern diese Rufe an die Jagd des wilden Jägers. Reizend wird ein Mädchen geschildert, das die Enten füttert und mit dem Rufe: tàs, tàs, tàs anlockt (Nr. 94) u. s. w. Lautmalerei kennt schon das ältere deutsche Volkslied, so ahmt z. B. ein schweizer Volkslied des 15. Jahrhunderts [1]) Trommelschlag und Pfeifenklang also nach:

Bumperlibum aberdran heiahan!

und

Bumperlibum, unruow das kumpt,
was tuot uns, was tuot uns,
donner blix hagel heiahan aberdran!

Unter den stilistischen Eigenheiten des polnischen Volksliedes fällt die grosse Vorliebe für Verkleinerungswörter (Diminutiva) auf, selbst Sonne und Mond werden mit Diminutiven angeredet. Offenbar bedeuten solche Verkleinerungsformen eine Liebkosung; sie entspringen dem naiven fast kindlich-innigen Verhältnis der Volksdichter zu Natur und Leben. Nicht ganz so stark ausgebildet, aber doch auch sehr häufig ist das Verkleinerungswort im deutschen Volksliede. In einem Lied aus der Pfalz [2]) wird selbst der sonst gefürchtete Jäger als „Jägerlein" angeredet und Bildungen wie „Stündelein" u. s. w. sind keine Seltenheit.

Sehr wirksam und absichtlich gewählt sind die Wiederholungen. Klagend klingt die Wiederholung in folgender Strophe (Nr. 236):

---

[1]) Meyer von Knonau, schweiz. histor. Volkslieder 16.

[2]) Marriage, Volkslieder aus der Pfalz 20.

Korn, o Korn, o kleines Korn,
Wer wird einst dich mähen?
Fern ist mein Geliebter, fern,
Könnt' ich ihn erspähen!

Korn, o Korn, o kleines Korn,
Wer wird einst dich binden!
Fern ist mein Geliebter, fern,
Könnt' ich doch ihn finden!

Vorwurfsvoll klingt folgende Wiederholung (245):

Bist nicht so, bist nicht so,
Wie du einstens warest,
Bist nicht so, bist nicht so,
Wie du dich gebahrest!

Neckisch-verliebt klingt (306):

Immer, immer, immer, immer,
Immer fällt mir ein,
Dass mein Liebchen hat schwarze Äugelein.

Besonders beliebt sind die Wiederholungen bei Anreden: z. B. Bruder! Bruder! Schwester! Schwester! u. s. w. (Nr. 2).

In einer polnischen Ballade (Nr. 135) wiederholen sich sogar die gleichen Worte: eine Ertrinkende ruft ihre Eltern und Geschwister zu Hilfe, jeder ruft ihr zu: Geh zu Grund! Dasselbe schicksalsschwere Wort wiederholt sich in jeder Zeile. Eintönig wie ein Hammerschlag wirkt dieser Ruf, und gerade hierdurch erzielt die Ballade grosse erschütternde Wirkung. Solche typische Wiederholungen sind in allen Volkspoesien, auch in der deutschen, zu finden, ich erinnere nur an die Ballade, wo ein von Seeräubern entführtes Mädchen seine Eltern und Geschwister beschwört, es loszukaufen und auch jeder Angerufene immer wieder die gleiche Antwort gibt[1]):

Dein junges Leben rett' ich nicht,
Ach, Schiffmann, lass nur sinken,
Die schöne Magdalene die soll ertrinken.

Das deutsche Volkslied macht von der Wiederholung sehr oft und stets in wirksamer Weise Gebrauch. Ich greife nur einige unter hunderten von Beispielen heraus. Rührend wirkt:

Zu weinen, zu weinen,
Zu weinen fing sie an[2]).

---

[1]) Erk-Böhme I, 273.

[2]) Frischbier, 100 ostpreuss. Volksl. 22, 64, 35.

und schwermütig tönt die Klage des betrogenen Mädchens:

> Meine Ehr' hab' ich verloren
> In meinen jungen Jahren;
> Ich find' sie nicht, ich find' sie nicht,
> Ich find' sie nimmermehr!

Dringend bittend und mahnend klingt der Ruf, womit der Graf seinen Knecht zur Eile treibt:

> Reit zu, reit zu, lieber Reitknecht mein!

Diese Proben mögen genügen.

Ein Mittel zur Belebung der Erzählung, das die Volksdichter sehr geschickt und mit Erfolg anwenden, ist die sog. rhetorische Frage. Ein Beispiel (Nr. 149):

> Jahre, meine Jahre,
> Wohin seid ihr geschwunden?

Der Refrain spielt im polnischen Volksliede keine hervorragende Rolle, er kommt meist in ursprünglichster Form als Naturlautrefrain vor, es erscheinen aber auch vereinzelt Kehrreime von einer bis zu vier Zeilen (Nr. 267, 200, 65, 76, 86), wobei der auch im deutschen Volksliede vorkommende Refrain entsprechend dem Inhalt der Strophe variiert wird.

Vereinzelt treffen wir auch auf polnische Lieder, die eine Art Duett darstellen, bei welchen die eine Person Prosa spricht, die andere in Versen antwortet (112). Im deutschen Volksliede kommt diese Abwechslung von Prosa und Vers ebenfalls vor.

Ich schliesse hiermit meine Vergleichung ab; möge sie ihren Zweck erreichen und Teilnahme für das im Verborgenen blühende Volkslied der polnischen Oberschlesier wecken. Möge sie vor allem dazu beitragen, dass die seit Jahrzehnten als Handschrift vorliegende reizvolle Übersetzung der ganzen Rogerschen Liedersammlung endlich einen Verleger erhalte. Das Werk, dem ich so viel verdanke, ist wahrlich der Veröffentlichung wert! Möge es namentlich bei den Freunden schlesischer Volkskunde warme Förderer finden!

---

# Eine Vorschrift für Taufpaten.

Von Bernhard Kahle.

Aus ‚der alten weiber philosophey' führt Drechsler als Nr. 57 in der ‚Festschrift des germanistischen Vereins in Breslau, herausgegeben zur Feier seines 25jährigen Bestehens' auf S. 73 folgenden Brauch an:

‚Wo zwey junge Leut, ein Knabe vnd ein Jungfraw, ein Kind ausz der Tauffe heben, da sol der Pfaff zwischen sie beyde sich stellen; dann so es sich nachmals begebe, dass die zwey sich verheyrahten, würde nimmer Friede zwischen inen seyn.' Die gleiche Vorschrift wird dann aus der Rockenphilosophie Nr. 162 und aus dem Buch vom Aberglauben S. 253 belegt. Als Parallele wird sodann aus Ostpreussen (Königsberg) aus Am Urquell 1, 12 der Glaube dazugestellt: ‚Wenn ein verlobtes Paar auf der Hochzeit eines andern zusammen als Brautführer und Brautjungfer tätig ist, dann geht die Partie auseinander'. Dazu fügt Drechsler die Bemerkung: ‚Der Sinn ist dunkel'.

Ich weiss nicht, ob diese Bemerkung sich nur auf diese ostpreussische Meinung bezieht, oder auf das ganze, nehme aber das letzte an, da Drechsler nicht wie bei anderen Paragraphen eine Erklärung beibringt. Ich glaube nun eine solche geben zu können, zwar nicht jenes ostpreussischen Glaubens, der wohl überhaupt nicht hierhergehört, sondern jener Vorschrift für den Geistlichen, zwischen die Paten zu treten.

Wuttke, Der deutsche Aberglaube der Gegenwart [3], führt folgende Vorschriften für Brautpaare an:

§ 563. ‚Gehen die Brautleute zu Fuss, so geht die Braut voran, zurück umgekehrt, beide so dicht aneinander, dass niemand dazwischen durchgehen kann, sonst gibt es Unfrieden (Brand.)'. § 564. ‚Am Altar während der Trauung müssen sich Braut und Bräutigam möglichst eng aneinanderstellen, damit die „bösen Leute" nichts dazwischenbringen können, oder der Teufel nicht dazwischen kann (allg.); wenn man zwischen ihnen hindurchsehen kann, so stirbt eins (Frk.)'.

Für die Sitte, dass das Brautpaar eng aneinanderstehen muss, gibt es auch sonst noch Belege, z. B. für Schlesien wird sie an-

geführt von Drechsler in Schlesiens volkstümlichen Überlieferungen II, S. 260, und in einer mir handschriftlich vorliegenden volkskundlichen Beschreibung des Städtchens Walldürn im Odenwald schreibt der Verfasser, Altbürgermeister Hildebrand: ‚Vor der Trauung werden die Brautleute vermahnt, hart nebeneinander zu stehen, damit der Böse keinen Platz hat, dazwischenzutreten'.

Offenbar ist es die gleiche Grundanschauung, wie sie in dieser Vorschrift für die Brautleute zutage tritt, dass nämlich der Böse zwischen sie treten kann und dass er alsdann Unfrieden sät, die den Pfarrer veranlasst, zwischen die Taufpaten zu treten; er tut dies, damit es eben der Teufel nicht tut. Der eigentlich nur für Brautleute geltende Glaube ist hier gewissermassen schon vorausgenommen für ein Paar, das möglicherweise erst einmal ein Brautpaar wird.

---

# Das Milchtrinken der Schlangen.

**Von Dr. Olbrich.**

**(Ein Beispiel für die starke Beeinflussung naturgeschichtlicher Überlieferung durch uralte, im Volksglauben fortlebende Anschauungen.)**

---

Als mein Vortrag über die deutschen Schlangensagen (11. Februar 1898) im fünften Hefte (Nr. 4) der Mitteilungen gedruckt erschienen war, erwartete ich, Einsendungen aus dem Leserkreise würden, meiner Bitte entsprechend, mich mit weiterem Material unterstützen. Diese Hoffnung erfüllte sich zwar leider nicht, dafür aber erhielt ich einige Zuschriften, deren Verfasser ihrem Erstaunen Ausdruck gaben, dass ich das Milchtrinken der Schlangen ohne weiteres als Fabel bezeichnet hatte. Nach ihrer Ansicht war die Vorliebe der Reptilien für diese Flüssigkeit durch glaubwürdige Gewährsmänner festgestellt; einige wollten den Vorgang sogar mit eigenen Augen beobachtet haben. Ich selbst war andererseits von der Unwahrscheinlichkeit dieser Schlangengelüste stets fest überzeugt gewesen; gerade der Umstand, dass der Volksglaube im offenbaren Widerspruch zur Wirklichkeit soviel davon zu erzählen wusste, war für mich ein Beweis mehr, dass hier andere Anschauungen zugrunde liegen mussten. Immerhin hielt

ich es für meine Pflicht, — zumal da auch Mediziner und Naturwissenschaftler, von mir befragt, vielfach gegen mich entschieden — die Frage noch einmal sorgfältig zu prüfen.

Meine frühere Behauptung, die Zoologie wisse von dem Milchtrinken der Schlangen nichts zu melden, ist nun in der Tat falsch gewesen. Im Gegenteil, die Naturgeschichten wussten sehr viel davon zu berichten. Von der Zeit an, wo die Naturforschung noch kritiklos mit treuherzigem Glauben und stetem Verwundern alles herübernahm, was die antiken Schriftsteller, die heiligen Schriften und die Erzählungen des Volkes von der Tierwelt zu sagen wussten, bis zur neuesten Zeit, wo sie, ohne auf der Väter Brauch und Glauben Rücksicht zu nehmen, „mit dem Wuste des Aberglaubens gründlich aufräumt", herrscht in dieser Frage Übereinstimmung: Die Schlangen trinken Milch! — Ich erlaube mir, eine kleine Auswahl aus dieser Literatur anzuführen, da sie vielleicht kulturhistorisch nicht ganz uninteressant ist:

Conrad Gessner (C. Gesneri historia animalium. Tiguri. 1587. lib. V p. 64 b) erzählt von den serpentes domestici „bisweilen saugen sie an den Kühen, wobei sie ihren Schweif um deren Bein herumschlingen"[1]). Der alte schlesische Zoologe Schwenkfeld (Schwenk: theriotropheum Silesiae. Lignicii 1603. lib. III p. 141 a) äussert sich darüber noch eingehender: „Die natrix domestica schliesst sich den Rinderherden an und, wenn eine von den Kühen von Milchüberfluss strotzt, hängt sie sich an deren Euter und tötet sie durch fortwährendes Saugen". Auch der etwa gleichzeitige Ulysses Aldrovandi (serpentum et draconum historiae 1616. lib. II, 292) erwähnt die Tatsache, allerdings in der vorsichtigen Form des „tradunt": „die Niederdeutschen und besonders die Flandern berichten, dass diese Schlangen die Kuheuter aussaugen und am nächsten Tage dann Blut folge". Zweihundert Jahre später sind zwar schon Bedenken gegen diese Ansicht geäussert worden, doch

[1]) Ich möchte bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, dass der Volksglaube auch im 16. Jahrhundert bildliche Darstellung gefunden hat. Der Holzschnitt auf dem Titelblatte von Hans Sachsens: „Wittembergischer Nachtigall" (Originaldruck vom Jahre 1523) zeigt zwei mächtige Schlangen am Euter von Schafen liegen als Illustration zu den Worten des Gedichtes:

„auch lagen viel Schlangen im Gras,
sogen die Schaf ohn Unterlass
durch all Gelied bis auf das Mark".

der schlesische Naturforscher Kaluza in seiner: „Systematischen Beschreibung der Schlesischen Amphibien und Fische“ (Breslau 1815) widerlegt sie durch eigene Beobachtung: „Viele Naturforscher bezweifeln es, dass die Wasserschlange (= Ringelnatter) Milch an den Kühen sauge, allein ich habe folgende Erfahrung gemacht: Im Jahre 1787 war ich auf der lateinischen Schule zu Rauden im Fürstentum Rattibor. Bei meinem Wirt brüllten die Kühe besonders gegen Mitternacht (!) sehr stark, und das abergläubische Volk schrieb die Erscheinung den Hexen (!) zu. Ein paar Mal beim Lichte und einmal am Tage fanden wir eine Schlange um den Fuss der Kuh gewickelt; allein sie fuhr jedesmal schnell in ein Loch, so oft wir sie ertappt haben. An einem schönen hellen Tage kam sie zum Stalle heraus, es entstand durch einige Gymnasiasten ein grosser Lärm, sie flohen auf die Seite und sahen ihr zu. Ich ein Knabe im elften Jahre (!) ergriff eine lange dünne Stange, die anderen taten dasselbe, nun gingen wir der Schlange zu Leibe, alle im Glauben, etwas sehr giftiges zu töten. Nach einigem Widerstande, der in Zusammenziehen, Springen, Zischen bestand, gelang es uns, dieses Tier zu erschlagen. Wir massen und fanden es über 3 Ellen lang. Ich ritzte es mit zwei Nägeln auf und die reinste Milch floss heraus. (!) Von da hörte das nächtliche Brüllen auf. Es scheint daher keine Fabel zu sein, wenn einige gemeinen Leute behaupten, dass diese Otter sogar auf dem Felde die Kühe melke. Das Bezweifeln dieser Tatsachen von seiten einiger Naturforscher ist noch keine Widerlegung!“ So schreibt im Anfange des 19. Jahrhunderts der Professor der Naturwissenschaften am Leopoldinischen Gymnasium zu Breslau, in dessen Büchern das Bestreben, exakt zu beobachten, und rudimentäre Bestandteile mittelalterlicher Tradition sich wunderlich kreuzen. Ebenso fügt eine um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beliebte Naturgeschichte für Schulen (Rebaums Schulnaturgeschichte. Mannheim 1847) der Beschreibung der Haus- oder Ringelnatter hinzu: . . . „säuft gern Milch“. Wenden wir uns schliesslich mit dieser Frage an das Buch, aus dem heutzutage Nichtzoologen bei streitigen Fragen Belehrung zu schöpfen pflegen, an den „grossen Brehm“. Da lesen wir (ich zitiere die 3. Auflage Bd. VII S. 314) über die Ringelnatter: „Ausser Wasser nehmen wenigstens einzelne (!) auch Milch zu sich, mindestens dann, wenn sie nichts anderes haben können (!); und wenn sie sich einmal an solche Flüssigkeit gewöhnt

haben, mag es geschehen, dass sie solche vielleicht (!) gern trinken. Auf diese Wahrnehmung dürfte sich die allbekannte Sage gründen, dass die Ringelnatter am Euter der Kühe und anderer milchender Haustiere sauge, um sich einen für ihr Leben erforderlichen Genuss zu verschaffen". In dieser vorsichtig gewundenen Form sucht ein moderner Zoologe sich mit dem nun einmal unausrottbaren Volksglauben auseinanderzusetzen. Ein Fortschritt ist ja nicht zu verkennen: Das Saugen der Schlangen an den Kühen, welches, wie wir sahen, schon frühzeitig angezweifelt wurde, ist nunmehr endgültig in das Gebiet der Fabel verwiesen[1]). Veranlassung dazu war eine genauere Beobachtung der Lebensweise und ein sorgfältigeres Studium der Anatomie dieser Tiere. So stellt Br. Dürigen (Deutschlands Amphibien und Reptilien. Magdeburg 1897) jedes „Saugen" in Abrede, indem er das Trinken der Schlangen folgendermassen beschreibt: „Sie schlürfen mit eingezogener Zunge unter deutlich sichtbaren, fast kauenden Bewegungen der Kinnladen". Und H. Lachmann (Die Reptilien und Amphibien Deutschlands. Berlin 1890) sagt: „Ihr (der Ringelnatter) häufiges Vorkommen in den warmen Kuhställen mag wohl Veranlassung gegeben haben zu dem Märchen, dass sie den Kühen die Euter aussauge. Dies ist natürlich nur ein Märchen, der Kopfbau der Ringelnatter lässt es überhaupt nicht zu, das ihr Angedichtete auszuführen".

Aber wie steht es nun mit dem Milchtrinken der Schlangen überhaupt? Die aus Brehm oben zitierte Stelle beweist, dass man es immer noch nicht völlig in Abrede zu stellen wagt, sondern bedingungsweise für möglich hält[2]). Ich selbst habe die Probe darauf gemacht, indem ich eingefangenen Ringelnattern eine Zeitlang jede Flüssigkeit entzog. Trotzdem verweigerten sie die Annahme der gereichten Milch, während sie das später gebotene

[1]) Beiläufig will ich erwähnen, dass noch vor 2 Jahren ein Förster in der Umgegend von Namslau, der sonst wenig Jägerlatein redete, mir berichtete, man triebe nicht gern das Vieh auf seine Waldwiesen, weil dort zu viele Nattern seien, die „den Kühen die Milch absaugten".

[2]) Wie weit dieser Glaube verbreitet ist, möge die folgende kleine Geschichte lehren: In einer mir bekannten Familie in Breslau träumte eine ältere, sehr nervöse Dame so lebhaft von einer Schlange, dass sie im Erwachen noch ihre körperliche Berührung zu fühlen glaubte. Um sie zu beruhigen, schlug eine zufällig aus Schömberg (Österr.-Schlesien) anwesende Verwandte vor, ein Schälchen warme Milch unter das Bett zu stellen. Komme die Schlange dann nicht hervor, so sei sie entweder nie dagewesen oder schon weit hinweg.

Wasser gierig aufschlürften. Den annales politiques et littéraires (20. Nov. 1898) entnahm ich, dass ein französischer Naturforscher, Henri de Parville, etwa gleichzeitig ähnliche Versuche anstellte. Auch er war auf diesen weitverbreiteten Glauben der Landleute aufmerksam geworden: „im Gebirge wie in der Ebene fand ich die Überzeugung: les couleuvres se gorgent de lait; ja, man erzählte ihm sogar, eine säugende Amme dürfe nicht auf einer Wiese einschlafen: der Geruch der Milch ziehe die Schlange an![1]) Er selbst und ein Herr Galien Mingaud haben denselben Versuch, wie ich, angestellt und sind zu dem gleichen Ergebnis gekommen. „Encore une légende par terre!“ ruft er triumphierend am Schluss der Abhandlung aus. Auch nach meiner Ansicht dürfte die Frage damit endgültig entschieden sein: Die Schlangen nehmen überhaupt **keine Milch an**, geschweige denn, dass sie das Euter der Kühe aussaugen.

Mancher wird nun vielleicht sagen, dieses Ergebnis sei, wie überhaupt die ganze Frage, von geringer Bedeutung und kaum der Mühe wert, welche darauf verwendet wurde. Abgesehen aber davon, dass die Beweisführung uns einmal deutlich zeigte, wie selbst die sonst so exakte Naturwissenschaft sich Jahrhunderte lang durch einen Volksaberglauben zu falschen Behauptungen verleiten liess, gibt sie uns auch eine sichere Grundlage für weitere Schlüsse. Man behauptet zwar, die Ringelnatter habe mit der Vorliebe aller Schlangen für feuchte Wärme früher, als sie noch nicht verfolgt wurde, gern die Ställe aufgesucht, und dies allein sei die Erklärung jenes Volksglaubens. Aber damit ist es doch nicht getan. Selbstverständlich hat diese Beobachtung wesentlich zur Verbreitung der Fabel und zum zähen Festhalten an ihr beigetragen; in ihrer ursprünglichen Gestalt aber gehört sie sicher in jenes grosse Gebiet uralten Seelenglaubens, an dessen letzten Überresten Jahrtausende vergeblich rütteln. Die Schlange war, wie ich in meinem Vortrage unter Heranziehung eines umfassenden Materials zu beweisen suchte, in der ältesten Anschauung eine Erscheinungsform der Geister. Die Milch aber ist, wie Rochholz (Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der Vorzeit. Berlin 1867.

[1]) Ich habe diese Volksmeinung früher auch einmal in Schlesien gehört, weiss aber nicht mehr, wo. Drechsler führt sie nicht an. Vielleicht kann einer der Leser meinem Gedächtnis zu Hülfe kommen.

S. 15) ausführt, der im animalischen Körper aus dem Speisebrei sich bereitende Milchsaft, der Chylus, welcher, in das Blut übergehend, dasselbe fortwährend neu erzeugt. Diesen blutbildenden Saft aber können die Geister und die Seelentiere, in deren Gestalt sie sichtbar werden, nicht entbehren [1]). Deshalb suchen auch die Schlangen nach dem Volksglauben mit Vorliebe diese Flüssigkeit auf, um, wie Brehm sagt, „sich einen für ihr Leben erforderlichen Genuss zu verschaffen“.

Ich bin am Ende meiner Erörterung, möchte aber die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne die Nachprüfung einer zweiten, ähnlichen Frage anzuregen. Auch meine Behauptung (Mitteilungen 1901. VIII, 1, 2), der Aal halte sich nicht gern ausserhalb des Wassers auf und deshalb seien alle Erzählungen von seinen nächtlichen Ausflügen in Erbsenfelder usw. schliesslich ebenfalls auf mythologische Vorstellungen zurückzuführen, ist auf Widerspruch gestossen. Trotzdem finde ich in Hecks „Tierreich“ (Neudamm 1894. Bd. 8. S. 749) folgende Bemerkung: „Obgleich der Aal zählebig ist und lange Zeit ausserhalb des Wassers leben kann, verlässt er das Wasser doch nie freiwillig, und deshalb sind alle Erzählungen über wandernde Aale, die Erbsen- und Bohnenfelder besuchen . . ., in das Reich der Fabel zu verweisen. Leider aber werden sie noch von sehr vielen Leuten für wahr gehalten“. Hier liegt offenbar derselbe Fall vor, wie bei dem Milchtrinken der Schlangen: eine Jahrhunderte lange Beeinflussung der Naturgeschichte durch einen Volksglauben.

[1]) Zu den bereits früher a. O. von mir angeführten Belegstellen kann ich noch folgende hinzufügen: Der Poltergeist Chimmeke im Schlosse zu Loitz bekommt jeden Abend einen irdenen Topf mit süsser Milch hingesetzt (Tettau und Temme: Die Volkssagen Ostpreussens etc. S. 252). Die Zigeuner stellen in der den Toten geweihten Johannisnacht ein Gefäss mit Milch vor das Zelt, damit sich die Seelen daran laben können (Krauss: Volksglauben und religiöser Brauch der Südslaven etc. S. 158). Auch das Wiesel, welches ebenfalls ein Seelentier ist und von dem das Volk auch sonst fast genau dasselbe, wie von den Schlangen, zu erzählen weiss, stellt den Kühen nach und „zeichnet“ sie am Euter (aus der Priegnitz: Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 410).

# Zum „Klapperngehen“ in der Karwoche.

Von Dr. Wahner, Neisse.

Das allerorts in den katholischen Dorfgemeinden Schlesiens an den drei letzten Tagen der Karwoche übliche „Klappern“ hat bereits P. Grosser-Löwen in H. IX Nr. 4 S. 56 ff. dieser Zeitschrift geschildert, wie es in Gallenau, Kreis Frankenstein (Gollnau om Kamenzer Bonhofe) gehandhabt wird.

Jener dankenswerte Bericht sei hiermit durch einige Züge berichtigt und ergänzt, die mir von anderwärts, besonders aus dem Grottkauer Oberkreise, teils aus eigener Anschauung, teils durch Mitteilung bekannt geworden sind!

Die das Glockengeläut in dieser Zeit durch ihr Geräusch ersetzenden Instrumente sind die Klappern und Schurren oder Schnarren (Kloppern und Schnorrn). Von letzteren sind an den meisten Orten zwei verschiedene Grössen in Gebrauch, die wegen der leichteren oder schwierigeren Bewegbarkeit auch in der Bauart etwas voneinander abweichen. Die kleinere mit nur einer Zunge versehene Art wird in Bewegung gesetzt, indem die rechte Hand die stilförmige Fortsetzung der Walzenaxe festhält, so dass diese selbst in Ruhe bleibt, während die Zunge nebst den sie tragenden Seitenbalken um jene herumgewirbelt wird, was sehr rasch geschieht und eine öftere Ruhepause nötig macht. Die ungleich grössere an einem Band oder Riemen von der rechten Schulter nach der linken Hüfte getragene Art hat eine breite und zwei seitliche schmale Zungen, die hier samt den Rahmen in Ruhe bleiben, während die Walze des grösseren Widerstandes wegen vermittels einer Kurbel in Bewegung gesetzt wird. Offenbar nach demselben Prinzip gebaut war die radwerförmige grosse Schnarre, die ich einstmals im Dorfe Liebenau, Kreis Münsterberg, an der Spitze des Zuges der Klapperjungen einen Mann fahren sah, und die den Lärm von einem Dutzend anderer grossen Schnarren vollkommen ersetzte. Das Rad vertrat die Kurbel, die dicke Axe des Rades war zur Walze ausgestaltet, deren Zähne beim Fahren beständig an den brettstarken Zungen vorübergedrückt wurden. Nirgends sonst ist mir wieder ein solches schnarrendes Ungetüm begegnet.

Naturgemäss bringt die kleinere Art dieser Instrumente ein viel dünneres, höheres Geräusch hervor, als die lauter und voller tönenden grossen. Doch ist auch hier die Beschaffenheit des Holzes nicht ohne Einfluss. Klappern und kleine Schnurren werden natürlich von den jüngeren Knaben geführt, während die älteren und mit einer Charge bekleideten nur grosse Schnarren tragen.

Während früher Teilnehmer des Klapperzuges fast alle grösseren Schulknaben vom 9. Jahre an waren, oder wenigstens am „Eierzuge“ des Gründonnerstag-Vormittags, halten sich jetzt die Söhne mancher reicheren Bauern davon zurück. Andere beteiligen sich nur zu ihrem Vergnügen und verzichten bei der Ablohnung zugunsten ärmerer auf ihren Anteil. In gemischt konfessionellen Gegenden, wie im Breslauer Kreise, wo das Klappern nur noch auf dem Kirchplatze vor Beginn des Gottesdienstes stattfindet, hat es alle *Romantik* verloren; es wird hier nur von den Ministranten ausgeübt, die es nicht mehr als Vorrecht, sondern als Pflicht empfinden.

Nur beim ersten Umgange, der am Gründonnerstag Vormittag nach dem Hochamt erfolgt und der Einholung der Gaben (Geld, Eier, Bägel) aus den einzelnen Haushaltungen dient, sind alle zur Teilnahme Angemeldeten vertreten. Verschiedene, besonders jüngere Knaben machen nur diesen Hauptzug mit und empfangen nach seiner Beendigung ihren Teil Eier und Bägel, die sofort verteilt werden, während das eingesammelte aber gezählte Geld in verschlossener Büchse dem Lehrer zur Aufbewahrung bis Ostersamstag übergeben wird. Sie wissen, dass die älteren, um die Zahl der Geldempfänger am Schlusse herabzudrücken, ihnen die weitere Teilnahme oder das rechtzeitige Erscheinen auf alle mögliche Art und Weise erschweren würden, und bleiben darum lieber freiwillig von den weiteren Umgängen zum Mittag- Abend- und Früh- oder Mettenklappern (Grosser: Aveklappern) und vor dem Gottesdienste weg; andere werden unfreiwillig dazu gebracht. Wer nämlich zu spät kommt und sich dem Znge erst unterwegs anschliesst, erhält einen oder bei grosser Verspätung auch zwei Striche, wer einen Umgang versäumt, erhält ein Kreuz. Drei Striche machen ebenfalls ein Kreuz, und drei Kreuze schliessen von der weiteren Teilnahme bezw. von der Bezahlung aus. Doch können Striche und Kreuze gegen Einzahlung oder Abzug eines bestimmten Betrages (5 oder 10 Pf.) gelöscht werden. Ohne eine gewisse Härte und Tyrannei geht es selten ab.

Altüberliefert und streng geregelt ist auch die Zugordnung, zumal bei dem Hauptumgange. Ausser dem „Ersten", dem Anführer, der die in der Vorbesprechung aufgestellte Teilnehmerliste führt, die Verspäteten und Fehlenden einträgt und an der Spitze marschiert, gibt es da noch eine ganze Reihe von Ämtchen, die alle verschieden honoriert werden. Jenem im Range am nächsten stehen die Einholer der Gaben aus den einzelnen Wirtschaften. Der „Huller" ist, wie der Anführer, mit einer grossen Schnarre ausgerüstet, die er, im Flur eines Hauses angelangt, tüchtig dreht, worauf ihm gegen den Gruss „G'lob se's Christ zum Grindornschtiche" [1]) die schon bereitgestellten ungekochten Eier und Moleer, die Bägel und das Geld verabreicht werden. Von einem gemeinsamen Liede des ganzen Chorus kann natürlich hier, wo der Zug selbst auf der Strasse bleibt, nicht die Rede sein. Die Eier bringen die Einholer in der Mütze zum „Eeerkorbe", der gleich hinter dem Zugführer und Büchseninhaber von zwei kräftigen Jungen getragen wird. Diese sind dafür vom Klappern befreit; sie nehmen ebenfalls einen höhern Rang ein und werden besser gelohnt. Weniger ist dies bei den Trägern des leichteren Bägelkorbes der Fall, die mit der einen freien Hand die Klapper schwingen müssen und ihren Platz mehr nach dem Ende des Zuges hin haben. Bisweilen vertauschen die Träger des Eierkorbes, um mit den Händen wechseln zu können, ihre Stellung; dann macht der ganze Zug für eine oder mehrere Minuten halt. Dasselbe geschieht, wenn die Einholer, wozu übrigens immer die schnellsten Jungen ausgewählt werden, nicht gleichzeitig mit dem Fortschreiten des Zuges ihre Gänge fertigzubringen vermögen. Andere Chargen sind die der sog. Treiber, die dem Zuge zur Seite marschieren und auf Zucht und Ordnung zu halten wie dararf zu achten haben, dass jeder Teilnehmer tüchtig schnarrt oder klappert.

Schlimmer noch als die von Grosser erwähnten Neckereien und Spiele auf dem Nachhausewege nach der Verteilung der Gaben und vor dem Abendklappern sind die an das gemeinsame Übernachten eines Teiles der Klappernden sich anschliessenden Streiche, die nicht selten in Unziemlichkeiten und Rohheiten ausarten. Um

[1]) Merkwürdigerweise wird dieser Gruss auch in konfessionell gemischten Ortschaften, wo kein Klapperzug mehr stattfindet, z. B. im Breslauer Kreise, von Kindern dazu benutzt, das Betteln an diesem Tage zu begründen.

nämlich das Mettenklappern früh um 4 oder 5 Uhr nicht zu verschlafen, pflegen die älteren Klapperjungen in der Nacht von Gründonnerstag zu Karfreitag und von Karfreitag zu Ostersamstag sich in einer Haushaltung, gewöhnlich bei den Eltern eines aus ihrer Mitte oder bei einem Handwerker einzulogieren. Die vorher getroffene Wahl des Quartieres wird unter Strafe des Ausschlusses streng vor jedermann geheim gehalten, damit die übrigen uneingeweihten Klapperer es nicht erfahren und den Aufbruch des Zuges versäumen. Böswilligerweise wird oft schon um 3 oder sogar um 2 Uhr aufgebrochen und so gewaltsam die Zahl der Teilnehmer und damit der Geldempfänger am Schluss der Umzüge verringert. Ist das Nachtquartier des ersten Tages verraten worden oder ist seine Entdeckung seitens der andern nur zu befürchten, so wird es für den zweiten Abend in eine andere Familie verlegt. Hat ein Uneingeweihter davon Kenntnis erlangt und erscheint er zur Nacht in dem Quartier, so muss er, wenn auch mit scheelen Blicken, geduldet werden. In das Nachtquartier schleichen sich die einzelnen Knaben bei einbrechender Dunkelheit und bringen verschiedene Nahrungsmittel als Kaffe, Zucker, Butter, Brot und Weissware mit, oder man beauftragt die Herbergsmutter mit der Besorgung von Esszeug. Leider macht auch eine Flasche mit Branntwein bisweilen die Runde in der jungen Schar. Nach dem Picknick erzählen die Herbergsleute und der eine oder andere der Knaben Geschichten, die desto beifälliger aufgenommen werden, je grusliger sie sind. Irrlichter, Feuermänner und Fenichsmännlein spielen darin eine Hauptrolle. Die dann aufgesuchte Lagerstatt besteht aus mehreren aneinander gereihten Strohsäcken, die am oberen Ende zum Zwecke der Erhöhung an die Lehne umgestülpter Stühle gestützt sind, und aus einigen Decken oder alten Kleidern — einer sog. Streu, wie sie besonders an Kirmessen hergerichtet zu werden pflegt. Von viel Schlaf ist natürlich bei der mutwilligen Jugend nicht die Rede. Ausschreitungen gaben schon manchesmal dem Lehrer Anlass, das gemeinsame Übernachten zu untersagen. Meist blieb das Verbot ohne rechte Wirkung. Nur noch strenger suchte man seitens der Knaben das Geheimnis der Quartierwahl zu hüten, und mitleidige Herbergsleute fanden sich fast immer wieder, oder es wurde auch in irgend einer Scheuer oder einem Schuppen das Nachtlager ohne Wissen des Besitzers aufgeschlagen.

Wochenlang noch bilden die Erlebnisse des Klapperngehens

den Gesprächstoff der männlichen Schuljugend. Noch einmal leben sie zur Zeit der Reife und Rapsernte auf. Dann werden Klappern und Schnarren da und dort wieder hervorgesucht und von einzelnen Knaben in Bewegung gesetzt. Ihr ungewöhnliches Geräusch, begleitet von kreischendem „Tschuhäh“ muss dann die Tauben von den Rapsfeldern und von den Kirschbäumen die räuberischen Stare und Spatzen verscheuchen. Naturgemäss erinnert man sich dabei ihrer Hauptverwendung und der damit verbundenen Belustigung.

---

# Drei Spiele.

Von E. Blaschke, Arnsdorf.

Bei den Belustigungen des Volkes kommt es nicht so „genau drauf“ an, wenn einer dabei mal etwas stramm mitgenommen, eine Tracht Prügel kriegt, oder ihm sonst ein kleiner „Schabernak mietgespiehlt“ wird. Auf das Mitspielen eines Schabernacks war es auch abgesehen bei den Spielen, die ich in nachstehenden Zeilen beschreiben will.

## 1. Onder siebna ufschtiehn!

Derjenige, welcher angekriegt werden sollte, kannte das Spiel natürlich nicht. Es wurde ihm zunächst durch lange Reden „'s Maul wässrig gemacht“ so lange, bis er endlich den Wunsch aussprach, das Spiel kennen zu lernen. Hatten wir ihn soweit, dann wurden die Bedingungen bekannt gemacht und zum Schein eine kleine Wette abgeschlossen. Es wurde nämlich behauptet, dass er, trotzdem er obenaufliegen sollte, von sieben andern beim Aufstehen der letzte und ein Mitspieler, der ganz unten kam, der erste sein würde. Das glaubte nun unser Opfer natürlich nicht und so kam es denn gleich darauf zur Ausführung. Der stärkste Junge legte sich „lang hie off a Recka“, zu beiden Seiten setzten sich je drei andere Mitspieler. ≡|≡ Derjenige, welcher nun der letzte sein sollte, konnte den untenliegenden noch halten und auf ihn knien. Sobald er sich dazu anschickte, wurde er von dem auf dem Rücken liegenden kräftig umarmt, einer der nebenstehenden ergriff

ihn bei den Beinen und ehe denn er richtig zur Besinnung kam, klopften ihm die Mitspieler die Schattenseite des Lebens mit der flachen Hand so gründlich aus, dass ihm blau und schwarz vor den Augen wurde; sobald er jämmerlich schrie, sprangen wir auf ein Zeichen auf und taten sehr erstaunt, wenn er anfing, uns zur Rede zu stellen. Natürlich hatte er nebenbei auch seine Wette verspielt. Die Erlegung des Obolus erliessen wir ihm in Anbetracht des Umstandes, dass er „Seine“ weg hatte, grossmütig.

### 2. Battler und Scharndarm.

Auch bei diesem Spiele war es auf einen Ulk abgesehen. Das Opfer war dabei der „Scharndarm“. Der Scharndarm oder Wachtmeister ist auf dem Dorfe nun einmal eine Respektsperson, kein Wunder also, dass sich keiner weigerte, denselben beim Spiel vorzustellen. Einer war der Bettler, einige Häscher, einer Gemeindevorsteher u. s. w. Waren die Rollen verteilt, so liefen die Spieler auseinander, der Herr Wachtmeister, der als Zeichen seiner Würde einen hölzernen Säbel erhalten hatte, begann nun seine Aufgabe damit, das bezeichnete Revier abzusuchen. Der Bettler wurde von ihm natürlich eingefangen, barsch angefahren und ihm seine „Abführung eis Gefängnis“ in Aussicht gestellt. Nun verlegte sich der Bettler aufs bitten, versprach hoch und heilig, „nemme batteln zo gihn“, und streichelte endlich den Scharndarm. Das war der Knalleffekt des Spiels, denn die Hände des Bettlers waren stark „berömt“ (berusst) und der Mann des Gesetzes verwandelte sich unter dem Jubel der ganzen Bande in einen Mohren; der Jubel steigerte sich aber zu ausgelassener Lust, wenn der „Battler“ seine Sache gut machte und der „Scharndarm nischt merkte“. Es ist vorgekommen, dass der Scharndarm ahnungslos sein schwarzes Gesicht mit nach Hause nahm.

### 3. Mäster und Gesellen.

Zu diesem Spiele gehörten nur drei Mitspieler, ein Meister und zwei Gesellen. Der Gefoppte war der Meister. Er mietete die Gesellen für ein bestimmtes Lohn und zahlte dieses gleich aus. Die Auszahlung wurde natürlich nur markiert. Darauf wurden nun beide Füsse des Meisters mit je einem Fusse der Gesellen zusammengebunden und die Arbeit ging los, sitzend gewöhnlich, Schuhmacher nachahmend. Anfangs gehorchten die

Gesellen aufs Wort, wurden aber nach kurzer Zeit nachlässig und und unbotmässig und reizten den Meister solange, bis er sie fortjagte. Sobald er nur das Wort fortjagen in den Mund nahm, sprangen die Gesellen auf und — ohne der Verschnürung mit dem Meister zu achten, zogen sie ab, des armen Gefesselten Proteste missachtend. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft des jammervollen Gefühls, das mich beschlich, als zwei starke Gesellen mich kleinen Kerl auf der natürlichen Sitzgelegenheit meines Körpers durch den unebenen Hofegarten schleiften. All mein Jammern und Schreien hatte nur den einzigen Erfolg, dass die ganze Rotte der Jungens in nicht endenwollendes Gelächter ausbrach. Was blieb mir übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und — mich gelegentlich durch eine ähnliche Bosheit zu rächen.

---

# Volkskundliches aus dem Oelser Kreise, besonders aus Klein-Ellguth.

Von **Karl Stanzel.**[1]

---

## I. Eine wahre Erzählung aus Klein-Ellguth bei Oels.

Zu Klai-Alkt am Elzer[2]) Kraise worn a moł — s'ês wul bâlde hundert jaure — a puor orme lôjte. De handoten mit puter unt sên au ok mit der ruober uf Brasso (Breslau) gefuorn[3]), wailse kai gejlt nich hŏtn an wuoń unt a fârt zu kaifm. Se hŏtn drê kińder, an junge unt zw'ä mâjdo. Der junge larnte sîr gŭt ar schule unt w'är garne uf de graôsse schûle[4]) gangn, aber de äljdern hŏtn dŏ kai gejlt. Da haut sich der paster Schrainer[5])

---

[1]) Eingehendere Darstellung der Eigenarten des Dialekts und Geschichtliches folgt in einer späteren Nummer der Mitteilungen.

[2]) Oels wird mit kurzem ö gesprochen, die Aussprache mit langem ö beruht auf dem Papierdeutschen und ist ganz falsch. Im Dialekt heisst es wie in älteren Drucken: die Oelze. Nur wird im Dialekt ĕ statt ŏ̈ gesprochen.

[3]) Butterhandel nach Breslau zu ist im Oelser Kreise uralt, so auch in Klein-Ellguth.

[4]) = Gymnasium.

[5]) Seit 1749 ist fast ein Jahrhundert lang das Pastorat zu Klein-Ellguth

zu Klai-Alkt sêñer derbormt unt sê bruder, dar durte urgenist wuor, unt huon derfîr gesurgt, doss a bîcher krikte unt uf de graôsse schule gên kunde unt wi-a sô wêt wuor — ŭf-de ŭnewerschetät unt durte paster studîrn. Wi-a dernau fartig wuor unt paster wurde, dau haut a sich wuos lussn zu schuldn kŭm unt muste sêne haimat verlussn unt uf Russland gein. Kalisch hies de stuot, waô a uogestält wurde als paster, unt dau haut a sich bålde sêne mŭter heigenum unt haut au gehairat unt ês a rêcher muon gewurn.

Sêne zw'ä schwastern hŏtn sich zu Klai-Alkt uf wirtschuftn ferhairat. Fum bruder hŏtn-se fêo[1]) jauer nischte mei gehŭrt; se duchtn, a ês lange gesturbm. Da wuorsch 1864. Der paster hŏte håldich kaine rûe mê, unt a machte sich mit sêñer frau unt a kiñdern aôf unt sêne ålde mŭter derzû unt raistn uf Klai-Alkt. Frêłich känte der paster durte kĭn menschn mê, a wuor do au schaô ålt unt grau gewurn, dau must-a hålt frauñ, waô der Hoffmŏn Gottlieb waunt, dar hŏte sêne jingste schwaster. Wîsm nu de lôjte suojtn, ês-a bis fer-de wirtschuft hêgefuorn. Se wŏrn gruode ar schôñe unt tuotn draschn. Der paster ging nu a de schôñe nê, ob-a nich keñde a Hoffmon Gottlieb sprechn. Nu, duos bê-bê'ch ja, best-bester hĕr, suojte dar mit sîr drokriger[2]) antwaurt. ‚Lebtn Ihre frau noch?' fraujte der paster. — Frêłich, hî śteitse jaô, suojte der Hoffmŏn. — Is de andre schwester schon tôt? — Nai, dî sitzt durte under der want, di ês am ôszôge bê-mer.

Nu hiez der paster die andern ôsśtêgn ôsm wuoñe unt au a de schôñe kum. Mit staunn hat ais duos andre uogesân unt nich derkant. Da huon de fremdn gefraujt, ob-se der Hŏfmon nich mechte a puor tâge dau behålden. Dar hŏte nich rechte lust unt suojte: Êch kĕn ên[3]) ja nich, wuos wuln-se dĕn fu ins? Da rŭft-a de ôszêger lôjte, di kantn-se au nich. Da kunde der paster sich nich mê lenger hålden, a funk uo zu flên unt suojte: Kent ir euren bruder aus Kalisch nicht mêr unt eure alte mutter, die ich zu euch in die heimat mitbringe? — Dau huon olle fer fraide geflĕnt, duos kuom zu unferhŭft. Der paster unt sêne lôjte sên

in den Händen der Schreiner gewesen. Mor. Ludw. Schreiner, der letzte Pastor dieses Namens, starb am 25. Dezember 1845.

[1]) viel.

[2]) stockend, stotternd.

[3]) Ich kenne ihn (= Sie) nicht.

fêo tâge daugeblêbn unt dernau sên-se weider haim gefuorn. De müter wulde zwar nich meite zurĭke, se wulde bê-irn techtern bleibm unt bein[1]) starbm, aber der paster guops nich zu, se muste meite furt.

A puor jauer hei wulde der paster seine schwastern garne noch amöl weider sân unt lĭs-se zu sich kŭm, a schiktn au s'raise-gejlt. Dau sên-se hâlt richtig hei-gefuorn. A haut-se noch salber uf der stăzion opgehült mit seńer faine eklepaže[2]). Wî-se nu sulden durte êstêgen, da wuldn-se nich; a saô-am faine wuońe worn-se noch-nich gefuorn. Wi-se dernau der bruder nêtigte, se mechtn sich doch nêsezn, suojtn-se: Göts hăgŏ[3]), a saô im scheine wuońe sê-ber no ni gefuorn. Wî-se nu derhaime bĕm paster wörn, suldn-se, wî-s suntig wuor, meite a de kirche gein. Abr der pastern, wos de schw[i]ägern wuor, wuor de wuore[4]) zu schlecht. Dau haut-se fu seich klaider gehült, di mustn-se sich uozîn unt au hĭtje[5]) mit schlaiern mustn-se sich aôfsĕzn, unt wi-se uogezauń worn, da hĭs-se de pastern fer a spêgo[6]) trâtn, op-se au hipsch wĕrn.

As-se nu durte nê-sâgn, da wustn-se nischte andersch als: Göts hăgŏ, wŏs warn de lôjte sprechn, di warn môł unt augn aôf-śparn uf ins âlde knuchn, di warn denkn, ber sên besŭfn fum wêne, dar fâlt-do hî nich, unt derhaime sâ-ber kĭn. Am paster gefêł frêlich duos benâm nich unt a haut-se au fermuont, se suln nich saô gorśtich r[i]ädn unt saô flüchn, aber se ferguossn's immer weider, dos-se bê saô faine lôjtn worn unt sûojtn: Nu, ber-sên hâlt sĭche âlde h[i]ä-uksn[7]) fum durfe, ber huons nich besser gelarnt.

Wi-se dernau weider derhaime worn, huon-se salber duos ŭfte derz[i]ält. De âldn am durfe, dîde nŏ lâbm, wissens, dŏs olles waur is.

## II. Sommersonntagslieder. Erntelieder und Erntebrauch.

Die folgenden Lieder sind wie auch die später folgenden übrigen Reime und Lieder zwar grösstenteils dem Inhalt nach

[1]) bei ihnen.
[2]) Equipage, ž = weichem sch.
[3]) Gotts Hagel! Ausdruck der Verwunderung.
[4]) Kleidung.
[5]) hĭte = Hüte; t wird weich gesprochen.
[6]) Spiegel.
[7]) Heuochsen.

auch anderswo bekannt, werden hier aber wegen des Dialektes abgedruckt.

A. Sommersonntag.

Die Einleitung zu der Reihe der Lieder, die zu Lätare gesungen werden, scheint die folgende Strophe zu bilden, die mir aus der eigenen Kindheit nicht mehr bekannt ist, die ich aber im Juli 1902 von Kindern aus dem Nachbardorfe Kaltvorwerk hörte, die nach Klein-Ellguth in die Schule gehen:

1. Wir komn in das haus getrëtn,
wir habm di frau um erlaubnis gebëtn,
wir wŏlen nun (?) begĭnen ein lidlein uns zu singn,
ains nicht allaine, zwai oder drai.

Hier ist vom Dialekt nur wenig vorhanden.

In Trebnitz hörte ich von einer alten 75jährigen Frau, die aus Klein-Märtinau stammt, folgenden Vers:

Wir kŏmen rein in dieses Haus,
Das Unglück wolln wir jagen raus,
Den Segen wolln wir bringn,
Ein Liedlein wolln wir singen,
Eins nicht allein, zwei oder drei.

Ebenso in Mühnitz.

2. Eich kŭme zum sŭmer,
juojtmer a pŭmer,
da schworzn unt da wêssn,
dŏs-se mich nich bêssn!

In Mühnitz bei Trebnitz fängt die erste Zeile an: Grĭss-ich (euch) got zum sumer!

3. Kłaine fischŏ, kłaine,
de schwĭm ŭwm teiche,
der hĕr is schein, der hĕr is schein,
de frau is wi ane leiche. (Variante: engel).

4. Wâr-de weił a sumer sân,
dar mŭs a hŏłp schŭk aier gân
unt an runtn kuche,
sechs silbergruschn drŭfe.

5. Der fĕter hat ane haôche mütze,
a haut se fol tukuotn sitzn,
a wirtsich wul bedenkn,
a wirtmer wul wŏs schenkn.

Statt hat kommt bei älteren Leuten noch haut vor. Eine Variante der Strophe lautet: Der fĕter . . . (es folgt der Name) sitzt üf der ôwebank, a hat a geltsäk in der[1]) hant, a wirt sich usw.

6. Sŭmer, sumer maier,
gapt-mer a puor aier
unt a stĭkł spĕk,
da gê-ich weider wek.

Eine Variante hiervon lautet im Bernstädter Dialekt:

Sumer, sumer übersch haus,
schmaist-mer ane prëzl raus,
ich kŏn nich lange stên,
ich mŭs ja waiter gên.

7. Fast ohne Dialekt wurde gesungen und zwar in eigener Melodie:

Die goldne schnur gêt um das haus,
die schöne frau wirtin gêt ein und aus.
sie gêt wie eine tugent, ja tugent.
Des morgens tŭt sie früh aufstên
und fleissig in das kirchlein gên,
ins kirchlein gêt sie bëten (bâten),
in himmel wird sie trëten (trâten),
in himmel wird sie kommen,
ists winter oder sommer.

Dieses Lied ist deswegen beachtenswert, weil es sich in dem fast ausschliesslich von Evangelischen bewohnten Dorfe noch aus der katholischen d. h. vorreformatorischen Zeit erhalten hat. Denn der fleissige Besuch der Kirche (*des morgens* ist auch mit *fleissig* zu verbinden) setzt das katholische Gebot des Kirchenbesuches voraus; hier ist wohl auch die tägliche Frühmesse gemeint, deren fleissiger Besuch an der Wirtin gerühmt wird.

Das Katholische dieses Liedes scheint man auch in anderen evangelischen Gegenden empfunden zu haben, so dass es hier

[1]) Auch a der.

abgeändert wurde. In Breslau singt man z. B. dafür die ganz protestantisch und evangelisch klingenden Verse:

Des sonntags, wenn sie früh aufstêt
und in die liebe kirche gêt,
setzt sie sich still an ihren ort
und höret treu auf Gottes wort.

8. Rot gewant, rot gewant,
schöne grune linden,
suchen wir, suchen wir,
wo wir kenn was finden,
und komen wir in den grünen walt,
da singen die vöglein jung und alt,
sie singen eine stimme.
Frau wirtin, sint Sie drinne,
unt sint sie drin, so komm Sie raus
und bringn Sie mir ein' segen [1]) raus,
ich kan nicht lange stehen,
ich mus noch weiter gehen.

Variante: Wir gingen durch ein grunen Wald. So Karl Seidel. Die Form ‚grunen Wald' gab mir auch die 75 Jahr alte Frau Rossband in Trebnitz an, die aus Klein-Märtinau stammt.

9. Ihr Christen freuet euch, der Winter ist vergangen,
Der Frühling nahet sich mit schönem Blumenprangen
Die Felder werden bald ein neues Kleid anziehn
Und auf den Bäumen wird ein schöner Mai aufblühn.

Nr. 8 und 9 teilten mir mit der Tischler Karl Seidel, der aus dem benachbarten Neuschmollen stammt, aber schon seit 30 Jahren in K.-E. lebt, und damit übereinstimmend Frau Karoline Jersemann, eine geborene Günzel und echte Ellgutherin, die etwa 70 Jahre alt ist und aus ihrer Jugendzeit die Lieder treu im Gedächtnis bewahrt hat. Folgende Variante hörte ich von der Bedienungsfrau Agnes Günther (geb. 1846) in Bernstadt, die fast ihr ganzes Leben in B. zugebracht hat: Rot Gewand, rot Gewand, Wie schöne stehn die Linden, Hoffen wir, hoffen wir, Was werden wir hier finden (?). Wie schöne steht das grüne Gras, Wir wolln

[1]) Geschenk.

die Frau umbitten was [richt. Kompositum?], Ich kann nicht lange stehen usw.

10. In neuerer Zeit, aber noch nicht, als wir selbst noch in K.-E. wohnten, d. i. bis 1873, wird nach Mitteilung des Herrn Hauptlehrers Knorn auch gesungen:

O mein Jesu, Himmelsschloss,
Wenn ich zeitig (einstmals?) sterben muss,
Wenn mich alle Welt verlässt,
Hält mich doch mein Jesus fest.
Morgen geh' ich Dornen stechen,
Morgen geh' ich Rosen brechen.
Einen Bränt'gam hab' ich schon,
Der ist Jesus, Gottes Sohn.
Der wird mich in Himmel führen
Und mein Grab mit Rosen zieren.
Ei, wie schön wird das dann sein,
Wenn ich werd bei Jesu sein.

### B. Erntelieder und Erntebrauch.

In lautem Jubel bringen wir
Den schönen Erntekranz,
Mit vollen Ehren prangt er hier
Viel mehr als Goldesglanz.

Durch scharfer Sens' und Sichel Stahl
Ist nun das Feld geleert,
Geerntet ist nun abermal,
Was Gott uns hat bescheert.

Die vollen Scheuern strotzen gar
Von mildem Überfluss.
Wir haben wieder auf ein Jahr
Den reichlichsten Genuss.

Gott Lob, wir sind gesund und frisch
Trotz aller Arbeitslast,
Das ist uns mehr denn Wein und Fisch
Im prächtigsten Palast.

Das Brot schmeckt uns nun doppelt gut;
Wir wissen, was das heisst,

Wenn man mit saurem Schweiss und Blut
Es selbst verdient und speist.

In Mühnitz hörte ich von einer Bauerfrau, die sich eines guten Gedächtnisses erfreut, noch folgende Strophen, die als Ergänzung dienen:

Hoch laden wir die Fuder auf
Vom reichen Segen schwer,
Das Garbemädchen setzt sich drauf,
Der Schnitter scherzt mit ihr.

Nun wünschen wir dem Herrn viel Glück
Und schenken ihm den Kranz,
Es ist der Schnitter Meisterstück,
Noch mehr als Goldesglanz.

Das Erntelied eröffnet das Erntefest, das alle Jahre von den Dominialarbeitern nach Beendigung der Ernte an einem Sonntage gefeiert wird. Die Melodie schrieb mir Herr Hauptlehrer Knorn in K.-E. auf, wie sie uns ein Mädchen vom Dominium im Juli 1902 vorsang. Sie ist hier in Notenschrift wiedergegeben und lautet:

*C-dur.* c e | **g.** e **g h** | **c.** d **c g** | **a a f a** | G.
4/4-Takt. In lautem Jubel bringen wir den schönen Ernte-kranz.

**g** | **c.** d **c c** | **g. f e g** | **a. f d** e d | C. |
Mit vollen Ähren prangt er hier viel mehr als Goldes-glanz.

Hierbei sind Achtelnoten durch einfache, kleine Buchstaben, Viertelnoten durch ebensolche fette, halbe dagegen durch grosse Buchstaben bezeichnet.

Der frühere Name des Festes ist übrigens in K.-E. waissekranz = Weizenkranz.

Beim ersten Schwaden sagt der Schnitter (mâder): Na, da helf uns der liebe Gott! — Kommt jemand am Feld, wo gemäht wird, vorüber, so suchen die Schnitter von ihm ein Trinkgeld zu gewinnen. Sie legen übers Gleis (den Weg) ein Strohseil oder binden dieses dem Kommenden um den Arm. Dieser löst sich durch ein Trinkgeld. Die ganze Handlung heisst kurzweg ‚binden'. Dabei wird folgendes Verschen gesagt:

Wir binden Grafen und Fürsten
Und trinken, wenn wir dürsten;
Es sei Bier oder Wein,
Wir wollen mit allem zufrieden sein.

oder:

Es sei Bier oder Branntewein,
Es soll zu Ihrer Ehre sein.

Bei der Ernte wird das erste und letzte Fuder geschmückt.

## III. Allerlei sonstige Reime und Lieder, namentlich Jugendbrauch.

### 1. Spottvers auf die Aussprache der Klein-Ellguther.

Wî toier duos aschŏ? —
Sechs grascho duos ascho! —
Gots hāgŏ, Gots hāgŏ,
So toier duos ascho?

Es ist ein Zwiegespräch auf dem Topfmarkte. Der Bauer aus Klein-Ellguth fragt, was ein Milchaschel koste, und erhält zur Antwort: Sechs Gröschel (= 18 Pfennige, das Gröschel = 3 Pf., 1 Groschen dagegen = 15 Pf. altes Geld, daher 6 Groschen = 75 heutige Pfennige). Der Bauer ruft entsetzt aus: Gotts Hagel, Gotts Hagel, so teuer das Aschel!

Diesen Spottreim hörte schon um 1825 mein jetzt noch lebender, 87 Jahre alter Vater in Ludwigsdorf bei Oels von einem Pferdejungen aus Kritschen. Beides sind Nachbardörfer von Klein-Ellguth. Auch in Mädlitz bei Raake muss er bekannt gewesen sein, denn meine Schwester hörte ihn um 1865 von unserer Magd aus Mädlitz.

### 2. Von der Blindschleiche.

Ŭter, du bist mêne mŭter.
Wĕn ich saô gŭt s[l]äge wi-dû,
Fergift-ich a faugŏ ar luft
Und 's kŏlp ar kû.

Vgl. Heft IX S. 2, wo vom grossen und kleinen Horn gesprochen wird.

Es kann auch sein, dass die vierte Zeile an dritter Stelle stehen muss. — Die Blindschleiche ist nach der Vorstellung des Volkes blind und giftig, aber auch mordlustig. Sie bedauert, nicht die scharfen Augen der Otter zu haben, die sie ihre Mutter (wohl im weiteren Sinne = ältere Freundin) nennt; sie würde sonst den Vogel in der Luft und das Kalb in der Kuh vergiften.

### 3. Kinderspiele und Kinderreime.

a) Raute, forze, raute!
Wĕn-de nich wirscht rauten,
schmêss ich dich an gruoben,
dau frassen dich de ruoben,
dau kumm de âlde hauwerangn
unt zîn dersch lâder fum uorże[1]) runder,
runder, runder, runder.

Im Frühjahr werden von den Bauerjungen aus Weidenrinde Tuten gemacht, die Rauteforzen oder wohl auch nur Forzen heissen, weil der Ton an das pedere erinnert. Ein etwa 10 cm langer, ungefähr fingerdicker Weidenzweig wird abgeschnitten, seine (grüne) Rinde dann mit der Messerscheide geklopft, bis sie leicht vom Stengel abgezogen werden kann. Dabei wird der obige Reim halb singend gesprochen. Die Form raute erklärt man im Dorfe ansprechend als Imperativ = ge-rate. Die Weidenflöte soll also geraten. Wenn sie nicht gerät, wird ihr angedroht, dass sie in den Graben geworfen werden soll. Dann werden sie die Raben fressen, oder die Hoferangen = Schweine des Dominiums, die auf die Weide getrieben werden, werden sie finden und ihr das Leder vom Toches herunterziehen. Zum Schluss wird wiederholt: Gerate, gerate, gerate!

Das Ganze ist eine Art Zauberspruch. Ebenso lautet der Spruch in Gutwohne bei Oels, wo er aber etwas erweitert ist. In Ratibor O.-S. singen die Kinder, wenn sie solche Pfeifen oder Weidentuten machen und dazu mit dem Messer die Rinde klopfen:

Bąku, bąku óbij mí się,
bó jak mí się nie obíjesz,
pórzudzám cię pód płót,
pógryzé cię stáro bábo,
málowánc kó-kót.

Die Akzente bezeichnen den Ton. Auch im polnischen Reim wird der Pfeife, falls sie sich nicht abziehen lässt, Unheil angedroht: Ich werde dich an den Zaun werfen, dann beisst dich ein altes Weib, ein bunter Hahn.

---

[1]) rż = r und weiches sch.

b) Schněke, běke rěke
dêne fîr, fînf hěrner rôs,
wens-se[1]) nich wirscht rôskreken,
schlau-ich-der děñer mǔter puter-hoisŏ[2]) ê.

Vgl. Mitteil. Heft II S. 48.

c) Saôse lîbe nĭne, wuos roschot am strô?
De gense sên drĭne, se rŏschon asô.

d) Spĭne, majdo, spĭne, den-s-schirzo és guor dĭne,
s-hemdo haut a graôzes laôch,
unt der rauk[3]) dar krikts glêch auch.

e) Gusto, mê lămo, kum mitmer durchs durf,
da singn de r[l]äger[4]), da klŏpert der sturch,
da feidłt (feidot) de môs, do tanst de lôs,
da springt der floug zum fanster nôs.
a springt êbra stain, a bricht a bain,
a geit zum buoder, a lest sichs hailn,
grĕft as tascho, hot kai grascho,
geit as feljt, sicht sichs geljt
der buoder anauch, a schistn as lauch.

In Bernstadt, von dem Klein-Ellguth nur zwei Meilen entfernt ist, wurde mir dasselbe Liedchen — der Reim wird auch gesungen — in folgender Form mitgeteilt:

Hansl, Margrêtl, kum mitmer durchs durf,
da singn de fêgl, da klopert der sturch,
da fîdelt de maus, da tanst de laus,
da springt der flûg zum fenster naus,
a springt ŭwa stên, a bricht a bên,
a gît zum båder, a lest sichs hêln,
a graift as taschl, a hôt kê graschl,
a gît ufs felt, da fingt a gelt,
der båder anôch, a schistn as lôch.

---

[1]) Wenn du sie.

[2]) Deiner Mutter Butterhäusel; so wird das Wohnhaus der Schnecke im Wortspiel genannt.

[3]) Rock.

[4]) Frösche; so auch bei Bielitz in Österreich-Schlesien genannt, wie mir dort ein Bauer sagte.

In Reichau bei Tepliwoda, Kreis Strehlen, lautet nach Mitteilung des Oberlehrers John in Königshütte der Reim:

Anna, mai lamla, gî mit mer durchs durf,
da singa der räger, da klöpert der sturch,
da hopst de maus, da tanst de laus,
da hopst der flûg zum fanster naus;
a verhopst sich a bên,
a gît zum båder, a lest sichs hêln,
a hôt kê gelt, a springt ais felt,
der båder anôch, a schistn as lôch.

---

# Zwei Breslauer Sagen.

(Der Glockenguss. Die Hahnkrähe.)

Von **Max Hippe.**

Unsere Stadt Breslau ist auffallend arm an sagenhaften Überlieferungen. Das ist befremdlich genug, wenn man in Betracht zieht, auf eine wie reiche, wechselvolle Geschichte Breslau zurückblickt, und wie mannigfach die Phantasie des Volkes und seiner Dichter die Schicksale gar mancher Stadt mit Sagen und Geschichten umwoben hat, deren Leben viel gleichförmiger und ruhiger dahingeflossen ist, als dasjenige Breslaus. Freilich ist das unruhige Treiben und rastlose Schaffen einer Stadt, die ihre wesentliche Bedeutung immer auf dem Gebiete des Handels und Gewerbfleisses gehabt hat, nicht der geeignete Boden für die Kultur einer üppigen Sagenflora. Aber der Grund für das Fehlen einer reicheren Überlieferung bei uns liegt ohne Frage auch darin, dass sich für Breslau niemals die Hand eines kundigen Sammlers gefunden hat, die das vorhandene Sagengut rechtzeitig unter Dach und Fach gebracht hätte. Denn die wenigen Versuche, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach dieser Richtung hin gemacht worden sind, sind doch nur dürftige, mehr oder weniger dilettantische Ansätze, die in erster Reihe der Unterhaltung dienen sollten und für die sagengeschichtliche Betrachtung meist nur wenig ergeben.

Auch die beiden Sagen, die ich im folgenden einer näheren Betrachtung unterwerfen möchte, sind nicht, oder wenigstens nicht für Breslau, im eigentlichen Sinne volkstümliches Gut; sie tragen vielmehr halb literarischen Charakter. Erst nach ihrer spät erfolgten dichterischen und gelehrten Neuschöpfung sind beide Sagen in ihrer literarisch geprägten Form wahrscheinlich aufs neue ins Volk gedrungen, und ich würde mich sehr freuen, wenn meine Ausführungen dazu anregten, feststellen zu helfen, in welchem Umfange und in welcher Gestalt noch heute Spuren dieser beiden Sagenformen in mündlicher, natürlich mannigfach beeinflusster Überlieferung in Breslau nachweisbar sind.

## Der Glockenguss.

Die bekannteste und am meisten populär gewordene Breslauer Sage ist ohne Frage die vom Glockenguss. Sie verdankt ihre weite Verbreitung der meisterlichen Ballade Wilh. Müllers, die uns allen seit der Schulzeit geläufig ist. Der Inhalt ist bekannt. Ich möchte aber, um für die verschiedenen Formen der Sage, die wir kennen lernen werden, einen festen Ausgangspunkt und Massstab zu haben, an den Gang der Handlung, wie er in Wilh. Müllers Gedicht vorliegt, noch einmal kurz erinnern.

In Breslau lebte einst ein Glockengiesser, ein angesehener, geschickter Meister, aus dessen Hand schon viele wohl gelungene Glocken hervorgegangen waren.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenturme,
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Als diese Glocke gegossen werden sollte und alles zum Gusse fertig war, wollte sich der Meister noch durch einen Trunk stärken und rief seinen Burschen zur Feuerwacht an den Kessel, untersagte ihm aber aufs strengste, den Hahn, der dem flüssigen Glockenmetall den Zugang zu der Form öffnen sollte, zu berühren. Als der Bube nun allein am Kessel steht und in die wogende, wallende Metallmasse hineinschaut, da zuckt es ihm in den Fingern, und eine unwiderstehliche, dunkle Gewalt zwingt ihn, den Hahn zu öffnen. Das Glockenmetall ergiesst sich in die Form; den Buben aber erfasst ob seiner Tat namenlose Angst. Er stürzt hinaus, um den Meister um Gnade anzuflehen. Dieser aber stösst, als er das

Geschehene vernommen, dem Burschen sein Messer in die Brust und eilt an den Kessel, um womöglich zu retten, was noch zu retten ist. Mit Staunen sieht er, dass der Guss fertig ist, und dass, als er abgeräumt hat, die Glocke wohlgelungen und ohne Fehl vor ihm steht.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stiessest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an;
Es tut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Aber niemand kann ihn retten. Er wird zum Tode verurteilt, und als man ihn hinausführen will zum letzten Gange, da bittet er sich noch eine Gnade aus:

„Lasst mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht wissen, ob's gelang".

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen,
So voll, so hell, so rein!
Die Augen gehn ihm über,
Es muss vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Im Vertrauen auf die Gnade des höchsten Richters geht der Glockengiesser in den Tod. Seit jenem Tage aber ward seine Glocke zur Arme-Sünderglocke geweiht, die immer dann geläutet wurde, wenn man einen Verurteilten zum Richtplatz hinausführte.

Dies Gedicht Wilhelm Müllers, das noch jetzt, drei Vierteljahrhunderte nach seiner Entstehung, zu dem eisernen Bestande epischer Proben in unsern Schullesebüchern gehört, ist für die meisten heute die einzige Quelle, aus der sie die Kenntnis der Glockengusssage schöpfen. Aber die Überlieferung ist nicht bloss im allgemeinen, sondern auch soweit sie an unsere Stadt Breslau anknüpft, viel älter.

Die früheste bekannte Breslauer Form der Sage steht in einem merkwürdigen, ausserordentlich selten gewordenen, im Jahre 1683 wahrscheinlich zu Leutschau in Ungarn gedruckten Buche, das den Titel führt: „Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus, vorstellend Seinen wunderlichen Lebens-Lauff und Sonderliche Begebenheiten getaner Reisen". Der unbekannte Verfasser schildert darin etwa nach Art des Grimmelshausenschen Simplicissimus seine Erlebnisse und abenteuerlichen Fahrten besonders im Lande der Magyaren. Seine Beobachtungen und Notizen über das

Leben und die Sitten der Ungarn im ausgehenden 17. Jahrhundert sind von historischem Werte. Was uns aber das Buch wertvoll und interessant macht, das ist seine Schilderung der Stadt Breslau, die der Verfasser in seiner Jugend kennen gelernt hat, und die er als eine stattliche, schöne, reiche und wohlregierte Stadt rühmt. Bei der Beschreibung der Breslauer Einrichtungen und Merkwürdigkeiten kommt Simplex auch auf die Glocke der Magdalenenkirche zu sprechen und erzählt dabei folgendes. Ich gebe die Stelle, die als das älteste Zeugnis der Breslauer Sage für uns besonders wichtig ist, im Wortlaut des alten Berichtes (S. 43 f.):

„Endlich muss ich auch melden von der grossen Glock zu St. Maria Magdalena, welche (wie auch alle andern) im Gewicht gehet und durch 3 oder 4 Mann kann gezogen werden. Wann man 50 Schläge zeucht, so gehet sie hernach noch 50 Schläge von sich selbst, aber mit geringer Hülff; der Schwengel wird allezeit im vollen Schwang vom Messner gefangen und angezogen. Auch wird zwischen solchem Läuten, wie bei einer Music, etliche Schläge pausiret und darauf gleich wieder frisch angefangen. So hat es auch ein Gesetz, wie viel zur Predig, Vesper und zun Leichen Schläge müssen geschehen. Diese zählet der Messner allezeit ab. Was nun nit Standespersonen, wird mit diesen 2 grossen Glocken zum Leichen nit geläutet; aber allen armen Sündern, wann sie jetzt vom Rath-Hause herunterkommen, wird mit der St. Marien-Magdalenen grossen Glocke geläutet, und, wie Bericht erhalten, soll es daher kommen: Nachdem der Giesser diese Glocke hat giessen sollen, ist er zuvor zum Essen gangen, dem habenden Lehr-Jungen aber bey Leib und Leben verbotten, den Hanen am Schmeltz-Kessel nit anzurühren. Dieser aber auss Vorwitz hats probiren wollen, wie es ausssehe, und ist wider Willen ihm der Han gantz herauss gefallen, und das Metal eben in die zubereitete Glocken-Form geloffen. Der Lehr-Jung, höchst bestürtzet, weiss nit, was er thun soll, wagts doch entlich und gehet weinend in die Stuben, erkennt seine Übelthat und sagts dem Meister und bittet umb Gottes willen umb Verzeihung. Der Meister aber voller Zorn ersticht den Lehr-Jungen auf der Stell. Als nun der Mann voll Jammers hinauss kombt und nach Verkühlung abräumet, befindet er die Glocke gantz perfect, kehret darum mit Freuden wieder in die Stuben. Da findet er erst, was er vor übels gethan, weil der Lehr-Jung gestorben, worüber der Meister eingezogen und nach etlicher Zeit zum

Schwerd condemnirt worden. Weil nun eben diese Glocken ist aufgezogen worden, hat er gebethen, er möchte ihren Resonanz auch wohl hören, wann er die Ehr vor seinem letzten End von den Herren haben könte, dass man sie ihm zu Gefallen läuten wolte, welches ihme auch willfahrt worden, und solle also conseqventer noch dato allen Malefitz-Personen sie geläutet werden, wie ich dann selbst unterschiedlichen Maleficanten sie hab läuten hören".

Diese Breslauer Sage hat der Verfasser des „Ungarischen Simplicissimus" jedenfalls aus der mündlichen Überlieferung geschöpft; sie muss also, wie wir mit Sicherheit annehmen dürfen, im 17. Jahrhundert in Breslau in Umlauf gewesen sein. Grosser Verbreitung freilich mag sie sich schon damals nicht erfreut haben; denn sie begegnet sonst nirgends in der geschriebenen oder gedruckten Literatur jener Zeit über Breslau. Die zahlreichen Kompilatoren, die gerade im 17. Jahrhundert unter Fortführung älterer Vorarbeiten mit besonderer Vorliebe aus allerhand Tagesneuigkeiten und kuriosen Nachrichten sogenannte Chroniken der Stadt Breslau zusammenstellten, scheinen sie nicht zu kennen, und auch der geschwätzige Chronist Breslaus im 18. Jahrhundert Daniel Gomolcke, der sonst unbesorgt um historische Zuverlässigkeit geschichtliche und sagenhafte Notizen in Menge berichtet und gerade auf Breslauische Kuriosa Jagd macht, erwähnt sie nicht. Sicherlich wäre sie auch an dem versteckten Orte, im „Ungarischen Simplicissimus", verborgen geblieben, wenn nicht der gelehrte Spürsinn der Gebrüder Grimm sie ausgegraben und im Jahre 1816 in den „Deutschen Sagen" (Nr. 126) ans Licht gezogen hätte. Wie aber diese Sammlung der „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm ein Wunderborn gewesen ist, aus dem die gesamte deutsche Romanzen- und Balladendichtung des 19. Jahrhunderts ihre herrlichsten Stoffe geschöpft hat, so hat sie auch für den Sänger der Griechenlieder Wilhelm Müller die Vorlage hergegeben für seinen „Glockenguss zu Breslau". Die Ballade wurde von Müller zum ersten Male veröffentlicht [1]) im Jahre 1826, wurde aber recht bekannt und verbreitet wohl erst, als Freiherr von Erlach fast 10 Jahre später das Gedicht in seine grosse Samm-

[1]) Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten (Dessau 1826) I. 137.

lung von „Volksliedern der Deutschen"[1]) aufnahm. Und das Gedicht, das mit der einfachen Schlichtheit volksliedmässiger Form eine dramatisch bewegte Handlung wunderbar klar und packend zur Darstellung bringt und dabei in so rührender Weise die Teilnahme für den verbrecherischen Glockengiesser rege zu machen weiss, verdiente mit Recht den Beifall weiter Kreise.

In zahlreiche Sammlungen ist der Stoff seitdem, sei es in Prosa, sei es in den Versen Wilhelm Müllers, aufgenommen worden. Er hat sich dabei auch manche Wandlung gefallen lassen müssen. Von Interesse ist besonders die Form, welche die schlichte Erzählung unter den Händen eines jungen Breslauer Literaten, des rührigen und seinerzeit sehr geschätzten Julius Krebs annahm. Krebs schrieb im Jahre 1836 ein anziehendes, noch heute nicht wertloses Buch[2]) über Breslau, in dem er auch die Glockengusssage berichtet. Ganz im Geiste der romantischen Richtung, unter deren Einfluss er steht, betrachtet er den Tatbestand der alten Überlieferung nicht als etwas historisch Festes, Unantastbares, sondern nur als den Stoff zu eigener dichterischer Verarbeitung.

So ist aus der einfachen Sage, wie sie noch Wilh. Müller in seiner Ballade erzählt, bei Krebs eine kleine Novelle geworden, die nicht ungeschickt vorgetragen, und bei der das rührende Element besonders stark zur Geltung gebracht ist. Wie die Sage vom Rattenfänger von Hameln, als sie aus den Blättern der Stadtchronik und aus dem Munde des Volkes in die Werkstatt der Dichter wanderte, zu einer reizvollen Liebesgeschichte ausgesponnen wurde, in der die Tochter des Bürgermeisters eine hervorragende Rolle spielt, so hat Julius Krebs die schlichte Fabel der Müllerschen Ballade durch Erfindung eines Liebesverhältnisses zwischen Ludwig, dem Lehrling, und Anna, der Tochter des Glockengiessers, bereichert. Diese Liebe ist in sehr wirksamer Weise als das treibende Motiv der ganzen Handlung eingeführt. Die Tat des Lehrlings, d. h. die Ausführung des Glockengusses trotz des strengen Verbotes durch den Meister, ist in vielen Formen der Sage mehr oder weniger unmotiviert. Hier lässt der Dichter den Lehrling, der sich ursprünglich den Wissenschaften widmen wollte,

[1]) Die Volkslieder der Deutschen. Hrsg. von F. K. Freiherrn von Erlach, III (Mannheim 1835), 570 ff.

[2]) Wanderungen durch Breslau und dessen Umgebungen, Breslau 1836, Seite 202 ff.

aus Liebe zur Tochter des Meisters das Handwerk des Glockengiessers wählen. Das Nachsinnen über seinen verfehlten Lebenszweck macht ihn unachtsam, und unmutige Zerstreuung verleitet ihn dazu, gegen den Befehl des Meisters voreilig dem Glockenmetall den Weg zur Form zu öffnen. Durch das jähe Ende des Lehrlings ist natürlich auch der Tod seiner Geliebten bedingt. Sie stirbt vor Schmerz um den Geliebten, als der zum Tode verurteilte Vater Abschied von ihr nimmt.

Dass diese Weiterbildung der Breslauer Glockengusssage nicht aus volkstümlicher Tradition hervorgegangen ist, sondern lediglich auf romantischer Umdichtung und Ausgestaltung durch den erzählenden Dichter beruht, auch wenn derselbe das Gegenteil ausdrücklich versichert, ist selbstverständlich. Viel eher dürfen wir annehmen, dass eine Variante über das Schicksal des Meisters, welche Hermann Goedsche in seinem Schlesischen Sagen-, Historien- und Legendenschatz (Meissen 1840) berichtet, aus wirklich volksmässiger Überlieferung geschöpft ist. In diesem Buche, das übrigens gleichfalls mehr romantisch-novellistische als sagengeschichtliche Zwecke verfolgt, wird der Schluss der Glockengusssage in folgender Fassung erzählt:

Da die Glocke so vortrefflich geworden, so ist dem Meister von dem Rat die Todesstrafe für den begangenen Mord geschenkt worden. Er selbst aber hatte sich die Missetat zu Herzen genommen, und nachdem er viel und schwer gebüsst, wurde er Wächter auf dem Domturme. Als einst Feuer im Dom ausbrach und auch das innere Gebälk der beiden Domtürme erfasste, hatte der wachsame Türmer seinen Kopf zum Schalloche herausgesteckt und Feuer gerufen. Das Feuer aber kam immer näher, und als der Türmer sich endlich retten wollte, da war sein Kopf durch das Schreien und die Anstrengung so angeschwollen, dass er ihn nicht mehr hereinzuziehen vermochte. So musste er in Höllenpein und namenloser Angst eines schrecklichen Todes sterben. Zum Andenken wurde an der Mauer des Turmes ein Manneskopf in Stein ausgehauen, der noch heute zu sehen ist. — Wir haben es hier nicht mit einer neuen Sagenbildung, sondern nur mit einer ausserordentlich häufig vorkommenden Verschmelzung zweier ursprünglich selbständiger Überlieferungen zu tun. Tatsächlich wird auch die Geschichte vom Mannskopfe am Domturm für sich erzählt. Die Verknüpfung der beiden Traditionen lag hier durch

die Gegenstände der zwei Sagen, die zu den Türmen zweier Kirchen der Stadt in Beziehung standen, besonders nahe.

Was nun die Glocke selbst, die den Mittelpunkt der genannten Erzählungen bildet, betrifft, so ist dieselbe noch heute erhalten. Sie führt noch jetzt den Namen Arme-Sünder-Glocke und hängt im südlichen Turme der Maria-Magdalenen-Kirche. Die Glocke wiegt 113 Zentner, und handschriftliche Chroniken von Breslau berichten übereinstimmend, dass sie am 17. Juli 1386 gegossen worden sei. Diese Nachricht wird bestätigt durch die Inschrift[1]), die die Glocke an ihrem oberen Rande trägt. Diese lautet:

Maria ist der name mein.
Selic musen alle die syn,
die meinen lout horen ader vornemen spate ader fru,
die sprechen Gote deme heren czu. Amen.

O Rex Glorie, veni cum pace amen. Anno Domini MCCCLXXXVI fusa est haec campana in die Alexii. [d. i. der 17. Juli.]

Die oft wiederholte Nachricht, dass die Glocke in dem genannten Jahre von dem Breslauer Giesser Michael Wilde gegossen sei, scheint auf einem Irrtum zu beruhen. Ein Michael Wilde ist in den Breslauer Bürgerverzeichnissen, den sogenannten Libri notacionum civium, die in unserm Stadtarchiv von 1361 ab erhalten sind, um das Jahr 1386 nicht nachzuweisen. Dagegen erscheint in dem Breslauer Bürgerbuch von 1485 ein Mathes (nicht Michael) Wilde, Cantrifusor, d. h. Kannengiesser, und damit ist eine andere ebenfalls chronikalische Nachricht zusammenzuhalten, welche erzählt, dass am 11. April 1386 zum ersten Male eine (andere) grosse Glocke auf St. Maria Magdalena Kirchturm geläutet wurde, welche vergangenes Jahr Michael Wilde (hier begegnet allerdings wieder der falsche Vorname), ein Kannengiesser, im Olischen Zwinger gegossen.

Der Brauch, den zum Tode verurteilten Verbrechern auf ihrem letzten Gange mit einer Kirchenglocke zu läuten, ist für Breslau gleichfalls, wenn auch nicht urkundlich, so doch durch zahlreiche übereinstimmende chronikalische Nachrichten sicher nachweisbar. Die Jahrbücher der Stadt Breslau von Nicolaus Pol[2])

[1]) Eine auf mechanischem Wege hergestellte Kopie (Durchreibung) der Inschrift befindet sich im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.

[2]) Herausgegeben von J. G. Büsching u. J. G. Kunisch, Breslau 1813—1824.

berichten im Einklange mit vielen andern Breslauer Chroniken zum Jahre 1526:

Den 16. Junii ward in beiden Pfarrkirchen (d. h. bei St. Elisabet und bei St. Maria Magdalena) angestellt, die grosse Glocke zu läuten, wenn man einen armen Sünder zur Rechtfertigung ausfüret. Solches geschah Johanni Behr, einem Schreiber von Glogau, der wegen des Knabenschändens enthauptet und verbrannt ward.

Es lag sehr nahe — und man hat diese Vermutung mehrfach ausgesprochen — anzunehmen, dass die Sage vom Glockenguss zu Breslau und dem erschlagenen Lehrling dieser chronikalischen Notiz ihre Entstehung verdankt. Die Arme-Sünder-Glocke trat zum ersten Male in Funktion als ein Delinquent, der ein Verbrechen an einem Knaben verübt hatte, zum Richtplatz geführt wurde. Die geschäftige Phantasie des Volkes konnte aus diesem Verbrecher leicht den Glockengiesser selbst machen, der seinen Burschen im Zorn ermordet hatte, und das naive Bewusstsein der Menge mochte gerade die Vorstellung, dass dem Glockengiesser selbst seine Glocke zum ersten Male auf seinem letzten Gange geläutet wurde, besonders reizvoll und rührend finden.

Diese Annahme aber wird wenig wahrscheinlich durch die Tatsache, dass die Sage vom Glockenguss keineswegs auf Breslau und die Glocke der Magdalenenkirche beschränkt ist. Die Erzählung vom erschlagenen Lehrjungen ist vielmehr weitverbreitet und kehrt in immer wechselnder Form an den verschiedensten Orten, wo ein derartiger Anhalt für ihre Entstehung durchaus nicht gegeben ist, wieder. Die Sage ist nicht bloss in Thüringen [1]) nachgewiesen, sie ist auch in der Altmark [2]) heimisch. Mecklenburg [3]) besitzt die Überlieferung an mindestens vier verschiedenen Orten, und auf Rügen [4]) wird sie von einer Glocke der Stadt Bergen erzählt. Auch das sonstige Pommern kennt sie mehrfach, und im Holsteinischen [5]) gibt es gleichfalls vier Ortschaften, Städte und

---

[1]) Ludw. Bechstein, Deutsches Sagenbuch, Leipzig 1853, p. 251.

[2]) Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843, Nr. 11. — Grässe, Sagenbuch des Preuss. Staates I (Glogau 1868), Nr. 164.

[3]) Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I (Wien 1879), Nr. 508, 510, 515, 521.

[4]) Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen etc. I (Leipzig 1859), Nr. 395. — Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, Stettin 1886, Nr. 230, 302.

[5]) Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein

Dörfer, an deren Glocken diese Überlieferung haftet. Für das Gebiet unserer heutigen Provinz Hannover [1]) ist die Geschichte an drei verschiedenen Punkten bezeugt, und in dem kleinen westfälischen Städtchen Attendorn [2]), Regierungsbezirk Arnsberg, lebt die Sage seit alten Zeiten. Aus Süddeutschland ist mir nur ein Ort — es ist Augsburg [3]) — bekannt, an dem die Glockensage gleichfalls existiert. Auf ausserdeutschen Gebiet ist der Stoff als Gegenstand einer lokalen Sage zwar nicht ganz unbekannt; doch ist er meines Wissens nur einmal, und zwar in der südschwedischen Gemeinde Örkeljunga [4]), Län Kristianstadt, nachweisbar. Natürlich wird mit diesen Orten die wirkliche frühere oder gegenwärtige Verbreitung der Sage nicht erschöpft sein; es gibt gewiss noch manche Punkte, an denen sie existiert hat oder noch heute lebt, für die sie aber durch Zufall nicht schriftlich aufgezeichnet oder, wenn aufgezeichnet, mir nicht bekannt geworden ist.

Dass bei einer räumlich so weiten Verbreitung der Sage auch der Inhalt der Geschichte an den verschiedenen Orten sehr erheblich wechselt, ist selbstverständlich. Immerhin haben wir es trotz aller Verschiedenheiten in der Fabel mit ein und demselben Sagenstoffe zu tun, dessen wesentlicher, aller Nebenumstände entkleideter Inhalt darin besteht, dass ein Glockengiesser seinen Burschen, der an seiner statt den Glockenguss vollzieht, tötet.

Nur in der einen Fassung aus Lanken in Mecklenburg ist das Verbrechen des Meisters gemildert. Hier wird der Lehrjunge nicht erschlagen, sondern der Meister sticht dem Jungen im

---

und Lauenburg, IV (Kiel 1861), p. 147. — Ludw. Bechstein, Dtsch. Sagenbuch, Nr. 199. — Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein etc., Kiel 1845, 119. — Am Urdhs-Brunnen VI (Hamburg 1887), 46.

[1]) Grässe, Sagenbuch des Preuss. Staats II (Glogau 1871), Nr. 994. — Kuhn, Sagen etc. aus Westfalen etc. I, Nr. 340. — Seifart, Sagen, Märchen Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim, 2. Aufl., Hildesheim 1889, p. 102.

[2]) Grimm, Deutsche Sagen I, Nr. 127. — Firmenich, Germaniens Völker-Stimmen I, 355. — L. Bechstein, Dtsch. Sagenbuch, Nr. 288. — Kuhn, Sagen etc. aus Westfalen I, Nr. 169. — Weddigen und Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens, Minden i. W. 1884, p. 191.

[3]) A. Schöppner, Sagenbuch der Bayerischen Lande I (München 1852), Nr. 415.

[4]) Grimm, Deutsche Sagen I, Anm. zu 127.

Zorn ein Auge aus. Da ihm seine Tat aber unmittelbar nach der Ausführung wieder leid wird, schneidet er mit einem Messer in der noch warmen Glockenmasse ein Auge aus, das heut noch zu sehen ist. Die sehr sonderbare Sage [1]) lautet folgendermassen:

De Lüd vertellen sik von de grot Klock, dei in Lanken bi Parchen is: As de Klock gaten würr, kreg sei irst ümmer gor keinen Klang. Tweimal hadd de Meister sei all ümgaten un nu wull hei sei taum drüdden Mal ümgeiten. As hei sei nu binah farig hadd, gung hei hen un wull Frühstück eten, sed aewer tau den Jung, hei sull de Klock jo nich utlopen laten. Äwer de Jung ded dat doch, un as de Meister nu wedder kem, donn würr hei so iwrig und zornig hieraewer, dat hei den Jungen mit sin Metz dat Og' utstek. Äwer dat würr em doch glik wedder led, un hei sned mit sin Metz in de Form, de noch warm wir, en Og herin, wat hüt noch tau sein is. De Klock aewer hett en wunderschönen Klang un röpt, wenn sei lüddt ward:

Sannaw [2]), dei mi got,
Dei is nu all' lang dod!

Während in den meisten Darstellungen der unglückliche Lehrling vom Meister erstochen oder erschossen, oder mit einem Stocke erschlagen wird, erzählt eine Version aus Gaarz [3]) in Mecklenburg, dass, als die Glocke, die der Bursche heimlich aufs beste vollendet hatte, auf den Glockenstuhl des Kirchturmes hinaufgewunden wurde, der Meister, von Neid und Zorn betört, den armen Lehrjungen aus einem der Schalllöcher des Kirchturmes hinausstösst, so dass der Unglückliche augenblicklich, vom Fall zerschmettert, seinen Geist aufgibt.

Ein eigentümlicher, von dem Balladendichter sehr geschickt verwerteter Zug der Breslauer Sage, der uns die Gestalt des verbrecherischen Glockengiessers menschlich näher bringt, liegt darin, dass der Meister sich als letzte, ihm auch gewährte Gunst ausbittet, man möge ihm zum Gange nach dem Richtplatz die neue Glocke läuten lassen. Davon wissen — mit einer Ausnahme — die anderen Fassungen nichts zu erzählen. In Osterkappeln [4]) in Hannover geht die Sage, dass, nachdem der Meister in

[1]) Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I, Nr. 508.
[2]) Der Name des Jungen.
[3]) Bartsch a. a. O., Nr. 521.
[4]) Grässe, Sagenbuch des Preuss. Staates II, Nr. 994.

Trunkenheit und massloser Wut den Lehrling erstochen hat, den Mörder alsbald Entsetzen packt und er, wie von Rachegeistern verfolgt, forteilt durch Wald und Flur, soweit ihn seine Füsse tragen. Seitdem sei er verschwunden, und niemand habe jemals wieder von ihm gehört. Nur eine Glockengusssage aus Augsburg[1]) stimmt in der Gewährung der letzten Gnade an den Meister mit der Breslauer Überlieferung überein. Diese Augsburger Version zeigt überhaupt eine auffallende Verwandtschaft mit der Breslauer Sage. Wie diese wird die Geschichte vom Morde des Lehrlings eingeführt durch die Notiz, dass die Glocke in dem Wartturm auf dem Perlachplatze in Augsburg nur bei Hinrichtungen (und am jährlichen Ratswahltage) geläutet wurde. Der Grund aber, weshalb man sie gerade bei Hinrichtungen zu läuten pflegte, liege in ihrer Entstehungsgeschichte, und nun folgt dieselbe Erzählung, wie sie uns aus Breslau bekannt ist, nur in etwas allgemeiner gehaltener, verblasster Form. Es bleibt zu untersuchen, aus welcher Zeit etwa die erste schriftliche Aufzeichnung der Augsburger Sage stammt, und wie die merkwürdige Übereinstimmung derselben mit der Breslauer Geschichte zu erklären ist. Ein merkwürdiger Zufall hat es gefügt, dass die beiden Fassungen, die Breslauer und die Augsburger, auch darin zusammentreffen, dass beide zum Gegenstande dichterischer Bearbeitung gemacht worden sind. Isabella Braun, eine fleissige bayerische Jugendschriftstellerin, die im Jahre 1886 zu München verstorben ist, hat den Stoff gleich Wilh. Müller zu einer Ballade[2]) geformt, die in acht Strophen das tragische Schicksal des Glockengiesserlehrlings besingt. Das Gedicht „Der Glockengiesser zu Augsburg“ ist schon in der Form nicht ganz einwandfrei und reicht auch in der Wirkung nicht entfernt an das Vorbild Wilh. Müllers heran. Die Sühne des Verbrechens schildert die Münchener Dichterin, um eine Probe ihrer Ballade zu geben, in den zwei letzten Strophen ihres Gedichtes folgendermassen:

In des Turmes hohem Bogen
Man die prächt'ge Glocke schaut,
Doch kein Strang hat sie gezogen
Noch zu ihrem ersten Laut.

Denn mit ihrer ersten Stunde
Hat vermählet sich der Tod:
Lehrling schläft im Erdengrunde,
Meister bangt in Todesnot. —

[1]) Schöppner, Sagenbuch der Bayerischen Lande I, Nr. 415.
[2]) Schöppner a. a. O. I, Nr. 416.

| | |
|---|---|
| Meister muss die Schuld bezahlen, | Und bei seinem letzten Gange, |
| Die der blut'ge Mord begehrt; | Den er zum Schaffote wallt — |
| Doch in seines Todes Qualen | Nun mit ihrem ersten Klange |
| Ist ein Wunsch ihm noch gewährt: | Mächtig seine Glocke schallt. |

Ein so ehrenvolles Ende, wie es in Breslau und Augsburg die Sage erzählt, kann der Meister natürlich dort nicht finden, wo er nicht nur kein reuiges Geständnis seiner Tat ablegt, sondern den an dem Lehrbuben verübten Mord sogar verheimlicht. In Bergen auf Rügen[1]) erzählt man sich, dass der Meister, nachdem er den Lehrjungen erstochen hatte, die Leiche unter dem Schweinskofen seines Hofes vergraben habe. Die Glocke, die der Bursche gegossen, gab er darauf für sein Werk aus und erhielt eine grosse Summe Geldes dafür. Als man sie aber aufhängte und sie zum ersten male geläutet wurde, da sang sie:

| | |
|---|---|
| „Schåde, schåde, | Unnern Swînskåven, |
| Dat de jung dôt is! | Schåde, schåde, |
| Hê liggt begråven | Dat de jung dôt is!" |

Das klang so laut und deutlich, dass es jederman verstand; aber keiner konnte den Sinn begreifen. „Wat fôr'n jung?" fragten die Leute; „wat hêtt dat van wägen den swînskåven, wûr de jung dôt liggen sall!" Endlich kamen sie auf den Lehrjungen des Glockengiessers. „Datt möt he sin", sagten die Leute, „wech is hê kåmen, man wêt nich, wûrhen". Da grub man unter dem Schweinskofen nach, fand die Leiche, und der Mörder erlitt die gerechte Strafe.

Ganz ähnliches wird von dem Glockenguss von Arnhausen[2]) im Kreise Belgard in Pommern berichtet. Dort hatte gleichfalls der eifersüchtige Meister den Gesellen, der die Glocken gegossen hatte, erstochen und den Leuten dann erzählt, der Bursche sei ihm bei Nacht und Nebel davongegangen. Als aber die Glocken im Turme hingen, sangen sie ganz deutlich:

| | |
|---|---|
| „Dei mî gôt, | As hei mî gôt; |
| Dei is all dôd. | Lijjt begråwe |
| Mêschter schtåk de Geselle dôd, | Unnem Schwiekåwe". |

Da gingen den Leuten die Augen auf. Sie gruben nach und fanden die Leiche des Ermordeten. Der Glockengiesser aber wurde bald darauf hingerichtet.

---

[1]) Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen etc. I, Nr. 395. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, Nr. 230.

[2]) Jahn a. a. O., Nr. 302.

Der Gedanke, dass die Glocken durch die Zaubersprache ihres Geläutes das Verbrechen verraten, erinnert an eine bekannte, namentlich in nordischen Balladen, aber auch in deutschen und anderen Volksmärchen begegnende Vorstellung. Reinhold Köhler[1]) hat einen lehrreichen Aufsatz über dieses Märchenmotiv geschrieben und ihm die Überschrift „Die Ballade von der sprechenden Harfe" gegeben, weil in vielen skandinavischen Volksliedern es eine Harfe ist, die, aus den Knochen und dem Goldhaar einer ermordeten Königstochter gezimmert, durch ihr Spiel die grauenhafte Untat ans Licht bringt. Entsprechend erzählt ein deutsches Märchen, das in der Grimmschen Sammlung „Der singende Knochen" genannt ist, wie ein Hirt sich aus dem Knochen eines Ermordeten und Eingescharrten eine Flöte macht, und wie aus dieser, sobald sie geblasen wird, Verse ertönen, welche den Mord und den Mörder entdecken. Die Glocken unserer Sage haben eine ganz analoge Funktion. Von der Glocke in Warsow[2]) in Mecklenburg, deren Guss gleichfalls dem Burschen das Leben kostete, heisst es, dass sie einen sehr schönen Ton habe, aber immer noch rufe:

Schad is, schad is,
Dat de Lirjung dod is!

Und das Gleiche wird in Mecklenburg noch von der Glocke in Gaarz[3]) und einer Kirche am Malchiner See erzählt. Noch deutlicher ist die Anklage, die eine Glocke zu Breitenfelde[4]) in Holstein in ihrem Ton hören lässt. Dort hatte der Meister seinen Burschen zwischen Breitenfelde und Beelow niedergeschlagen, und seitdem singt die Glocke:

Bimm, bamm, bumm —
Tüsken Bredenfellen
Un Bälo
Slog sienen Gesellen
De Meister dod!
Bimm, bamm, bumm!

Besonders wichtig für die Beurteilung der verschiedenen Fassungen der Sage vom Glockenguss ist die Art, wie die Tat des Lehrlings, der voreilige Guss, und damit auch die gewaltsame Strafe, die sie durch die Hand des Meisters erfährt, begründet

[1]) Aufsätze über Märchen und Volkslieder von R. Köhler, herausgegeben von J. Bolte und E. Schmidt, Berlin 1894, p. 79 ff.

[2]) Bartsch a. a. O. I, Nr. 515.

[3]) Bartsch a. a. O. I, Nr. 521.

[4]) Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig etc. IV, p. 147.

wird. In der Breslauer Geschichte ist es nach dem alten Bericht Vorwitz und Neugier, die den Lehrling veranlassen, den Hahn des Schmelzofens zu öffnen, und die dichterischen Bearbeitungen haben sich bemüht, die Schuld des Buben dadurch zu verringern, dass sie ihn wie im Banne einer dunklen, rätselhaften Gewalt darstellen, die seine Hand halb unbewusst und unabsichtlich leitet. Während einige Fassungen, deren Überlieferung überhaupt mangelhaft und lückenhaft ist, über diesen Punkt hinweggehen, verraten andere das sichtbare Bestreben, die Tat des Lehrlings besser und befriedigender zu motivieren. Schon die schwedische Sage[1]), die uns nur in einer kurzen lateinischen Fassung überliefert ist, erzählt, dass der Meister über Land reisen musste, und dass der Lehrling, als er allzulange ausblieb, den Guss ausführte und von der Gemeinde seinen rechtmässigen Lohn erhielt. Als er nun das Dorf verliess, begegnete er dem Meister. Dieser hört den Klang der Glocke, die man offenbar dem scheidenden Giesser zu Ehren läutet, erfährt von seinem Lehrling, dass dieser die Glocke gegossen und seinen wohlverdienten Lohn für das gelungene Werk erhalten habe, und erschlägt nun aus Neid und Missgunst den Jungen mit einem Hammer. Nach der Erzählung in Osterkappeln[2]) in Hannover hat der Meister, der vor dem Gusse sich durch einen Trunk stärken will, gar beim Glase Bier seine Glocke ganz und gar vergessen. Der Gesell fürchtet daher, der rechte Augenblick zum Gusse möchte unbenutzt vorübergehen, und lässt mit Vorbedacht die glühende Masse in die Form. Er hat sogar noch Zeit, die Verkühlung der Masse abzuwarten, die Form zu zerschlagen und die Glocke vollendet und makellos vor sich zu sehen. Da erst kommt taumelnd der trunkene Meister zurück, bricht, als er das Geschehene sieht, in blinden Zorn darüber aus, dass der Gesell ihn des Ruhmes, die letzte Glocke gegossen zu haben, beraubt hat, und ersticht den unglücklichen Gesellen. Auch zu Einum[3]) im Stift Hildesheim sieht sich der Lehrling durch das lange Ausbleiben des Meisters, der in Geschäften nach Goslar gegangen ist, gezwungen, den Guss vorzunehmen, und auch hier ist er ein Opfer des Neides seines Herrn.

[1]) Grimm, Deutsche Sagen I, Anm. zu Nr. 127.

[2]) Grässe, Sagenbuch des Preuss. Staats II, Nr. 994.

[3]) Seifart, Sagen, Märchen etc. aus Stadt und Stift Hildesheim, 2. Aufl., Hildesheim 1889, p. 102.

Eine andere Gruppe von Sagen führt in die Fabel den Gedanken ein, dass der Meister der Aufgabe nicht voll gewachsen ist, und dass es dem Lehrling, sei es durch Glück oder grössere Gewandtheit gelingt, die Arbeit glücklich auszuführen. So heisst es in Grossmöringen[1]) in der Altmark, dass dem Meister, der ein jähzorniger und ungeduldiger Mensch war, der Guss der Glocken, die er für das Dorf zu fertigen hatte, nicht gelingen wollte. Er lief daher nach Stendal und wollte dort noch einige Spezies holen, um sie in die Masse zu werfen, weil er glaubte, dass ihm dann der Guss besser gelingen werde. Kaum war er fort, so machte sich der Geselle, der wohl gesehen hatte, woran es fehle, an die Arbeit, und weil er sich die gehörige Zeit nahm und sich nicht überhastete, gelang es ihm auch. Der Guss der Glocke war fertig, ehe noch der Meister aus der Stadt kam. Wie derselbe aber zurückkehrte, ergriff ihn bitterer Neid, und er erstach den Gesellen auf der Stelle, auf der noch heute ein Kreuz steht.

Ganz ähnlich ist der Verlauf der Handlung bei den mecklenburgischen Erzählungen aus Zahrendorf und Gaarz[2]) und bei den pommerschen aus Bergen und Arnhausen[3]). Immer ist es Neid und Eifersucht auf den glücklichen Vollender der Glocke, was den Meister zu seiner grausamen Tat treibt.

Eine besondere Stelle nimmt nun schliesslich noch eine Fassung der Sage ein, die den Mord des Jungen in eigenartiger Weise begründet und, wie mir scheint, besondere Beachtung verdient. Diese Version ist gleichzeitig die älteste, oder doch am frühesten aufgezeichnete aller hierher gehörigen Sagen. Sie steht in dem im Jahre 1672 gedruckten Buche „Plutonis Ratsstübel" von Grimmelshausen und ist von den Brüdern Grimm unter dem Titel „Der Glockenguss zu Attendorn" in die „Deutschen Sagen"[4]) aufgenommen worden. Hier wird folgendes erzählt. In Attendorn, einem cölnischen Städtchen in Westfalen, lebte eine Witwe, die einen Sohn besass, der in Holland die Handlung erlernte. Dieser hatte guten Verdienst, schickte der Mutter alle Jahre von seinem Erwerb und sandte ihr einst eine Platte von reinem Golde, aber schwarz angestrichen, so dass die Mutter den Wert des Geschenkes

[1]) Kuhn, Märkische Sagen Nr. 11. — Grässe, a. a. O. I, Nr. 164.
[2]) Bartsch a. a. O. I Nr. 510.
[3]) Jahn, Volkssagen aus Pommern Nr. 230, 302.
[4]) Nr. 127.

nicht erkannte. Als die Attendorner einmal eine Glocke giessen lassen wollten, mussten die Bewohner des Städtchens — wie dies auch anderwärts berichtet wird — das Metall dazu hergeben. Die Witwe gab, als die Sammler des Erzes bei ihr vorsprachen, die schwarze Platte her, da sie sonst kein zerbrochenes Geschirr wie die andern Bürger beisteuern konnte. Der Glockengiesser musste nun an einen anderen Ort reisen und hatte seinem Gesellen in Attendorn aufgetragen, alles für den Guss der Glocke vorzubereiten, mit dem Gusse selbst aber so lange zu warten, bis er selbst nach Attendorn zurückgekehrt wäre. Da aber der Meister nicht kam und der Gesell gern selbst eine Probe machen wollte, so goss er die Glocke, und sie gelang so vortrefflich, dass die Bewohner von Attendorn sehr zufrieden waren und ihm bei seinem Abschiede von ihrem Orte die neue Glocke nachläuteten. Gerade beim Auszuge aber aus Attendorn begegnete ihm der zurückkehrende Meister, der an dem Klange der Glocke sofort erkannte, dass in dem Erz der Glocke eine beträchtliche Menge Gold enthalten sein müsse. In voller Wut über den ihm entgangenen Gewinn schoss er den Gesellen nieder und erbot sich, den Attendornern eine neue Glocke zu giessen. Diese entgegneten, sie seien mit der Glocke sehr zufrieden, nahmen ihn gefangen und liessen ihn zur Strafe für seine Mordtat hinrichten. Vor seinem Ende aber gestand der Meister, dass er die Tat begangen habe, weil es ihn geärgert habe, dass er infolge des voreiligen Gusses das in dem Glockenmetall enthaltene Gold nicht habe sich selbst aneignen können, was er sicher getan hätte, wenn er selbst und nicht der Gesell den Guss ausgeführt hätte.

Soweit die Attendorner Sage. Es lässt sich nicht verkennen, dass hier eine eigenartige Überlieferung vorliegt, die den andern Fassungen dadurch überlegen scheint, dass sie eine geschlossene, in manchen Punkten besser begründete Handlung zum Gegenstande hat. Während in andern Versionen, namentlich der Breslauer, der grausame Mord sich als eine nicht ganz ausreichend motivierte, durchaus übereilte Tat darstellt — denn die Glocke, die der Junge gegossen, ist ja schliesslich ein wohlgelungenes Kunstwerk — tötet in der Attendorner Geschichte der Glockengiesser seinen Gesellen eingestandenermassen aus wohl begründetem Eigennutz, und während es in anderen Fassungen mehr oder weniger rätselhaft bleibt, wie gerade aus der ungeübten Hand des

Burschen eine so vollendete, wohltönende Glocke hervorgehen könne, sehen wir in der westfälischen Darstellung, dass der Grund in dem Zusatz an edlem Metall liegt, den der Geselle, freilich unbewusst, der Glockenspeise beigemischt hatte. Der Glaube, dass der Ton der Glocke gerade durch den Zusatz von Edelmetall an Schönheit besonders gewinne, ist weit verbreitet und könnte durch mancherlei Beispiele belegt werden. Es ist misslich und gefahrvoll, in sagenvergleichenden Untersuchungen von dem Grundsatz, dass die älteste Version die ist, deren Fabel den sachlich und logisch besten Aufbau zeigt, einen zu weitgehenden Gebrauch zu machen. Sobald aber bessere Beweismittel fehlen, und andere gewichtige Gründe nicht dagegen sprechen, wird es immer gestattet sein, wenigstens Vermutungen aufzustellen, die sich aus solchen Erwägungen ergeben. Wenn man das in unserm Falle tun darf, so möchte ich die Attendorner Version als die vergleichsweise älteste Fassung der behandelten Glockengusssagen ansprechen.

Es ist interessant zu sehen, wie diese alte Überlieferung von der Metallvertauschung beim Glockenguss in einigen der Attendorner sachlich und örtlich nahestehenden Fassungen variiert wird. In Krempe[1]), einem Städtchen in Holstein unfern Glückstadt, erzählt man, dass der Meister, als die Glockenspeise schon flüssig und alles zum Gusse fertig war, dem Lehrjungen die Obhut des Gussofens befahl. Da stand auf einer Kapelle ein Schmelztiegel, in welchem Silber floss — der Meister mochte das wohl zu einer Zier oder Inschrift benutzen wollen. Der Junge aber meinte, das müsse noch zur ganzen Masse, um sie recht gut und wohlklingend zu machen, und schüttete den Tiegel voll Silbers hinein zur Glockenspeise. Der Meister kam gerade dazu, ergrimmte und schlug mit seinem Stocke so hart auf den Jungen, dass dieser tot niederfiel. Der Glockenguss fand statt, und als nun die Glocke Maria getauft war, in ihrem Stuhle hing und geläutet wurde, da hatte sie von dem Silber gar einen hellen, reinen Klang, dergleichen noch niemand so schön gehört hatte. — Umgekehrt wie in Attendorn ist der Sachverhalt in der bereits erwähnten Fassung aus Breitenfelde[2]) im Holsteinischen. Hier ist nicht der Meister,

[1]) L. Bechstein, Deutsches Sagenbuch Nr. 199.

[2]) Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig etc. IV, p. 147.

sondern der Lehrling derjenige, der das Edelmetall, das zur Glockenspeise bestimmt war, sich aneignen will. Diese Glockensage erzählt folgendes: As de Klock för de Bredenfelder Kark gaten is — du must weten (sagt der Erzähler), wenn dat Klockengod smolten ward, kümt da ümmer veel Sülver mank, dann krigt de Klock en betern Klang — da hett de Gesell dat meiste Sülver an de Siet bröcht, de Klockenspies' is ahnedem in de Form flaten und de Klock ok fardig worden. Nadem is de Meister da achter kamen, hett den Gesellen tüsken Bredenfelden und Bälow dod slaen un em dat Sülver wedder afnamen. De Klock is uphangt, hett awerst lang nich son hellen Klang hadd, as sünst de Klocken heft, wenn veel Sülver damank is.

Ich bin am Ende mit meinen Ausführungen über die Glockengusssage und möchte nur noch ein Wort über die Deutung der Sage äussern. Paul Sartori hat vor einigen Jahren in einer Artikelreihe der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde[1]) mit grossem Fleisse und erstaunlicher Belesenheit Glockensagen und Glockenaberglauben behandelt. Seine Ergebnisse sind sehr wertvoll, weil noch nie vorher das riesenhafte Material so planmässig und einsichtig bearbeitet worden war. Er hat auch für die Sage vom erschlagenen Lehrjungen die wichtigste Literatur zusammengetragen, im übrigen gerade diesen Gegenstand sehr kurz abgetan. Sartoris Aufstellungen aber kranken an einem Fehler. Er steht allzusehr im Banne der mythologischen Erklärungsweise. Auch die mannigfachen Sagen vom Glockenguss und dem erschlagenen Lehrjungen möchte er auf meteorischen Ursprung zurückführen. In dem Streit zwischen Meister und Burschen und in dem Morde möchte er einen Gewittervorgang, in dem Klang der neu gegossenen Glocke den verhallenden Donnerton zur Darstellung gebracht sehen. Ein in Deutschland weit verbreiteter Sagentypus ist die von Schweinen aus dem Erdboden gewühlte Glocke, und die Erklärung dieses Sageninhaltes ist — ich halte mich an Sartoris übrigens mit andern Mythologen übereinstimmende Worte: „Die Sau ist das im Wirbelwind und leuchtenden Blitz wühlende und seine Hauer leuchten lassende Gewitterschwein, welches die Donnerglocke aufwühlt“. Von diesem Gesichtspunkte erscheint es Sartori auch nicht bedeutungslos, dass der Meister den Leichnam

[1]) Bd. VII (1897), p. 113, 270, 358. VIII (1898), p. 29.

des erschlagenen Lehrlings unter dem Schweinkoben begräbt, weil ja eben das Schwein in den Gewittersagen anerkanntermassen eine Rolle spielt. — Ich für meine Person muss gestehen, dass ich mich auf dieses mythologische Glatteis, auf dem man jeden Augenblick Gefahr läuft, auszugleiten, nicht wagen möchte, und dass es mir gar zu gekünstelt und unerweisbar erscheint, für die einfache Sage vom Glockenguss oder gar für den Schweinkoben aus der Rüstkammer der unbegrenzten mythologischen Möglichkeiten irgend eine Erklärung herzuholen. Ich denke mir die Entstehung unserer Sage vielmehr so, dass an irgend einem Orte einmal gelegentlich eines Glockengusses ein ähnlicher Vorgang, wie er in den behandelten Sagen geschildert wird, sich zugetragen hat, dass dieses ausserordentliche und, schon weil es mit einem Morde verknüpft war, das Volksbewusstsein stark beschäftigende Vorkommnis festgehalten, ausgeschmückt, weitererzählt wurde, und dass die Geschichte schliesslich ihre Wanderung nach entlegenen Städten und Dörfern angetreten hat, wo sie an Kirchen und Glocken bald hier, bald dort, wie es der Zufall brachte, haften blieb. Der Ausgangspunkt der Sage ist, wie sich aus den vielen erwähnten Fassungen ergibt, aller Wahrscheinlichkeit nach Norddeutschland. Im niederdeutschen Sprachgebiet, von Westfalen bis Pommern, ist die Sage heimisch; die älteste bekannte Fassung stammt aus dem westfälischen Städtchen Attendorn. Von Pommern aus wird die Geschichte nach dem lange politisch damit vereinigten Südschweden gewandert sein, und auch nach unserm Breslau ist sie vermutlich erst aus Norddeutschland, wohl im 17. Jahrhundert, vielleicht im 30jährigen Kriege, übertragen worden.

### Die Hahnkrähe.

Wenn man vom Striegauer Platz aus die Berliner Chaussee nach Westen wandert, gelangt man etwa 150 Schritt, bevor der Damm der Posener Eisenbahn die Strasse überschreitet, an ein merkwürdiges Denkmal, das seit alter Zeit den Namen Hahnkrähe führt. Ein kunstloser, etwa meterhoher Sockel trägt eine achtseitige, drei bis vier Meter hohe Sandsteinsäule, die aus einem schlanken Schaft mit daraufsitzendem tabernakelförmigen Aufbau besteht. Die vier Seiten dieses Säulenkopfes sind mit Reliefdarstellungen versehen, und zwar sieht man auf der Strassenseite einen Reiter, auf der gegenüberliegenden den Heiland am Kreuze,

auf der der Stadt zugewendeten, östlichen Seite ein lateinisches W, auf der entgegengesetzten westlichen endlich einen Hahn. Das Ganze macht heute den Eindruck hohen Alters und zeigt auf den ersten Blick, dass die Jahrhunderte nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind. Den Säulenschaft hat man schon vor Jahrzehnten durch Eisenklammern vor dem Zusammenbruch zu schützen gesucht, und die Flachbilder auf den Seiten des Säulenkopfes sind durch Verwitterung so zerstört, dass sie nur noch mit Mühe zu erkennen sind. Es gehört keine Prophetengabe dazu, um vorauszusagen, dass die Tage dieses ehrwürdigen Denkmals überhaupt gezählt sind.

Die Zeit der Errichtung der Säule setzt Lutsch in seiner Beschreibung der Kunstdenkmäler der Stadt Breslau etwa in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, und er ist damit, wie wir sehen werden, der Wahrheit ziemlich nahe gekommen. Die wichtigste und interessanteste Frage, die nach dem Ursprung und der Bedeutung des sonderbaren Monumentes, ist mit absoluter Gewissheit nicht zu beantworten. Das wahrscheinlichste ist noch immer, dass sie ein Grenzstein ist. Die Säule steht an einem Punkte, wo ehedem der Grundbesitz und das Jurisdiktionsgebiet der Stadtgemeinde Breslau und des Stiftes zu St. Clara zusammenstiessen, und es ist möglich, dass man zur genauen Kennzeichnung der beiderseitigen Herrschaftsbezirke die Säule als Markstein errichtete. Besonders wünschenswert mochte das gerade an einer so wichtigen, seit alten Zeiten so viel betretenen Verkehrsstrasse sein, wie es dieser Weg war, der von Breslau über Neumarkt und Liegnitz nach dem Westen führte. Die Deutung der Säule als eines Grenzmals würde von den vier bildlichen Darstellungen zwei, nämlich das W (= Wratislawia) und das Kruzifix, als Hinweis auf das geistliche Stift, dessen Gelände hier begann, ohne Mühe erklären. Freilich bleiben dann der Reiter und der Hahn noch immer nicht gedeutet; denn ob man in dem Reiter einen Hinweis auf die wichtige Verkehrsstrasse, an der die Säule errichtet war, in dem Hahn ein Symbol der Wachsamkeit, das ja auf einem Grenzdenkmal ohne Zweifel ganz wohl verständlich ist, finden darf, bleibt immerhin fraglich.

Über das Alter der Hahnkrähe gibt uns einen wichtigen Fingerzeig ein Beschluss des Rates der Stadt Breslau aus dem Jahre 1555, der in eines der amtlichen Bücher der städtischen

Kanzlei, den sogenannten Liber Magnus (Vol. I fol. 241) eingetragen, folgenden Wortlaut hat: „Wir Ratmanne . . . bekennen . . .: So vnnd als wir auff der fraw Eptischin vnnd gestiffte zu St. Klarenn grundt vnnd Boden zwischen dem wege vnnd stege noch der Lissa eine zufallene alte Capellen oder Hankrehe widerumb auffrichtenn vnnd aufs neuhe erbauhenn lassen, das sulches vonn vnns zu keinem Abbruch der Erbherrschaft, Gerechtikeit, alleine als ein gunstig zulossen geschehenn ist. Sol auch der fraw Eptischin oder des gestiefits Raht hiemit nichts preiudiciretth, viel weniger benvmmen sein. Alles gancz treulich etc. Zu Vrkhunnd etc. Act. denn 3. Decembris annorum . . . 1555."

Hieraus geht hervor, dass die Hahnkrähe bereits vor dem 3. Dezember 1555 alt und verfallen war, und dass nicht lange vor diesem Datum der Breslauer Rat die Säule hat erbauen, d. h. doch offenbar anstatt der zerstörten alten eine neue Säule errichten lassen, und zwar geschah das nicht auf städtischem Grund und Boden, sondern auf dem Gebiet des Klarenstiftes. Aus diesem Grunde versichert der Rat auch der Äbtissin des Stiftes in aller Form, dass die Errichtung des Denkmals von seiten der Stadt den grund- oder gerichtsherrlichen Rechten des Stiftes nach keiner Richtung hin Eintrag tun solle. — Wir dürfen annehmen, dass die heut noch stehende Säule eben die im Jahre 1555 (oder kurz vorher) errichtete Hahnkrähe ist, und wir dürfen weiterschliessen, dass, wenn damals bereits das Denkmal alt und verfallen und erneuerungsbedürftig war, die erstmalige Errichtung der Säule ins Mittelalter hinaufreichen mag.

Dass dieses eigenartige, nach seiner Entstehung und Bedeutung rätselhafte Denkmal, das ja früher, im freien Felde stehend, sich viel augenfälliger und eindrucksvoller dem Wanderer darbot als heute, wo die elektrischen Strassenbahnen in der teilweise bebauten Strasse fortwährend daran vorüberdonnern, schon früh die Phantasie des Volkes beschäftigt hat, bedarf keines Beweises. Leider haben wir keine Nachricht darüber, welcher Art die alten Überlieferungen waren, die sich an die Säule knüpfen. Im Jahre 1734 berichtet der bereits erwähnte Daniel Gomolcke[1]) mit wenigen Worten von der Existenz der Hahnkrähe und fügt nüchtern hinzu: „Davon wird unterschiedlich erzehlet, jedoch ohne Grund".

[1]) Supplement . . . zu denen . . . 3 ersten Theilen derer Breszlauischen Merckwürdigkeiten, Oels 1734, p. 71.

Dass seit alten Zeiten alles, was von der Hahnkrähe im Volke erzählt wurde, in erster Linie an den auf dem Denkmal dargestellten Hahn anknüpfte, lässt sich schon aus dem Namen „Hahnkrähe“ schliessen, der fraglos dem Volksmunde seinen Ursprung verdankt. Das beweist auch der Inhalt der Sage, die zuerst in der Literatur über unser Denkmal auftaucht, und die von dem Professor am Elisabet-Gymnasium Georg Gustav Fülleborn in der Zeitschrift „Der Breslauische Erzähler“ im Jahre 1800 mitgeteilt wurde. Der Inhalt war folgender:

Einst lebte in Breslau ein Edelmann aus ruhmvollem Geschlechte Henczko von Wiesenburk, der eines Tages unvermutet vom Herzog den Auftrag erhielt, mit einer wichtigen Botschaft nach der Türkei zu gehen. Diese Aufgabe war zwar ehrenvoll, aber für Henczko doppelt ernst, einmal weil er sich nur mit schwerem Herzen von seiner Gattin Mathilde zu trennen vermochte, und ferner, weil er fürchtete, dass der Auftrag auf das Betreiben des mächtigen Leutko, eines Günstlings des Herzogs, zurückzuführen sei, der, wie er wähnte, schon lange ein Auge auf seine Gattin geworfen hatte. Trotzdem musste dem Auftrag des Herzogs Folge geleistet werden. Ehe Henczko seinen Zug nach dem Osten antritt, nimmt er seiner Frau das Versprechen ab, dass sie ihre Hand einem andern Manne erst dann reiche, wenn sie sichere Nachricht von seinem Tode habe; und dass er wirklich tot sei, solle sie erst dann glauben, wenn man ihr das silberne Kruzifix bringe, das er auf der Brust zu tragen pflege. Henczko zieht nun guten Mutes in die Türkei und entledigt sich dort glücklich seines Auftrages. Bereits im Begriff, die Rückreise anzutreten, wird er von Räubern ergriffen und in der nächsten Seestadt als Sklave verkauft. Die Mitglieder der Gesandtschaft aber, die er geführt hatte, seine Begleiter, kehren glücklich nach Breslau zurück und erklären, um nicht für die Entführung ihres Herrn büssen zu müssen, Henczko sei auf der Reise an einer Krankheit gestorben. Mathilde wird durch diese Schreckensnachricht in tiefe Trauer versetzt und hat je länger umso dringendere Anträge von Leutko zu ertragen. Aber sie gedenkt des Kruzifixes und bleibt standhaft. Inzwischen schmachtet Henczko in harter Gefangenschaft und sieht allmählich jede Hoffnung auf Befreiung und Heimkehr schwinden. Da träumt ihm einst, dass seine Frau Mathilde am nächsten Tage die Gattin Leutkos werden solle.

Voll Entsetzen erwacht er und ruft, er wolle seine Seligkeit dafür geben, wenn er bis zum nächsten Morgen vor den Toren Breslaus sein könne. Kaum hat er das Wort gesprochen, so steht der böse Geist in Gestalt eines Hahnes vor seinem Lager und erbietet sich, ihn noch in der Nacht auf seinem Rücken nach Breslau zu tragen, wenn er mit Gut und Blut, mit Seele und Leib sein sein wolle. Henczko geht auf den Handel ein, stellt aber die Bedingung, dass der Böse ihn schlafend, ohne dass er auf der Fahrt erwache, ans Ziel bringen müsse. Erwache er unterwegs, dann solle der Böse kein Teil an ihm haben. Der Böse wusste nicht, welches Schutzmittel Henczko in seinem Kruzifix auf der Brust bei sich trug. Henczko entschlummerte, und im Sturme rauschte der schwarze Hahn mit seiner Last davon.

Schon glaubte der Böse seines Raubes sicher zu sein, da brach der Morgen an. Der Hahn krähte laut, und Henczko erwachte noch während des Fluges. Mit Freuden sah er, dass er sich in nächster Nähe Breslaus befinde. Der Hahn liess sich zur Erde nieder und verwandelte sich in ein edles Ross. Henczko ritt auf demselben in Breslau ein und feierte ein glückliches Wiedersehen mit seiner Frau, die er noch als die seinige wiederfand. Beide lebten noch eine lange Reihe von Jahren glücklich miteinander. Zum Andenken aber an diese abenteuerliche Befreiung liess Henczko auf dem Platz, wo er seine wunderbare Luftreise beendet hatte und der Gewalt des Bösen entronnen war, jene steinerne Säule errichten, die im Volke als Hahnkrähe bekannt ist. Soweit die Sage.

Über seine Quelle sagt Fülleborn fast nichts. Er bemerkt nur: „Diese Volkssage ist unter allen denen, die zur Erklärung dieser auf dem Pöpelwitzer Wege stehenden Säule aufgekommen sind, immer noch die zusammenhängendste. Die in der Erzählung gemachten Zusätze und Ausführungen wird man leicht von der eigentlichen Sage unterscheiden können.“ Wir dürfen hiernach annehmen, dass Fülleborn bereits verschiedene Überlieferungen, die an die Hahnkrähe anknüpften, gekannt, und dass er von diesen die zusammenhängendste, d. h. wohl die für eine novellistische Bearbeitung den geeignetsten Stoff liefernde seiner Erzählung zu Grunde gelegt hat.

Nachdem Fülleborn die Sage, sozusagen, in die Literatur eingeführt hatte, sind Dichter und Sagensammler immer wieder auf

den Stoff zurückgekommen. Die begabte, von einem harten Schicksal verfolgte schlesische Dichterin Agnes Franz hat im Jahre 1825 in ihren „Erzählungen und Sagen" die Geschichte von der Hahnkrähe mit feinem poetischen Takt zu einer reizvollen Novelle gestaltet, über die ein zarter, lyrischer Hauch ausgegossen ist. Die zugrunde liegende Fabel ist dieselbe wie bei Fülleborn; doch ist die Handlung durch manche Einlagen belebt, die Intrigue des herzoglichen Hofmarschalls Leutko von Eschenbach weiter ausgesponnen und der Schluss der Erzählung in sehr geschickter Weise dadurch verändert, dass der Wunderritt nicht auf einem Hahn, sondern auf einem Ross erfolgt. Der Hahnenruf, der den schlafenden Henczko weckt und der Gewalt des Teufels entreisst, geht daher auch nicht von dem Reittier, sondern von einem Hahn aus einem Meierhof in Breslaus Vorstadt aus, und die Dichterin gewinnt so zugleich die Handhabe zur Erklärung der Bilder des Hahnes und des auf einem Ross dahinstürmenden Reiters auf dem Denkmal. Neu ist endlich in Agnes Franz' Novelle der Gedanke, dass das W auf der Säule nicht auf Wratislavia (Breslau), sondern auf den Namen des Helden Wiesenburg hinweise. Auffallenderweise ist die Bearbeitung der Sage durch Agnes Franz fast ganz vergessen worden, obwohl sie ein Jahrzehnt später von Fr. Reiche im Auszuge in seinem grossen Sammelwerke „Preussens Vorzeit" (III, 226) mitgeteilt worden war.

Eine eigenartige, vielleicht auf etwas veränderter volkstümlicher Grundlage, sicher aber auch auf selbständiger literarischer Weiterbildung beruhende Form der Sage brachte ein kleines Büchlein, das im Jahre 1833 von einem Breslauer Literaten Robert Bürkner (Pseudonym: R. B. Vespertinus) unter dem Titel „Sagen aus Breslaus Vorzeit" herausgegeben wurde. Hier heisst der Ritter Hadlow von Wildburg und seine Frau Maria. Der Herzog selbst bewirbt sich um die Gunst Mariens, und die Fahrt des Ritters in die Fremde ist hier ganz anders begründet. Hadlow gewahrt einst am Abend im Garten, wie eine vermummte Männergestalt seine Gattin mit Gesang und Lautenspiel in glühendem Minneliede preist. Mit seinem Dolch stösst er den Sänger nieder und sieht erst zu spät, dass er den Herzog zu Tode getroffen. Hadlow flieht, findet Trost und Zuspruch bei einem frommen Einsiedler und nimmt auf dessen Rat das Kreuz zum Kampfe gegen die heidnischen Preussen. Aber er findet auch im hl. Kampfe keine

Ruhe vor dem quälenden Gedanken an die Heimat und die Gattin, die er schutzlos zurückgelassen hat. Der Herzog ist inzwischen von seiner schweren Verwundung genesen, hat nach dieser ernsten Prüfung von seiner Leidenschaft zur Frau des Ritters abgelassen und lässt öffentlich verkünden, dass er Hadlow seine Tat verzeihe. Das Weitere, der Traum, die wunderbare Heimfahrt auf dem Rücken eines höllischen Hahnes stimmt mit der Fassung bei Fülleborn im wesentlichen überein.

Nur kurz will ich erwähnen, dass der bereits genannte Julius Krebs in seinen „Breslauer Wanderungen" (p. 287) eine etwas gekürzte, modernisierte, von süsslichen Geschmacklosigkeiten gereinigte Bearbeitung des Berichtes von Fülleborn gibt, dass der gemütvolle Breslauer Gelegenheitsdichter und Humorist Carl Geisheim (1784—1847) den Stoff, ein wenig modifiziert, in einer umfänglichen, aber poetisch nicht sonderlich hochstehenden Ballade behandelt hat, dass die Leipziger Illustrierte Zeitung im Jahre 1858 mit einer Abbildung der Hahnkrähe auch die Sage in etwas verworrener Gestalt veröffentlicht und dass der vielschreibende Graesse in seinem Sagenbuch des preussischen Staates (II, 172) diese verworrene Darstellung kritiklos nachgedruckt hat. Wirkliche Aufmerksamkeit verdient von all diesen späteren Fassungen nur eine, nämlich die von Hermann Goedsche in seinem schlesischen Sagenschatz (p. 37) mitgeteilte. Sie allein trägt nach Inhalt und Vortrag das Gepräge volkstümlichen Ursprungs und hat darum sagengeschichtlich einen gewissen Wert. Hier ist die Geschichte aus der romantisch-ritterlichen Sphäre in die schlicht bürgerliche übertragen.

Ein Stellmachergesell, der aus Lissa gebürtig war, arbeitete einst in Breslau. In Lissa hatte er seine Braut, die er aber noch nicht heiraten konnte, weil er zu arm war. Er schnürte deshalb sein Bündel, nahm seiner Braut das Treuwort ab und zog auf die Wanderschaft nach Polen und Russland. Dort geriet er in Gefangenschaft, wurde nach Sibirien geschleppt und musste 20 lange Jahre in den Bergwerken arbeiten. Als die 20 Jahre um waren, zerbrach der Fingerring, den ihm seine Braut mit der Zusage geschenkt hatte, dass, solange der Ring halten werde, er sicher auf ihre Treue rechnen könne. In der Verzweiflung verschwor sich der arme Gesell, dem Teufel seine Seele zu übergeben, wenn er nur noch einmal sein Mädchen sehen könnte. Der

böse Geist erschien und zeigte ihm, wie seine Geliebte am nächsten Morgen mit einem andern Hochzeit halten werde, weil sie ihn längst tot glaubte. Da schloss der Gesell einen Pakt mit dem Bösen und verschrieb ihm seine Seele unter der Bedingung, dass er ihn in der Zeit von Mitternacht, bis der Hahn zum erstenmal krähe, aus Sibirien nach der Heimat trage. Das geschah. Der Teufel nahm ihn auf seine Schulter und trug ihn im Fluge davon. Als die beiden schon bis hinter Breslau gekommen waren — das Ziel der Luftfahrt war nicht Breslau, sondern Lissa — da krähte der Hahn, und der Bund mit dem Bösen war hinfällig, da das Ziel der Reise noch nicht ganz erreicht war. Ergrimmt warf der Teufel seine Last zur Erde und entwich. Der Gesell aber raffte sich auf und lief eilends nach seinem Heimatsorte, wo das Brautpaar schon im Gotteshause stand, um sich trauen zu lassen. Nicht an seinem Äusseren — denn er war alt geworden —, sondern an seinem Fingerring erkannte ihn die Braut. Sie verliess sofort ihren zweiten Bräutigam und fiel weinend ihrem alten Geliebten um den Hals. Das Paar wurde nun vom Geistlichen vereint. Der Gesell aber wurde Meister und ein braver Hausvater. Zum Andenken errichtete er an der Stelle, wo der Hahnenruf ihn aus den Klauen des Teufels erlöst hatte, die Säule.

Die Eigenheiten dieser Fassung im Gegensatz zu den andern Darstellungen springen in die Augen: das bürgerliche Milieu, — Sibirien als Ziel der Fahrt in die Fremde, — der zerbrochene Fingerring, der die Untreue der Geliebten anzeigt, — der Wunderritt, der nicht auf dem Hahn, sondern auf dem Teufel erfolgt, — die Bedingung, dass die Luftreise nicht im Schlaf, sondern vor dem Hahnenschrei beendet sein müsse, — Lissa, nicht Breslau als Ziel der Luftfahrt. Alle diese Züge kennzeichnen die von Goedsche aufgezeichnete Version als eine selbständige, beachtenswerte Variante.

Als Kuriosum verdient erwähnt zu werden, dass die Breslauer Sage von der Hahnenkrähe mit unwesentlichen Abweichungen auch in Spachendorf, einer Gemeinde in Österreich-Schlesien, erzählt wird. Theodor Vernaleken hat im Jahre 1859 in seinem Buche über die „Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich“ (p. 371) die Sage aus jenem Orte aufgezeichnet, ohne zu ahnen, dass hier eine lokal gebundene, in dieser Form nur auf Breslau zugeschnittene Überlieferung vorliege. Dass aber in seiner Fassung nur

die Breslauer, und zwar die auf Fülleborn zurückgehende Darstellung festgehalten ist, ergibt sich mit Gewissheit aus dem Namen des Intriganten Leutko, der auch in der Spachendorfer Version neben den übrigen namenlosen Personen eine Rolle spielt.

Zum Schluss noch ein Wort über die mutmassliche Quelle unserer Sage von der Hahnkrähe in der Füllebornschen Fassung. Wenn man sich die wesentlichen Züge dieser Sage, wie Fülleborn sie berichtet, — Trennung zweier Gatten, Zug des Mannes in ein fernes Land, seine wunderbare, mit Hilfe eines bösen Geistes erfolgende Heimkehr zur richtigen Stunde, ehe die Frau sich mit einem andern vermählt, — wenn man sich, sage ich, diese wesentlichen Züge der Geschichte vergegenwärtigt, dann ist es nicht schwer, zu sehen, dass die Erzählung von der Hahnkrähe in ihren Grundzügen mit einer Reihe von Geschichten zusammenstimmt, die zum Teil ins Mittelalter zurückreichen und wahrscheinlich mythischen Ursprungs sind. Sie gehört der Gruppe von Sagen an, die man unter den Namen „Die Fahrt nach dem Osten“, „Die Heimkehr des Gatten“, „Der Wunderritt“ usw., je nachdem dies oder jenes Moment in der Erzählung besonders hervorgehoben ist, zusammengefasst hat.

Die ausserordentlich reichhaltige Sammlung von Wundergeschichten verschiedener Heiliger, welche Cäsarius von Heisterbach im 13. Jahrhundert in seinem Dialogus miraculorum anlegte, enthält eine Erzählung von einem Ritter Gerhard aus Hollenbach am Rhein, der eine Wallfahrt zum Grabe des hl. Thomas nach Indien unternimmt, und der nach Verlauf von fünf Jahren durch den Teufel in kurzer Luftfahrt in dem Augenblicke aus Indien nach seiner Heimat am Rhein getragen wird, als seine Frau mit einem andern Hochzeit halten will. Das alte Volkslied vom edlen Möringer[1]) erzählt denselben Stoff, und in Chroniken und Märchen werden Geschichten ähnlichen Inhalts noch mehrfach berichtet.[2])

Eine ganz besonders nahe Beziehung aber besteht offenbar zwischen unserer Erzählung von der Hahnkrähe und der Sage von Heinrich dem Löwen von Braunschweig, die seit dem 15. Jahrhundert, wo Michel Wyssenhere einen Meistergesang

---

[1]) Erk u. Böhme, Deutscher Liederhort I, Nr. 28.

[2]) Landau, Die Quellen des Dekameron. 2. Aufl. Stuttgart 1884, p. 193 ff. Schambach u. Müller, Niedersächsische Sagen u. Märchen. Göttg. 1855, p. 389 ff.

aus ihr schuf, von verschiedenen Poeten, z. B. von Hans Sachs, zum Gegenstande epischer Dichtungen gemacht worden ist, ihre Hauptverbreitung aber in einem Volksbuch gefunden hat[1]. In dieser Sage von Herzog Heinrich dem Löwen wird nach mancherlei andern Abenteuern erzählt, dass Herzog Heinrich einst einen Löwen von einem Lindwurm befreit hat. Seitdem folgte ihm der Löwe aus Dankbarkeit überallhin und verliess ihn nimmer. Er sorgte für ihn, wenn er Hunger litt, indem er Wild fing, und blieb auch bei ihm, als der Herzog auf einem dürftigen Floss aufs Meer hinaus trieb. Auf diesem Fahrzeuge überkam die beiden bald Elend und Hunger. In der höchsten Not erschien der Satan und sagte dem Herzog, dass am bevorstehenden Abend sein Weib Hochzeit mit einem fremden Fürsten halte, weil die gesetzten sieben Jahre seiner Abenteuerfahrt jetzt um seien. Wenn er dem Satan gehören wolle, dann wolle er ihn noch am selben Tage heimführen. Er werde ihn ohne Schaden samt dem Löwen auf den Giersberg vor Braunschweig tragen. Dort solle er seiner warten. Finde er ihn dort bei der Ankunft nach seiner zweiten Luftfahrt mit dem Löwen schlafend, dann sei er ihm verfallen. Wenn er wach bleibe, sei er frei. Trotz vieler Gewissensbedenken willigt der Herzog ein. Der Teufel führt ihn durch die Luft auf den Giersberg und legt ihn dort nieder, wo der Herzog vor grosser Müdigkeit alsbald entschlummert. Dann holt der Satan auch den Löwen. Als dieser, noch in der Luft schwebend, seinen Herrn schlafend sieht, hält er ihn für tot und fängt laut an zu schreien, so dass Herzog Heinrich erwacht und der Teufel sein Spiel verloren hat. Der Herzog geht nun nach seiner Burg, wo eben die Hochzeit gefeiert wird, gibt sich seiner Gemahlin zu erkennen und feiert hochbeglückt mit ihr seine Wiedervereinigung.

Die Ähnlichkeit vieler Züge dieser Sage mit denen unserer Hahnkrähe ist so augenfällig, dass es überflüssig ist, besonders darauf hinzuweisen, und es bleibt uns zur Erklärung dieser Erscheinung nur die Annahme, dass diese Sage vom Herzog Heinrich Fülleborn vorgeschwebt hat, als er die Geschichte von der Hahnkrähe zum ersten Male im „Breslauer Erzähler“ veröffentlichte. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass Fülleborn nicht alles

---

[1] Hans Prutz, Heinrich der Löwe. Geschichte, Sage und Poesie — in: Raumers Historischem Taschenbuch, 4. Folge, 7. Jahrg. (Leipzig 1866), p. 1—96.

an der Sage aus der Luft gegriffen, dass er sicher volkstümliche Erzählungen, bei denen es sich um einen Ritt und um einen Hahn gehandelt haben mag, gekannt hat. Aber die eigentümliche Ausgestaltung, das mittelalterlich-ritterliche Kostüm, die sichtbare Anlehnung an die Geschichte von Heinrich dem Löwen, ist gewiss nur das Werk Fülleborns. Gerade in der Zeit, als Fülleborn die Sage, so zu sagen, schuf, erfreute sich der Stoff von Heinrich dem Löwen ausserordentlicher Beliebtheit. Das Jahrzehnt von 1790 bis 1800 hat nicht weniger als vier deutsche Dramen hervorgebracht, in denen die Schicksale des gewaltigen Sachsenherzogs behandelt werden. Es war also durchaus nicht fernliegend, dass Fülleborn, der geschickte Fortsetzer der Volksmärchen des Musäus, in den Tagen der allgemeinen Begeisterung für Rittergeschichten und Ritterromane eine Erzählung von Heinrich dem Löwen zur Vorlage seiner Sage von der Hahnenkrähe machte.

---

# Der Decem.

Von Dr. F. Pradel.

Es ist bekannt, dass man unter Decem[1]) die Naturalabgaben versteht, die die Bauern ihrem Pfarrer schuldeten. Während des siebenjährigen Krieges musste v. Schlabrendorff, Friedrichs Minister in Schlesien, zur Füllung der Kriegsmagazine den Befehl ergehen lassen, dass die schlesischen Pfarrherrn neben ihren anderen Leistungen ihren ganzen Decem, gleichviel ob er in der bedrängten Zeit einging oder nicht, ablieferten.

Die Goldberger wöchentlichen Nachrichten vom 17. Februar 1826 teilen ein Gedicht des Wahlstatter Pfarrers Schumann, an den auch ein solcher Befehl ergangen war, mit. Es lautet:

Erlauchter! Dich verehrt mein ganzes Vaterland
Als einen Vater, den uns Friedrich hergesandt;

---

[1]) Auch der Ausdruck Decimation findet sich, vgl. Salzmann, Krebsbüchlein, herausgeg. von E Schreck, S. 83: Wenn ich auch, wie der Pfarrer, zwölf Malter Decimation einzunehmen hätte.

Du bist ein Jakobs-Sohn, was Joseph einst gewesen,
O! lass Dein huldreich Herz die Zeilen überlesen.
Ein Priester schreibt zu Dir, der Decem liefern soll,
Er ist ein Patriot. von Treu und Eifer voll.
Sein ganzes Herze flammt von Ehrfurcht und von Liebe,
Gott und der König sind der Vorwurf seiner Triebe.
Mit innigstem Gefühl betrachtet er den Krieg,
Und sein Gebete heischt vom Herrn der Herrscher Sieg,
Doch heisst die eigne Noth ihn kühnlich sich zu wagen,
Und seinen Kummer Dir recht demuthsvoll zu klagen.
Klein ist die Wiedemuth, ein Malter sä' ich aus,
Und was die Ernte gab, das langt nicht für mein Haus,
Ich seh' um meinen Tisch sich eilf Paar Hände falten,
Und muss mir überdies auch noch zwei Pferde halten
Zu meinem Ackerbau, und dass ich dann und wann
Dem Kranken, der mich ruft, Besuche geben kann.
O Herr! drum fleh ich Dich, ach trage mit mir Armen,
Ich weiss, Du wirst es thun, ein väterlich Erbarmen.
Mein Ausgedroschnes reicht nicht auf ein halbes Jahr.
Weil wegen dürrer Zeit die Ernte sparsam war,
Ich bitt', erlasse mir den Decem nur auf heuer,
Denn, Herr! ich schwöre Dir bei Allem, was mir theuer
Und werth und heilig ist, wo ja die Kriegsgefahr
Noch länger bei uns schwebt, dass ich in keinem Jahr
Wenn's in die Zukunft kommt. Entlassung will begehren,
Nur diesmal wollest Du die Bitte mir gewähren,
Die ich voll Zuversicht an Deine Huld gewagt,
Wann Deine Gnade: Ja! zu meinem Flehen sagt,
So bin ich schon getröst't, ich will das gerne geben,
Was von der Wiedemuth der König soll erheben,
Und was noch sonst die Pflicht von einem Unterthan,
Der seinen Fürsten liebt, nur immer fordern kann.
O! grosser Menschenfreund, erhabenster Minister,
Ich will voll Dankbarkeit und Andacht, als ein Priester,
Gott meinen Weihrauch streun und meine Seele soll
Für Friedrichs Waffenglück, für Deines Hauses Wohl,
Gelübde thun und es auch meine Kinder lehren,
Wie sie als Vater Dich recht kindlich sollen ehren,
Wir alle, Gross und Klein, wir küssen Dir die Hand,
Verzeih der Zärtlichkeit, und unser theures Band
Soll unauflöslich seyn, und Gott wird auf uns merken,
Er wird Dich, grosser Geist, mit seinem Geiste stärken.
Sein Liebling wirst Du seyn, der von der Welt geehrt,
Du und Dein hoher Stamm und was Dir angehört,
Ja Dein erhabnes Haus wird glänzen bis die Erde
Im Feuer steht, damit sie umgeschmolzen werde,

Bis an den letzten Tag blüh Schlabrendorffs Geschlecht.
Mit Andacht betet so, so wünschet, Herr, Dein Knecht.
1759. Schumann,[1]) Pfarrer in Wahlstadt.

Resolutio.

Da Du so rührend schreibst, da täglich Dein Gebet,
Um Friedrichs Glück und Sieg, zu Gott mit Eifer fleht,
Und Du so willig bist, hinführo Deine Pflichten,
So oft und nöthig ist, mit Freuden zu entrichten,
Da endlich eilf Couverts (als Bischof liess es schön,
Doch Dir wird Angst dabei) auf Deinem Tische stehn,
So will ich den Bescheid nach Deinem Wunsche fassen:
Es sey der Decem Dir für dieses Jahr erlassen!
Breslau, den 25. November 1759.

v. Schlabrendorff.

# Literatur.

**Karl Reuschel, Volkskundliche Streifzüge.** Zwölf Vorträge über Fragen der deutschen Volkskunde. Dresden und Leipzig 1903, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). VI und 266 S. 8°. Preis 4,00 M.

Wie verschiedene Bücher man unter demselben Titel schreiben kann, lehrt der Vergleich des oben genannten mit dem etwas älteren von Karl Knortz, der eine Sammlung von sechsundzwanzig völlig von einander unabhängigen Abhandlungen und Aufsätzen über alle möglichen Gebiete der Volkskunde unter der Bezeichnung „Folkloristische Streifzüge" zusammenfasste (Oppeln und Leipzig, G. Maske, 1900; vgl. dazu Zeitschrift f. Kulturgeschichte VIII S 236) und dabei mehr Wert auf einen anmutig unterhaltenden Plauderton als auf wissenschaftliche Gründlichkeit legte. Ganz anders ist Reuschels Buch. Auch er will selbstverständlich nicht, wie schon der Titel und ausserdem das Vorwort es andeutet, etwa eine erschöpfende Darstellung oder ein Seitenstück zu E. H. Meyers „Deutscher Volkskunde" oder den anderen grösseren Werken dieser Art geben, sondern sein Zweck ist es, durch seine Vorträge, die jetzt in erweiterter Form abgedruckt sind, ausgewählte Kapitel der Volkskunde weiteren Kreisen vorzuführen, bei diesen dadurch das rechte Verständnis für diese Dinge zu erwecken und auf diese Weise die Lust zum tieferen Eindringen, auch in Gebiete, die er nicht behandelt, zu erregen. Und man kann nur sagen, dass er diese Absicht mit gutem Erfolge durchgeführt hat. Mit der Art der Darstellung hat er auch einen glücklichen Weg gefunden, der immer die rechte Mitte zwischen wissenschaftlichem

[1]) Herr Pastor Quast in Wahlstatt teilt mir gütigst mit: Johann Gottlieb Schumann war von 1749 bis zu seinem Tode, 12. Januar 1800, Pastor in Wahlstatt; von 1764 an war er Senior (Superintendent) des Mertschützer Kirchen- und Schulkreises. Sein Bild hängt in der Wahlstatter Kirche.

Ernst und allgemeinverständlicher, leichter und ansprechender Klarheit zu halten weiss, so dass Laien und Fachleute in nahezu gleicher Weise auf ihre Rechnung kommen können. Den Kern des Buches bilden die Vorträge über das Volkslied (S. 45 bis 196). Mit ihm, seiner Geschichte, Bedentung und Eigenart hat sich der Verfasser augenscheinlich am eingehendsten und mit grosser Liebe beschäftigt; sieben der Vorträge sind ihm gewidmet. Im grossen und ganzen steht Reuschel, namentlich im ersten Kapitel, wo er erörtert, was Volkslied heisst, auf dem bekannten und ziemlich allgemein gebilligten Standpunkt John Meiers Die übrigen sechs Kapitel dieses Abschnittes behandeln dann Einzelfragen, so das zweite die ausserordentlich anziehende und lehrreiche von den Wandlungen, denen Kunstlieder im Munde des Volkes ausgesetzt sind. Das dritte untersucht die Hypothese von der „Entstehung der Volksdichtung aus dem Arbeitsgesang" in Gestalt einer Kritik von Karl Büchers Werk „Arbeit und Rhythmus". Kapitel IV handelt zwar vorwiegend nach metrischen und stilistischen Gesichtspunkten, aber doch ohne ins Trockene zu verfallen, vom Schnaderhüpfel, in V wird „vom Stile des Volksliedes" gesprochen, VI erörtert das Verhältnis der einzelnen deutschen Landschaften zum Volksliede und VII endlich weist eingehend und mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Kontrafakte auf die grosse kulturgeschichtliche Bedeutnng des Volksliedes hin, alles dies natürlich unter reichlicher Heranziehung wichtiger und bezeichnender Beispiele.

Diesem Hanptteile gehen dann als „Einführung" noch zwei schöne Kapitel voran; das erste davon (S. 3–31) handelt zwar kurz, aber treffend und, ohne etwas Wesentliches zu übergehen, über den „Begriff und die Geschichte der Volkskunde", das andere (S. 32–42) hebt die allgemeine Bedeutung der Volkskunde hervor, insbesondere auch für den Schulunterricht, eine Frage, über die schon mehrfach geschrieben worden ist.

In den drei Schlussvorträgen zeigt der Verfasser sein Geschick, weitschichtige Themen in aller Knappheit zu bewältigen; sie behandeln „Die Sage" (S. 197–214), als deren Hauptgrundlage das Geschichtliche und daneben das Geographische bezeichnet wird, dann die „Entstehung und Verbreitung der Volksmärchen" (S. 215–233) in einer recht dankenswerten Übersicht über diese nicht ganz einfach liegende Frage, und endlich den „Aberglauben" (S. 234–250). Dieses Kapitel ist wohl das schwächste des ganzen Buches; vielleicht deswegen, weil es eins der kürzesten ist und doch ein schier endloses Gebiet behandeln will. Schon die Äusserung auf S. 249, dass die Geschichte des Aberglaubens erst noch geschrieben werden müsse, ist nicht richtig, da der dänische Gelehrte Lehmann bereits einen, wenn auch nicht völlig gelungenen, so doch aller Anerkennnng werten Versuch dazu gemacht hat (Aberglaube und Zauberei 1898), der nicht hätte unerwähnt bleiben sollen; auch andere neue wichtige Bücher hätten berücksichtigt werden können, da von dem Gebiet, das sie behandeln, immerhin gesprochen wird, so Troels-Lunds schönes Buch über Gesundheit und Krankheit (1901), Stracks wertvolle Schrift über das Blut (1900), allenfalls auch Kleinpauls seltsames und sehr angreifbares Buch „Die Lebendigen und die Toten" (1898), ferner Riezler, Geschichte der Hexenprozesse (1896), Diefenbach, Zauberglaube (1900), von anderen ganz zu geschweigen. Doch das ist noch nicht als schwer zu empfindender Mangel aufzufassen, da ja das, was geboten wird, nicht falsch ist. Der Schluss gibt noch eine Reihe von Anmerkungen meist

bibliographischer Art. — Alles in allem genommen ist das Buch als anregende und fördernde Lektüre jedem Freunde der Volkskunde angelegentlichst zu empfehlen. Dr. H. Jantzen.

**Kinderspel en Kinderlust in Zuid-Nederland, door A. De Cock en Is. Teirlinck.** 1.—3. Deel. Gent 1902—03.

Die Königliche Vlaemische Akademie der Wissenschaften hatte einen Preis ausgesetzt für eine möglichst vollständige Sammlung und genaue Beschreibung der alten wie der gegenwärtig üblichen Kinderspiele in Flaemisch Belgien, einschliesslich der dabei gesungenen Lieder. Das vorliegende Werk enthält die Lösung dieser Aufgabe, und wir können nur sagen, dass sie — soweit ein Nichtflame den Gegenstand zu überblicken vermag — in jeder Beziehung vollauf befriedigt. Von der ausserordentlichen Reichhaltigkeit der Sammlung mag man sich schon daraus einen Begriff bilden, dass die bisher erschienenen drei stattlichen Bände nach der in der Einleitung gegebenen Übersicht kaum den dritten Teil des Ganzen ausmachen. Die Beschreibung der Spiele ist von grosser Gründlichkeit und Genauigkeit und sie wird durch die Beigabe höchst anschaulicher kleiner Skizzen in zweckmässigster Weise verdeutlicht. Natürlich sind zu den Liedchen, welche einen Teil der Spiele begleiten, tunlichst die Melodien beigegeben; die Wandlungen, welche die Texte in den verschiedenen Gegenden durchgemacht haben, lassen sich an den ohne ängstliche Raumersparnis mitgeteilten Varianten bequem und lehrreich verfolgen. In allen diesen Punkten stellt sich das Werk der besten Sammlung von Kinderspielen die wir bisher hatten, Alice Bertha Gommes traditional games of England, Scotland and Ireland, ebenbürtig zur Seite. Es übertrifft sie durch literarische Nachweise über das Vorkommen derselben Spiele bei anderen Völkern und durch die oft überraschend reichhaltigen alphabetischen Verzeichnisse der verschiedenen mundartlichen Bezeichnungen für die einzelnen Spiele Der Stoff ist statt der alphabetischen Anordnung bei Gomme nach sachlichen Gesichtspunkten gruppiert. Gerade dieser Seite ihrer Aufgabe haben die Herausgeber besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Nachdem sie die verschiedenen Möglichkeiten der Anordnung einer einleitenden Erörterung unterzogen haben, welche für ähnliche Unternehmungen beachtet zu werden verdient, haben sie sich zu einer Gruppierung entschlossen, welche das Zusammengehörige und Verwandte leicht überblicken lässt und das Werk auch zum zusammenhängenden Lesen, nicht nur zum Nachschlagen geeignet macht.

Der 1. Band enthält die Lauf- und Springspiele, der 2. Tanzspiele, der 3. Wurfspiele, Hand- und Fingerspiele. Am meisten Interesse bieten für die Volkskunde die mit Gesang oder Dialog und dramatischer Handlung begleiteten Stücke, wie unter den Lauf- und Springspielen die Königstochter im Turm, die Wolf- und Hexenspiele, unter den Tänzen die mit nachahmenden Bewegungen und Gebärden, die Brautwahl- und Brautwerbungsreigen u. a.; in ihnen lassen sich Beziehungen zur Ballade, zum Märchen, zu alten Volksbräuchen und das Fortleben der uralten Verbindung von Mimik, Tanz und Gesang wahrnehmen. Die naiven mythologischen Kombinationen, mit denen man um diese Kinderlieder und Spiele sonst so gern einen verlockenden Nimbus wob, müssen rückhaltlos preisgegeben werden, und die Mitteilung von derartigen Phantasien Böhmes hätte man den Herausgebern auch in der unverbindlichen Form, die sie dafür gewählt haben, gern erlassen. Bei den Kinderspielen und Liedern wie bei anderen

Gattungen volkstümlicher Traditionen werden die Fortdauer ältester internationaler Typen auch in den Neuschöpfungen, die Ablagerung verschiedener Kulturschichten in den einzelnen Denkmälern und die Erscheinungen traditioneller Wandlung und Umbildung wertvollere und ergiebigere Gegenstände wissenschaftlicher Erkenntnis werden als die vermeintlichen mythologischen Beziehungen. Gewissenhafte und gründliche Quellensammlungen müssen das erste, unentbehrliche Fundament solcher Erkenntnis werden Als eine solche begrüssen wir das vorliegende Werk vom Standpunkt der Wissenschaft; möge es in gleicher Weise auch dem aufblühenden vlaemischen Volkstum und einer gesunden Entwicklung der vlaemischen Jugend zugute kommen! F. Vogt, Marburg.

**Moritz von Reichenbach, Der Roman eines Bauernjungen.** Leipzig, Philipp Reklam. Universalbibliothek Nr. 4368, 4369.

Vor längerer Zeit nahm Ref. Gelegenheit, an dieser und anderen Stellen die Oberschlesischen Dorfgeschichten der Verfasserin einer anerkennenden Besprechung zu unterziehen und einige derselben als den erfreulichen Anfang schlesicher Dorfnovellistik hinzustellen. Allseitige Vertrautheit mit Lebensart und Sprechweise der polnischen Oberschlesier, wie sie aus jenen schlichten Geschichtchen sprach, im Verein mit der Darstellungskunst, die Valeska Gräfin Bethusy-Huc in ihren sonstigen Prosadichtungen bereits vielfach bekundete, liessen gerade sie so recht geeignet erscheinen, sich auch in umfangreicheren Lösungen ernster, aus dem Boden und den Verhältnissen Oberschlesiens erwachsener Probleme mit Erfolg zu versuchen und eine schlesische Dorferzählung grösseren Stiles zu schreiben.

Die damals gegebene Anregung verhallte nicht ungehört. Neben Paul Kellers prächtigem „Waldwinter“ ward uns nach Philos „Leutenot“ mit dem „Roman eines Bauernjungen“ von der bewährten oberschlesischen Dichterin unter dem gewohnten Pseudonym ein kaum geringerer Vertreter schlesischer Heimatkunst auf den vorletzten Weihnachtstisch gelegt, wenn auch in viel schlichterem Gewande.

Die Lebens- und Bildungsgeschichte eines Menschen, jener durch Goethes Wilhelm Meister zur Vorherrschaft gelangte Romantypus, in dem die Romantiker schwelgten, und zu dem die modernste Romantechnik mit Sudermanns „Frau Sorge“, Klara Viebigs „Wacht am Rhein“ und Frenssens „Jörn Uhl“ zurückgekehrt ist, bildet auch das Thema der Dichtung M.s von Reichenbach.

Franz Czermak, ein verwaister oberschlesischer Bauernjunge aus der Nähe des Wallfahrtsortes Marienberg ist ihr Held, der durch die Liebe zu Elisabeth, der Tochter seines Pensionsgebers, des Buchhalters Werkmann von der Breslauer Klosterstrasse, dem aufgedrungenen Studium der Theologie abspenstig gemacht wird und noch lange Jahre nach dem Schwindsuchtstode seiner Braut ihr Bild treu im Herzen trägt. Durch eisernen Fleiss und rechtlichen Sinn hat er sich bei seinen reichen Geistesgaben vom schlecht bezahlten Bureauschreiber bei Kommerzienrat Wolfert zum Betriebsleiter der grossen Kalk- und Zementwerke des reichen Burow in Dembowitz emporgearbeitet, die ihm zufallen, als Burows einzige Tochter und Erbin, die sich ihm verlobte, im Schlossteiche verunglückte. Der nunmehrige Millionär findet weder auf seinen Studienreisen durch Amerika und Australien Befriedigung, noch in den Sport- und Klubkreisen der hohlen Berliner jeunesse dorée, in die ihn sein ehemaliger Freund und Beschützer

Christoph Black einführt. Was er jedoch in der Hauptstadt findet, das ist ein geliebtes Weib in der Person der schönen Sängerin Liddy Werkmann, der Schwester seiner ersten Braut Elisabeth. Und nachdem er sich und sie überzeugt hat, dass ihn von Heimat und Verwandten ein tiefer Gegensatz der Lebensanschauungen trennt, wird ihm mit dem Erwerb der bayrischen Herrschaft Seeburg ein reiches Feld für seine ihn und andere beglückende Schaffenslust.

In dem Rahmen dieser kunstgerecht begrenzten Handlung entrollt sich ein ebenso anschauliches Bild oberschlesischen Land- und Industrielebens wie der grossstädtischen Klubwelt[1]). Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir unter dem Wallfahrtsorte Marienberg das Wahrzeichen Oberschlesiens, den Annaberg, sehen und unter Dembowitz der Dichterin Wohnort Deschowitz. Den kleinen Irrtum in der Annahme einer katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Leipzig wollen wir der Verf. gern zugute halten.

Nirgends überwuchern die Nebenschilderungen den Hauptzweck, die seelische Entwicklung des Helden, ausser dem auch die übrigen Personen mit wenigen Strichen fest und sicher gezeichnet sind. So die beiden Brüder jenes, der filzige, kriecherische Grossbauer Peter Czermak und der zum Säufer gewordene Joseph, so der blasierte, aber gutmütige Christoph Black und die verzogene neckische Maria Burow und last not least der edelsinnige, aber doch etwas engherzige Pfarrer Kosmella, der Franz seine Unterstützung entzieht, als dieser dem theologischen Studium den Rücken kehrt. Dass mit letzterem Zuge, dem Zwange zum geistlichen Berufe, ein beliebtes und in katholischen Gegenden besonders naheliegendes Problem benützt ist, zeigte vor kurzem erst Joseph Lauffs bürgerliche Tragödie „Der Heerohme“.

Die psychologische Vertiefung und der kulturgeschichtliche Hintergrund neben der realistischen Zeichnung heimischen Landlebens heben den Roman über die Klasse blosser Dorfgeschichten hinaus und machen ihn zu einem wertvollen Stück schlesischer Heimatkunst. Dr. Wahner.

**Robert Sabel, Liederbüchel für gemittliche Leute.** Zweites Hundert Lieder aus der Schläsing. Striegau 1903. Verlag von A. Hoffmann. 72 S. 8°. 25 Pf.

Robert Sabel hat dem ersten Heft seines „Liederbüchels für gemittliche Leute“ bald die Fortsetzung folgen lassen. Das vorliegende zweite Heft, das mit den Bildern von Robert Rössler und Max Heinzel geziert ist, enthält 102 Lieder, die unter demselben Gesichtspunkte wie das erste Hundert ausgewählt und, wo dies irgend angängig war, mit der Angabe einer bekannten Melodie, nach welcher der Text singbar ist, versehen sind. Sabel, der vor kurzem mit einer eignen Sammlung mundartlicher Gedichte hervorgetreten ist, erweist sich auch in diesem zweiten Hefte seines Liederbüchels als ein Kenner der schlesischen Dialektliteratur, und es ist zu hoffen, dass er auch durch das vorliegende Bändchen der sich gegenwärtig eifriger Pflege und Teilnahme erfreuenden schlesischen Mundartdichtung manche neuen Freunde gewinnen wird. Neben zahlreichen Gedichten der bekanntesten schlesischen Dialektdichter alter und neuer Zeit bringt das Heft eine grössere Anzahl volkstümlicher Lieder, die zum weit-

[1]) Speziellere Nachweise bei W. Kammer, Oberschlesisches Volkstum in der Literatur. Ztschr. Oberschlesien II. Jahrg. H. 11 und Philo vom Walde, Auf dem Annaberge, in Osten III. Jahrg. H. 7.

aus grössten Teile der Grafschaft Glatz entstammen, aber, wenn dies nicht ohnehin schon der Fall ist, es auch verdienen, in andern Teilen unserer Heimatprovinz bekannt zu werden. Auch eine Reihe von hochdeutschen Liedern schlesischer Dichter (von Joh. Christian Günther bis zu Philo vom Walde und Hugo Kretschmer) enthält das Bändchen, dem wir weiteste Verbreitung und den Erfolg wünschen, dass es die Freude an der heimischen Mundart und damit die Liebe zur Heimat in immer weitere Kreise tragen helfe. M. Hippe.

# Mitteilungen.

Die erste Sitzung der Gesellschaft fand im Wintersemester am 13. November 1903 statt. Zunächst berichtete der Vorsitzende über den Beschluss des Vorstandes, fortan die „Mitteilungen“ statt in einzelnen Nummern in umfangreicheren Heften erscheinen zu lassen; diese sollen ein gefälligeres Format und einen Umschlag erhalten und in zwangloser Folge herausgegeben werden. Sodann hielt Geheimer Justizrat Professor Dr. Felix Dahn einen Vortrag über „Germanisches Heidentum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart“. Der Redner schloss sich an das Bauernjahr an, das mit dem letzten Tage der Rauchnächte, dem Epiphaniastage, beginnt, und führte nun, den Festzeiten folgend, die reichen Bräuche und Sitten germanischen Ursprungs vor, die sich im Bayerlande erhalten haben: er sprach von den Lichtmess-, Oster- und Pfingstfeiern, von den drei Bilwisnächten im Juni, von der Sonnwendnacht, von der Sichelheng im Oktober, von der Drischelheng im Winter, vom Sankt Leonhardsritt am 6. November und von der Thomasnacht und den Klopfnächten, die den Kreis des Jahres schliessen. Mit einer Würdigung der wissenschaftlichen Volkskunde verband Dahn die Mahnung, dass unser Volk die alten Sitten und Anschauungen mit ihrer urechten tiefen Poesie ehren und pflegen solle. Begeisterter Beifall der grossen Versammlung dankte dem Redner.

In der zweiten Sitzung des Winters am 11. Dezember machte der Vorsitzende zunächst die geschäftliche Mitteilung, dass ein Verband volkskundlicher Vereine gegründet werden solle und zu diesem Zwecke eine Versammlung nach Leipzig auf den 6. April einberufen sei (näheres darüber wird das folgende Heft bringen). Das neue Mitgliederverzeichnis, das zu Ende des Jahres erscheine, weise gegenüber demjenigen vom April 1900 einen Zuwachs der Breslauer Mitglieder von 148 auf 163, der auswärtigen von 328 auf 361 nach; mit dieser Vermehrung, wovon allein 25 neue Mitglieder auf das letzte Jahr kommen, und mit Einschluss der Ortsgruppe Warmbrunn zähle die Gesell- 553 Mitglieder. — Den Vortrag des Abends hielt Professor Dr. Körber über das Thema „Holtei als schlesischer Dichter“. Der Redner gab eine Charakteristik seiner mundartlichen Dichtung und ihrer Vorbilder und erörterte vor allem die Stellung, die Holteis Mundart zu den wirklich gesprochenen Dialekten Schlesiens einnehme; er kennzeichnete sie als eine gemeinschlesische Sprache, die gerade so von niemand gesprochen, aber doch von allen als schlesischer

Dialekt empfunden werde. In ganz ausgezeichneter Weise trug sodann Prof. Körber verschiedene der schönsten Dialektdichtungen Holteis vor und erntete damit reichen Dank der Gesellschaft.

Die Hauptversammlung am 8. Januar 1904 wurde mit der Mitteilung eröffnet, dass der Vorstand die Bücherei der Gesellschaft unter Verzicht auf das Eigentumsrecht der Breslauer Stadtbibliothek zu überweisen beantrage; hierdurch werde eine sachgemässe Vermehrung ermöglicht, die von der Gesellschaft nicht geleistet werden konnte, und die Bücher werden bequem benutzbar, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht der Fall ist; Archiv und Sammlungen der Gesellschaft werden von dieser Neuerung natürlich nicht berührt werden. Der Antrag wurde von der Versammlung einstimmig angenommen; bemerkt sei, dass der Magistrat ihm zugestimmt hat und die Bücherei bereits der Stadtbibliothek überwiesen worden ist. — Sodann legte der Schatzmeister der Gesellschaft, Herr Hofkunsthändler Bruno Richter, den Kassenbericht ab. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1903 beliefen sich auf 2267,61 Mark, die Ausgaben auf 1579,19 Mark, so dass sich ein Überschuss von 688,42 Mark ergibt. Einschliesslich des Kassenbestandes von 1530,42 Mark, mit dem wir in das vergangene Jahr hineingegangen waren, belief sich der Saldovortrag auf 2218,84 Mark. Ausserdem besass der Verein am 1. Januar 1904 an Effekten 1300 Mark. — Zu Rechnungsprüfern wurden Professor Dr. Appel und Professor Dr. London gewählt. — Der bisherige Vorstand ward auf Vorschlag wiedergewählt und besteht somit aus den Herren Prof. Dr. Siebs (Vorsitzender), Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Nehring (Stellvertreter), Stadtbibliothekar Dr. Hippe (Schriftführer), Museumsdirektor Dr. Seger (Stellvertreter), Hofkunsthändler Bruno Richter (Schatzmeister), Oberlehrer Dr. Jantzen (Bibliothekar), Verlagsbuchhändler Woywod, Prof. Dr. Hulwa, Prof. Dr. Körber, Rechtsanwalt Pavel, Gymnasialdirektor Prof. Dr. Feit. — Den Vortrag hatte der Professor der Mineralogie Dr. Hintze übernommen. Er sprach über den „Aberglauben bei den Steinen“; solcher knüpft sich vor allem an die grünen Nephrite und Jadeite und ist dann auf andere grüne Steine, wie besonders auf den Smaragd und auch den Malachit übergegangen. Auch Gold und Diamant spielen im Aberglauben eine grosse Rolle; geradezu eine Belebung und Beseelung des letzteren liegt darin, dass man sich männliche und weibliche Steine dachte, die miteinander Nachkommenschaft erzeugen könnten — der gelehrte Boethius de Boodt hat darüber gehandelt. Auch mit den Steinen, die zu den Himmelskörpern in Beziehung gebracht werden, verbindet sich reichlich Aberglaube und Brauch und mancherlei interessante Belege wurden hierfür in dem dankenswerten Vortrage gegeben. Eine anregende Diskussion schloss sich an.

In der Sitzung vom 13. Februar wurde auf Antrag der Rechnungsprüfer dem Schatzmeister Hofkunsthändler Bruno Richter Entlastung erteilt und der Dank der Gesellschaft für seine Mühewaltung ausgesprochen. Sodann hielt der Professor der Geschichte Dr. Kampers seinen Vortrag über „Die Legende vom Kreuzholze Christi“, die vor allem auf den Beziehungen beruht, die die christliche Sage zwischen dem Paradiese und dem Himmel, zwischen dem Lebensbaum und Christus geknüpft hat. Die Talmudsage vom Stabe des Moses, der aus dem Lebensbaume geschnitzt war und sich bis auf Judas vererbte und zur Herstellung des Kreuzes verwandt ward, ist hier wichtig;

sie ist verbunden mit der Sage von der Königin von Saba, die im Mittelalter als Sibylle erscheint und mit der Geschichte von Adam und Eva; im 13. Jahrhundert ist dann die Sage vom Kreuzholze mit der Sage von Seth vermischt worden, und diese Form ist, nachdem sie in verschiedenen Versionen aufgetreten war, schliesslich die Quelle für ein Lustspiel Calderons geworden.

In der Sitzung vom 4. März machte der Vorsitzende zunächst Mitteilung über den in Leipzig geplanten Zusammenschluss volkskundlicher Vereine; auf der dort am 6. April stattfindenden Versammlung soll auch unsere Gesellschaft vertreten sein. Alsdann las der Vorsitzende einen Dank Felix Dahns für die ihm zu seinem 70. Geburtstage von der Gesellschaft gesandten Glückwünsche vor. Dann hielt Bibliothekar Dr. M. Hippe über „Zwei Breslauer Sagen" einen Vortrag, der in unserem Hefte Seite 90 ff. gedruckt ist.

---

Mit bestem Danke verzeichnen wir folgende Eingänge für unsere Sammlungen: Rübezahlsagen, Monatsnamen und kleine Mitteilungen, von Hauptlehrer W. Patschovsky in Dittersbach bei Liebau; ein Lied und verschiedene Mitteilungen zum Volksglauben, von Lehrer August Lichter in Leutmannsdorf Kreis Schweidnitz; Volkslieder, Sprüche, Aberglauben aus dem Wohlauer Kreise, von stud. phil. Hubert Tschersig; Volkslieder, von Obergüterverwalter Julius Maetschke in Grafenort; Lieder, Bräuche, Plaudereien, von O. Scholz in Herzogswaldau; Mitteilungen aus Arzneibüchern des 14. und 15. Jahrhunderts, von Dr. phil. Josef Klapper in Breslau; Sprüche und Sagen, von Königl Landmesser M. Hellmich in Glogau; Verse und Erzählungen, von Lehrer E. Blaschke in Arnsdorf Post Löwen; Inventarium eines Gärtnerstellenbesitzers zu Querseiffen im Riesengebirge vom Jahre 1794, dazu Spottlieder, von Jak. Böhm in Budweis; zwei Lieder, von Lehrer P. Grosser in Löwen; Sprachliches, von Universitätsprofessor Dr. K. Zacher in Breslau. — Für jede Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch ferner aufrichtig dankbar. Wir bitten aber unsere Mitglieder, nicht nur selbst an der Arbeit sich zu beteiligen, sondern in befreundeten und weiteren Kreisen eifrig für unsere Interessen zu wirken. Nur so wird es möglich sein den reichen Stoff zu gewinnen, der unseren grossen Veröffentlichungen als Grundlage zu dienen hat.

---

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei: Se. Eminenz Kardinal-Fürstbischof Dr. Kopp, Breslau, Frau Direktor Olga Hasse, Breslau, Frau Bankier Dr. Heimann geb. Molinari, Breslau, die Herren: I. Direktor des Kunstgewerbe-Museums Professor Dr. Masner, Breslau, Dr. phil. Emil Opitz, Breslau, Oberlehrer Dr. Kurt Richter, Breslau, Lehrer H. Breither, Hohgiersdorf bei Dittmannsdorf, Rittergutsbesitzer Hans von Diebitsch, Cunzendorf Kreis Sprottau, Privatdozent Dr. Friedr. von der Leyen, München, Lehrer J. Oder, Winzenberg Kreis Grottkau OS.

---

Die nächste Sitzung findet am 17. Mai (ausnahmsweise an einem Dienstag) statt; Oberlehrer Dr. F. Pradel aus Brieg wird einen Vortrag über den „Schatten im Volksglauben" halten (Universität, Hörsaal XIV).

---

Schluss der Redaktion: 27. März 1904.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

# Der Schatten im Volksglauben.[1]

Von Dr. F. Pradel, Brieg.

---

„Und des Redners wirrer Blick fällt
Auf den Schatten in der Sonne,
Den er wirft. Hohnlachend ruft er:
„Ei, da seht nur einmal den da!
. . . . . . . . . . . . . . .
Dieses Zerrbild unsrer eignen
Wesenlosigkeit, was will es?
Das Symbol des wesenlosen,
Schattenhaften, grossen Ganzen —
Spiegelbild des grossen Nichts.
. . . . . . . . . . . . . . .
Oder wär er doch am Ende
Nicht so nichtig als er aussieht,
Der zudringliche Geselle?"

Hamerling, Homunkulus, 9. Gesang.

Während der Kulturmensch den ihn umgebenden Erscheinungen mit überkommenen und erlernten Meinungen begegnet, traten diese Erscheinungen Deutung und Erklärung heischend an den naiven Menschen frühester Zeit heran und erfüllten ihn mit Staunen und Nachdenken. Mythen und Sagen erzählen davon, wie er ihr Wesen zu enträtseln versuchte. Unter den Dingen, die ihm die Frage entlockten: was ist das? war besonders eins rätselhaft, im hellen Lichte der Sonne, im bleichen Scheine des Mondes, bei der roten Glut des Feuers sein steter Begleiter: der Schatten. Was bedeutete er? Dass die Hemmung der Lichtstrahlen durch den Körper die Ursache dieses dunklen Bildes ist, das zu erkennen, dazu bedurfte es erst einer unendlich lange geübten Denktätigkeit. Dem naiven Menschen musste der Schatten als etwas Lebendiges, Selbständiges vorkommen[2], zumal ja auch der körperliche Mensch bei geringer Be-

---

[1]) An erster Stelle erlaube ich mir, meinen hochverehrten Lehrern, den Herren Professoren DrDr. Kroll, Norden, Skutsch und Wünsch, sowie Herrn Professor Nitschke vom Kgl. Gymnasium in Brieg meinen schönsten Dank für die gütige Teilnahme zu sagen, mit der sie mich bei der Behandlung dieses Themas unterstützt haben.

[2]) Vgl. H. Spencer, die Prinzipien der Soziologie. Autoris. deutsche Ausgabe von B. Vetter I 143 ff. F. Schultze, Psychologie der Naturvölker 261 ff. von Negelein, Bild, Spiegel und Schatten im Volksglauben, Archiv für Religionswissenschaft, 1902 S. 12 ff.

leuchtung als Schatten erscheint. So sieht wohl auch der Dichter in genial-naiver Intuition im Schatten ein leibhaftiges Wesen, denn nur so ist es wohl zu erklären, wenn Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahren (II 9) sagt: „er kleidete sich in Grau, die Kleidung der Schatten“ [1]). Der Schatten bewegte sich wie der Mensch, war seinem Urbilde fast gleich, zum mindesten ihm ähnlich, ja sogar losgelöst von einem Gegenstande konnte er existieren, das zeigte der Schatten der Wolken: er musste etwas Wirkliches sein. Aber was? Mit dieser Frage kreuzte sich eine andere. Wie oft erlebte der Mensch, dass des Nachts sein Bewusstsein, sein Ich [2]), in fernen Gegenden unter weitab wohnenden Menschen sich erging, dass ihn in seiner verschlossenen Hütte Bekannte besuchten, die er doch fern wusste, ja die schon gestorben waren. Wie war das möglich? Der schwere körperliche Leib konnte dabei nicht im Spiele sein, nur etwas leicht Bewegliches konnte diesen Erscheinungen zugrunde liegen, etwas, das an der Grenze des Körperlichen stand, ja selbst nach der Vernichtung des Körpers noch bestehen konnte. Und wie er nach einem Begriffe für dieses Etwas suchte, da bot sich ihm der Schatten dar, der ohne Schwere, ohne Körperlichkeit war. Mochte der Schatten auch an trüben Tagen, in dunklen Nächten fehlen, mochte er auch oft eine vom Urbilde verschiedene Gestalt annehmen, das bestärkte den naiven Menschen nur in dem Glauben, dass er etwas Wirkliches, Lebendes sei. Und so wurde ihm der Schatten zum Begriffe jenes Etwas, das über Raum und Zeit erhaben schien: Der Schatten galt als die Seele des Menschen [3]).

Davon legen die Anschauungen und die Sprache der verschiedensten Völker noch heute Zeugnis ab, besonders der Völker, die sich zu einem abstrakten Denken noch nicht entwickelt haben. Der Australier [4]) nennt die Seele Otua = Schatten, der Arowake [5]) unterscheidet in seiner Sprache nicht zwischen unsern Begriffen Schatten und Seele, ebensowenig der Abiponer und die indianischen

---

[1]) Ähnlich heisst es bei Gottfried Keller im Sinngedicht (S. 138): „Wie ein Wettermännchen erschien die Baronin auf der Schwelle, immer in ihrem grauen Schattenhabit“.

[2]) s. Rohde, Psyche [3] I 6 f.

[3]) Vgl. Paulsen, Einleitung in die Philosophie [7] S. 56.

[4]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker VI 303, 343. Tylor, die Anfänge der Kultur, übertr. von Spengel und Poske, I 423 f. Ratzel, Völkerkunde II 315.

[5]) R. Haberland, der Spiegel im Glauben und Brauch der Völker, Zeitschrift für Völkerpsychologie XIII 346.

Algonquins [1]. In der Quichésprache [2] wird das Wort natub für Schatten und Seele gebraucht. Die Amazulu [3] bezeichnen mit dem Worte isitunzi Geist und Schatten; sie glauben, dass der tote Körper keinen Schatten mehr werfe. Der Grönländer [4] hält den Schatten des Menschen für eine seiner beiden Seelen, für die, welche den Körper zur Nachtzeit verlässt, sowie die Russen [5] glauben, eine der Formen ihrer Seele sei der Schatten. Bei den Ägyptern [6] galt der Schatten des Menschen für einen wesentlichen Teil seiner Persönlichkeit. Die Bakairi lassen den Schatten des Menschen, seine Seele, im Traume umherwandern — so berichtet Karl von den Steinen (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens S. 340). Derselbe erwähnt dort die auch von den Malaien bekannte Furcht, einen Schlafenden plötzlich zu wecken [7]: der Schatten, die Seele, die vielleicht in fernen Gegenden weile, könne nicht schnell genug zurückkehren, und der Schlafende werde so in einen Toten verwandelt [8]. Aus dem Abhetzen des zurückeilenden Schattens werden auch die Kopfschmerzen erklärt, die sich oft nach kurzem nächtlichem Schlummer einstellen.

Wenden wir uns zu einem Volke, das in seinem Denken die höchsten Höhen erstiegen hat, zu den Griechen, so finden wir freilich den Begriff Schatten (*σκιά*) nicht für den Geist, die Seele des Menschen verwandt, wenigstens nicht für die mit dem lebenden Körper verbundene Seele. Im Tode aber wird nach homerischem Glauben die *ψυχή* [9], die sonst nur im Traume tätig war, frei,

[1] Caspari, die Urgeschichte der Menschheit II 113.

[2] Caspari a. a. O. II 113. Tylor a. a. O. I 429.

[3] Spencer a. a. O. I 216.

[4] Bastian, der Mensch in der Geschichte II 348.

[5] Spencer a. a. O. II 426.

[6] Spencer a. a. O. III 45. — Über den Ka der Ägypter s. Erman, Ägypten 414 f. von Negelein a. a. O. 14 f. — Im Ägyptischen wechseln nach Moret (Annales du Musée Guimet T. XIV p. 33) die Bezeichnungen für Seele, Doppelgänger (ka), Abbild, Schatten, Name (zitiert bei Reitzenstein, Poimandres 17).

[7] Über diesen Punkt s. Schultze a. a. O. 274 f.

[8] Ähnlicher Glaube findet sich in folgendem Zuge: „Auch erscheint der zukünftige Gatte, wenn das Mädchen ausser Brot und Messer ein Lichtstümpfchen auf den Tisch setzt, das aber nicht länger als eine Minute brennen darf (sonst ist die Seele zu lange vom Körper getrennt)", H. Prahn, Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I 179.

[9] Vgl. Völcker, über die Bedeutung von *ψυχή* und *εἴδωλον*. Giessen 1825. Nägelsbach, Homer. Theol. S. 331 ff. Rohde, Psyche [2] I 3 ff.

jetzt erscheint sie als Schatten, sie geht in den Hades, der das Reich der Schatten ist (Odyss. X 495). Das ist kein poetisches Bild, sondern echter Volksglaube, dem wir auch anderwärts begegnen werden. Allgemein bekannt ist ja die Schilderung der Unterwelt im 11. Buche der Odyssee, die durch andere Stellen der homerischen Gedichte ergänzt wird. Danach sind die Seelen blosse Scheinbilder, Schatten der einst lebenden Menschen (Il. XXIII 104: *εἴδωλα*). Die Eigentümlichkeiten, die ihnen während des Lebens anhafteten, sind ihnen geblieben: die im Leben Verstümmelten haben auch im Schattenreiche ihre Wunden, Oedipus ist nach späterer sich im homerischen Sinne entwickelnder Vorstellung (Sophocl., Oed. rex 1335 (1369)) auch im Hades geblendet, wie auch die römischen Dichter den Zug übernommen haben, dass die Spuren der dem Menschen angetanen Gewalt sich am *εἴδωλον* zeigen [1]). Da ja nach homerischem Glauben die *ψυχή* in Schattengestalt erst nach dem Tode des Menschen selbständig wird, so wäre es höchst müssig, danach zu fragen, ob denn dem Schatten auch schon während seiner Vereinigung mit dem Leibe dieselben Wunden anhaftend geglaubt wurden, doch sei hier ein Zitat aus Grimms Deutschen Rechtsaltertümern (S. 95) angeführt: „Der sage zufolge fiel ein sonnenstrahl durch die todeswunde welche könig Artus seinem aufrührerischen sohne Mordrec geschlagen hatte, beim herausziehen des speeres, wovon Dante kühn singt, der schlag habe leib und schatten, in dem sich auch die öffnung zeigte, durchbohrt (a cui fu rotto il petto e l'ombra con esso un colpo. inferno 32, 61)“. Vgl. Beyerlein, Jena oder Sedan?, S. 261 (7. Kap.). Auch an der Beschäftigung des Urbildes sehen wir die Schatten festhalten: des Herakles [2]) *εἴδωλον* führt den Bogen, Orions trägt

[1]) Vgl. Norden, 6. Buch der Aeneis, zu v. 446 und 495.

[2]) Herakles in der Od. XI 600 ff. Hesiod. Theog. 949 ff. Die Vorstellung des homerischen Menschen „spaltet die Person und versetzt einen Heros zu den Göttern, während sein Schattenbild, das *εἴδωλον*, zum Hades hinabsteigt“, Joh. F. Hückelheim: Über den Unsterblichkeitsglauben bei den alten Griechen und Römern, Progr. Warendorf 1903, S. 14. Man muss sich wundern, dass nach Rohdes klaren Ausführungen diese Ansicht Nägelsbachs (Nachhom. Theol. S. 11) wieder vorgetragen wird. Rohde sagt (Psyche [3] I 60 f.): „Der Dichter weiss noch nichts von der Erhöhung des Zeussohnes über das Los aller Sterblichen. . . . . Von einem solchen Gegensatz zwischen einem volllebendigen, also Leib und Seele des Menschen vereinigt enthaltenden „Selbst“ und einem in den Hades gebannten leeren „Abbild“, welches aber nicht die Psyche sein kann, weiss weder Homer etwas noch das Griechentum späterer Zeit“.

eine eherne Keule. Mit Recht bemerkt Nägelsbach (Homer. Theol. 346), dass es töricht wäre, solche Widersprüche lösen zu wollen.

Die Schatten sind nicht ganz ohne Fühlen und Empfinden: Aiax grollt noch in der Unterwelt dem Odysseus, Antikleia fühlt die alte Liebe zu ihrem Sohne, aber die Fülle geistiger und körperlicher Kraft ist von ihnen gewichen, Stärke und Wohlklang der Stimme sind geschwunden, nur ein kläglich klingendes Zischen lassen die Schatten hören (Od. XI 43, 605. XXIV 6), und dämmerhaft ist ihr ganzes Innenleben [1]) (Od. X 493. Il. XXII 389). In Erinnerung daran sagt Pindar (Pyth. VIII 95), um des Menschen Nichtigkeit zu bezeichnen, er sei *σκιᾶς ὄναρ*, eines Halbbewussten unklare Vorstellung, eines Schattens Traumerscheinung.

So dachte sich das griechische Volk die *ψυχαί* um die Gräber als *σκιοειδῆ φαντάσματα* schweben (Platon, Phaed. 81 CD), so hat es sich auch die sonst erscheinenden *ψυχαί* vorgestellt (Rohde, Psyche³ II 87, 363), schliesslich alle geisterhaften Wesen, wie z. B. die Dämonen (Gerhard: Über Wesen, Verwandtschaft und Ursprung der Dämonen und Genien, Abhandlungen der Kgl. Akad. der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 1852, S. 256).

Dem entsprechen bildliche Darstellungen [2]) der *ψυχαί*. Auf einem antiken Vasengemälde, welches die Schleifung Hektors durch Achilles zeigt, schwebt die Seele des Patroklus über Achilles und treibt ihn an, ebenso sind sonst auf den Vasen, ja selbst auf altchristlichen Grabmälern, geflügelte Figürchen, oft bis zum Übersehen klein, über dem Haupte des Verstorbenen angebracht; sie sollen die *ψυχή* und ihre schattenhafte Nichtigkeit bezeichnen.

Dieser homerische Glauben von den Seelen der Verstorbenen als Schatten hat im Volke weiter gelebt und ist auch weiter entwickelt worden (Rohde, Psyche³ II 366): Hesiod Theog. 732 ff. Anakr. 55, 12. Aeschyl. fr. Sisyph. 216 (243), fr. 229. Sophokl. Ai. 1257, El. 1159. Eur. fr. 532 sqq. Lucian. Charon 2, de luctu 2, usw. Auch neugriechischer Volksglaube [3]) denkt sich die Bewohner der Unterwelt wie Homer, nur, dass die Eidola der Neugriechen

---

[1]) Es ist kaum zu verstehen, wie Welcker (Griech. Götterlehre I 806) behaupten kann: „Dies Eidolon ist gleichsam die platonische Idee des Menschen".

[2]) K. O. Müller, Handbuch der Archäol. § 397, 1 und 3. Welcker, Griech. Götterlehre I 808 f. O. Jahn, Archäol. Beitr. 128 ff. Benndorf, Griech. und sicil. Vasenb. p. 33 f., 65 (zu Tafel 14 u. 32).

[3]) Schmidt, das Volksleben der Neugriechen I 229, 244.

Sprache, Bewusstsein und Gefühl haben. Als Schatten erscheinen auch dem Neugriechen die Geister der Verstorbenen [1]).

Die römische Vorstellung deckt sich mit der griechischen, umbra bezeichnet die Seele Verstorbener z. B. bei Vergil Georg. IV 471, Aen. IV 386, V 734, VI 264, 290, Horat. epod. V 93, sat. I 8, 40, Petron. sat. 83, Tacit. ann. II 28, auch Geister und Gespenster werden als umbrae bezeichnet, Plin. nat. hist. X 49: Contra daemonum umbras, Petron. sat. 62. Man könnte meinen, es handele sich hier um Übertragungen aus dem Griechischen, aber wenn auch die angeführten Stellen eine solche Annahme zulassen, so glaube ich doch, die weitere Untersuchung wird zeigen, dass wir es mit Vorstellungen zu tun haben, die bei beiden Völkern selbständig hervorgegangen oder schon zu einer Zeit gemeinsamen Zusammenwohnens entstanden sind. Bei nicht indogermanischen Völkern begegnen wir ja denselben Meinungen. Wir haben also hier offenbar einen der Fälle, da sich bei allen Menschen, gleichviel welcher Rasse, dieselben Anschauungen entwickeln.

Auch wir bezeichnen mit dem Worte Schatten die Seele, d. h. die Seele Verstorbener, ich erinnere nur an den oft falsch verstandenen Anfang von Platens Grab im Busento: „Und den Fluss hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten". Aber Wernicke, der Bearbeiter des Artikels Schatten in Grimms Wörterbuche, hat im wesentlichen Recht, wenn er behauptet, dass „die Anschauung, dass die Seele nach dem Tode ein Scheinleben als Schatten führe, aus dem classischen Alterthum in unsere Litteratur aufgenommen" ist. Dafür sprechen die dort angeführten Belege aus den deutschen Schriftstellern. Schliesslich ist aber auch bei uns die Vorstellung, die Seele des Verstorbenen gleiche einem Schatten, alt und urheimisch: der Schatten des hingerichteten Blaubarts wandelt noch auf der Höhe, so oft die Witterung wechseln will [2]), um Mitternacht spuken die Schatten der falschen Spieler [3]), Schuler [4]) erwähnt, dass man sich in Bogeschdorf die Seele als einen Schatten denkt. Und Gespenster und Geister bezeichnet das Volk gern als Schatten: Am Költschenberge haben in der Mittagsstunde, besonders

[1]) Schmidt a. a. O. I 169 f., 199.

[2]) Rochholz, Schweizer Sagen aus dem Aargau I 23.

[3]) Rochholz a. a. O. I 129.

[4]) Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis im Siebenbürger Sachsenlande, S. 41.

des Freitags, Beerensammlerinnen einen grossen Reiter ohne Kopf wie einen Schatten bei sich vorbeireiten sehen[1]). Vom Erdmännchen und seinem Pferde sieht man nur einen Schatten[2]), der Hausgeist Heinzelmann wird als Schatten eines Kindes erblickt[3]). Das walisische Gwyll bedeutet Dunkelheit, Nacht, Schatten, Berggeist[4]). Wir sind darum berechtigt, nicht bloss gelehrte Erinnerung, sondern auch den Einfluss des Volksglaubens zu erkennen, wenn es bei Musaeus[5]) heisst: „ich sah's mit meinen Augen, wie seine reine Seele, als ein leichter Schatten gestaltet, vom Mund auf gen Himmel emporschwebte", wenn eine Elfe als schattenhaftes Wesen erscheint[6]), und wenn wir in Wilhelm Raabes Hungerpastor (I 186) lesen: „Oft fuhr Hans zusammen; er glaubte in dem Schatten einen Schatten zu sehen; es war ihm, als ob der tote Mann noch nicht ganz fortgegangen sei".

Die Vorstellung von der Unterwelt als einer Welt der Schatten finden wir auch bei Juden[7]), Chinesen[8]) wie Negern[9]). Der Neuseeländer[10]) lässt die Seelen aus den Körpern in Schatten wandern, die dieselbe Gestalt, dieselben Neigungen wie einst das Urbild haben, und uramerikanischer[11]) Glaube betrachtet die Menschen jenseits als blosse Bilder der Menschen diesseits, als Schatten. Ein krummer Mensch ist dort wieder krumm, ein lahmer wieder lahm, ein verwundeter wieder verwundet.

Aus dem Glauben aber, dass die Seelen der Verstorbenen Schatten sind, ergibt sich ein anderer: sie werfen selbst keinen Schatten. Dieser Glaube herrscht in Obersteiermark[12]). Das lehrte Pythagoras, davon spricht Plutarch (Probl. Hell. 39). Nach griechi-

---

[1]) Laura Weinhold, ZdVfV. VII 103.

[2]) Grässe, Sagenbuch des Preuss. Staates I 779.

[3]) Grimm, Deutsche Sagen I 122.

[4]) Grimm, Irische Elfenmärchen XVII.

[5]) Volksmärchen III 109 der Hempelschen Ausgabe.

[6]) Ebd. IV 73.

[7]) Tylor a. a. O. II 82. Rochholz, Germania V 91.

[8]) Arendt, ZdVfV. II 262.

[9]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker II 411.

[10]) Waitz a. a. O. VI 300, 302, 314 f. Schirren, die Wandersagen der Neuseeländer und der Manimythos S. 93, 138.

[11]) J. G. Müller, Geschichte d. amerik. Urreligionen S. 286. Tylor a. a. O. I 446.

[12]) K. Weinhold, Volksüberlieferungen aus Eisenerz in Obersteiermark, ZdVfV. I 218.

scher Tradition[1]) gab es auf dem Gipfel des Lykaion in Arkadien einen heiligen Raum des Zeus; wer in diesen trat, ob Mensch, ob Tier, der warf keinen Schatten. Man hat diesen Glauben auf das verschiedenste zu erklären versucht, s. ausführliches darüber bei Roscher[2]). Schon Plutarch bringt mehrere Erklärungen dafür, darunter auch die, es bedeute, dass der Eintretende den Tod erleide, in Erinnerung an den eben erwähnten pythagoreischen Glauben, dass die Seelen der Verstorbenen keinen Schatten würfen. Bursian, Welcker (Kl. Schr. III 161, Griech. Götterl. I 212) sind ähnlicher Ansicht. Roscher dagegen meint, auf den arkadischen Berg, der nach dem Zeugnisse des Pausanias auch *Ὄλυμπος* oder *ἱερὰ κορυφή* hiess, seien einfach die von Homer am Olymp gerühmten Eigenschaften übertragen worden, besonders: *ἀλλὰ μάλ' αἴθρη πέπταται ἀνέφελος, λευκὴ δ' ἐπιδέδρομεν αἴγλη*, die wolkenloseste Helle ist ausgebreitet, und schimmernder Glanz umgibt ihn. Diese und alle übrigen von Roscher angeführten Stellen sprechen freilich nicht davon, dass auf dem Olymp Menschen und Tiere keinen Schatten geworfen hätten, und des Eustathios Umschreibung zu Od. VI 42 *νεφέλαις ἀσκίαστα*, auf die sich Roscher besonders stützt, heisst weiter nichts als: von Wolken nicht be- oder umschattet. Gewiss aber hängt mit dem Glauben von dem hellen Lichte, das den Olymp umfliesst, und seiner Übertragung auf das Lykaion jene Meinung zusammen. So sieht auch Preller-Robert (gr. Mythol. I 127) darin „einen bildlichen Ausdruck für die lichte Natur des dort herrschenden Gottes", und Usener sagt in den Sintflutsagen (S. 198): „Der merkwürdige Glaube von dem Lykaion ist also eine einfache Folge der schon von Homer betonten lichten Helle des Göttersitzes". Als beste Stütze für diese Annahme könnte Lydus, de mensibus I 12 (p. 5 Wünsch) dienen.

Germanischer Glaube denkt sich die Geister und Elfen schattenlos, in der Schweiz ist der Mittagsgeist ohne Schatten[3]). Scott lässt in seinem Kloster (20. Kap.) der Jungfrau von Avenell, dem Schutzgeiste der Avenells, den Schatten fehlen, ein echt volksgläubiger Zug; sind doch an solchen überhaupt Scotts Romane, besonders der genannte, reich, was uns bei dem Genossen Percys

---

[1]) Pausanias VIII 38, 6. Theopomp bei Polyb. XVI 12. Schol. in Kallim hymn. I 13. Plutarch, Quaest. gr. 39.

[2]) Die Schattenlosigkeit des Zeusabatons, Jahrb. f. Phil. 145 (1892), 701 ff.

[3]) Rochholz, Germania V 75.

nicht wundert. Die Feen oder elbenartigen Geister der Neuseeländer sind ohne Schatten, von dargebotenen Dingen nehmen sie nur den Schatten mit [1]). Das russische Volk glaubt, dass der Teufel des Schattens entbehrt [2]), die Perser [3]), dass ihre Heiligen keinen Schatten werfen.

Freilich schreibt mitunter der Volksglaube Geistern einen Schatten zu, aber wer wollte hier Festigkeit erwarten! Eine schöne schwäbische Legende [4]) sagt: Das Funkeln der Sterne kommt von dem Schatten der Himmlischen her, den sie beim Umherwandeln auf die Löcher im Himmelszelte werfen.

Aber nicht bloss die Seele Verstorbener bedeutete bei uns in grauer Vorzeit der Schatten, auch als die Seele des lebendigen Menschen wurde er angesehen. Darauf weisen nicht wenige Gebräuche hin, Gebräuche, die sich zum Teil noch erhalten haben. In ganz Deutschland [5]), aber auch bei den Slaven [6]), herrscht folgende Sitte: Während der Nächte, in denen der Mensch mehr als eine Frage an das Schicksal frei hat, während der Zwölften, versammeln sich die Familienmitglieder in einem dunklen Zimmer. Dann wird eine Kerze angezündet, und wer nun seinen Schatten an der Wand nicht sieht, der muss in diesem Jahre sterben. Der Sinn dieses Glaubens ist klar: der Schatten, die Seele des Menschen, ist verschwunden, wohl in die Unterwelt gegangen, zum Zeichen, dass der Leib ihr bald folgen werde. Ganz ähnlich ist der von Buxtorf in der Judenschul (Basel 1643, p. 277) erwähnte jüdische Glaube, der sich an die siebente Nacht des Pfingstfestes anschliesst, nur dass die Juden danach auch aus dem Fehlen des Schattens von Gliedern auf den Tod von Familiengliedern schliessen [7]).

Wessen Schatten also fehlt, der gilt, und mag er noch so ge-

---

[1]) Waitz a. a. O. VI 297, 300.

[2]) Gaster, Germania XXVI 213.

[3]) Bastian, der Mensch in der Geschichte II 352.

[4]) Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I 190.

[5]) Wuttke, der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart [3] S. 314. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich 316, 341. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg § 23. Drechsler, Schlesiens volkstüml. Überl. II 1, 287.

[6]) Von den Bosniern erwähnt es Friedrich S. Kraus: Der Tod in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven, ZdVfV. II 185, von den Wenden W. von Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte S. 129.

[7]) Gaster, Germania XXVI 211.

sund sein, als dem Tode verfallen. Umgekehrt herrscht der Glaube, dass ein Schwerkranker, der einen scharfen Schatten wirft, auf Genesung hoffen darf[1]). So lässt sich der Isländer Torkil in der Todesstunde in die Sonne hinaustragen und befiehlt sich dem Gotte, der die Sonne geschaffen hat, damit der zaudernde und schwindende Schatten erweckt werde. Ähnliches wird von dem indianischen Volksstamme der Quarani erzählt[2]). Jüdischem Glauben zufolge wird dreissig Tage vor dem Tode eines jeden Menschen dieser im Himmel ausgerufen, und von dem Augenblicke an nimmt der Schatten des Menschen ab[3]). Als Hiskia sterben soll (Jes. XXXVIII 8), weicht der Schatten von ihm; auf die Kunde, dass Gott sein Leben verlängern wolle, kehrt er wieder zurück[4]). Von hier aus verstehen wir das Wort des um die Tochter eines Holzhauers freienden Geistes: „Gib mir deine Tochter, dann soll euer Schatten wachsen, eure Schätze sollen gross werden“[5]), und die türkische Begrüssungsformel: Möge dein Schatten sich nie verkleinern, sich nie von dir entfernen, sowie die Verwünschung[6]): „Du sollst hinfort keinen Schatten werfen“. Und die Überzeugung, dass der Schatten das Wesentliche am Menschen sei, könnte man auch aus dem Scherzworte heraushören, das der Volksmund zu Prahlern spricht[7]): „Du bist so gross wie Goliath und dî Schatte wie ne Mûsratt“.

Naturgemäss ist unterm Äquator der Schatten um die Mittagszeit fast ganz, wenn nicht völlig verschwunden[8]). Das veranlasst die Bewohner von Amboina und Uliasa[9]), zwei am Äquator gelegenen Inseln, um die Mittagsstunde nicht aus ihrem Hause zu gehen; sie glauben nämlich, der Mensch könne dann leicht seinen Schatten und damit seine Seele verlieren, ähnlicher Glaube findet

---

[1]) Rochholz, Germania V 187.

[2]) Rochholz, Germania V 188.

[3]) Gaster, Germania XXVI 210 f.

[4]) Rochholz, Germania V 196.

[5]) Märchensammlung von Somadeva Bhata, übersetzt von Brockhaus II 193.

[6]) Oldenberg, die Religion des Veda 526 Anm. 4.

[7]) Rochholz, Alemann. Kinderl. 325.

[8]) Die Alten erwähnen besonders häufig das in Syene zur Zeit der Sommersonnenwende eintretende Geringerwerden und Verschwinden des Schattens, s. die Anmerkungen zu Ammian. Marc. XXII 15, 31 in der Wagnerschen Ausgabe, Roscher a. a. O. 701.

[9]) Frazer, the golden bough I 142.

sich in Alt-Calabar[1]). Mit geringem Schatten ist also eine Gefahr des Lebensprinzipes verbunden. Die Mangaianer[2]) erzählen von einem mächtigen Krieger, Tukaitawa, dessen Stärke mit der Länge seines Schattens wuchs und abnahm. Am Morgen, wenn sein Schatten am längsten fiel, war seine Stärke am grössten; aber wie der Schatten sich gegen Mittag verkürzte, so nahm auch seine Stärke ab, bis sie genau zu Mittag ihren niedrigsten Grad erreichte. Streckte sich am Nachmittage der Schatten wieder aus, so kehrte auch seine Stärke zurück. Ein Held entdeckte das Geheimnis von Tukaitawas Kraft und erschlug ihn am Mittag. Das erinnert an das von Goethe in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten[3]) erzählte „Märchen", in dem die Macht der Lichtgötter über die Schattenriesen versinnlicht wird. In der Nähe eines brückenlosen Flusses wohnt ein Riese. Zur Mittagszeit, wenn sein Schatten klein ist, ist er kraftlos und schwach, um so stärker bei Sonnenauf-[4]) und -untergang. Setzt man sich da auf den Nacken seines Schattens, während der Riese langsam dem Ufer zugeht, so wird man dadurch über den Fluss geschafft. Um jedoch nicht von dem oft launenhaften Riesen abhängig zu sein, baut man eine Brücke über den Fluss. Sobald aber der Riese morgens zum Bade geht und sich, von der Sonne geblendet, die Augen ausreibt, fährt der Schatten seiner gewaltigen Fäuste so plump unter der Volksmenge umher, dass die an der Brücke Versammelten niederstürzen und in Gefahr kommen, in den Fluss geschleudert zu werden. Dies dauert aber nur solange, bis der Riese ganz herangekommen ist und nun grade auf die Himmelstür zuschreitet. Im Augenblicke, da diese sich öffnet, ist er eine kolossale Bildsäule von rötlich glänzendem Gestein geworden. Und damit sich das Ungetüm auch noch im Tode nützlich mache, zeigt sein Schatten nunmehr die Stunden an, die auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, sondern in „bedeutenden" Bildern eingelegt sind.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass einst der Schatten,

---

[1]) Tylor a. a. O. I 424.

[2]) Frazer a. a. O. I 142 f.

[3]) Oktavausgabe 1828, Band XV 216 ff.

[4]) Vgl. H. v. Kleist I 112: „Hilf! Zeus!
An seiner Seite fliegt sie schon. Ihr Schatten
Gross, wie ein Riese in der Morgensonne,
Erschlägt ihn schon!"

der ragender Gegenstände wie der eigenen Person, zur Zeitbestimmung verwendet worden ist, ja auch heute noch verwendet wird [1]. Rochholz führt als Beispiel Wiggis im Glarner Lande an, wo der in eine Scharte fallende Schatten als Uhr gilt (die Wiggisuhr). Die Schweizer Namen Vierinadel, Mittagshorn deuten ein gleiches an. Im Riesengebirge zeigt der auf die Teufelswiese fallende Schatten der Mittagssteine den Mähern Mittag an. Auch an seinem eigenen Schatten berechnet der Mensch die Zeit [2] (vgl. E. Meier, Schwäb. Sagen II 494). „Mein Schatten ist sehr langsam, ich erwarte meinen Schatten", das soll im Orient noch jetzt Redeweise des Feldarbeiters sein [3], so wie es schon im Buche Hiob VII 2 heisst, dass sich der Knecht nach seinem Schatten sehnet. Nach aargauischem Glauben [4] wird die Welt untergehen, wenn der Schatten der Linde zu Linn am Bötzberge einmal hinüberreicht auf die Ruine der Habsburg.

Ich möchte noch an eine Stelle in Frenssens Jörn Uhl (S. 319) erinnern, wo es heisst: er erzählte, „dass er am frühen Morgen, ehe die Sonne käme und am Abend, wenn sie hinter dem Hügel verschwände und die Mergelgruben in Schatten kämen, aus der Wüstenei heraus eine Stimme gehört hätte".

Wie der Mensch ledig des Schattens, so kann auch der Schatten von seinem Urbilde losgelöst existieren. Wessen Schatten so erblickt wird, dem steht der Tod nahe bevor. Wer sich in der St. Markusnacht an die Kirchentür stellt, kann die Schatten derjenigen sehen, die dieses Jahr über im Orte sterben werden [5].

Wie verträgt sich aber mit dem Glauben, dass zum Zeichen

---

[1] Über die Rolle des Schattens im Leben des Landmanns s. Rochholz, Germania V 69.

[2] Über Zeitbestimmung durch den Schatten, besonders den des Menschen, siehe Diels, Elementum 60 f. — Bei den Griechen war besonders der Schatten des Athos beobachtet, z. B. frg. scen. Rom. I 222: Atos in cornuatam taurum umbram iacit, dessen Original wohl Sophocl. fr. 348 ist: Ἄθως σκιάζει νῶτα Λημνίας βοός. Plinius, nat. hist. IV 12, 23: In cuius forum solstitio Athos eiaculatur umbram. Stat. Theb. V 51 sq. Solinus XI 33. Ähnliches von Acrocorinth bei Stat. Theb. VII 105 sq., von Taenarum ebd. II 32 sqq. — Über Zeitbestimmung durch den Schatten bei den Peruanern vgl. Waitz a. a. O. IV 475 f. J. G. Müller, Geschichte der amerik. Urreligionen S. 356.

[3] Rochholz, Germania V 88.

[4] Rochholz, Schweizer Sagen aus dem Aargau I 65.

[5] Bechstein, Mythe, Sage, Märchen und Fabel I 161.

nahen Todes der Schatten sich vom Körper löse, jener andre auch in Deutschland[1]) vorhandene: wer in einer der zwölf Nächte seinen Schatten doppelt sieht, der muss sterben? Müsste man daraus nicht vielmehr auf eine erhöhte Lebensfähigkeit des Menschen schliessen?

Ich meine, dass hier der Glaube an einen Schutzgeist mit hineinspielt. Und dieser Glaube hat sich mit aus der Betrachtung des Schattens entwickelt. Der Schatten galt als die Seele, die aber auch für das Wohlergehen und die Erhaltung ihres Körpers besorgt war. Im Griechischen findet sich die Redensart: seinen Schatten fürchten, z. B. bei Platon Phaed. 101 D, Aristophanes frg. 77 (Kock), Greg. Cypr. Leid. 3, 18: *τὴν ἑαυτοῦ σκιὰν δέδοικεν, ἐπὶ τῶν σφόδρα δειλοτάτων.* Derselben Redensart begegnen wir im Lateinischen (Cicero de petit. cons. II 9), ohne dass wir sie als Übersetzung aus dem Griechischen aufzufassen brauchen. Zweifelsohne lag darin einst ein ganz anderer Sinn als der, den man später hineinlegte. Wir schliessen aus dieser Redensart, dass der Grieche in ältester Zeit nicht bloss die Seelen der Verstorbenen als Schatten betrachtete, sondern dass er auch seine eigene ihm innewohnende Seele im Schatten erblickte und sie wie manche Negerstämme[2]) als Zuschauer und Richter seiner Handlungen, vor dem er bebte, auffasste. Der lucianische Menipp (cap. 11) lässt in der Unterwelt die Schatten der Menschen als Ankläger und Zeugen auftreten, sie gelten als besonders glaubwürdig, weil sie, mit dem Menschen stets verbunden, dessen ganzes Tun und Treiben haben beobachten können. Das ist vielleicht nur eine treffliche Erfindung des geistreichen Schriftstellers, vielleicht haben wir es aber auch mit einem Zuge alten Volksglaubens zu tun. Nicht ohne Beweiskraft für unsere Auffassung scheint mir der neugriechische Glaube[3]) zu sein. „Merkwürdig ist, dass auch das Wort *ἴσκιος* (Vulgärform für *σκιά*) vielfach in einem Sinne gebraucht wird, welcher dem Begriffe des Schutzgeistes oder Genius nahe kommt, und dass derselbe Dualismus, wie bei der Vorstellung des persönlichen Engels, auch hier stattfindet: man spricht von einem guten und einem bösen Schatten des Menschen". Dieselbe Bedeutung

---

[1]) Wuttke a. a. O. S. 314. E. H. Meyer, German. Mythol. 67. Schönwerth, Oberpfälz. Sagen I 265.

[2]) Bastian, der Mensch in der Geschichte II 45.

[3]) Schmidt a. a. O. I 181.

von *σκιά* findet sich auch in dem neugriechischen Ausdrucke *ἀγγελοσκιάζεται*, den man auf Rhodos und Kreta [1]) von Kranken gebraucht, die die Augen unverwandt nach einer Seite hin wenden, indem man glaubt, dass diese vor der Erscheinung ihres Engels erschrecken. Auch der Albanese [2]) denkt sich einen bösen Schatten als selbständiges Wesen. Bei Prudentius (contra Symmachum II 449: Ne propria vacet angulus ullus ab umbra) scheint sich umbra der Bedeutung von Genius, Schutzgeist zu nähern. Auch im Deutschen findet sich die Redensart: seinen Schatten fürchten [3]); auch hier wird sie so zu verstehen sein [4]). Für diese Auffassung spricht folgendes: Firmenich gibt uns in Germaniens Völkerstimmen (II 126) ein Gespräch zwischen zwei thüringischen Bauerfrauen, in der Mundart von Friemar und Pferdingsleben bei Gotha; da sagt die eine: „Ju wärlich! wenn ech su sult mach, Ech schämt mech ver min Schatten“. In manchen Gegenden Deutschlands [5]) verbietet man den Kindern, mit ihrem Schatten zu spielen, offenbar aus Furcht, der Schatten, die als Schutzgeist gedachte Seele, könne dadurch beleidigt werden und sich rächen. Mit dem Schutzgeistglauben [6]) hängt wohl auch folgende bei einigen Neger-

---

[1]) Schmidt a. a. O. I 180.

[2]) von Hahn, Albanes. Studien I 162.

[3]) Maaler 348. Bei Adelung findet sich die Redensart: seinen eigenen Schatten fliehen. Rochholz (Germania V 187) erklärt die Redensart: vor seinem Schatten beben als von der oben erwähnten Schattenprobe herrührend, was wohl kaum zutreffend ist.

[4]) Diese Furcht wird ja wohl etwas anderer Art gewesen sein als die peinvolle Angst, die Maeterlinck seine hypersensitive Prinzess Maleine beim Anblicke eines Schattens empfinden lässt (S. 125 f. der Übersetzung von Hermann Hendrich, Berlin, Fischer).

[5]) Rochholz (Germania V 194) berichtet das aus dem Solothurner Gäu.

[6]) Über den Schutzgeistglauben s. Rochholz (a. a. O. 175 ff.), der die Schutzgeister sich nur aus dem Schatten entwickelt haben lässt, gewiss nicht mit Recht. So sieht er in dem Gefolgsgeiste des Staufenbergers (die betreffende Sage wird in einem deutschen Gedichte des 14. Jahrhunderts erzählt) ursprünglich einen Felsenschatten. Laistner (das Rätsel der Sphinx I 236) erklärt die Geliebte des Staufenbergers als Lorin, d. h. als Geist, als dessen mythischer Kern der Alp zu erkennen ist. Als den ursprünglichen Inhalt der Geschichten vom zweiten Gesicht, vom Sichselbstsehen, vom Schatten im Lehnsessel, vom Doppelgänger bezeichnet Rochholz den seinem Körper folgenden Schatten, gegen welch einseitige Erklärungsweise sich schon Pfannenschmid (German. Opferfeste S. 447) wendet. — Interessant ist die Heidnisches und Christliches vermischende Schilderung

stämmen [1]) verbreitete Sitte zusammen: beim Eingehen eines Geschäftes sagen sie, der Schatten müsse eine bestimmte Länge haben; ist dies der Fall, so schliessen sie den Handel ab, wo nicht, so warten sie, bis der Schatten die notwendige Länge erreicht hat. Bastian erwähnt dazu in einer Anmerkung, dass auch auf Madagaskar die für Augurien günstige Zeit nach dem Schatten des Menschen bestimmt wurde.

Aus der Betrachtung des Schattens hat sich also der Glaube an einen Schutzgeist entwickelt, zum mindesten hat der Schatten dabei eine wichtige Rolle gespielt [2]). Allmählich hat sich der Schutzgeist vom Schatten losgelöst und ist selbständig geworden, so dass er neben ihm bestehen konnte. An einer Erzählung aus Irland [3]) können wir diese Entwickelung in ihrem Beginne bemerken: Eine Frau wird dadurch aus einer ihr drohenden Gefahr gerettet, dass ihr Schatten sie durch selbständige Bewegungen des Kopfes und der Arme warnt. Um nun auf jene Meinung vom Doppelschatten zurückzukommen, so ist es ein weit verbreiteter, alter Glaube [4]), dass dem Menschen in seiner Todesstunde sein Genius erscheint. So tritt er also, einem Schatten gleich, neben den ursprünglichen, in diesem Falle wohl nicht als Seele empfundenen Schatten des Menschen. So ist der Glaube vom Doppelschatten zu erklären. Ihn so zu deuten, dass durch mehrere Lichter in einem Zimmer bei manchen Personen ein Doppelschatten entstünde, was man als unheilvoll aufgefasst habe, halte ich für falsch.

Der jüdische Glaube [5]) weicht hier ab: Wer wissen will, ob

---

eines Gefolgsgeistes in Jo. Bodini de magorum daemonomania libri IV, Basileae MDLXXXI pag. 20 sqq.

[1]) Bastian, der Mensch in der Geschichte II 11.

[2]) Dieser Meinung ist auch E. H. Meyer (German. Mythol. 62, 66 ff.): „Aus der Schattenseele entsprang ein verwickelter Schutzgeisterglaube".

[3]) Rochholz, Germania V 186.

[4]) Grimm, Mythol. 831. E. H. Meyer, Germ. Mythol. 67. Rochholz, Germania V 178. Bei den Neugriechen erwähnt diesen Glauben Schmidt a. a. O. I 180, auf Tahiti Waitz a. a. O. VI 310. Ähnlich gilt das Erscheinen des Klabautermannes als unheilverkündend, s. Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen 107. — C. Meyer, der Aberglaube des Mittelalters S. 138. — „Ein Rabbiner sah die Seele seines Freundes als Schatten über seinem Haupte sich lagern und erkannte daraus seinen bevorstehenden Tod, wie es auch Jung-Stilling einmal möglich war" (Bastian, der Mensch in der Geschichte II 322).

[5]) Über die Rolle des Schattens im jüdischen Glauben handelt Gaster, Germania XXVI 210 ff.

er von einer Reise heil zurückkehren werde, der soll sich in eine dunkle Stube stellen und beobachten, ob er den Schatten seines Schattens sieht; ist dies nicht der Fall, so wird er nicht wiederkehren. Nach jüdischem Glauben behält der Mensch, wenn er zum Leben bestimmt ist, die Eigenschaft, doppelten Schatten zu werfen, soll er aber sterben, so hat er schon vor der Reise die den Geistern zugeschriebene Eigentümlichkeit, dass er nur einen Schatten wirft. Man geht wohl nicht fehl, wenn man in dem einen der beiden Schatten, die der zum Leben bestimmte Mensch werfen soll, den Schutzgeist des Menschen sieht, der den Menschen vor seinem Tode verlässt.

Auch das deutet auf den Tod hin, wenn jemand in der vorhin erwähnten Zeit einen kopflosen Schatten wirft[1]). Auch hier halte ich rationalistische Deutung[2]) für unberechtigt; meine Erklärung will ich an besonderer Stelle in einem Nachtrage ausführlicher entwickeln (vgl. dieses Heft S. 37 ff.). Bei Grimm (Deutsche Mythol. XLVII 55) heisst es: „Weihnachtsabends, wessen Schatten bei eingebrachtem Licht keinen Kopf hat, der stirbt in selbigem Jahr, sieht man an ihm nur den halben Kopf, stirbt er im zweiten Halbjahr“. Ich halte diese zweite Hälfte für einen späteren, erklügelten Zusatz.

Auch sonst werden aus der Gestalt des Schattens Schlüsse auf das Schicksal des Menschen gezogen. Wessen Schatten einen dicken Kopf zeigt (Wuttke a. a. O. 310), dem steht ein Unglück bevor. Der Schatten ist gewissermassen von Geisterhauch berührt, der nach weit verbreitetem Glauben[3]) den Kopf des Getroffenen

---

[1]) Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II 237. Knoop, Volkssagen aus dem östl. Hinterpommern S. 178. Kuhn, Nordd. Sagen 408, 148. Liebrecht, zur Volkskunde S. 323 (Norwegischer Aberglaube). Rosegger, das Volksleben in Steiermark S. 430. Strackerjan, Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg § 23. Vernaleken a. a. O. 341. Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde II 59, IV 59, VI 12. Wuttke a. a. O. 314. E. H. Meyer, German. Mythol. 67. Rochholz (Germania V 187) erwähnt diese Schattenprobe im Solothurner Gäu als zur Fastnachtszeit üblich. Auch jüdischer Glaube ist es (Rochholz a. a. O.), dahin erklärt: „Mangelt einem dann im Schatten der Kopf, so wird's ihm dies Jahr den Kopf gelten, er wird sterben müssen“.

[2]) ZdVfV. IV 86.

[3]) Vgl. Rochholz, Schweizer Sagen aus dem Aargau I 80—104, 106, 107, 112, 114, 129, 151, 179, 191, 196, 206, 210, 248, 376. II 23, 24, 30, 33, 36, 38, 63, 83, 85, 132, 140, 151, 185. Hüser, Beitr. zur Volksk. (Programm von War-

anschwellen lässt. In Pierre Lotis „Mon frère Yve" unterhalten sich zwei Bretagnerinnen miteinander. Plötzlich sagt die eine zur andern: „Verändere doch schnell deine Stellung, denn dein Schatten sieht so aus, als ob dir bald ein Unglück zustossen sollte". Bei den Wenden[1]) wird aus den Bewegungen des Schattens auf das Schicksal des Menschen geschlossen. Sie glauben, wenn des Abends beim Lichte der Schatten an der Wand hin- und herflattert, so lasse sich die boža łosé sehen. Diese zeigt sich nur, wenn ein Unglück bevorsteht.

Das Fehlen des Schattens, so sahen wir, zeigt an, dass der Mensch dem Tode, der Unterwelt verfallen ist. Da liegt nun der Glaube ganz nahe, dass auch der, der dem Herrn der Hölle verfallen sei, keinen Schatten werfe. So meint das Volk: hinter wem sich kein Schatten bildet, der hat ein Verbrechen begangen (Wuttke a. a. O. 310). In Schottland werden die für die besten Zauberer gehalten, die keinen Schatten werfen (Grimm, DM. 976). Sie haben dem Teufel ihren Schatten, ihre Seele verkauft. Und Lenau (der einsame Trinker) singt vom Schatten:

> Weil dem Sünder ohne Reue
> Soll gebrochen sein die Treue,
> Lassen tiefempfundne Mären
> Den Verbrecher dich entbehren.

Lenau gibt uns selbst ein Beispiel für diesen Glauben. In seinem Balladencyklus Anna erzählt er, einer schwedischen Sage[2]) folgend, von einem wunderschönen Mädchen, das mit einem Ritter verlobt ist. Um ihres Leibes jungfräuliche Schönheit zu bewahren,

---

burg 1898) S. 15. Grässe, Sagenbuch des Preuss. Staates I 557. Bartsch a. a. O. I 18, 107, 151, 200, 276. 359. II 127.

[1]) Veckenstedt, Wendische Sagen S. 140.

[2]) Bolte, Lenaus Gedicht Anna, Euphorion IV 323 ff. Danach erhielt Lenau diesen Stoff durch die Erzählungen von schwedischen Sagen durch die 1835 auf der Durchreise nach Wien gekommenen Schweden Böttiger und Hagberg. B. gibt verschiedene andere Fassungen dieser Sage an. In der auf Seite 326 angeführten heisst es: die Hexe „führte sie zu einer Windmühle in der Nähe und gab ihr zwölf Körner. „Schlucke diese jedes einzeln hinunter, und dir wird geholfen sein", sagte sie. Das tat sie, aber vor jedem Korn, das sie hinunterschluckte, jammerte es drinnen in der Mühle". Wir haben es hier offenbar mit einer der in Sagen so häufigen Kontaminationen zu tun. Das Zaubermittel besteht nämlich entweder darin, dass die Windmühle die Körner zermahlt oder dass die Braut die Körner verschluckt. Die Erwähnung der Windmühle ist hier also überflüssig, der klagende Ton aus der Windmühle nicht begründet.

greift sie zu einem frevlen Mittel. Sie erreicht ihre Absicht, weit und breit wird sie als die schönste Frau im Lande gepriesen [1]). Da reitet sie einst mit ihrem Gemahle nachts von einem Feste nach Hause. Es ist heller Mondenschein. Plötzlich bemerkt der Ritter, dass sein Weib keinen Schatten wirft, er sieht, wie es im Gedichte heisst, „ihres Pferdes Schatten um die Reiterin verkürzt". Das ist ihm ein Zeichen, dass sein Weib ein schweres Verbrechen begangen hat. Sie hat dadurch ihre Seele in die Macht des Teufels gegeben, darum ist ihr Schatten von ihr gewichen.

Wem fiele hier nicht die Geschichte Peter Schlemihls [2]) ein, der dem Teufel nichts ahnend seinen Schatten verkauft! Nur an eins möchte ich dabei erinnern: Warum verlangt eigentlich der Teufel, der doch in Schlemihls Schatten dessen Seele besitzt, hinterher noch, dass Schlemihl ihm seine Seele verschreibe? Mir scheint Chamisso den übernommenen volkstümlichen Glauben von dem Schatten als der Seele nicht ganz erfasst zu haben.

Eine holsteinische Sage [3]) erzählt folgendes: Der Teufel unterrichtete einst mehrere Leute im Zaubern. Als Lohn dafür bedang er sich aus, dass der, der als letzter von allen Schülern aus der Tür ginge, sein eigen sein solle. Aber der Küster von Bröns, einer der Schüler, hat den Teufel überlistet. Der war der letzte von den Schülern, der das Zimmer verliess, doch als ihn der Teufel behalten wollte, wusste er sich zu helfen. Er sagte nämlich, er sei gar nicht der letzte, der hinausgehe, hinter ihm sei noch sein Schatten, den solle der Teufel behalten. Der Teufel musste sich fügen und behielt den Schatten. Der Küster aber ist sein Leben lang ohne Schatten geblieben. Ich glaube Zustimmung zu finden, wenn ich behaupte, dass hier die Bedeutung des Schattens schon

---

[1]) Rochholz (Germania V 193) behauptet: „Aber nach sieben unfruchtbaren Ehejahren ist Annas Schönheit und Gestalt verfallen, sie wirft nun keinen Schatten mehr", und ähnlich Schultze a. a. O. 263: „Nach sieben unfruchtbaren Jahren wird sie, ihrer Schönheit verlustig, von ihrem Gatten verstossen". Das ist falsch, Annas Schönheit besteht noch, als sie verstossen wird, wie aus dem Ende des 4. Gesanges deutlich hervorgeht.

[2]) Wie Chamissos Peter Schlemihl zu verstehen ist, darüber siehe die einleuchtende Darstellung von Julius Schapler, Programm des Kgl. Gymnasiums zu Deutsch-Krone 1893.

[3]) Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg S. 554 f. Ausser der schottischen und spanischen Sage in Grimms Mythologie S. 976 siehe die dänische in Winthers Folkeeventyr S. 18.

verblasst ist. Offenbar hat er nicht mehr den Wert der Menschenseele; denn der Teufel soll ja als vom Küster geprellt angesehen werden. Er hat sich mit etwas Minderwertigem begnügen müssen und hat damit, dass er dem Küster den Schatten genommen hat, diesem höchstens einen Schabernack gespielt. Ebenso ist es in der fast gleichen Geschichte vom Teufel in Salamanca [1]), die besonders durch Körners Gedicht bekannt geworden ist.

Da die Seele dem Körper gegenüber das Bleibende ist, so darf es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn der Schatten an einer Stelle bleibt, während der Leib schon zerfallen ist. Ich erinnere an das Mörikesche Gedicht „der Schatten“. Ein Graf zieht mit ins heilige Land. Vor seiner Ausfahrt muss ihm sein Weib noch einmal Treue schwören. Aber es ist ein falscher Eid. Nach wenigen Tagen stirbt der Graf unterwegs,

„Frau Hilde gab den Tod ihm mit
In einem giftgen Becher Wein“.

Doch zur selben Stunde stirbt das treulose Weib. Sie finden sie tot in ihrem Gemache,

„Und als sie treten in den Saal,
O Wunder! steht an weisser Wand
Frau Hildes Schatten, hebet steif
Drei Finger an der rechten Hand.

Und da man ihren Leib begrub,
Der Schatten blieb am selben Ort,
Und blieb, bis dass die Burg zerfiel;
Wohl stünd er sonst noch heute dort“.

Ja selbst von Dingen bleibt der Schatten bestehen. Eine schleswigsche Sage [2]) berichtet darüber folgendes: „Vor Jahren war Schleswig einmal in Feindes Hand und die Soldaten trieben in der Domkirche ihr Unwesen. Es sollen Kosacken gewesen sein. Sie lagerten sich ringsum in den Gängen, tranken, spielten und fluchten. Vor allem einer, dem die Karten entgegen waren, tat es den andern zuvor und rief endlich aus, er wolle Gott die Augen ausstechen und dazu warf er sein Schwert in die Luft. Das Schwert aber kam nicht wieder herunter, sondern flog durch sich selbst ans Gewölbe hinauf, wo es zum Schrecken der Spieler stecken blieb. Gleich nach dem Abzuge der Feinde wurde es wieder herausgehauen, aber sein Schatten blieb am Gewölbe haf-

[1]) Nach Rochholz (Germania V 199) findet sich diese Sage zuerst in Joh. Limbergs Denkwürdiger Reisebeschreibung pg. 590 und ist daraus übergegangen in J. D. Ernst, auserlesene Denkwürdigkeiten in 400 Abt., Leipzig 1693, pg. 1025.

[2]) Müllenhoff a. a. O. 126. Vgl. die Luzerner Sage bei Wolf, Deutsche Sagen Nr. 191.

2*

ten. Oft hat man versucht, ihn zu vertilgen; Steine und Mörtel hat man herausgeschlagen, und die Öffnung von neuem ausgefüllt; doch immer vergebens[1]). Denn am folgenden Tage war der Schatten wieder da, noch heute zeigt der Küster ihn am Gewölbe über dem Hauptaltar“.

Doch handelt es sich nicht immer um den Schauplatz einer bösen Tat, an den der Schatten gebannt ist. Rochholz (Germania V 198) erwähnt den Glauben der Landleute, „es präge der Mensch ein langes Leben hindurch in Dach und Fach der Wohnung seinen Körperschatten so dauerhaft ein, dass dieser noch lange hernach an Wand und Mauer sichtbar bleibe. Darüber äussert sich A. Corrodi anmutig, wenn er in seinen Kindererzählungen „Aus Wald und Feld“ (Stuttg. 1858, 26) das Alter eines verfallenden Dorfkirchleins also beschreibt: „die Kirchenbänke sind glatt und glänzend; aber nicht vom Polieren, sondern vom Sitzen und Brauchen. Bei jeder Bank geht an der Mauer ein dunkler Fleck empor, der ganzen Reihe nach hinunter. Diese Flecken sind nach und nach entstanden von den Schatten derjenigen, die an der Mauer sassen. Da kannst du sehen, wie viele Male die Sonne schon in das Kirchlein und auf die Gemeinde geschienen haben mag“. — Im Königreiche Naki wurde der Schatten Buddhas gezeigt, der aber beim Näherkommen verschwindet und noch nie hat gezeichnet werden können[2]).

Der Schatten die Seele, das bestätigt auch der weitverbreitete Glaube, Leiden, die den Schatten treffen, treffen ebenso das Urbild.

Die Basuto[3]) meinen, wenn ein Mensch am Flussufer einher-

---

[1]) Häufig erzählen ja Sagen davon, dass sich die Spuren eines schweren Verbrechens nicht vertilgen lassen. Grimm, Deutsche Sagen I 460: „Bruder und Schwester, die miteinander gesündigt haben, biss der Teufel den Kopf ab. Auf dem Leichensteine wurden ihre Bildnisse ausgehauen, aber die Köpfe verschwanden auch hier von den Leibern. . . . Man setzte andere aus Messing darauf, aber auch diese kamen fort, ja wenn man nur mit Kreide Gesichter darüber zeichnete, so war andern Tags alles ausgelöscht“. — Strackerjan a. a. O. § 35, b, c: Eine ausgetrocknete Menschenhand, von einem Meineidigen herrührend, kann nicht beseitigt werden, sie erscheint immer wieder. — Ebd. 607 b: Das Blut eines von seinen Leuten erschlagenen hartherzigen Junkers ist auf keine Weise von der Wand zu entfernen. Ähnliches bei Grässe a. a. O. II 371. Rochholz, Schw. Sag. II 137. Bartsch a. a. O. I 321, 326, 374, 434, 436, 438, 439. Knoop a. a. O. 86. Wolf, Niederl. Sagen S. 92, 357.

[2]) Bastian, der Mensch in der Geschichte II 199.

[3]) Tylor a. a. O. I 424.

gehe, so könne ihn ein Krokodil dadurch in den Fluss ziehen, dass es seinen Schatten im Wasser ergreift. Die Alten glaubten [1]), dass, wenn eine Hyäne auf eines Menschen Schatten trat, der Mensch der Bewegung und Sprache beraubt werde, und dass ein Hund, der im Mondlicht auf einem Dache stand und seinen Schatten auf den Erdboden warf, auf den eine Hyäne trat, niederfiele wie an einem Stricke gerissen. In Schlesien, auch in Italien, hütet man sich, einem Menschen auf den Schatten zu treten, sonst wächst er nicht mehr. In Süddeutschland [2]) gibt es ein Kinderspiel, Schattenjagis oder Schattetramperligs genannt. Dabei suchen sich die Kinder gegenseitig auf den Schatten zu treten, der Getroffene scheidet aus dem Spiele aus. Wenn man zu säen beginnt, so betritt man in Böhmen (Wuttke a. a. O. 652) den Acker von der Seite, auf welcher man vor seinem Schatten ist. Hierher ist wohl auch jener Ausspruch zu ziehen, den Rehsener [3]) mitteilt: „Wer mir nit zu Gesicht steht (gefällt), den heirat ich nit . . . Den liess ich mir nit hinter meinem Schatten stehen!“ Auf den Salomoninseln wird jeder Eingeborene, der auf den Schatten des Königs tritt, mit dem Tode bestraft [4]), ebenso ist es in Neu-Georgien [5]).

Nach ostpreussischem Glauben (Wuttke a. a. O. 642) kann man einen Dieb totsingen; dabei muss man sich aber vorsehen, in den eigenen Schatten zu treten, sonst stirbt man selbst. Um Warzen zu vertreiben, stellt man sich in Oldenburg (Strackerjan a. a. O. § 91) bei zunehmendem Monde so, dass man seinen eigenen Schatten nicht sieht, hält die warzige Hand gegen den Mond und streicht mit der andern Hand darüber hin nach dem Monde zu. Das tut man offenbar deswegen, weil man sonst die Warzen auf den Schatten striche, wodurch sie dann wieder am Körper haften blieben. Bei Plinius (nat. hist. XXVIII 69) heisst es: magi vetant . . . umbram cuiusquam ab ipso respergi (sc. urina). Die Zauberkraft des Urins [6]) wird als auf den Schatten und damit den Menschen selbst wirkend gedacht.

---

[1]) Aristoteles, Mirab. auscult. 145 (147). Geopon. XV 1 (Frazer a. a. O. I 143 Anmerkung). Ähnlich Plinius, nat. hist. VIII 106.

[2]) Rochholz, Germania V 194, Alemann. Kinderlied S. 415.

[3]) Gossensasser Jugend, ZdVfV. VIII 254.

[4]) Dumont d'Urville, Reise um die Welt, übersetzt von Diezmann II 89.

[5]) Bastian, der Mensch in der Geschichte II 323.

[6]) Vgl. Petron. sat. 37 und Friedländer zu dieser Stelle. — Oldenberg, Religion des Veda S. 508.

Für die enge Beziehung, die zwischen dem Schatten und dem Leben, der Seele des Menschen besteht, bringt Frazer in seinem golden bough eine Reihe trefflicher Beispiele: Auf der Insel Wetar [1]) gibt es Zauberer, die einen Menschen dadurch krank machen können, dass sie seinen Schatten mit einer Gabel stechen oder ihn mit einem Schwerte zerhacken. Nachdem Sankara die Buddhisten in Indien vernichtet hatte [2]), soll er nach Nepal gegangen sein, wo er einen Streit mit dem Grosslama hatte. Um seine übernatürlichen Kräfte zu beweisen, schwang er sich in die Luft empor. Aber wie er aufstieg, sah der Grosslama seinen Schatten auf dem Erdboden hin- und hergleiten, da nahm er sein Messer und stiess es hinein [3]). Da fiel Sankara nieder und brach den Hals. Auf den Baber-Inseln [4]) bekommen die Geister Macht über eines Menschen Seele, indem sie seinen Schatten festhalten oder ihn schlagen und verwunden. In Melanesien [5]) gibt es Steine, deren Geist, wenn eines Menschen Schatten auf den Stein fällt, des Menschen Seele an sich ziehen kann.

Auch im alten deutschen Rechtsbrauche spielt der Schatten eine Rolle. Ein oberdeutsches Rechtssprichwort sagt: Swaz ich im tuon, daz sol er mînem schaten tuon [6]); hieraus ist wohl nicht auf eine Gleichachtung des Leibes und des Schattens zu schliessen, sondern seine Erklärung hängt vielmehr mit folgendem zusammen. Im Sachsen- (3, 45, 9), genauer noch im Schwabenspiegel (258, 6) findet sich diese Bestimmung [7]): Spielleuten und allen denen, die Gut für Ehre nehmen und die sich zu eigen gegeben haben, denen gibt man eines Mannes Schatten in der Sonne, d. h. wer ihnen ein Leid tut, das gebüsst werden soll, der soll an eine sonnenbeschienene Wand treten und der Spielmann oder Leibeigene soll den Schatten an der Wand an den Hals schlagen, damit soll die Sache gebüsst sein. Auch hier scheint mir der Schatten schon seine Vollkraft verloren zu haben, nicht mehr die Seele des

---

[1]) Frazer a. a. O. I 142.

[2]) Ebd.

[3]) Vgl. H. Oldenberg, die Religion des Veda S. 508: „Man vernichtet einen Feind, indem man dessen Bild oder Schatten ins Herz sticht“.

[4]) Frazer a. a. O. I 142.

[5]) Ebd.

[6]) Rochholz, Germania V 194. J. W. Wolf, Beitr. z. dtsch. Mythol. II 347 f.

[7]) Grimm, DR. 677 ff.

Menschen, nicht mehr etwas was mehr ist als der Leib zu bezeichnen. Im Gegenteil! Man beachte, Spielleute und Unehrliche sollen so zu ihrem Rechte kommen, nicht an den Leib ihres Widersachers dürfen sie rühren, der Schatten, hier seines besten Inhaltes beraubt, ist für sie gut genug. Die Busse ist zu einer Scheinbusse geworden. Darum sagt auch Grimm (DR. 677): „Unfreie, unehrliche, verächtliche leute haben auf gar keine genugtuung anspruch, oder nur auf spöttische und ganz geringe“. Rochholz (Germania V 194) ist hier anderer Ansicht, er meint, „dass der kindliche Glaube an die geistige Wesenheit des Körperschattens eben bei Kindern und Knechten noch lange verblieben sein musste, nachdem die Vernunftentwickelung der Freien in ihm längst nichts anderes mehr erblicken mochte als eine physische Folge“. Dazu würde sehr gut passen, was von Sanct Aloysius erzählt wird[1]: „Als er einst bei einem Pfänderspiele mit seinen kleinen Gefährten aus dem Städtchen den Schatten eines mitspielenden Mädchens an der Wand küssen sollte, um sein Pfand einzulösen, ward er so entrüstet, dass er alsogleich Spiel und Kameraden verliess“. Doch wird man sich hüten müssen, den vierjährigen Aloysius, von dessen herrlich und reich entwickeltem Geistes- und Seelenleben in dem genannten Büchlein viel Erbauliches zu lesen ist, zu den Kindern zu zählen.

Der erwähnten deutschen Schattenbusse ähnlich ist dieses: Im Bahar Danush (Benfey, Pantschatantra I 127) soll auf die Klage eines Mädchens, dessen Spiegelbild ein Jüngling geküsst hat, des Jünglings Schatten durchgepeitscht werden. Hier ist die Nichtigkeit des Schattens klar ausgesprochen. Wie der Jüngling an etwas Imaginärem gesündigt hat, so soll auch die Strafe an etwas Imaginärem vollzogen werden. In des Jamblichus Babyloniaca wird ein Bochorus, der trefflichste Richter seiner Zeit, erwähnt. Rohde (d. griech. Roman 370, Anm. 1) sieht in ihm den bekannten König Bokchoris von Ägypten. Auf ihn führte man den berühmten Urteilsspruch zurück, nach dem eine Hetäre Thonis, die ein Liebhaber im Traume genossen hatte, mit ihrer Klage auf Entschädigung auf den Schatten der zu zahlenden Summe verwiesen wurde: Plutarch, Demetr. 27. Rohde sieht darin das Vorbild für den

[1]) Sanct Aloysius, ein Lehr- und Gebetbuch für die Jugend, von J. Kieffer, Priester, Verlag von A. Laumann, Dülmen, S. 11.

Prozess um des Esels Schatten[1]). Jedenfalls ist die Geschichte vom Streite um diesen aus der Erkenntnis entstanden, dass der Schatten ein Etwas und doch auch wiederum ein Nichts ist. Diese Geschichte findet sich bei Plutarch, Moral. X orat. vita, Tauchn. V 165, Andeutungen auf sie begegnen wir z. B. bei Platon Phaedr. 260, Lucian, Hermotim. 71, Schol. zu Aristoph. Wespen 191, Suidas s. v. ὄνος, Wieland hat sie bekanntlich in seinen Abderiten verwertet, Robert Reinick erzählt sie in seinem Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Wir sind damit auf die Verwendung des Schattens in der Literatur gekommen, die sich besonders nach der scherzhaften Seite hin entwickelt hat. In Grimms Deutschen Sagen (I 140 f.) wird von einem Vogelneste erzählt, das seinen Besitzer unsichtbar macht, während sein Schatten sichtbar bleibt, diese Erzählung benützt Chamisso in Peter Schlemihl VI, Hamerling im 5. Gesange seines Homunculus. Bei Chamisso (II 294) findet sich der Scherz: „In Ruszland . . . fror ihm einmal bei einer auszerordentlichen Kälte sein Schatten dergestalt am Boden fest, dasz er ihn nicht wieder losbekommen konnte". Auch des geistvollen Andersenschen Märchens vom Schatten (Sämtl. Märchen 387—400) sei hier gedacht und auf Schultzens Bemerkung dazu (Psychologie der Naturvölker S. 263) verwiesen.

Luther führt in seinen Tischreden den Fall einer der vorhin erwähnten Scheinbusse ganz ähnlichen Bestrafung an. Er erwähnt ein von Maximilian I. gemildertes Todesurteil: wenn man den Übeltäter zum Richtplatz bringe, solle ihm der Schatten seines Kopfes weggestossen und er selbst darauf Landes verwiesen werden. Das heisst ein „gemalter Tod". Hermann Kurtz (Erzählungen Bd. I Stuttg. 1858) erzählt diesen Gerichtsfall „aus einer späteren, aber einlässlichen Quelle"[2]): Von Purgstall, ein Edelmann aus des Kaisers Gefolge, sollte auf dem Reichstage seinen Genossen von Trotta des Nachts in dessen Schlafgemach erstochen haben: Purgstalls blutiges Schwert war neben der Leiche gefunden worden. Der Angeschuldigte bezeugte, sein eigenes Schlafgemach in jener Nacht nicht verlassen zu haben und konnte nicht überwiesen werden. Man nahm an, der Teufel müsse Purgstalls Schatten-

---

[1]) Ob mit Recht? — Über ähnliche Entscheidungen siehe die von Rohde angeführte Literatur.

[2]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I 114.

gestalt (larvam) angenommen und die Tat verübt haben. Darum wurde schliesslich der Angeschuldigte gegen die Sonne geführt und hinter ihm seinem Schatten der Kopf abgestossen. Dass auch hier der Schatten seine eigentliche Bedeutung verloren hat, ist klar. Da der Angeschuldigte nicht überwiesen werden kann, nimmt man zu einer Strafe die Zuflucht, die im Glauben jener Zeit lediglich eine fast leere Form war; wie anders würden früheste Zeiten diese Strafe aufgefasst haben.

In Storms Schimmelreiter (VII 211 u. 214) spielt sich folgende Szene ab: als der neue Damm gegen die Macht des Wassers gefeit werden soll, da versuchen die Arbeiter ein Hündchen[1]) darin zu vergraben. Etwas Lebendiges muss der Damm haben, sagen sie. Dieser Brauch, in Bauwerke jeglicher Art etwas Lebendiges, am liebsten einen Menschen, zu vergraben, ist weit verbreitet[2]). Man hat ihn richtig als Opfer an den genius loci erklärt[3]). Nun war und ist es aber sehr schwer, einen Menschen für ein solches Opfer zu finden. Da helfen sich denn z. B. die Neugriechen, die Rumänen, die Sachsen Siebenbürgens damit[4]), dass sie den Grundstein in den Schatten eines Menschen legen oder den Schatten eines Menschen messen und das Mass des Schattens mitvergraben; ähnlich machen es die Bulgaren[5]). Das Mass wird als gleichwertig mit dem Schatten, der Schatten als die Seele angesehen. So ist das Opfer gebracht, binnen kurzem wird der Mensch sterben. Der genius loci hat im Schatten vom Menschen selbst Besitz genommen. Darum werden auf Zakynthos[6]) namentlich die Kinder davor gewarnt, bei einer Grundsteinlegung zu nahe hinzuzutreten, damit nicht ihr Schatten vom Grundsteine bedeckt werde (*μὴ στοιχειωθῇ ὁ ἴσκιος*). Von hier aus erklärt sich wohl der von Wuttke (a. a. O. 440) mitgeteilte Aberglaube: „Wer an einem neugelegten Grundstein zuerst vorübergeht, muss in dem Jahre sterben". Wuttke (Sächsische Volkskunde S. 252) erwähnt den Brauch, dass die

---

[1]) Vgl. Wolf, Niederl. Sagen S. 56: Der Hontsdam.

[2]) Reichste Angaben darüber bei R. Köhler, Aufsätze S. 36 ff. (Eingemauerte Menschen), Liebrecht, zur Volksk. S. 284 ff.; vgl. auch Singer, ZdVfV. XIII 172.

[3]) Schmidt, das Volksleben der Neugriechen I 198.

[4]) Schmidt a. a. O. I 196. W. Schmidt, das Jahr und seine Tage S. 27. G. Schuller, volkstüml. Glaube und Brauch I 27.

[5]) Frazer a. a. O. I 144. Strausz, die Bulgaren S. 199.

[6]) Schmidt a. a. O. I 197 Anm. 1.

Maurer den binden oder schnüren, der unbefugt den Bauplatz betritt. Ist es wohl erlaubt, hier einen letzten unverstandenen Rest jenes Gebrauches zu sehen, lebende Menschen in Bauten zu vermauern? Für die Häufigkeit dieses Brauches spricht, dass es einst sogar Schattenhändler gab, die die Baumeister mit den nötigen Schatten versahen [1]).

Der Glaube, dass der Schatten das andere Ich des Urbildes sei, zeigt sich endlich darin, dass die im Urbilde vorhandenen Kräfte auch in seinem Schatten wirkend gedacht werden. Allbekannt ist die Stelle aus der Apostelgeschichte [2]), wo erzählt wird, die Leute legten Kranke auf den Weg, auf dass, wenn Petrus käme, sein Schatten ihrer etliche überschattete [3]). Auf diese Stelle bezieht sich auch Masaccios Wandgemälde: die Schattenheilung in Florenz, Sa. Maria del Carmine. In den Volksmärchen von Musaeus (IV 76 der Hempelschen Ausgabe) findet sich die Bemerkung: Krokus „verstand sich so gut darauf, die kranken Kühe durch seinen Schatten gesund zu machen, als der renommierte Sankt Martin von Schierbach". Man mag eine Spur des Glaubens, im Schatten wohne Wesen und Kraft des Urbildes, in der Freude des Chronisten der Sperlingsgasse finden, als er sieht [4]): „Ein Kinderkopf drückt sich drüben im Hause gegen die Scheibe, und der Lampenschein dahinter wirft den runden Schatten über die Gasse in mein dunkles Fenster und über die Büchergestelle an der entgegengesetzten Wand".

Aber auch schlimme Kräfte des Menschen erweisen sich in seinem Schatten tätig. Das Wasser, das durch den Schatten eines Tschandalas, eines Angehörigen der letzten Kaste der Inder, gelaufen ist, gilt für unrein [5]). Von dem erwähnten Glauben legt auch ein Fragment aus des Ennius Thyestes Zeugnis ab [6]):

> Nolite, hospites, ad me adire: ilico isti:
> Ne contagio mea bonis umbrave obsit.
> Tanta vis sceleris in corpore haeret.

---

[1]) Frazer a. a. O. I 144.

[2]) Act. Ap. V 15.

[3]) Legende von Servatius v. 720 in Haupts Zeitschrift (V 99): „Der schate den sant Pêter bar — der der himelporte phleget — der hât vil siechen geweget"; vgl. die Bemerkungen Haupts dazu. — Augustin, de civit. dei XXII 5.

[4]) W. Raabe, Chronik der Sperlingsgasse S. 14.

[5]) s. das Zitat in Webers Weltgeschichte I 32.

[6]) Ribbeck, frgm. scen. Roman. I p. 67.

Dass die Geister Verstorbener häufig als missgünstig aufgefasst werden, ist ein alter Zug, der durch viele Gebräuche bestätigt wird. Es nimmt uns daher nicht Wunder, wenn der Inselschwede den Schatten, den solche Geister werfen, als schädlich betrachtet [1]).

Nun erstreckt sich der Glaube, dass der Schatten die Kraft des ihn Erzeugenden hat, auch auf die Pflanzenwelt. Der Schatten fruchttragender Bäume gilt als heilkräftig [2]), der des Lindenbaumes heilt das Fieber. Im Schatten des Hollunderbaumes schläft man sicher, Hexen können einem so Schlafenden nicht schaden [3]). Plinius [4]) erzählt von den Schlangenbiss heilenden Blättern einer Esche (fraxinus), wobei er bemerkt: tantaque est vis, ut ne matutinas quidem occidentisve umbras, cum sunt longissimae, serpens arboris eius attingat, adeo ipsam procul fugiat. Und dass man grade unter weithin schattenden Bäumen Versammlungen abzuhalten pflegte, das mag unter anderem auch darin mit seinen Grund haben, dass man den Schatten dieser Bäume für heilkräftig hielt. Dazu mochte aber noch kommen, dass in diesen Bäumen die Sitze von Göttern empfunden wurden. Der Schatten eines Baumes ist schon an und für sich etwas Schützendes, er verleiht um so kräftigeren Schutz, wenn eine Gottheit in ihm wohnend gedacht oder im Baume selbst verehrt wird. So wird von den noch heidnischen Stämmen des Gallavolkes [5]) erzählt, dass sie den berühmten Workabaum, unter dessen Schatten sie ihre religiösen Übungen verrichten, für den Sitz eines mächtigen Geistes halten.

Das Bild des schattenden, schützenden Baumes findet sich besonders häufig in der Bibel, z. B. Richter 9, 15: Und der Dornbusch sprach zu den Bäumen: Ist's wahr, dass ihr mich zum Könige salbet über euch, so kommt und vertrauet euch unter meinen Schatten. Hesekiel 17, 23: Dass allerlei Vögel unter ihm wohnen und allerlei Fliegendes unter dem Schatten seiner Zweige bleiben

[1]) Rochholz, Germania V 186.

[2]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I 78: „„Die Diskurse aus der quodlibetischen oder vermischt. Wissenschaft“ (ein Exemplar ohne Titelblatt) handeln pag. 1271 von der Sciasophia oder der Natur des Schattens“.

[3]) Grimm, Abergl. 169: „Hollunder vor die Stalltür gepflanzt, bewahrt das Vieh vor Zauberei“. — Wuttke a. a. O. S. 141. Lippert, Christentum, Volksglaube und Volksbrauch 474, 476. Montanus, die deutschen Volksfeste 149. Schindler, Aberglauben des Mittelalters S. 161.

[4]) Nat. hist. XVI 64.

[5]) W. Schneider, die Religion der afrikan. Naturvölker S. 161.

möge. 31. 6. Hosea 14, 8. Hohes Lied 2, 3: Wie ein Apfelbaum unter den wilden Bäumen, so ist mein Freund unter den Söhnen. Ich sitze unter dem Schatten, des ich begehre. Dann wird von dem Schatten des Höchsten gesprochen, Gott also einem weithin schattenden Baume verglichen [1]), wobei vielleicht daran erinnert werden darf, dass das Wesentliche oft zum Bildlichen, das Identische zum Gleichnis herabgesunken ist. Auch von Königen heisst es ähnlich. Ps. 91, 1: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet. Klagelieder Jerem. 4, 20. Jes. 16, 3: Sammelt Rat, haltet Gericht, mache deinen Schatten des Mittags wie die Nacht, verbirg die Verjagten und melde die Flüchtigen nicht. Baruch 1, 12: Und werden leben unter dem Schatten Nebukadnezars . . . und unter dem Schatten Belsazers [2]). Auch auf Länder wird dies Bild übertragen, z. B. Jes. 30, 2: Sich beschirmen unter dem Schatten Ägyptens, 30, 3.

Jedenfalls fällt von diesen Vorstellungen ein Licht auf Lucas I 35: *δύναμις ὑψίστου ἐπισκιάσει σοι* [3]), eine Stelle, der auch äusserlich die Herkunft aus hebräischem Gedankenkreise deutlich anzumerken ist. Mag Gott hier als weithin schattender Baum,

---

[1]) Auch als mächtiger Vogel wird Gott gedacht, der mit dem Schatten seiner Flügel schirmet, Ps. 17, 8. 57. 2. 63, 8. 91, 4; endlich als riesige Gestalt, die mit dem Schatten ihrer Hand ihren Schützling behütet: Jes. 49, 2. Ps. 121, 5. — Im Lateinischen findet sich die Metapher sub umbra alicuius esse, offenbar aus der Pflanzenwelt genommen, besonders häufig bei Livius: IV 42, 5. VII 30, 18. XXXII 21, 31. XXXIV 9, 10. XXXVIII 51, 4. — Curt. Ruf. VI 10, 22. Verg. Aen. XI 223: Reginae nomen obumbrat.

[2]) Reitzenstein, Poimandres S. 152: Im Papyrus Mimaut 315 f. heisst es: *ποίησόν με ὑπερέτην τῶν ἀνὰ σκιάν μου*, wozu Reitzenstein bemerkt: „Der Schatten des Betenden scheint hier metaphorisch für andere Personen (Begleiter) zu stehen. . . . Aus dem Ägyptischen vergleicht Spiegelberg Wendungen wie: „die im Schatten des Königs“, für seine Schützlinge, sein Gefolge“. Die biblische Ausdrucksweise steht dem sehr nahe. — Wenn es in Geroks Brautliede (Palmblätter S. 157) heisst: „Vom ersten Schritt bis zum letzten Tritt dein Schatten, dein Schutz und Begleiter“, so sind hier offenbar zwei Vorstellungen verschmolzen.

[3]) Über die verschiedenen Erklärungen dieser Stelle siehe die Kommentare, z. B. De Wette, Meyer. Hier sei der Besonderheit halber nur erwähnt, dass Augustinus und andere Kirchenväter in *ἐπισκιάσει* den Begriff der Kühle (als Gegensatz wollüstiger Erzeugung) zum Ausdruck gekommen fanden. — Mit anderem Sinne ist diese Ausdrucksweise in den Volksmund übergegangen: „Schweig nur, du bist auch nicht vom heiligen Geiste überschattet“, Rehsener, ZdVfV. VIII 128.

mag er als Wolke [1]) gedacht sein, jedenfalls liegt, dem Evangelisten vielleicht nicht mehr bewusst, die Vorstellung zugrunde, die Kraft Gottes wirkt in seinem Schatten, der Schatten hat seines Urbildes Kräfte.

Die Göttin Hina [2]), auf Tahiti, wird dadurch schwanger, dass der Schatten eines Brotfruchtlaubes, das ihr Vater Taaroa schüttelte, auf sie fiel; und sie gebar den Oro. In diesem Mythus lebt ein Rest vom alten Glauben der Tahitier, demnach sich der Mond während einer Mondfinsternis oder während des Neumondes begatte. Der Brotfruchtbaum ist wegen der brotfruchtähnlichen Gestalt des Mondes gewählt.

Aber auch für schädlich wird der Schatten mancher Bäume gehalten. Wie ist das zu erklären? Sollen wir an böse Geister [3]) denken, die im Baume wohnen und ihren Schatten gefährlich machen? Gewiss haben solche Gedanken mitgesprochen. So findet sich in Grässes „Sagenbuch des Preussischen Staates“ (I 480) folgendes: „In der Nähe von Hohenrade am Fuss des Rodenbergs, wo der Weg sich nach der Unstrut wendet, stand vor Zeiten eine riesige Eiche, der sogenannte Lieper Haidebaum. Er beschattete einen sogenannten beschrienen Platz, d. h. einen Platz, wo einst die alten heidnischen Götter verehrt worden waren und welchen zu betreten niemand wagte, denn ein Zehrfieber überfiel den, der unter diesem Baume rastete. Darum war er von einem Erdaufwurfe umgeben, soweit sein Schatten reichte, innerhalb desselben aber lagen Haufen von Scherben und Steinen, damit der Platz kenntlich sei für jedermann“. Eine wendische Sage [4]) erzählt von einem Manne, der sich im Schatten eines verzauberten Baumes zur Ruhe niedergelegt hatte. Als er erwachte, war er im Gesichte ganz blutig und nicht lange nachher starb er.

Vielleicht denkt das Volk auch daran, wie so oft Krankheiten in Bäume gebannt werden [5]); diese bleiben nach dem Glauben des

[1]) Matth. 17, 5. Marc. 9, 7. Ambros. de sacrament. I 6, 22: Sequebatur columna nubis quasi umbratio spiritus sancti.

[2]) Waitz a. a. O. VI 624 f.

[3]) Über den Glauben an Geister in Bäumen s. A. Bastian, der Baum in der vergleichenden Ethnologie, Zeitschrift für Völkerpsychol. u. Sprachw. V 287 ff. Über Krankheit sendende Baumgeister s. Golther, Germ. Mythologie S. 154.

[4]) Veckenstedt, Wendische Sagen S. 275.

[5]) Andree, Braunschweigische Volkskunde [2] S. 384, 421. Bartels, über Krankheitsbeschwörungen, ZdVfV. V 8 ff. Bartsch a. a. O. II 110, 115, 321,

Volkes in den Bäumen und wirken ansteckend auf Leute, die mit den Bäumen irgendwie in Berührung kommen[1]).

Ich denke, es lässt sich aber auch noch anderes zur Erklärung dieses Glaubens anführen. Ich meine, hier ist der Schatten nicht immer als die an den Kräften des Urbildes teilnehmende Seele gedacht, sondern einfach als Negation des Lichtes aufgefasst. Und wie das Licht hell, freundlich, segensreich ist, so ist sein Gegenteil schädlich[2]). Damit hängt auch gewiss der Brauch zusammen, dass ein auf der Gutsgrenze stehender Baum dem Nachbaracker in dem Masse zinspflichtig war, in welchem er diesen überschattete[3]). So wird es sich erklären, wenn wir Bäume, deren Schatten wir eben als heilkräftig bezeichnet fanden, auch einen schlechten Schatten werfen sehen. Der Schatten des Hollunders gilt auch als schädlich, ebenso der der Linde, Hippel erwähnt in seinen Lebensläufen die sogenannte Lindenkrankheit, von der man im Lindenschatten befallen werden sollte. Der von Wasserscheu Geheilte wird im Schatten eines Kornelbaumes wieder von ihr ergriffen. Sodann mag auch die scharfe Ausdünstung mancher Bäume den Glauben, ihr Schatten sei schädlich, hervorgerufen haben. Der Schatten von Harzbäumen, Tanne, Fichte, Kiefer, verursacht Fieber, Plinius (nat. hist. XVII 18) bezeichnet ihn als

---

366 ff., 394 f., 403 ff., 411 f., 426 ff. C. M. Blaas, Volkstümliches aus Niederösterreich, Germania 26, 232. Drechsler a. a. O. II 1, 30, 89. Haase, Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend, ZdVfV. VIII 59 ff., 203 ff. Kuhn, Märk. Sagen S. 384. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen 439, 441. Laistner, Nobishaus und Verwandtes, Germania 26, 181. C. Meyer, der Aberglaube des Mittelalters S. 104. E. H. Meyer, Badisches Volksleben S. 570. Montanus a. a. O. 116 f. Reichhardt, Volksastronomie und Volksmeteorologie in Nordthüringen, ZdVfV. IX 231. Rochholz, Aleman. Kinderlied S. 337, erwähnt den Ausdruck: die Krankheit transplantieren. Schindler a. a. O. 181 f. O. Schütte, ZdVfV. X 65. Strackerjan a. a. O. § 89, 90. Schell, Beiträge zum Baumkultus im Bergischen, Zeitschr. d. V. f. rhein. und westf. Volksk. I 63. Wuttke a. a. O. 488 ff. — Wenn das Fieber besonders gern in den Flieder (Bartsch a. a. O. II 394 f., 489; Haase a. a. O. 70, 72), die Gicht in die Fichte (Haase a. a. O. 168 ff.) gebannt wird, so geschieht dies unter dem Einflusse der Alliteration und des Reimes, vgl. Nyrop, Leben d. Wörter 8. u. 9. Kap.

[1]) Kahle, Krankheitsbeschwörungen des Nordens, ZdVfV. V 194 ff.

[2]) Rochholz, Germ. V 79 ff. verbreitet sich ausführlicher über diesen Punkt.

[3]) Über den Schattenfall, d. h. den Schattenwurf eines Körpers und seine Bedeutung im alten Rechte siehe näheres bei Grimm, RA. 105, 528; kleine Schriften VI 396.

gravis, das Gegenteil davon ist umbra lenis (nutriens, nutrix), ihn haben z. B. Feigenbaum, Ulme, Erle, Platane [1]). Der Schatten des giftigen Eibenbaumes wurde für gefährlich erachtet [2]). Wer unter einem Eibenbaume schläft, muss sterben, sagt Plinius (a. a. O. XVI 51). Als schädlich gilt auch der Schatten des Wacholders, wie aus Vergil (Ecl. X 75 sq.) hervorgeht. Meyerbeers Afrikanerin stirbt im todbringenden Schatten des Manzanillobaumes; im vierten Akte heisst es:

> „Zum Manzanillobaum mit seinem schwarzen Schatten,
> In dessen Zweigen sich der Todes-Odem regt,
> Dort führt die Opfer hin, dort sollen sie ermatten",

Und im fünften Akte:

> „Dort steht, o denkt daran, mit seinen mächt'gen Schatten
> Der Manzanillobaum: er gibt den sichern Tod".

Im Orient galt offenbar der Lotos als schädlich; darauf führt folgende Stelle bei Bastian [3]): „Als der Eremit Bahyra den jungen Mohammed auf seiner Karawanenreise unter einem Lotosbaume sitzen sieht, erkennt er ihn für einen Propheten, da nur Jesus vor ihm den Schatten eines solchen gesucht, und im Mawahib der Einsiedler heisst es bei Nestor: Niemand hat sich im Schatten dieses Baumes niedergelassen als ein Prophet". Dem gottgesandten Propheten schadet der schlimme Schatten des Baumes offenbar nichts.

Von unseren Obstbäumen ist es besonders der Nussbaum, dessen Schatten verderblich wirken soll. Plinius (n. h. XVII 18) nennt ihn gravis et noxia, etiam capiti humano omnibusque iuxta satis, später nennt er ihn noverca. Lucrez mag besonders an den Nussbaumschatten gedacht haben, wenn er sagt (II 783 sqq.):

> Arboribus primum certis gravis umbra tributa
> Usque adeo capitis faciant ut saepe dolores,
> Siquis ea supter iacuit prostratus in herbis.

Neuer Glaube [4]) deckt sich hier mit dem alten: des Nussbaums Schatten macht das Land unfruchtbar, verdirbt den Graswuchs [5]),

---

[1]) Aus diesem Glauben ist die Erklärung der dem Baumschatten oft gegebenen Beiwörter gravis (Verg. Ecl. X 75 sq., Georg. I 121, Seneca, Oed. 542 sq.), aliena (Seneca, de clem. II 74), levis (Tibull II 5, 96) zu holen.

[2]) Bechstein, Mythe, Sage, Märe und Fabel I 106.

[3]) Der Mensch in der Geschichte III 196.

[4]) Rochholz, Germania V 83. Fischart, Gargantua 259 b.

[5]) Sollte dieser Glaube mit der Tatsache zusammenhängen, dass die starken

den in ihm Lagernden bringt er Kopf- und Zahnweh. Nach schweizerischem Glauben[1]) wird ein Säugling, den die Mutter unter einem Nussbaume stillt, einst viel Unglück haben. Am Ende des dritten Buches von Pietro Aretinos Ragionamenti unterhalten sich zwei Frauen unter einem Feigenbaume, die eine bekommt unterdes einen Schnupfen, da sagt die andere: Sonst ist doch der Schatten des Nussbaumes schädlich und nicht der des Feigenbaumes. Vielleicht ist der schlechte Ruf, in dem so der Nussbaum steht, Veranlassung dazu gewesen, dass man die Hexen ihre Feste gern unter einem Nussbaume abhalten liess[2]), und dass man glaubte, der Leichnam Neros habe sich zuerst unter einem Nussbaume befunden[3]).

So klagen gar viele Stimmen den armen Nussbaum laut an, nur eine Stimme erhebt sich für ihn, freilich ist es der Nussbaum selbst, der pro domo spricht, nux eleg. 117 sq.:

> Quid si non aptas solem tutantibus umbras,
> Finditur Icario cum cane terra, darem?

Wäre aber jener Glaube allgemein gültig und fest eingewurzelt gewesen, würde man vielleicht keine Gerichtssitzungen unter dem Nussbaume abgehalten haben, was doch hier und da geschehen ist, wie aus Grimms deutschen Rechtsaltertümern (S. 797) hervorgeht.

Endlich begegnen wir dem Glauben, des Urbildes Kräfte wohnten in seinem Schatten, auch bei unbelebten Dingen. Das bronzene Pferd, das als Symbol der neapolitanischen Freiheit galt und dem Konrad IV. Zügel angelegt haben soll, stand in dem Rufe, kranke Pferde zu heilen, wenn man sie in seinen Schatten brachte[4]). Der Schatten eines Klosters soll das Land fruchtbar

---

Wurzeln des Nussbaumes wenig Nahrung für ihm nahestehende Pflanzen übrig lassen?

[1]) Rochholz a. a. O.

[2]) Bodinus a. a. O. 160, 162. — Bei der Erwähnung des Bodinus möchte ich bemerken, dass dieser auch auf die Verwendung von Psalmen beim Zaubern zu sprechen kommt (über dieses Zaubermittel s. Dieterich, eine Mithrasliturgie S. 28); S. 105 heisst es: Sed ut impietas apertius ostendatur, nemo iam rusticus nescit uno versu (quem nolo indicare) e Psalmis pronuntiato quando lac premitur non cogi butyrum. Man könnte denken an Ps. 33, 7; 74, 15; 78, 44 oder 107, 33.

[3]) C. Meyer a. a. O. 177.

[4]) Jähns, Ross und Reiter 371 Anm. 2, zitiert von v. Negelein a. a. O. 17.

machen[1]). Die Wormser Liebfrauenkirche soll mit ihren Turmspitzen so weit schatten, als im dortigen Weingelände die Liebfrauenmilch am edelsten wächst[2]). Das Land, auf das der Schatten heiliger Gegenstände fällt, ist also gesegnet und auch geschützt. Nach slavischem Glauben nämlich war alles, was wuchs, soweit der Schatten eines heiligen Haines reichte, vor dem Abbrechen geschützt[3]). Bei den Ehsten[4]) wurde es als frevelhaft betrachtet, im heiligen Haine auch nur ein Blatt abzureissen. Soweit sein Schatten fällt, nehmen sie nicht einmal eine Erdbeere weg. So lässt es sich auch verstehen, wenn dem Schatten ein Schatz zum Hüten anvertraut wird. In dem Mittagsschatten, den der Kirchturm zu Mespelaer in Flandern wirft[5]), haben die Türken eine goldene Wiege vergraben. Auch in einer apulischen Sage gilt der Schatten als Schatzhüter[6]). Alles, worauf eines Gegenstandes Schatten fällt, ist gleichsam dessen Eigentum, ihm untertan geworden. Diese Überzeugung spricht sich in folgender von Bastian[7]) mitgeteilter Erzählung aus: „Aus dem Tempel, der der mit dem Schatten bedeckte hiess (in Oude), weil abends der Schatten des nebenstehenden Buddhatempels hinauffiel, während der seinige jenen morgens nicht erreichte, verschwanden allmählich die Lampen, und als die Brahmanen wachten, sahen sie, dass die Götter selbst, als Genien, sie herabnahmen und nach dem des Fo[8]) trugen, den sie durch dreimaligen Umgang verehrten". Diese Erzählung führt uns in den Streit des Brahmanentums und des Buddhismus. Der Brahmanentempel erreicht mit seinem Schatten den Buddhatempel nicht, wohl aber beschattet ihn der Buddhatempel; damit zeigt sich Buddha als der Stärkere, Mächtigere.

Mehrmals schon wurden Redensarten und Sprichwörter erwähnt, die sich auf den Schatten bezogen; deren mögen zum Schlusse noch einige angeführt werden. Ihnen allen müssen wir

---

[1]) Gargantua 259 b: „Denn es macht auch nur der Schatten von einem Kloster fruchtbar".

[2]) Rochholz, Germania V 85.

[3]) Bastian a. a. O. 301.

[4]) v. Negelein a. a. O. 16.

[5]) Wolf, Niederländ. Sagen Nr. 298.

[6]) Rochholz a. a. O. V 85.

[7]) Der Mensch in der Geschichte III 199 f.

[8]) Fo ist der chinesische Name für Buddha.

ein hohes Alter zusprechen, und dürfen ihre Entstehung in eine Zeit setzen, da die Fähigkeit sinnlichen Beobachtens noch besonders wach und rege war und sich gern an dem rätselhaften Dinge, dem Schatten, bewährte. In den meisten von ihnen kommt das Nichtige des Schattens zum Ausdruck.

So heisst es in Brants Narrenschiff 45, 30:

> Wer bett und weisz nit was er bett,
> Der bloszt den wint, und slecht die schet.

Vielleicht haben wir es hier mit einer Erinnerung an die Schattenbusse zu tun. Als dem Volke nachgesprochen darf man auch die ersten Zeilen eines Logauschen Epigramms (bei Lessing 5, 216) bezeichnen:

> Über seinen Schatten springen
> Kann dem Leichtsten nicht gelingen (= Goethe 4, 319).

Rochholz (Germania V 70) führt das Sprichwort an: die Sache freilich ist klein, aber ihr Schatten ist lang, was an das unzweifelhaft gelehrtem Munde entsprungene Wort von den grossen Ereignissen erinnern mag, die ihren Schatten vorauswerfen. Ferner begegnet uns die Redensart (Hügel 135): Er eifert mid'n Schatt'n an der Wand, womit sich eine Stelle aus R. Stratzs törichter Jungfrau (S. 307) vergleichen lässt: „Vor dir selber hast du Angst und läufst vor dir davon, wie der Mann, der sich mit seinem Schatten gezankt hat". Den Griechen war eine ähnliche Vorstellung geläufig, wie *σκιαμαχεῖν* beweist (Platon, Apol. 118 D, Republ. 520). In dieser Redensart tritt die Meinung, der Schatten sei etwas Wirkliches, eine Person, klar hervor. Als volkstümlicher Anschauung nicht zuwider dürfen wir auch den Properzischen Vers (II 34, 19) bezeichnen: Ipse meas solus, quod nil est, aemulor umbras. Neben das Sprichwort „nach dem Schatten greifen" (Henisch 1738, 38) stellt sich *τὴν σκιὰν θηρεύειν*, Sirach 34, 2: wer auf Träume hält, der greift nach Schatten.

Wird man sich endlich wundern, wenn wir dem Schatten, der dem naiven Menschen mindestens ebenso rätselhaft vorkam wie dem Schotten R. L. Stevenson und Richard Dehmel[1]), auch in der Rätselpoesie des Volkes begegnen? So finden wir in Rieses Anthol. lat. I p. 370 auf den Schatten folgendes Rätsel[2]):

---

[1]) Deutsche Chansons (Brettl-Lieder) S. 58 f.

[2]) Vgl. W. Meyer, Abhandlungen der bayr. Akademie XVII (1886) p. 430; danach ist das Rätsel um 700 in der Lombardei entstanden.

Humidis delector semper consistere locis
Et sine radice immensos porrigo ramos.
Mecum iter agens nulla sub arte tenebit,
Comitem sed viae ego comprehendere possum.
Certum me videnti demonstro corpus a longe,
Positus et iuxta totum me numquam videbit.

Unter Tiroler Volksrätseln [1]) treffen wir folgendes an: Es hängt an der Wand und braucht keinen Nagel, Rochholz [2]) teilt dieses mit: 'S goth is Wasser und netzt se nit, daneben stellt sich das plattdeutsche [3]): Föllt wat in'n soot un plumpt nich. Gleichfalls aus Niederdeutschland stammt folgendes [4]): Mit Augen kann man's sehen, mit den Händen nicht greifen, und dieselbe Lösung entspricht denselben italienischen Worten: Qual è quella cosa che si vede e non si può prendere [5]). Strackerjan [6]) führt aus Oldenburg an: Wat is nicks un is doch sichtbar?

In einem etwas anderen Gedankenkreise bewegt sich dieses Rätsel: Ik heff't, du hest't, un 'n ollen klotz hett't, oewer uns' herrgott hett't nich [7]), ein Rätsel, das sich auch in Frankreich und Ungarn finden soll [8]). Man kann hier für Schatten auch die übertragene Bedeutung Fehler, Makel annehmen, freilich weist der „olle Klotz" in erster Linie auf den physischen Schatten hin.

„Noch in unserem Volksrätsel vom Schatten (Simrock Rätselbuch Nr. 470) klagt der Schatten des Abgeschiedenen, mithin die Fylgja, seinem verlorenen Menschenkörper also nach:

„Da du lebtest, da lebte auch ich,
Da hättest du gerne gefangen mich.
Nun bist du tot, nun hast du mich,
Und dass ich sterbe, was hilft es dich?" [9])

Wossidlo [10]) teilt sieben Fassungen dieser Verse mit. Er gibt auch die richtige Deutung; denn mit der von Rochholz angenommenen ist nichts anzufangen. Es sind vielmehr „Worte eines vogels, der

1) Renk, ZdVfV. V 154.
2) Aleman. Kinderlied S. 272.
3) Wossidlo, Meckl. Volksüberlieferungen I 120.
4) Ebd. I 122.
5) Tschiedel, Ital. Volksrätsel, ZdVfV. VI 281.
6) a. a. O. § 339 e.
7) Wossidlo I 122.
8) Ebd. I 303.
9) Rochholz, Germania V 178.
10) a. a. O. I 229, 326.

sich unter dem schädel eines jägers gefangen hatte". Diese Deutung (daneben gibt es ganz ähnliche) hat Wossidlo aus dem Volksmunde geschöpft. Sie findet sich schon bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I 354.

Den Schatten hält auch für folgenden Rätsels Lösung Peter [1]):

Gickala, Gackala
Ging iwrsch Ackala;
Wii d liibe Sonne schiin,
Ging Gickala Gackala wiidr hääm.

Auch Wossidlo, der (I 59 f.) ganz ähnliche Rätsel, z. T. mit der Lösung Regen mitteilt, nimmt die Lösung Schatten an. Mir ist das Rätsel aus meiner Kindheit bekannt, ich habe aber immer „Schnee" für seine Lösung gehalten, und das ist wohl auch das richtige. Jenes Gickala, Gackala bedeutet Hähnchen, Hühnchen [2]), und grade der Schnee wird gern mit einem Vogel verglichen, einem Vogel „federlos", vgl. Wossidlo I 52 f., so heisst ein Rätsel, dessen Lösung „Schnee" ist, bei Meier [3]):

Es fliegt und hat keine Flügel,
Es sitzt und hat kein Gesäss,
Es geht und hat keine Füss.

Der Schatten die Seele, das war einst des Volkes Glaube, nicht wenige Beispiele bewiesen uns das deutlich und klar. Wir sahen aber auch, wie dieser Glaube in Vergessenheit geriet, wie der Schatten diesen köstlichen Inhalt allmählich verlor, wie mancher Brauch, nur aus jenem Urglauben erklärbar, damit seines Sinnes verlustig ging, wie der Schatten immer mehr Wesen und Kraft einbüsste. Wohl treten uns auch heutigen Tages noch die Schatten entgegen in Sprichwort und Redensart, in diesem Brauche, in jener Meinung, aber sie sind selbst zu ihren Schemen und Schatten geworden, die Forschung muss ihnen erst nahen, ihnen Blut zu trinken geben, dass sie zu Wesen und Kraft kommen und reden, und nun rauschen Töne zu uns herauf aus alter, sagenhafter Zeit.

---

[1]) Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien I 116.
[2]) Weinhold, Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche S. 27.
[3]) Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben S. 71.

# Kopflose Menschen und Tiere in Mythe und Sage.

Von Dr. F. Pradel, Brieg.

Ausserordentlich zahlreich und weit verbreitet sind die Mythen und Sagen, in denen kopflose Menschen und Tiere erscheinen, die Menschen wohl auch mit dem Kopfe unter dem Arme. Mögen hier aus der unendlich grossen Zahl einige Beispiele angeführt sein.

Menschen ohne Kopf: Andree, Sagen aus dem Boldecker und Knesebecker Land, ZdVfV. 7, 132. Bartsch, Meckl. Sag. I 8, 13, 188, 199, 270, 311, 319, 327. Bechstein, Sag. d. Frankenl. I 256. Birlinger, Volkstüml. aus Schwab. I 18, 19, 22, 24, 26, 29, 35, 296. Drechsler, Schlesiens volkst. Überl. II 1, 321. Grässe, Sagenbuch d. Preuss. Staates I 22, 561, 676. II 341, 409, 437, 657. Grimm, D.S. I 143, 254, 370, 403. Jahn, Volkss. aus Pomm. 258—260, 422, 426—428. Knoop, Volkss. aus Hinterpomm. 36, 72, 107, 149. Kuhn, Märk. Sag. 120, Westf. Sag. I 179, 307, 341. Kuhn und Schwartz, Nordd. Sag. 13, 64, 100, 117, 142, 176, 427. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. 175, 182. Panzer, Bayr. Sag. I 124, 135, 151, 155, 199. II 135, 146, 147. Peter, Volkst. aus Österr.-Schl. II 50. Reichhardt, ZdVfV. 6, 82. Rochholz, Schweiz. Sag. a. d. Aargau I 118, 121, 249. II, XXXVIII 80, 130. Schambach-Müller, Niedersächs. Sag. 101, 200, 202, 203, 205, 207, 216, 362. v. Schulenburg, Volksgl. u. Gebr. a. d. Spr. 132, 135, 137. Strackerjan, Old. Gebr. 180 a—d. Vernaleken, Myth. u. Br. d. V. in Österr. 275, Alpens. 16, 71. L. Weinhold, ZdVfV. 7, 103. Wolf, Hess. Sag. 16, 25, 112. Wuttke, der deutsche Volksabergl. d. Gegenw. 16, 19, 32. Veckenstedt, Wend. Sag. 38—41, 46, 47, 50, 52, 312, 314. Zingerle, Br. u. Mein. des Tirol. V. 26, 28. — Beitr. z. dtsch.-böhm. Volksk. I 2, 92. Auch die irische Sage kennt einen Reiter ohne Kopf: Erin 5, 189.

Menschen mit dem Kopfe unterm Arme: Bartsch I 165, 188, 199. Grässe I 629, 657. II 740. Müllenhoff 371. Rochholz I 107, 166, 219. II, XL 261. Schambach-Müller 201. Strackerjan 180 a—d. Vernaleken, Alpens. 70, Mythen u. Br. 47, 49, 358 f.

Man hat diese Kopflosigkeit verschieden zu erklären versucht. Wuttke 771 meint: „Oft erscheinen sie (die Gespenster) ohne Kopf oder den Kopf unter dem Arme; da dies schon bei den aus der alten Götterwelt hineinragenden Gestalten vorkommt, auch bei den mythischen Tieren, so ist die Erklärung, dass es Seelen seien, die verdient haben geköpft zu werden (Strackerjan 1, 185) eine schiefe; es bedeutet wohl den Gegensatz zu dem wirklichen Leben“. Strackerjan hat diese Deutung nicht selbst aufgestellt, sondern

aus dem Volksmunde entnommen (§ 180): „Eine Mitteilung aus Visbek weiss diese zu deuten. Die Männer, welche ohne Kopf umgehen, heisst es, sind grosse Bösewichter gewesen, welche die Todesstrafe verdient, aber nicht erlitten haben, sei es weil ihre Untat nicht entdeckt ist, oder sie selbst durch List und Leugnen ihrer Strafe sich entzogen haben. Deshalb sind sie verurteilt, ohne Kopf bis zum jüngsten Tage wiederzugehen". Damit stimmt überein, was Grimm (DS. I 398) bemerkt: „Man glaubt, wer eine der Enthauptung würdige Untat verrichte, die bei seinen Lebzeiten nicht herauskommt, der müsse nach dem Tode mit dem Kopf unterm Arm umgehen". Auch Schambach-Müller erwähnen diese Ansicht (S. 362). Und bei Leoprechting (Aus d. Lechrain S. 122) finden wir ein Beispiel dieses Glaubens: Ein Mann kommt in einem Hohlwege um. Weil er ein schwertfälliges Verbrechen begangen hat, muss er ohne Kopf umgehen. Th. Vernaleken (Myth. u. Br. 47) und Birlinger (S. 23) meinen: die kopflosen Schimmelreiter, wilden Jäger und andere Geister sind vom Volke durch ihre Kopflosigkeit als verstorbene, seelenlose bezeichnet.

Bei den oben zusammengestellten Beispielen kopflos Erscheinender war eine Todesursache nicht genannt; bei den folgenden wird sie angegeben.

a) Bechstein I 269. Grässe II 452, 712, 1222. Jahn 64. Kuhn, Märk. Sag. 233. Schambach-Müller 47. Vernaleken, Myth. u. Br. 53.

b) α) Schambach-Müller 38, 39, 202. β) Andree 377 f. Schambach-Müller 202. Veckenstedt 335.

Unter a sind Fälle genannt, in denen es sich um kopfloses Erscheinen solcher handelt, die mit dem Schwerte hingerichtet sind. Schambach-Müller (S. 362) bemerken: „Gespenster ohne Köpfe[1]) oder mit dem Kopf unter dem Arme sind gewöhnlich die Geister der Erschlagenen oder Hingerichteten". Die unter b α genannten sind die Geister von Grenzsteinverrückern, die nach geltendem deutschem Rechte bestraft worden sind, nämlich durch Abpflügen des Kopfes; mehrfach wird diese Strafe in den Weistümern genannt, vgl. Grimm, DR. 520, 547. Die unter b β aufgeführten werden nur als Grenzsteinverrücker angegeben, ohne dass ihre Todesart erwähnt wird; doch wird man die eben bezeichnete für sie annehmen dürfen; „man erklärt die kopflosen

[1]) Gelegentlich spukt auch der Kopf eines Enthaupteten, Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag. 50.

Geister der Grenzsteinverrücker dadurch, dass ihnen zur Strafe für ihren Frevel der Kopf abgepflügt worden sei", Andree 378. Vgl. Zingerle, Sitten und Bräuche des Tir. Volks 199.

Man könnte nun meinen: Diejenigen, welche durch Enthaupten gestorben waren, liess der Volksglauben als kopflos erscheinen; ihre Zahl wird nicht gering gewesen sein, grade solche hatten besondere Veranlassung, wiederzugehen, ihres Erscheinens Art und Weise ist dann auf die Gespenster überhaupt übertragen worden.

Es kommt aber noch eins hinzu: wir haben, wie ich glaube, in dem Erscheinenlassen kopfloser Gespenster eine Erinnerung an uralten Bestattungsgebrauch. K. Weinhold (d. heidnische Totenbestattung in Deutschland, Sitzungsber. d. Wiener Ak., philos.-histor. Klasse 1858 (29) S. 155) berichtet: „Besonders merkwürdig ist, dass die Körper der Toten nicht ganz, sondern nach Loslösung einzelner Glieder bestattet werden, und dass einige der abgelösten Teile verbrannt sind, wie hier für den Schädel der einen Leiche am sichtlichsten ist . . . Bald fehlt der Schädel mit andern Gliedern, bald ward alles ausser dem Kopfe verbrannt". Und S. 156 erzählt er: „Auf einer Reise König Dagoberts nach Thüringen (621) erkrankte der Verwandte eines vornehmen Mannes aus dem Gefolge tödlich. Da der König zur Weiterreise drängte, der Sterbende nicht fortzuschaffen war, aber auch nicht zurückgelassen werden konnte, beschloss man, ihm nach heidnischer Sitte (more gentilium) den Kopf abzuschneiden und den Körper zu verbrennen. Bischof Arnulf beugte aber diesem Gräuel durch eine wunderbare Heilung vor". Das ist ein Beispiel für die Anmerkung Rohdes (Psyche[3] I 28): „Wer auf Reisen oder im Kriege (also in einem vorübergehenden Nomadenzustande) starb, dessen Leib verbrannte man, schnitt aber ein Glied (bisweilen den Kopf) ab, um dieses nach Hause mitzunehmen und dort zu begraben". Weinhold erwähnt auch sonst noch Beispiele für diese Bestattungsweise, a. a. O. 1859 (30), S. 200: „In einem der Nenniger Gräber (an der Mosel) lag der Kopf der Leiche so, dass er vor der Beerdigung abgeschnitten sein musste . . . . In dem Friedhofe von St. Euxaire in Nordfrankreich waren ebenfalls Schädel vom Rumpfe gelöst", sowie in einem thüringer Grabe vier Schädel ohne andere Leibesteile lagen (29, 156). Es fand also in ältester Zeit am Leichnam sehr oft eine Trennung des Kopfes und Rumpfes statt, der Volksglaube stellte sich daher die Geister der Verstorbenen mit Vorliebe

kopflos oder mit dem Kopfe unter dem Arme vor. Zwar verfiel diese Bestattungssitte allmählich, die Vorstellung von kopflosen Geistern blieb aber erhalten, gestützt durch den Glauben, dass die mit dem Schwert oder Pflug Enthaupteten nur des Kopfes ledig wiedergehen konnten.

Aus dieser Todesart und als Spur ältesten Begräbnisbrauches erklärt sich meiner Meinung nach der Glaube an kopflos erscheinende Gespenster, und ich freue mich, bei Weinhold auf die gleiche Erklärung zu stossen: „Die Volkssage schildert den wilden Jäger und manche andere Geister kopflos oder mit dem Kopf unter dem Arme, was nicht so allgemein darauf zu deuten ist, dass es Verstorbene seien, sondern was sich aus dem hier nachgewiesenen Brauche heidnischer Bestattung erklären wird“ (29, 155).

Diese ganze Betrachtung wurde durch den Volksglauben veranlasst, dass derjenige, welcher in einer der zwölften einen kopflosen Schatten werfe, im kommenden Jahre sterben müsse. Zingerle (Zeitschrift für deutsche Mythologie 4, 151) meint, dem Schatten fehlt der Kopf, weil in ihm Leben und Seele wohnt[1]); ich meine, einer, dem der Schatten des Kopfes fehlt, ist gleichsam zu jenen geisterhaften, der Unterwelt angehörigen Wesen gezählt, die kopflos spuken. Alter Glaube weiss, dass solche Mönche bald sterben mussten, die in ihrem Chorstuhle ohne Kopf sitzend gesehen worden waren (Rochholz, Germania V 188). Ein Messner, der in der heiligen Nacht in die Kirche gegangen ist, sieht darin einen Zug von Personen, die er alle erkennt, nur die letzte, weil ohne Kopf, bleibt ihm rätselhaft. Diese letzte war der Messner selber, der gegen Schluss des Jahres starb, nachdem ihm die anderen von ihm gesehenen im Tode voraufgegangen waren (Hauser, Der Heilige Abend in einem Dorfe Paznauns, ZdVfV. 7, 355). Das Zukünftige wird in jener wunderreichen Zeit Gegenwart, den Schatten oder das Bild des dem Tode verfallenen Menschen sieht man in der charakteristischen Gestalt des Toten. Über kopflos erscheinen als Vorzeichen des Todes siehe noch Wuttke 321, Grässe I 65. Liebrecht, Zur Volkskunde (Norwegischer Aberglaube) S. 326.

Noch eins will ich erwähnen: Die Todesgottheit selbst wird wie der Tote, gewöhnlich ja als Skelett, gedacht. Aber auch als eine des Kopfes ledige Gestalt erscheint sie, s. Müllenhoff, Schlesw.-

---

[1]) Dieser Meinung ist auch v. Negelein, Archiv f. Religionswiss. 1902 S. 19.

Holst. Sagen S. 245: „Der Hel ist der Tod selber . . . Er soll kopflos sein". So gedacht erscheint die Todesgottheit auch bei C. Meyer, der Aberglaube des Mittelalters S. 137, nur dass sie hier in der Mehrzahl vorkommt: „Die schrecklichsten Prodigien aber gingen einer Pest voraus, welche Constantinopel zur Zeit Kaiser Justinians heimsuchte; da sah man schwarze Männer ohne Köpfe in ehernen Schiffen über das Meer nach den verschiedenen Städten, welchen die Seuche bevorstand, fahren".

Es bleibt nun noch übrig auf die kopflosen Tiergespenster einzugehen. Besonders sind es Rosse, die meist in Verbindung mit dem kopflosen wilden Jäger also erscheinen.

Birlinger I 9, 26, 110. Grässe I 125, 557, 561. II 223. Kuhn, Märk. Sagen 116, 120. Peter II 48. Rochholz I 130. Schambach-Müller 101. Strackerjan 186c. Vernaleken, Alpens. 58, 85. Wolf, Hess. Sag. 25. Wuttke, 28, 59. Doch auch andere Tiere wie Kälber, Esel, Hunde werden erwähnt: Grässe II 910. Schambach-Müller 197, 362. v. Schulenburg 175, 257. Veckenstedt 38—41, 46, 47, 52, 313, 410, 411.

Sollen wir annehmen, dass diese Erscheinungsweise von den menschlichen Gespenstern auf die tierischen übertragen worden ist? Das wäre immerhin denkbar. Doch ich meine, die Erklärung ist anderwärts zu suchen. Wolf scheint mir in seinen Niederländischen Sagen (S. 687) den rechten Weg gewiesen zu haben: „Ausser den hier angeführten Tieren (Hunden) erscheint besonders häufig im nördlichen Holland das Pferd oder Füllen ohne Kopf. Wo blieb der Kopf? Sollte man hier nicht an das den Göttern zum Opfer aufgesteckte Rosshaupt erinnern dürfen?" Wie häufig diese Opfer gewesen sind, ist bekannt genug. Einige Zitate mögen genügen. Montanus, die deutschen Volksfeste 163: „Nach den Schriften der Bekehrer war die Zahl der in den Hainen aufgehängten Pferdeköpfe oft sehr gross, je älter der Hain oder je grösser der Ruf seiner Heiligkeit, desto reichere Opfer", ferner von Negelein „Das Pferd im Seelenglauben und Totenkult", ZdVfV. 12, 20 f. Man braucht gar nicht anzunehmen, dass die Erscheinungsweise gespenstiger Pferde auf andere Tiere übertragen worden ist, wurden doch auch deren Häupter abgeschnitten und den Göttern geopfert, s. z. B. Montanus S. 171: „Papst Gregor der Grosse klagt über die Langobarden, dass sie dem Teufel ein Ziegenhaupt geopfert". Auch hier hat also, wie wir das beim Menschen sahen, die Todes- und Bestattungsweise den Glauben hervorgerufen, dass die Tiere kopflos wiedergehen.

# Aus orientalischen Quellen.

Von Dr. Siegmund Fraenkel.

## 1. Feuerprobe.

Zu den Nachrichten des arabischen Schriftstellers Kazwînî über die Feuerprobe bei den Germanen hat G. Jacob (Studien in arabischen Geographen Heft II S. 46 ff., Ein arab. Berichterstatter S. 41 Anm.) allerlei Parallelen aus Post, „Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens“ angeführt. —

Diese Notizen können noch durch einige den Freunden der Volkskunde vielleicht noch nicht bekannte Berichte ergänzt werden.

Ibn Rosteh, ein arabischer Geograph des 9. Jahrhunderts, erzählt[1]), dass in der indischen Stadt Fanṣûr, im Gebiete des Maharadja, die Feuerprobe als Rechtsbrauch in Zivil- und Strafprozessen gilt. „Die Rechtsuchenden gehen zum Herrscher, auf dessen Befehl zunächst ein etwa ein Pfund schweres Stück Eisen glühend gemacht wird. Dann geht man zu einem Baume, dessen Blätter so dünn wie Lorbeerblätter sind, legt sieben von ihnen übereinander auf die Hand des Beschuldigten und obenauf das mit einer Zange aus dem Feuer geholte glühende Eisenstück. So muss er nun etwa 100 Schritte siebenmal hin- und zurückgehen. — Wenn nun seine Hand unter den Blättern verbrannt ist, so ist er damit schuldig gesprochen und wird getötet, wenn auf das Vergehen, dessen er bezichtigt wird, die Todesstrafe gesetzt ist; in einem Schuldprozesse muss er Zahlung leisten, oder — falls er kein Vermögen besitzt — er wird Sklave des Herrschers, der ihn dann verkauft. — Hat ihn aber das Feuer nicht verbrannt, so wird dem Ankläger gesagt: ‚Du bist im Unrecht. Dein Gegner hat die Feuerprobe bestanden‘, und er selbst wird für die (falsche) Anschuldigung bestraft“ [2]).

Hierzu hat der Herausgeber dieses Textes, de Goeje, aus Veth Borneos Westerafdeeling II S. 317 folgenden Bericht angemerkt: „Wie van toovery beschuldigt wordt, moet zich de handen aan elkander laten binden en de vingers zoo houden, dat zy als een mandje uiteen staan. Darin worden dan zeven sirih-bladeren en in het midden, gedurende eenige oogenblikken, een klein gloeiend

[1]) Bibliotheca geographorum Arabicorum ed. de Goeje Bd. VII S. 138.

[2]) Der Text ist an dieser Stelle nicht ganz klar; doch scheint dies der Sinn.

aanbeeld geplaatst. Wie die houden kan, zonder zich te branden, is onschuldig".

Graf Landberg gibt (Arabica V S. 163) eine Erzählung seines arabischen Dieners wieder, die eine Beschreibung der Feuerprobe enthält, wie sie in unserer Zeit in Hadramaut üblich ist. Ein Hammel war gestohlen worden, und der Verdacht lenkte sich auf vier Personen. Der Emir, der in diesem schwierigen Falle nicht Recht sprechen konnte, schickte die Rechtsuchenden zu dem Mubašši' (so heisst der Mann, der die Feuerprobe vornimmt). „Wir kamen nun zum Mubašši'; der aber nahm die Probe erst vor, als wir ihm zwei Dolche (als Pfand) für seine Gebühr übergeben hatten. Er legte nun ein Messer auf das (Zauber-)Buch. Dann steckte er das Messer ins Feuer und prüfte nun den ersten[1]). Der war unschuldig; ebenso den zweiten, der auch unschuldig war. Der dritte wurde als schuldig erkannt, da sich auf seiner Zunge Blasen gezeigt hatten. Der musste nun auch die Gebühr des Mubašši' bezahlen".

Ähnliches berichtet auch Burckhardt (Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby S. 98) vom Stamme der Anêze. Bei diesen wird ein langer eiserner Löffel rotglühend gemacht und der Mubašši' leckt ihn zuerst selbst an beiden Seiten. „Alsdann legt er ihn wieder ins Feuer und befiehlt der angeklagten Person zuerst ihren Mund mit Wasser auszuspülen und dann den Löffel zu lecken, wie er es getan habe. Kommt die angeklagte Person ohne Verletzung der Zunge davon, so hält man sie für unschuldig; wird sie aber von dem rotglühenden Eisen beschädigt, so verliert sie ihren Prozess".

## 2. Hexen.

Doughty (Travels in Arabia deserta II 108) berichtet, was ihm über die Hexen in Haibar — fünf Tagereisen von Medîna — erzählt wurde. „Sie können auf einem Palmzweige in einer Nacht nach Medîna reiten und vor Tagesanbruch wieder zu Hause sein, ohne dass jemand es merkt. Wenn eine verheiratete Hexe ein wenig Asche vom Herde nimmt und damit die Stirne ihres schlafenden Mannes bestreut, dann schläft er wie tot bis zum Morgen. — Wehe dem Manne, der ihnen begegnet! Wer sich

[1]) Die Prüfung besteht, wie der Erzähler als bekannt voraussetzt und aus dem Folgenden deutlich wird, darin, dass das glühende Messer dem Verdächtigen auf die Zunge gelegt wird.

ihnen nicht ergeben will, den verwandeln sie in einen Ochsen, ein Pferd oder einen Esel. Wer ihnen aber zu Willen ist, dessen Herz essen sie und saugen ihm das Blut aus dem Körper; er kommt um seinen Verstand und bleibt so sein ganzes Leben". —

Nach dem Glauben eines arabischen Stammes in Nordafrika (Journal Asiatique 1903 S. 68) reiten die Hexen auf Besen, Fässern, Feuerhaken oder auf einer schwarzen Hündin.

Während hier, wie auch sonst meist, den Hexen eine übernatürliche Kraft in der Höhe zugeschrieben wird, ist in einem Berichte des palästinischen Talmuds [1]) gerade die umgekehrte Vorstellung zum Ausdrucke gekommen. Der Lehrer, der mit seinen Schülern auszieht, um 80 Hexen zu fangen, sagt: „Auf meinen ersten Pfiff zieht eure weissen Gewänder an; auf den zweiten dringt alle zusammen auf die Hexen ein. Jeder suche eine zu fassen und hebe sie sofort in die Höhe. Die Wirkung ihres Zaubers besteht nämlich nur, solange sie auf dem Boden stehen; sind sie in die Höhe gehoben, so vermögen sie nichts mehr" [2]).

---

# Die slovenischen Volkslieder.

Von Dr. W. Nehring.

Slovenske narodne pesmi iz tiskanih in pisanih virov zbral in vredil Dr. Karol Štrekelj izdala in založila slovenska matica. (Slovenische Volkslieder, gesammelt und geordnet von Dr. K. Štrekelj, herausgegeben und verlegt von der slovenischen Matiza). 2 Bände. Laibach 1895—1903.

Das Volkslied in den slovenischen Ländern: Steiermark, Kärnthen, Krain, dem slavischen Istrien und den westlichen Gebieten von Ungarn wurde durch die mächtige Anregung Herders in den „Stimmen der Völker in Liedern" 1778 aus dem Dunkel an das Licht der Öffentlichkeit gezogen und mit ihm der nationalen Sprache ein wenn auch bescheidener Platz in der Literatur und Kunstübung eingeräumt, durch einflussreiche Männer, nicht zum mindesten durch den Pater Pohlin († 1801), der Bücher für das Volk schrieb, durch Japel († 1807), der die Bibel im katholischen

[1]) Ḥagigâ 77d unten.

[2]) Parallele zur Sage von Antaeus.

Geiste übersetzte, Linhart († 1795), der Beaumarchais' Figaro übersetzte u. a. Auch durften slovenische Lieder auf der Bühne in Laibach als Einlagen in italienischen Opern erklingen und ernteten freudigen Beifall, und bald wurden auch in Laibach slovenische dramatische Stücke von hochgebildeten Dilettanten gespielt und liessen erkennen, dass die Sprache Wohlklang, Biegsamkeit und Geschmeidigkeit besitze, um bühnengerecht und literaturfähig zu sein.

Einen noch stärkeren Antrieb erhielt das nationale Bewusstsein des Volkes durch die Napoleonischen Kriege. Bekanntlich bildete Bonaparte nach dem Siege bei Wagram 1809 das Königreich Illyrien, zu dem auch Kärnthen, Krain und andere slovenische und kroatische Landesteile gehörten, und gab dadurch mittelbar Anstoss zu der Idee des „Illyrismus“, der Einheit der Kroato-Serben und Slovenen. So wie dem wiedererwachten nationalen Bewusstsein bei den Serben das Zurückgehen auf die herrliche Volkssprache und die unvergleichlich herrliche Volkspoesie, vornehmlich durch die Arbeiten von Vuk Stephanovič Karadžić zu verdanken ist, welche Männer wie Goethe und Jakob Grimm entzückte, so auch bei den Slovenen, wenngleich nicht in so hohem Grade. Doch auch hier erwachte das Bewusstsein und drang allmählich in das Denken, Sinnen und Trachten der führenden Geister, dass die Volkssprache und Volkspoesie der Born sei, aus dem der nationale Geist hervorgehen wird. In den heimatlichen Fluren und Bergen sang das Volk so freudig, und überall waren bei dem slovenischen Volke reiche Schätze zu heben. Bekannt ist die Sanglust der Slovenen, vornehmlich der Krainer, der Bauer und Bursche singt stets heitere Lieder, und die Frau „singt wo sie geht und steht; sie sinnt nicht lange, was sie singen soll, sie dichtet aus dem Stegreif ihr Liedchen, das so recht aus Herzenstiefe als reinster Volksgesang hervorquillt“. Auch ist die Begabung des slovenischen Volkes bekannt: wahrlich nicht gering ist die Zahl ihrer Dichter, wie Vodnik, Prešern, Kosecki, Toman, Vilhar, Majar u. a., und nicht klein die Zahl der Sprachforscher, welche von der Liebe zu ihrer Muttersprache ausgingen und die slavische Sprachwissenschaft mit ihren Arbeiten befruchteten, wie die gefeierten Slavisten Bart. Kopitar, Fr. Miklosich und andere bis auf den heutigen Tag. Und der Nährboden für diese Früchte war das Volk und seine geistigen Schätze. Aber die Entwickelung

ging in den Anfängen langsam vor sich. Das Volk war lange vernachlässigt und ohne Zusammenhang mit den Gebildeten; der geweckte Schulknabe nahm in der deutschen Schule gern deutsche Einflüsse in sich auf, und in der Stadt, wohin ihn die Aussicht auf Erwerb zog, versetzte er seine Muttersprache mit Germanismen, worüber Kopitar in seiner slovenischen Grammatik 1808 klagt; die Gebildeten sprachen, schrieben, dachten deutsch, und selbst in den Anfängen der Wiedererweckung des nationalen Empfindens, im Beginn des XIX. Jahrh. war es sogar für die geistigen Führer des Volkes eine Mühe, sich der slovenischen Sprache zu bedienen. Der bekannte Stanko Vraz schreibt (s. seine Werke 5, 171) an Jarnik: „Nach Abfassung eines slovenischen Briefes fühle ich mich wie niedergeschlagen, verzeihen Sie, dass ich heute dieses Opfer nicht bringe", und Jarnik antwortet: „Wieder schreibe ich tudjim jezikom (in fremder Sprache), das kommt von der Gewohnheit, dass man früher lieber lateinisch schrieb, wie slovenisch". Man verfasste auch literarische Erzeugnisse deutsch, und es verstand sich von selbst, dass die zahlreichen Grammatiken der slovenischen Sprache und die sprachwissenschaftlichen Arbeiten von Kumerdey, Vodnik, Kopitar, Šmigoc, Dajuko, Metelko, Murko deutsch geschrieben wurden; es sind stille und verdienstliche Arbeiten, deren Frucht Reinheit, Fülle und Glätte der heimischen Sprache werden sollte. Neben diesen „doktrinären" Bestrebungen fehlte es auch nicht an poetischen Leistungen eines Japel, Linhart, Volkmar, Ravnikar und anderen, unter denen die ersten wahren, gottbegnadeten Dichter Valentin Vodnik († 1819) und Franz Prešern waren. Aber erst seit 1830 sollte sich ein rühriges, wirkungsvolles literarisches Leben entfalten, und zwar mit der Begründung der Zeitschrift Čbelica (Biene), um welche sich eine grössere Anzahl von Schriftstellern scharte (ausser den genannten waren es Kastelic, der Leiter des Unternehmens, Potočnik, der sprachkundige geistvolle Čop u. a.), und die zum Mittelpunkte des poetischen Schaffens wurde, denn gerade der Dichtkunst sollte das Blatt geweiht werden. Während des kurzen, nämlich nur fünf Jahre dauernden Bestehens dieses Musenalmanachs erschienen fünf Hefte zu etwa 100 Seiten in kleinem Format, und hier wurden auch Volkslieder zum ersten Male veröffentlicht.

So wurde der erste Anfang einer regelmässigen Sammlung der slovenischen Volkslieder gemacht, und dem gegebenen Beispiele

folgten unzählige Volksfreunde und Schriftsteller, welche Sammlungen für sich machten, zum Teil Lieder der Čbelica entnehmend. Die früheren Sammlungen sind nicht einwandfrei, sie enthalten auch Lieder, die keine echten Volkslieder sind. Schon 1822 erschien in Prag eine Sammlung von dem bekannten Dichter und Gelehrten, nachherigem ersten Professor der slavischen Philologie in Breslau, Ladisl. Čelakowský: „Slovanské narodné písně" in drei Teilen, mit Volksliedern aller slavischen Völker auch in böhmischer Übersetzung, darunter auch kärnthnerische und überhaupt slovenische in allen drei Teilen. Čelakovský sammelte zum Teil selbst, so zeichnete er sich beispielsweise Lieder auf, die ihm ein slovenischer Mitschüler in Linz mitgeteilt hatte. Einige ausgewählte Stücke aus dieser Sammlung übersetzte Jos. Wenzig deutsch in seinen „Slavischen Volksliedern", Halle 1830. Die Sammlung von Dainko 1827 u. d. T. „Posvetne pesmi med slovenskem narodom na Štejerskem" (Festlieder der steirischen Slovenen) enthält leider nicht echte, unverfälschte Volkslieder, sondern von Dainko und anderen Gelehrten im Volkston für das Volk gedichtete geschmacklose Lieder. Sehr beliebt und gesucht war die Sammlung von dem kärthner Patrioten, Professor der Mathematik M. Ahacel: „Koroške in Štajerske pesmi" mit Melodien, zusammengetragen von dem Herausgeber, dem Bischof Slomšek und einem einfachen Weber; nach Šafaříks abfälligem Urteil (in Časopis č. Mus. 1833 IV 451) „geschmackvolle Reimereien, weit entfernt von echter Volkspoesie". — Eine reichhaltige Sammlung slovenischer Volkslieder besorgte der polnische Emigrant Emil Korytko in fünf Bänden: „Slovenske pesmi Krainskega naroda". Nach dem polnischen Aufstande von 1830 in Graz interniert, eignete sich Korytko die slovenische Sprache an, nahm an der geistigen Bewegung der Slovenen eifrigen Anteil, und angeregt durch die volkskundlichen Bestrebungen der Warschauer Philomathia, sammelte er, nachdem er die Freiheit wieder erlangt hatte, Volkslieder, gedruckte und auf seinen Wanderungen selbst aufgezeichnete. Vor seinem Tode († 1839 in Laibach) liess er einen Band erscheinen, die weiteren Bände wurden (von Blažnik) 1839—44 herausgegeben. Nach Šafaříks Urteil sind die Lieder dieser Sammlung im allgemeinen nicht echte Volkslieder, sondern vom Herausgeber geändert; von anderen Kritikern werden sie geschätzt. Fast gleichzeitig, nämlich 1839, gab in Agram Stanko Vraz, ein begeisterter Anhänger der „illyrischen" Idee, gefeiert als kroatischer Dichter

und Gelehrter, Volkslieder seines Heimatlandes — er war ein geborener Slovene — heraus unter „illyrischer" Flagge, und zwar unter dem Titel: „Narodne piesni ilirske, koje se pievaju po Štajerskoj, Krajnskoj, Koruškoj i zapadnoj strani Ugarske" (Illyrische Volkslieder, welche gesungen werden in Steiermark, Krain, Kärnthen und Westungarn). Es war dies der erste Teil, und er enthielt Lieder, welche einzelne Volksfreunde aus dem Volksmunde vernommen und gesammelt haben, und welche auch nicht ganz verschont geblieben sind von der nachbessernden Hand des Herausgebers, die aber den Volkscharakter noch im allgemeinen treu bewahrt haben, weil der Herausgeber, selbst ein Dichter und aus dem Volke hervorgegangen, den Formen- und Schönheitssinn mit dem richtigen kritischen Sinn für Ursprünglichkeit in Einklang zu bringen wusste. Ausser diesen veröffentlichten Sammlungen der früheren Zeit, der 30er und 40er Jahre, aus denen Anastasius Grün 1850 seine Auswahl schöpfte, wurden von vielen Volksfreunden slovenische Volkslieder fleissig gesammelt, ein Beweis, wie gross das Interesse für die geistigen Güter des Volkes war; selbst gefeierte Dichter, wie Vodnik und Prešern und angesehene slovenische Gelehrte haben sich damals und später an der Arbeit beteiligt.

Die oben erwähnten gedruckten Sammlungen, denen noch die Ausgabe des bekannten Gelehrten Janežič Cvetje slovenskega naroda (Blüten des slov. Volkes) 1852, die von Scheinigg 1889 und die sehr wichtige von Kuhač (Südslav. Volkslieder in 4 Bd. 1879) beizuzählen ist, behalten ihren historischen Wert und sind für die Freunde der Volkspoesie ein liebgewordener Besitz, für den wissenschaftlichen Gebrauch aber werden sie durch die kritische, bereits genannte Ausgabe von Professor Dr. Štrekelj entbehrlich gemacht. Professor Štrekelj ist selbst ein Slovene und „kennt die Sprache und Dichtung seines Volkes wie kaum ein zweiter". Als er seine Sammelarbeit begann, war er Privatdozent der slavischen Philologie an der Universität Wien. Hier empfing er sicher so manche persönliche Anregung von dem Wiener Slavisten, Professor V. Jagić, einem vorzüglichen Kenner der slavischen Volkspoesie, dem auch das Werk gewidmet ist. Als Štrekelj im Dezember 1900 das 5. Heft seiner Slovenske narodne pesmi herausgab, war er in Graz, wohin er übergesiedelt war, ausserordentlicher Professor der slavischen Philologie mit besonderer Berücksichtigung der slovenischen Sprache und Literatur; beim

Abschluss des II. Bandes im 7. Hefte von 1903 steht bei seinem Namen der Charakter: Prof. der slavischen Philologie, korresp. Mitglied der Akademie von Petersburg und der Gelehrten-Gesellschaft zu Prag; gewiss ein verdienter Lohn für die hier besprochene vorzügliche Leistung.

Wie das Titelblatt besagt, benutzte der Herausgeber als Quellen gedruckte und handschriftliche Sammlungen und Aufzeichnungen; bei jedem Liede ist nicht nur die Heimat und der Aufzeichner genannt, sondern auch die Quelle vermerkt, aus der das Lied genommen ist. Unsere Vermutung, dass der Herausgeber selbst sammelte, manches Lied auswendig konnte und einfügte (ohne diese unmittelbare Bekanntschaft wäre der Gedanke aus Sammeln kaum möglich gewesen), bestätigt Prof. Štrekelj in der Tat durch wiederholte Nennung seines Namens als Aufzeichner so manchen Liedes (zapisal K. Štrekelj bei Nr. 1545, 1613, 1706, 1804 und an vielen Stellen). Andere Sammlungen und Sammler nennt der Herausgeber in den Noten und auf den Umschlägen mehrerer Hefte; ihre Zahl ist gross, sehr gross, ein Beweis des starken Interesses für die Volkslieder der Heimat und ihre Veröffentlichung; das Interesse ist so allgemein, dass selbst Geistliche und Beamte bei geselligen Zusammenkünften singen, wie aus einer Note hervorzugehen scheint (VII 4); es ist nicht auffallend, dass namentlich bei den lyrischen Liedern in den Fussnoten als Sammler und Aufzeichner oder Gewährsmänner selbst angesehene Gelehrte genannt werden: so hat beispielsweise der bekannte Dichter Valjavec gesammelt, und der berühmte Slavist Miklosić hat dem Herausgeber diese Sammlungen überlassen; Prof. Baudouin de Courtenay hat auf seinen Studienreisen in den slovenischen Gebieten Volkslieder aufgezeichnet. Selbstverständlich wurden Volkslieder, wenn sie in Zeitschriften veröffentlicht waren, gewissenhaft benutzt, sofern ihre Echtheit unbedenklich war, denn die Rücksicht darauf war für den Herausgeber das vornehmste Erfordernis. Schon früher wurde von Šafařik bemerkt und jetzt bei den sorgfältigen Prüfungen des Herausgebers Schritt für Schritt bei den betreffenden Liedern nachgewiesen, dass frühere Herausgeber und Sammler aus sprachlichen oder ästhetischen Rücksichten an dem Wortlaute der Lieder meisterten, während es doch bei Mitteilung und Schätzung des Volksliedes nicht allein auf den Inhalt, sondern auch, und zwar nicht zum geringsten, auf die Sprache ankommt. Wenn ein Dichter wie Prešern ein Volkslied

umbildet, so tut er, wie Prof. Štrekelj in einem besonderen Aufsatz „Prešeren in narodna pesem“ 1901 zeigt, nichts anderes als Goethe in dem Liede „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“, aber in solchen Fällen bleibt vom echten Volksliede nur die Volkstümlichkeit. Am häufigsten werden als Quellen genannt die handschriftlichen Sammlungen von Stanko Vraz, welche die Matica dem Herausgeber überlassen hatte, die von Rodė (Rodet) und Smolet, ebenfalls im Manuskript benutzt, und die von Majar, die sich in Moskau befand und auf Veranlassung des Prof. Jagić dem Herausgeber zugeschickt wurde.

So flossen die Quellen reichlich, und wohl selten ist die Zentralisierung und Sichtung slavischer Volkslieder so günstig gewesen, wie in dem vorliegenden Falle. 4729 Lieder mit Einschluss der Varianten (versch. Redaktionen) gelangten bis jetzt zur Veröffentlichung; wir haben noch mehr zu erwarten. Der Ausspruch des hervorragenden Literaturhistorikers Pypin, dass die „Volkspoesie der Slovenen nicht reich sei“ (Slav. Literaturgesch., deutsche Übers. I 393) wird durch die Ausgabe Štrekeljs glänzend widerlegt. Die natürliche, von selbst gegebene Einteilung der vielen Lieder in epische und lyrische ist auch hier in Anwendung gekommen. Die erzählenden sind in den ersten vier Heften (snopič 1—4) enthalten und bilden den ersten Band mit 1006 Nummern. Da das slovenische Volk zu keiner Zeit einen selbständigen Staat gebildet hat, so fehlen Heldenlieder, wenn auch einzelne, gleichsam Überreste einer ehemaligen reicheren Volksepik den herrlichen Heldenliedern der Serben nahekommen; die meisten haben den Charakter von Balladen, Romanzen und Legenden, zuletzt kommen Lieder aus dem Tierleben. Die einzelnen Gruppen sind durch besondere Überschriften von einander nicht getrennt; da die Lieder nach dem Inhalte angeordnet sind, so führen inhaltlich verwandte zu der nächsten Gruppe allmählich hinüber. Man könnte mit dem Herausgeber hin und wieder über die Einordnung einzelner Lieder an eine bestimmte Stelle streiten, er selbst gesteht seinen Irrtum in bezug auf die Nummern 108 ff. in Vorrede (Predgovor) I offenherzig zu, indes ist die Übersicht des Liederschatzes durch einzelne mögliche Irrtümmer im ganzen und einzelnen durchaus nicht gestört, und es ist, wenn der Inhalt über die Reihenfolge entscheidet, schliesslich unerheblich, ob z. B. das Lied vom König Matthias als Geiger vor der Hölle unter Nr. 64 ff. oder etwa gleich nach

smrt (Tod) Kralja Matjaža steht. Von diesem ungarischen Könige, der bei den Slovenen im lebhaften Andenken steht, singt das Volk noch mehr Lieder, ebenso ist ihm der von Serben und Bulgaren in Liedern und Sagen gefeierte Held Marko Kraljević bekannt, nicht so sehr als Kriegsheld, sondern als gewaltiger Totschläger, der im Zorne selbst seine treulose Frau und sogar seine Mutter nicht verschont. Vom höchsten Interesse ist das längst bekannte Lied von dem Lamberg und Pegam und das Lied vom klugen Heldenjüngling Sekol (Nr. 245), der seinem Onkel Janko vojevoda unerkannt als Hochzeitssvat gute Dienste leistet; das Lied erinnert stark an das serbische Hochzeitslied vom Caren Dušan: ženitba cara Dušana (Vuks Sammlung II 132), auch das Metrum ist der übliche Zehnsilber mit einzelnen Fehlern; es ist wohl von verwandten serbischen beeinflusst, da es aus dem Grenzgebiet von Kroatien stammt; es hätte als Heldenlied vielleicht mehr vorn eingefügt werden können. Ebenso interessant ist das Lenorenlied Nr. 61—3, wo einmal das Mädchen Majdalenka genannt ist, mit dem dankenswerten Hinweis auf die Arbeiten des Prof. Pastrnek über den Lenorenstoff in der slavischen Poesie. Frauen spielen auch in den Heldenliedern eine bemerkenswerte Rolle: ein mannhaftes Mädchen geht als Knecht gekleidet zu den Soldaten anstatt des Vaters oder weil kein Sohn im Hause ist; ein solches Mädchen geht zu Jelačic (Nr. 56 ff.); eine polnische und in einem anderen Liede eine spanische Königstochter setzt Venedig in Bewegung, in beiden Liedern ist der Inhalt rätselhaft. Das weibliche Geschlecht tritt besonders in den Vordergrund in den balladenartigen Liedern, deren oft unschöner Vorwurf die Liebe ist, also in Liedern von schlechten, untreuen, aber auch von guten Frauen oder von unglücklichen Mädchen. Viele von ihnen klingen märchenhaft, wie z. B. das von dem Mädchen, welches vom Bösen im Tanze bis zum Tode herumgewirbelt wurde, oder von der Dorfschönen, welche, vom Wassermann Terdoglav entführt, zur Mutter zum Besuch ging und nicht zurückkehren wollte, so dass Terdoglav im Zorne ihr Kind ins Feuer warf; phantasievoll sind die Lieder von Zarica und Sončica (Nr. 71), diese von jener gekauft und unwissentlich vergiftet, oder von der Špela (78), die in eine Schlange verwandelt wurde, weil sie den Herrn gegen die Herrin hetzte. Der Inhalt ist mannigfach und der Ton dem Inhalte gemäss verschieden, zuweilen fromm mit Mahnungen, oder satirisch, wenn

das Unglück durch Unehrlichkeit verschuldet wurde, oder grauenhaft, wenn übermenschliche Mächte in die Schicksale der Menschen hineinspielen: die Fügungen Gottes, das unerbittliche Schicksal, der Tod, der Böse mit seinen Nachstellungen. Ein unehrlicher Müller kann dem Tode nicht entrinnen, vergebens bietet er als Ersatz Geld, seine Frau, seine Kinder an, vergebens schlägt er den Sensenmann; er erliegt einer qualvollen Krankheit und ruft selbst den Tod als Erlöser herbei. Auch dem Schicksal entrinnt der Mensch nicht, wie in dem Liede von den drei rojenice (Geburtsparcen), in welchem ein Unglücklicher infolge ungewöhnlicher Zufälligkeiten seine Eltern totschlägt, wie ihm eine rojenica prophezeit hat. In dem Liede 293 verkauft eine Mutter dem Bösen ihr Kind, weil es nicht gedeihen will; im Liede 287 schiesst ein Herr (gospod) unter des Teufels Eingebung nach dem Gekreuzigten, Blut entrinnt dem heiligen Bilde und der Schänder wird in einen Hund verwandelt. Die Höllenknechte haben leichten Seelenfang, erscheinen als schwarze Raubvögel oder dunkle Gespenster und holen ihre Beute.

Das Walten der himmlischen Mächte leitet hinüber zu den Legenden und legendenhaften Liedern. Mit kindlich frommem Sinn und in naiven Worten und Wendungen führt das slovenische Volkslied, das oft wie ein Kirchenlied klingt, das Leben und Leiden Jesu, die Gnaden Mariä und die Fürbitten der Heiligen vor. Bilder aus dem Leben Jesu sind liebliche eigene und eigenartige Dichtungen: Juden entführen den Jesusknaben, Maria wallfahrtet mit Jesu u. ähnl. Der heil. Michael wägt die Seelen, und einmal geschieht es, dass drei Tränen der Allerheiligsten die Wage sinken machen; unter Mariens Schutz stehen verwaiste Säuglinge und die sündhaften Seelen, wenn sie gläubig nach ihrem Schutz rufen; bei ihrer Himmelfahrt entführt sie der Hölle unter ihrem Mantel die verdammten Seelen, nur drei Schuldbeladene wagen die schirmende Zuflucht nicht zu nehmen. In den zahlreichen Heiligenlegenden mit oft wunderbarem und wunderlichem Inhalt offenbart sich die phantasiereiche Gabe des Volkes, in die kindlich naiven Vorstellungen von den Verdiensten der Landesschutzpatrone Wunder hineinzudichten oder z. B. Erzählungen von der heil. Hostie zu gestalten. In solchen unzähligen Liedern, die oft von Organisten oder anderen Kirchendienern ausgehen, wie dies in einem Falle bekundet ist, und meist wohl durch wandernde Bettler, blinde Sänger und andere den Weg in das Volk nehmen, offenbart sich

der Einfluss der Kirche in hohem Masse, z. B. auch in den Mahnungen und Warnungen, die wie ein Echo von Predigten klingen: höret die heil. Messe, meidet schlechte Gesellschaften u. a. Aber die Schlechtigkeit der Menschen macht auch Gottes Gnade unwirksam, wie z. B. in dem grotesk wunderlichen Liede, nach welchem die Mutter des heil. Petrus, die auf seine Bitte aus der Hölle gezogen wird, wieder zurücksinkt, da der Faden reisst, weil sie sich neidisch zeigt.

Mit legendenartigen Liedern hängt zusammen und bildet einen Übergang zu den lyrischen des II. Bandes eine Reihe von Liedern, in denen die Liebe das Hauptmotiv ist und in denen das epische Element zurücktritt oder verblasst ist; zuweilen ist von einer legendaren Erzählung nur ein Fragment, z. B. ein Gebet geblieben. In dieser Gruppe machen einen wohltuenden Eindruck die Lieder previdno dekle (das vorsichtige Mädchen), welches sich in ihrer Kammer verschliesst, ein offenbar beliebtes Stück, weil in 20 Varianten vorkommend; ferner von dem treuen Mädchen (zvesta deklica) in mehr als 20 Ausgestaltungen (Nr. 773—94); recht sympathisch sind die Lieder Nr. 829 ff. „Die Gerechtfertigte stirbt“, wenn auch die dazwischenliegenden Lieder von dem verführten Mädchen störend wirken; wehmütig stimmt das Lied 907 von der verkauften Frau, welche nicht mehr zum Mann und zum Kinde zurückkehren will; noch mehr stimmt zur Wehmut das Lied 832 „Abschied von der Welt“, freilich nicht episch und deshalb hier kaum am richtigen Platze.

Den Schluss in der Reihe der Lieder mit erzählendem Inhalt bilden Lieder von Tieren, meist Vögeln; sie sind wenig episch, aber höchst interessant, wohl Überreste einer umfassenden Tierpoesie; einige sind sehr lieblich und zeugen von lebhaftem Naturgefühl und unmittelbarem Humor und heiterem Sinn des slovenischen Volkes. Vögel zwitschern lustig untereinander oder beraten den Menschen zutraulich, der ihnen das Leben gelassen hatte; den zu Tode verunglückten Jäger begraben die Tiere gutmütig mit Pomp; Vierfüssler oder Vögel feiern die Hochzeit, der Schreihals Hahn führt seine auf beiden Augen blinde Henne heim, mit vielen geladenen Gästen, unter denen Füchse Brautführer sind; der brummige Petz feiert seine Hochzeit mit der Frau Bärin, begleitet vom zahlreichen Hofstaate, — und ach! auch der König der Mücken will sein Weibchen haben und feiert Hochzeit, ja auch Waldbäume verbinden sich untereinander.

Volksepik besitzen unter den slavischen Völkern bekanntlich nur die Serben, Bulgaren und Russen; die Westslaven, so auch die Slovenen, besitzen nur balladenartige und legendenhafte epische Lieder, die „Heldenpoesie“ des Libušin soud und der Königinhofer Handschrift sind nunmehr endgültig zu den Akten gelegt. Dass die Südostslaven den Vorzug der Volksepik besitzen, die Westslaven aber nicht, liegt an dem Unterschiede im Charakter der genannten Völker: jene sind bedächtiger, ruhiger und gesammelter, daher gleichsam von Natur zur Epik angelegt, diese sind lebendiger und rühriger, auch in den Äusserungen ihres Gemüts, was sich bei den Czechen im Talent zur Musik, bei den Polen im Tanz und Gesang äussert. Daher das Überwiegen der Lyrik bei den Westslaven, und dies zeigt sich auch bei den Slovenen, welche in der Epik, wie wir gesehen haben, nur mehr balladenartige und legendenhafte Lieder, in der Lyrik aber einen grossen Reichtum besitzen.

Die lyrischen Lieder nun, nahezu viertausend an der Zahl (Nr. 1007—4729), füllen in drei Heften den II. Band. Professor Štrekelj nennt sie pesmi zaljublene, d. h. verliebte Lieder, weil das Volk diesen Ausdruck gebraucht, und er rechtfertigt ihn auch durch den Hinweis auf Fritz Gundlachs „Tausend Schnadahüpfle“ (Reclams Universalbibliothek), wo auch die volkstümliche Benennung im Titel „allahand valiebt's Zeug“ beliebt wurde. Die Liebeslieder des II. Bandes aber zerfallen in zwei Hauptgruppen: die umfassendere Gruppe enthält diejenigen Lieder, welche im allgemeinen das Verhältnis der beiden Geschlechter in mehr freier Weise behandeln, d. h. ohne feststehende Strophenform, ohne feste Zahl der Strophen, ohne bestimmtes, vielmehr mit verschiedenem Metrum, und auch mit verschiedenen Melodien; die kleinere Gruppe umfasst (Nr. 2417 bis zum Schluss) wahre Schnadahüpfle, kurze, meist vierzeilige, beim Tanz gesungene Lieder (poskočnica), von bestimmter stets wiederkehrender Form und mit bestimmter Melodie; die ersten zwei Verse schliessen den Gedanken ab, der das Thema enthält oder andeutet, ein Übergehen in den dritten Vers weist auf Verderbnis hin, die zwei letzten Verse enthalten die Anwendung, die Antithese, Ergänzung od. dgl. Die Namen sind verschieden: der Name poskočnica, auch bei serbischen Liedern gebräuchlich, entspricht dem süddeutschen Schnadahüpfl; der Name okrogle pesmica in Kärnthen ist Rundtanzlied; in Kärnthen kommt auch

pleparce vor, wohl nach dem deutschen Plapperlied; die Benennung kratke pesmi ist den alemannischen chorze (kurze) zu vergleichen. Die poskočnice sind überhaupt den süddeutschen Tanzliedern verwandt, auch die poetische Form und selbst der Inhalt weisen auf diese Verwandtschaft hin.

Der Vers hat zwei Hebungen und eine unbestimmte Anzahl von Senkungen. Über die Methode des kritischen Vorgehens in der Mitteilung der Lieder wird unten gesprochen werden, hier sei nur bemerkt, dass die lyrischen Lieder, ebenso wie die epischen, nach dem Inhalte angeordnet sind und dass das Thema stets darübergeschrieben ist; mehrere auf dasselbe Motiv gedichtete sind unter derselben Überschrift zusammengefasst und bilden eine Untergruppe für sich.

Über die Reihenfolge der Lieder äussert sich der Herausgeber in der Vorrede (predgovor) zum II. Bande, sie ist die natürliche nach den Graden, den Wandlungen und Schicksalen der Gefühle und Stimmungen der Liebenden, von dem ersten Erwachen der Liebessehnsucht bis zum glücklichen oder traurigen Ende: das Verlangen nach Liebe, das erste Wonnegefühl und die ersten Äusserungen desselben, die ersten Begegnungen und die süssen Eindrücke, welche Schönheit und die sonstigen Vorzüge der geliebten Person machen, die Freude über die Hoffnung oder die ängstliche Unsicherheit und Erwartung, die Wonne des Besitzes, die Tändeleien, das Necken und die unendlichen Zufälligkeiten im gegenseitigen Verhalten, — alles findet seinen Ausdruck im Liede. Oft ist die Liebe verborgen vor den Augen anderer, und oft trennen Hindernisse die Geliebten, wenn der Jüngling Soldat wird oder die Eltern widersprechen; oft trennt auch Flatterhaftigkeit oder Untreue. Gewöhnlich sind die Burschen zapeljivi (Verführer), und die Mädchen werden vor ihnen gewarnt, dass „etwas sich ereignen kann“, und dass in der zibka (Wiege) eine Stimme bald wimmern wird; aber auch die Mädchen sind galjufive (kokett). Liebe nimmt ihren glücklichen Ausgang im Ehebunde oder sie erkaltet und findet ihr Ende in Vorwürfen, Reue, Bitterkeit und Elend. Die Trennung wird selten mit Weh-, häufig mit Gleichmut getragen und Trost gesucht und leicht gefunden.

Aus dem Inhalte mögen einzelne charakteristische Motive hier besonders erwähnt werden. Zu Nr. 1008 wird aus Kuhač über den Tanz korušec (kärnthnerisch) die Notiz beigefügt, dass das

tanzende Paar den Mädchenraub (eine frühere Sitte der Verlobung) nachahmt: sie flieht vor ihm, und er jagt ihr singend nach, vergebens sucht sie zu entfliehen, jauchzend ergreift er sie und hebt sie in die Höhe. In dem Liede Nr. 1927 wird gesungen: Ljubi fanti in dekleta, Zdaj ste mladi, se ljubite, Spomlad bo šla od vas, Starost došla vas, Vse bo zapustilo vas, wie in dem Liede „Lasset die Jugend das Leben geniessen“ etc. und fast wie in dem Liede „Gaudeamus igitur, iuvenes dum sumus“ etc. Bei der erklärten Werbung ist es nichts Ungewöhnliches, dass der Liebste angeritten kommt und dass das Mädchen, ehe sie ihn in die Kammer führt, sein Pferd füttert und tränkt; unter den Slovenen gibt es viele Fuhrleute. In der Zeit der Trennung singt der Bursche: wer wird dich trösten? du sollst aber untröstlich bleiben, sollst mich nicht vergessen; und traurig genug ist das allein gebliebene Mädchen in den Liedern 1643 u. folg. Wenn der Treulose heiratet, so singt die Verlassene: mag es ihm gut gehen! aber oft empört sich ihr Herz gegen den Treubrüchigen, und sie flucht ihm, der Fluch des Mädchens aber bringt Unglück. In der Liebe ist Unglück überhaupt kein seltener Gast: häufig scheint es vorzukommen, was das Lied 2296 erzählt: obljubi da jo zapelja, Po tem se j' videt ne da . . . potom fige le pokaže (er liebt sie um sie zu betören, dann lässt er sich nicht mehr sehen, . . . dann ist sie verführt und angeführt). Es klingt auch nicht poetisch in dem Liede 2266, dass das Mädchen für die Taler, die sie bekomme, eine Wiege kaufen solle. Unpoetisch mutet auch an in manchen Liedern der Refrain: to se lahko zgodi, Da se Krancelj zgubi Privsaki majheni priložnosti: das ereignet sich leicht, dass die Unschuld verloren geht, bei jedem, dem geringsten Anlass (Nr. 1422 ff.). Da es kaum glaublich ist, dass Mädchen solche Lieder singen, so ist es wahrscheinlich, dass sie als Neckereien von Burschen gesungen werden.

Die epischen Lieder stehen, wie schon bemerkt, den lyrischen quantitativ nach, inhaltlich sprechen sie mehr an, und man könnte fast sagen, dass ihr Stoff auch mannigfaltiger ist in bezug auf die Motive, weil diese den heimatlichen, den religiösen und den allgemein menschlichen Interessen entnommen sind; auch himmlische Sphären neigen sich herab zum Sänger, und selbst Gräber haben ihr Leben, wie in dem Liede, in welchem die Mutter aus dem Grabe spricht oder im Grabe gebiert und dem Grabe entrissen, noch lange glücklich lebt (Nr. 338).

Die Vorzüge der Ausgabe sind wiederholt hervorgehoben worden. Die Quellen, sowohl die gedruckten wie handschriftlichen Sammlungen und Aufzeichnungen, sind wohl alle ohne Ausnahme vereinigt und auf das gewissenhafteste verwertet; es sei noch bemerkt, dass von dem berühmten kroatischen Gelehrten Kukuljević-Sakcinski in einer Note erzählt wird, er habe ein slovenisches Lied einem Knaben abgelauscht, der einen blinden Sänger herumführte, das sei aber ein glücklicher Zufall gewesen, denn der blinde Sänger erlaube dem Führer nicht, beim Singen zugegen zu sein. Mit einzelnen ähnlichen Ausnahmen aber sind die Quellen gedruckte oder handschriftliche Sammlungen und einzelne Aufzeichnungen, die handschriftlichen Sammlungen hat zum allergrössten Teil die slovenische Matica Prof. Strekelj geliefert. Der Herausgeber hat nun, wie schon oben erwähnt, die Lieder in der bekannten Reihenfolge, dem Inhalte gemäss, in unveränderter Fassung und im unveränderten Wortlaut mitgeteilt, nicht, wie wohl von einigen Seiten erwartet wurde, in der Büchersprache, sondern mit allen mundartlichen Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten, selbst in orthographischer Beziehung, — ganz im Gegensatz zu fast allen seinen Vorgängern, selbst Stanko Vraz, das Herumändern war eben allgemein. Bei jedem Liede ist die Heimat, der Aufzeichner und die Handschrift angegeben, welcher es entnommen ist, auch die Melodie ist beigegeben, wenn solche bekannt war; die meisten kommen von St. Vraz, konnten aber nicht immer verwertet werden, weil der genannte Sammler die Weise zuweilen nur flüchtig und unleserlich mit Blei notiert hatte, viele sind aus der vortrefflichen Ausgabe von Kuhač genommen. Das Thema ist stets bei jeder Nummer übergeschrieben; sind auf dasselbe Motiv mehrere Fassungen, etwa aus verschiedenen Gegenden vorhanden, so bilden sie unter derselben Überschrift eine besondere Untergruppe, mit der angenommenermassen ältesten Fassung an der Spitze, und wenn die Fassungen inhaltlich mehr oder weniger auseinandergehen, mit den Bezeichnungen Redaktion I, II oder A. B. C. usw. Bei Liedern derselben Fassung aus verschiedenen Gegenden oder Quellen sind in den Fussnoten die verschiedenen Lesarten oder auch willkürliche Textänderungen anderer sorgfältig verzeichnet, auch sonstige textkritische Bemerkungen sind unten in die Noten vollständig aufgenommen. Da Themata sich wiederholen, wie z. B. das Spielen vor der Hölle mit der Absicht, Seelen zu erlösen, so wird auf

Lieder gleichen oder verwandten Inhalts in der Ausgabe aufmerksam gemacht; Parallelen aus anderen Literaturen werden nicht gesucht, dagegen Verwandtschaft mit süddeutschen, vornehmlich nachbarlichen Liedern, soweit nötig, sorgfältig betont. Bei der grossen Mannigfaltigkeit der Fassungen der Lieder desselben Motivs oder Typus (mitunter 40 Ausgestaltungen aus verschiedenen Gegenden) ist man angenehm überrascht von der poetischen Begabung des slovenischen Volkes und wird an Steinthals Ausführungen über die Volksdichtung erinnert, dass ein gottbegnadeter Sänger aus dem Volke, in dem sich sozusagen der Volksgeist verkörpert, ein Lied schafft, das sofort zum Gemeingut aller wird. So mancher, der es nachsinge, forme es stellenweise, stets aber im Volkstone anders, um es den Umständen anzupassen, oder absichtslos, wie jene italienische Sängerin, welche auf ihre Änderungen aufmerksam gemacht, anwortete: mi viene cosi („Das Epos". Zeitschrift für Völkerpsych. V 7).

Der Gewinn aus dieser mustergültigen Sammlung und Ausgabe slovenischer Volkslieder, die nur den besten Leistungen auf diesem Gebiete gleichgestellt werden kann, wie z. B. den Sammlungen und der Ausgabe polnischer Volkslieder von Osk. Kolberg und der kleinrussischen von Antonovič und Dragomanov, ist ein mannigfacher. Der sorgfältige kritische Apparat ermöglicht nicht nur die Ermittelung der ursprünglichen Fassung der einzelnen Lieder, sondern bietet auch vornehmlich dankenswerten Stoff zu sprachlichen, besonders dialektischen Studien. Da die Lieder die Sprache der Gegend treu wiedergeben, aus der sie stammen, so enthalten sie gerade das zuverlässigste Material in Hülle und Fülle zur Erforschung der zahlreichen slovenischen Mundarten und haben auch schon Ausbeute gewährt: in manchen Gegenden sind Nasalvokale noch reichlich erhalten; Halbvokale klingen häufig durch; das harte ł, welches bekanntlich nur im Russischen und Polnischen erhalten ist, im Böhmischen schon zu Hus' Zeiten im Verschwinden begriffen war, ist hier ebenfalls häufig zu hören, an dessen Stelle tritt hie und da w ein; bemerkenswert ist die Neigung, g wie im Böhmischen in h zu verwandeln: hvisno für gvisno aus dem Deutschen gewiss, mohva f. mogła usw.

Sprachlich und inhaltlich bietet Stoff zu mannigfaltiger Forschung die Vergleichung mit deutschen verwandten Liedern und mit der deutschen Sprache in Entlehnungen. Die Überein-

stimmung mancher Lieder mit deutschen Liedern aus der Nachbarschaft vermerkt der Herausgeber an den betreffenden Stellen ziemlich häufig, an der Hand der Sammlungen von Pogatschnigg und Herrmann, Greinz, Hörman u. a., so z. B. zu 4280: „Zwa Diendlan lieb'n Das is mer a G'spass, Ma muass an schean tun, Dass's andere nix wass“ (aus Kärnthen), oder zu 4063: „Bist amal mein g'wes'n, Kannst noch amal wer'n, Af on abgebrunnen Herdstatt Brennt's alleweiln noch gern“; noch sei angezogen das Lied Nr. 2422: „Smo lumpje smo lumpje, Smo lumpje mi vsi: Pa še dečla le gleda, Da lumpa dobi“, wozu das Vorbild in der erstgenannten Sammlung: „Die Lumpen seint Lumpen Und die Lumpen hamt Geld: Hat a nieds Diandel g'schaut, Dass an Lumpen hat gekriagt“; die deutsche Quelle ist auch genannt zu Nr. 4293, 4307, 4456, 2489 und zu einigen epischen. Es mögen noch viele ein Echo süddeutscher Tanzlieder sein, diese sind vielleicht nicht gedruckt, der Herausgeber erklärt auch, dass ihm eine Vollständigkeit nach dieser Richtung fern lag. Auch die Sprache der slovenischen Volkslieder ist mit deutschen Einflüssen stark versetzt: gartlec ist Gärtlein, kamra kamrica ist Kammer, cimar ist Zimmer, pubič, pobič ist dem deutsche Bube nachgebildet, štalca ist Pferdestall, kranzel krenčka Kränzel Kränzchen, ura Stunde, luft, arcnija, ledig, gwant (Gewand), štrumfke, troštati trösten, futrati füttern, hanzel (spr. Hansel) aus Amsel, ajzenšimeljn Eisenschimmel (vom Pferde) usw. Von der Liebsten wird in dem Liede 1877 gesagt: ima fajn plave štumfke, zlate ringolke (hat feine blaue Strümpfe, goldene Ringelchen); die Redeweise luštua deklica lustvolles Mädchen, die Redensart za en lon für einen Lohn wiederholt sich ziemlich häufig usw. Italianismen kommen selten vor: das Schiff heisst barka, Gasthaus ošterija, der Bursch fant aus infante.

Die Vergleichung mit kroatisch-serbischer Volkspoesie, welche wegen der Verwandtschaft und Nachbarschaft der Bruderstämme nahe liegt, zeigt, dass die slovenische anders geartet ist als jene. Zwar berühren sich Überreste einer Heldenepik mit den serbischen Heldenliedern, jedoch ist in dieser Sphäre die dichtende Kraft im Erlöschen begriffen, und in der lyrischen Poesie sind die Motive den Lebensbedingungen gemäss sehr verschieden. Um eines hervorzuheben, sind die Lieder, in denen das Verhältnis der Geschlechter den Grundton bildet, beispielsweise das Verhältnis von Bruder und Schwester, für die serbischen Frauenlieder sehr

charakteristisch: die Schwester sieht in ihrem Bruder den Beschützer, sie schwört bei ihm und ehrt ihn, das slovenische Mädchen stellt ihren Bruder zwar auch hoch, stellt ihn über den Liebsten, aber nur aus der Erwägung, dass für den Geliebten Ersatz möglich ist, für den Bruder aber nicht. Die Liebe des serbischen Mädchens ist ein teueres Gebot der Pflicht, in slovenischen Liedern ist sie weder tief noch beständig, mehr ein flüchtiges Gefühl als Bedürfnis des Herzens. Oben ist schon bemerkt worden, dass in den slovenischen Liebesliedern manches Unschöne ist, der Herausgeber äussert sich auch wiederholt dazu, und es ist richtig, dass mit Rücksicht auf die Vollständigkeit die minder schönen Lieder nicht etwa unterdrückt werden können. Prof. Štrekelj vergleicht die Aufgabe des Herausgebers mit Recht mit der des Botanikers und nicht des Kunstgärtners. Im übrigen ist das Unheil und die Sünde in den slovenischen Volksliedern nicht etwa nackter Naturalismus, sie werden einfach als Tatsache hingestellt oder in den Wirkungen nur mehr angedeutet. Aber auch das Schöne, Ehrliche und Anmutige kommt oft zum Ausdruck, und es mag besonders betont werden, dass in den slovenischen Volksliedern das Mädchen recht oft brav erscheint, und dass bei der Schilderung der Liebesbestimmungen auch sehr ansprechende poetische Mittel, Bilder und Vergleiche zum Ausdruck kommen. Der Vogel bedeutet oft die Liebste. Liebe ohne Gegenliebe, so heisst es häufig, ist wie die Blume ohne Duft; untreue Liebe erscheint wie die Rose im Verwelken, die Liebe, welche treu und beständig ist, gleicht dem Eisen ohne Rost, oder dem Ringe ohne Ende und Ecken usw. Die Natur nimmt teil an der Freude der Glücklichen: Sonne, Mond und Sterne glänzen, Vögel singen, Blumen duften, Bäume rauschen . . .

Früher oder später wird unsere Gesellschaft an die Aufgabe herantreten, schlesische Volkslieder, deutsche wie slavische, herauszugeben. Daher wird, so will ich hoffen, die obige längere Besprechung der vorzüglichen, musterhaften Ausgabe der slovenischen Volkslieder nicht ohne Interesse und Nutzen sein, da das besprochene Werk des Professor Štrekelj so manchen guten Wink bietet, der von den Herausgebern unserer schlesischen Volkslieder verwertet werden kann. Die polnischen oberschlesischen Volkslieder sind in unseren Mitteilungen vor kurzem im XI. Hefte Gegenstand einer trefflichen Abhandlung von Dr. Otto Böckel unter dem Titel

„Das Volkslied der polnischen Oberschlesier verglichen mit der deutschen Volkspoesie“ gewesen und durch diese Vergleichung dem Verständnis der Leser näher gerückt. Möge der Wunsch des Herrn Verfassers in Erfüllung gehen und die seit Jahrzehnten als Handschrift vorliegende ansprechende deutsche Übersetzung der polnischen Liedersammlung von Roger vom Jahre 1863 (bei Skutsch) bald einen Verleger finden. Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, dass die Ausgabe von Roger, welche der gelungenen deutschen Übersetzung des bekannten und verdienten Dr. Albert Weiss zugrunde liegt, in kritischer Beziehung nicht einwandfrei ist, denn der angesehene Sammler und Herausgeber änderte den Wortlaut der Lieder durchweg nach der hochpolnischen Norm; der Inhalt allein war für ihn massgebend. Für die deutsche Übersetzung ist dies ohne Belang.

---

# Die Freimaurer im deutschen Volksglauben.

Von Dr. C. Olbrich.

Motto: „Das Wunderbare ist immer das Natürliche des unbelehrten Verstandes“.
Webers Demokrit VII, 271.

Nicht mit Unrecht weist man darauf hin, eine wie grosse Ähnlichkeit das Empfinden, Denken und Wollen der Kinder mit dem des Volkes, d. h. der grossen Masse der nicht oder nur wenig Gebildeten, verbindet. Denn die Aufmerksamkeit beider richtet sich auf alles Ungewohnte, Fremdartige und Auffällige; beide wissen recht wenig, möchten aber neugierig gern alles wissen. Beide begnügen sich auch nie mit einem leeren Namen oder dem willkürlichen Dasein einer Erscheinung, sondern fragen wissbegierig immer nach Grund und Ursache. Beide sind jedoch schliesslich auch mit jeder gegebenen Antwort, gläubig und kritiklos, gern zufrieden; nur bevorzugen sie eine phantastische Deutung vor der trocken-natürlichen Erklärung. So haben geheimnisvolle, seltsame Menschen mit scheinbar rätselhaftem Tun und Treiben von jeher die Phantasie des Volkes lebhaft erregt, so dass man sie mit einem bunten Sagenkranze umwob. Die goldschürfenden Venezianer des Riesengebirges, die landfremden, verdächtigen Zigeuner, die unheimlichen Gesellen des Scharfrichters, die nie

fehlenden Wildschützen, nicht zum mindesten der katholische Priester, welcher geheime Kräfte sicher handhabt — alle haben der Lust des Volkes am Fabulieren reichen Stoff geboten[1]).

Insbesondere aber gilt dies von dem Bunde, welcher seit alter Zeit, fern von dem Getriebe der Welt, hinter verschlossenen Türen „arbeitet“, ohne dass sein „Geheimnis“ jemals verraten wurde, von der Freimaurerei. Denn es wäre ein grosser Irrtum, wollte man alle Erzählungen und Anschauungen, welche über diese Geheimgesellschaft im Volke bestehen, nur auf die gehässigen Erdichtungen seiner Feinde zurückführen. Wohl haben die berüchtigten „Entlarvungen der Drei-Punkte-Brüder“ (von Leo Taxil, Freiburg 1886) und der ganze Diana-Vaughan-Schwindel[2]) von der blühenden Phantasie und der Urteilslosigkeit gewisser Kreise erstaunliche Kunde gegeben; was aber das Volk von den Freimaurern zu erzählen weiss, zeigt doch einen wesentlich anderen Charakter. Höchstens könnte man behaupten, dass die klugen Gegner gegebene Züge des Volksglaubens geschickt benutzt haben, um durch Umdeutung und Verdrehung Neugier und Scheu in Abneigung und Hass zu verwandeln. Nicht zu unterschätzen aber ist auch der bisher bei solchen Untersuchungen nur wenig beachtete Einfluss der „Hintertreppenromane“, welche in Küchen, Dachkammer- und Kellerwohnungen (manchmal freilich auch in der Beletage!) stets ein dankbares und gläubiges Publikum finden, indem sie der Vorliebe desselben für alles Seltsame mit den abenteuerlichsten Erdichtungen entgegenkommen[3]). Für das Entstehen des ursprünglichen Volksglaubens aber war entscheidend, dass auf gewisse Eigentümlichkeiten der Freimaurerei verbreitete heidnisch-mythische Anschauungen sich unschwer übertragen liessen. Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich im folgenden alle Volkssagen und -anschauungen über die Freimaurer behandelt, welche mir im

---

[1]) Für Schlesien vgl. man z. B.: Venezianer, Mitteil. V 1, 1 ff.; Wildschützen, ebd. VIII 5, 91 ff.; im allgemeinen Wuttke-Meyer, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart (Berlin 1900) S. 147 ff. Ich füge hinzu die charakteristische Stelle aus Roseggers „Allerhand Leute“ (Wien 1889) S. 106: „mit einer heiligen Messe kann man alles machen . . . die Kraft, die drin steckt in so einer Mess'!“ (Aberglaube des „Totbetenlassens“).

[2]) Die Literatur bei P. v. Hoensbroech, Religion oder Aberglaube (Berlin 1897).

[3]) Man vgl. z. B. den Roman „Die Freimaurer“ von Guido von Fels (Berliner Romanverlag, Buttmannstr. 19). — Manches haben wohl auch phantastische „Enthüllungen“, mit denen witzige Fm. Neugierige zu foppen pflegen, hinzugefügt.

Laufe der Zeit aus Schlesien und anderen Gauen Deutschlands bekannt geworden sind[1]).

Will der geschäftige Spürsinn des Volkes einer ihm rätselhaften Erscheinung nachforschen, so hält er sich immer zunächst an ihren Namen und sucht aus ihm näheren Aufschluss zu erlangen. Freilich war mit dem Namen „Freimaurer“ nichts Rechtes anzufangen; der Breslauer Volkswitz tröstete sich über den misslungenen Versuch und rächte sich, indem er ihm wenigstens einen Scherz entlockte: er nennt nämlich verstopfte, kohlende oder übelriechende Zigarren „Freimaurerzigarren“, weil sie eigentlich nur ein „Maurer“ bei der Arbeit im „Freien“ rauchen sollte. Immerhin gab der Name „Maurer“ viel zu denken, zumal man immer wieder von den „Arbeiten“ dieser seltsamen Menschen hörte. Schliesslich fand man die naive Erklärung: die Fm. müssten infolge einer Verpflichtung immerfort (alle Jahre) bauen, sonst treffe sie der Tod[2]). Auf der Schmiedebrücke belauschte ich zufällig das Gespräch zweier Frauen über einen dort als Hausbesitzer wohnenden Fm.: „Na ja, der hat eben schon wieder bauen müssen, sonst dreht ihm der Teufel den Kragen rum!“ Von einem Grafen Schmettau, welcher vor Jahren bei Breslau ansässig war, sagten die Leute, denen seine Zugehörigkeit zur Loge bekannt war, oft: „Nun woll'n wir einmal sehen, wo er dies Jahr wieder bauen wird!“

Zu einer deutlicheren Erkenntnis des Wesens der Fm. schien der Tag ihres höchsten Festes, der 24. Juni, der Johannistag, zu verhelfen. Denn dieser Tag der Sonnenwende ist bekanntlich im deutschen Volksglauben reich an allen mystischen Gaben. Die heidnischen Opferfeuer flammen an ihm noch heute von den Höhen, die Erde erschliesst ihre Schätze, die Pflanzen entfalten ihre Heilkraft in besonderem Masse, die Pforten der Zukunft tun sich auf,

[1]) Wo ich den Namen des Gewährsmannes nicht nenne, liegt eine Mitteilung aus dem Kreise der Brüder der Loge „Friedrich zum goldenen Szepter“ (Breslau) zugrunde, welche mich in liebenswürdiger und dankenswerter Weise bei der Sammelarbeit unterstützt haben. Ob ich das in gedruckten Sagensammlungen enthaltene Material auch nur annähernd vollständig herangezogen habe, erscheint mir leider recht zweifelhaft.

[2]) In Breslau allgemein verbreiteter Volksglaube. Zuerst hörte ich ihn von einer sagenkundigen Greisin (Frau Dorothea Gutschmansky, seit vierzig Jahren Hausmeisterin in Gabitz), welcher ich auch sonst Mitteilungen verdanke; später wurde er mir allgemein, auch aus Obernigk, Schweidnitz u. a. O. bestätigt.

und Geister wandeln unter den Lebenden[1]). An diesem Tage nun, wo übernatürliche Kräfte in besonderer Stärke walten, sah und sieht das Volk die Fm. im Festgewande zu ihren Logen ziehen, um dort ihr grösstes Fest abzuhalten[2]). Da lag denn der Schluss nur allzu nahe, dass sie an dem geheimnisvollen Tage zu geheimnisvollen Zwecken zusammenkommen, dass sie — Zauberer sind. Viele andere Beobachtungen halfen diesen Glauben verstärken. Wozu wahrten die Fm. sonst so streng die Abgeschlossenheit? Warum arbeiten sie bei verschlossenen Türen, in unterirdischen Räumen?[3]) Warum sichern sie sich die Verschwiegenheit ihrer Mitglieder durch so furchtbare Eide? Denn alle diese Gerüchte sind unter das Volk gedrungen[4]). Auch sonst hat man manches Seltsame über ihre Bräuche gehört: ein Sarg spielt dabei immer eine grosse Rolle, und die Aufnahme in den Bund soll unter furchtbaren Zeremonien vor sich gehen. In Neisse erzählt man, der Aufzunehmende müsse, um seine Standhaftigkeit zu beweisen, drei Tage lang „das Rad treten". Es war dies, wie mir mitgeteilt wird, früher eine furchtbare Strafe für Festungsgefangene; sie bestand darin, dass der Sträfling durch ständiges Emporklettern an den Schaufeln eines Wasserrades dieses in Bewegung setzte. Unterliess er es, so sank er mit dem sich weiter drehenden Rade

---

[1]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 259. — P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien I S. 135 ff., vgl. Mitteil. III 24, V 45, und Soldau, Geschichte des Hexenprozesses S. 250, wo auf die Bedeutung des Johannistages für die Zauberei besonders hingewiesen wird.

[2]) Dies ist allgemein bekannt. Vgl. z. B. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg (Oldenburg 1867) I S 289.

[3]) In wie seltsamer Form halbverstandene Mitteilungen über das Freimaurerwesen anderswo auftauchen, zeigt z. B. eine Stelle aus Goethes italienischer Reise (25. Oktober 1786), wo er die krasse Unkenntnis der Italiener über alles „Ultramontane" mit folgendem Geschichtchen illustriert: (Der Graf Cesare meint) „Friedrich der Grosse (bekanntlich Fm.) sei wirklich katholisch — er verrichte seinen Gottesdienst in einer unterirdischen Kapelle" (weil sonst das „bestialische" und ketzerische Volk der Preussen ihn totschlagen würde). Goethe (selbst seit dem 23. Juni 1780 Fm., vgl. Pietsch, J. W. v. Goethe als Fm., Leipzig 1880) wundert sich dabei über die „kluge Geistlichkeit", die alles zu ihren Zwecken zu „entstellen" sucht.

[4]) Strackerjan a. a. O. S. 293; vgl. dazu die seltsame Erzählung bei Wuttke-Meyer (a. a. O. S. 261), die sich nur auf Fm. beziehen kann. Auch die Zauberer legen bei jeder Versammlung das feierliche Gelübde der Verschwiegenheit ab (Görres „Mystik" IV 2).

in das Wasser. Natürlich konnten dieses Radtreten selbst kräftige Männer nur kurze Zeit aushalten. Nach einer Kreuzburger Sage muss der neu Aufzunehmende mehrere Stunden lang in einem Sarge liegen, um so Mut und Ausdauer zu bekunden. Der Sarg wird auch erwähnt in der von A. Bartsch aus Königshütte berichteten Sage: „Ein Fm. betete . . . das geschah in einer finsteren Stube, in deren Mitte ein jüdischer Sarg (?) stand". Dr. A. Haas erzählt als Sage aus Rügen: „In dem Hause, wo sich die Fm. versammeln, befindet sich ein Sarg", und weiterhin: „Wer in den Bund der Fm. aufgenommen werden will, muss sich in den schwarz ausgeschlagenen Sarg legen, welcher alsdann in eine tiefe Gruft herabgesenkt wird. Hier muss der Aufzunehmende schwören, dass er die Satzungen der Gesellschaft gewissenhaft beobachten und vor jedermann geheimhalten will"[1]). Die Breslauer Volkssage weiss noch etwas mehr zu berichten: „Hat sich der Aufzunehmende in den Sarg gelegt, so setzen alle Fm. ihre Schwerter auf seine Brust; in dieser Lage muss er den Bundeseid schwören". Doch auch damit begnügt sich die geschäftige Phantasie des Volkes noch nicht und fabuliert weiter: der Körper des Aufzunehmenden werde von den Schwertern wirklich durchbohrt, freilich ohne schwer verletzt zu werden. Ich kann zwar diesen Volksglauben nicht unmittelbar nachweisen, doch bildet er die Voraussetzung für folgende zwei Breslauer Erzählungen: Einen am Abend vorher aufgenommenen Fm. bat seine Frau am nächsten Morgen, er solle ihr doch zeigen, wohin ihn die Fm. „gestochen" hätten. Einen anderen bat ein jüngerer Freund in auffälliger Weise immer wieder, er solle doch einmal mit ihm baden gehen. Auf die erstaunte Frage, ob er denn damit irgendwelche Absicht verbinde, erklärte er schliesslich verlegen: er möchte doch gar zu gern seinen „durchstochenen" Körper sehen. Man glaubt deshalb auch (Trebnitz), ein Fm. vermeide es möglichst, mit anderen zusammen zu baden, weil er nicht die Wunden zeigen wolle, die er stets am Körper habe.

So sind die Fm. für das Volk ein Bund geheimnisvoller Zauberer, welche mit Geistern in irgendwelcher Verbindung stehen[2])

---

[1]) Bartsch in Mitt. VIII, 53; Haas, Rügensche Sagen u. Märchen (Stettin 1896) S. 26 ff. In dem oben erwähnten Freimaurerroman fürchtet der in dem Sarge stundenlang eingeschlossene Neuling zu ersticken, doch lassen die Fm. den Deckel etwas klaffen. Das Bild des Umschlages zeigt die Degen auf seine Brust gerichtet.

[2]) Zu dieser Ansicht hat ausser den früher angeführten Gründen sicher

und mehr als andere wissen und können. Bei der Wirtschafterin eines Fm. erkundigte sich einst der Haushälter, ob sie sich denn beim Aufräumen der Zimmer nicht fürchte; sie müsse doch schon Zeichen vom „Umgehen" gemerkt haben (Breslau). Ein Dienstmädchen, welches in der Loge beim Bedienen mit aushalf, erklärte, die Fm. „wüssten alles"; sie habe einmal aus Neugier versucht, ihr „Arbeitszeug" aufzumachen, aber obwohl es nur beim Versuch geblieben sei, hätten die Fm. es doch gemerkt und sie sofort entlassen (Brieg). Als echte Zauberer haben die Fm. natürlich auch eine Geheimschrift, welche sie mit der linken Hand schreiben. Der Unberufene, welcher ihnen dabei zusieht, erblindet (Breslau). Dem gleichen Schicksale entging gerade noch der Lehrling eines Bäckermeisters. Denn kaum hatte er wenige Zeilen in dem Buche buchstabiert, in dem er seinen Meister, der Fm. war, oft hatte lesen sehen, als derselbe eilig zurückkehrte. Auf geheimnisvollem Wege hatte er erfahren, dass sein Buch in unrechten Händen sei, und befahl dem Neugierigen, sofort alles Gelesene rückwärts zu lesen; sonst erblinde er. Voll Schreck tat es der Bursche und hatte darauf alles vergessen, was er gelesen (Trebnitz). Hier ist eine vielverbreitete Hexen- und Zauberersage auf die Fm. übertragen worden (vgl. Drechsler, Das Rückwärtszaubern im Volksglauben, Mitteil. VII S. 45 ff.). Man hält auch den einzelnen Fm. für einen Menschen, welcher ein scheu zurückgezogenes Leben führt und in der Heimlichkeit unheimliche Dinge treibt. Ein Breslauer Briefträger, welcher wiederholt vergebens versuchte, einen persönlichen Auftrag an einen Herrn auszurichten, meldet dies seinem Vorgesetzten mit den Worten: „Das ist so ein Fm., der lässt niemanden in sein Zimmer". Man betrachtet die Fm. mit einer gewissen Scheu und behandelt sie aus Furcht vor ihrer geheimen Macht mit Ehrerbietung. In Barten bei Rastenburg (Ostpr.) gingen die Schulkinder auf Anordnung ihrer Eltern stets in weitem Bogen um das Haus des Steuerbeamten Ursinus herum; er war Fm. und galt deshalb als Hexenmeister. Ein Dienstmädchen, welches gegen alle anderen Familienmitglieder dreist auftrat, war gegen den Hausherrn stets auffallend ehrerbietig. Als dieser sie einst scherzend nach der Ursache fragt, erhält er

---

der „Sarg" viel beigetragen. Zu der Rolle, welche der Sarg in Geistergeschichten spielt, vgl. z. B. Grimm, Deutsche Sagen I 191 u. a.

die Antwort: „Nu, sehn Sie, Sie sind halt doch Fm.!“ (Breslau). Man glaubt auch, dass die Fm. sich äusserlich von anderen Menschen unterscheiden müssten, und ist neugierig, einmal einen zu Gesicht zu bekommen. Als ein Fm. einen befreundeten Inspektor des Dominiums Kunschütz bei Breslau besucht und mit ihm im Park spazieren geht, sammelt sich alsbald vor dem Gitter eine Menge Menschen an und starrt ihnen nach. Später stellte sich heraus, dass durch Dienstboten im Dorfe die Nachricht vom Eintreffen eines Fm. verbreitet worden war. Die Leute waren übrigens enttäuscht: „er sehe ja ganz vernünftig aus!“

Auf die geheimen „Arbeiten“ der Fm. überträgt der Volksglaube nun alles, was er sonst von den Zusammenkünften der Geister, Toten, Zwerge, Zauberer und Hexen zu berichten weiss, insbesondere von der Bestrafung des neugierigen Spähers[1]. So ergeht es auch dem schlecht, welcher die Fm. zu belauschen wagt. „Daher weiss man auch nicht recht, was sie eigentlich treiben“[2]. Einst treibt die Neugier einen Vorwitzigen an, ein Loch durch die Decke des Logensaales zu bohren und hinabzuschauen. Der „Aufseher“ aber, welcher darauf zu achten hat, dass kein Unberufener zugegen sei, und zu dem Ende die Gabe besitzt, auch den Verborgensten zu entdecken, ruft: „Es ist ein Auge zuviel da!“ und befiehlt ihm sich sofort zu entfernen. Als er dies nicht tut, schlägt der „Meister“ mit dem Hammer auf den Tisch, und in demselben Augenblicke verliert der Späher das Auge, mit dem er zusieht[3]. In Bunzlau, wo die Loge früher ein Zimmer im Hause eines Bäckermeisters gemietet hatte, wagte dessen Dienstmädchen, ihre Arbeiten zu belauschen. Dafür ist sie, wie man

[1] Grimm, Myth. I 381, Deutsche Sagen I 34, ebd. 221, ebd. 323. Weitere Belege bei Schambach-Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, im Anhange: Zur Symbolik der deutschen Volkssage S. 385.

[2] Breslau, ebenso in Oldenburg (Strackerjan a. a. O. S. 205).

[3] Strackerjan ebd. 206 a. Das Erblinden ist ein weitverbreiteter Zug solcher Sagen. Ausser anderen vgl. man das Erblinden des lüsternen Neugierigen in der Legende von Lady Gullivan und Felix Dahns Gedicht „Jung Sigurd“ (Gedichte, 2. Samml. S. 96). Übrigens sagt man warnend auch überall den Kindern, sie würden blind, wenn sie vorwitzig durchs Schlüsselloch des Zimmers schauten, in dem die Weihnachtsüberraschungen vorbereitet werden. — In dem erwähnten Freimaurerromane wird der Neugierige plötzlich von einem Skelett umklammert und stirbt in dieser Umarmung (offenbar eine Verbindung mit Verliesssagen: die eiserne Jungfrau!).

in vollem Ernste erzählt, von den Fm. „abgemurkst" worden. Weniger schlimm erging es einem Breslauer Bürger, der in der Vereinigten Loge etwas zu bestellen hatte und dabei in einen finsteren Saal geriet, in dessen Mitte ein Sarg stand. Als er neugierig auf diesen zuging, erhielt er plötzlich von unsichtbarer Hand eine so furchtbare Ohrfeige, dass er nicht nur zum Saale hinaus, sondern noch die Treppe hinabflog. Es mag hier bemerkt sein, dass das verschlossene Arbeitszimmer, der Sarg, das Schwert in der Symbolik der Freimaurer tatsächlich eine gewisse Rolle spielen, freilich ganz anders, als die phantasievolle Neugier es sich ausmalt.

Ebenso energisch schützen sich die Fm. auch gegen Verrat aus ihrer Mitte. In der Gabitzer Kräuterei erzählt man, der Meister richte den Verräter in effigie hin, indem er sein in der Loge hängendes Bild mit einem Dolche durchstösst[1]). Hier hat nun ein bei fast allen Völkern nachgewiesener Sympathieglauben angeknüpft: Was einem von zwei in sympathischer Beziehung stehenden Dingen (hier Person und Bild) geschieht, geschieht auch mit dem anderen[2]), d. h. in unserem Falle, der Meister tötet beim Durchstossen des Bildes durch Wirkung in die Ferne den Verräter wirklich[3]); nur ist in den hierher gehörigen Sagen eine Nadel an die Stelle des Dolches und meistens ein Herz an

---

[1]) Auch sonst in Breslau verbreitet. Gleiches erzählt man in Schweidnitz, Brieg und wohl auch anderswo. Möglicherweise ist dieser vielleicht dem deutschen Rechte entstammende Brauch früher tatsächlich in den Logen symbolisch geübt worden, um anzudeuten, dass der Betreffende für den Bund tot ist. Die Freischöffen stiessen, wenn sie gerichtet hatten, ihr Messer in einen Baum (Grimm, Rechtsaltertümer 171). — In Houwalds Schicksalsdrama „Das Bild" vollzieht man die Todesstrafe an einem politischen Verbrecher in seiner Abwesenheit an seinem Bilde. Nach seiner Rückkehr führt das Bild zu seiner Erkennung und bringt ihm so den Tod. — Den höchsten Grad erreicht dieser Sympathieglaube in dem Roman von Oskar Wilde „The portrait of Dorian Gray", wo die Schicksale eines Menschen und seines Porträts durch das ganze Leben aufs engste verknüpft sind.

[2]) Der Aberglaube wird bereits von Horaz und Lucian erwähnt, von Augustinus bekämpft, in Shakespeares Dramen wiederholt berührt und lässt sich bis in die Gegenwart verfolgen. Schindler, Aberglaube des Mittelalters (Breslau 1858) S. 132; Wuttke-Meyer a. a. O. S. 186; Grimm, Myth. III 315 Nr. 915 und S. 430 cap. 79. Vgl. auch W. Skeat, Malay Magic (London 1900), mit interessanten Abbildungen und Zauberformeln.

[3]) So aus Breslau bezeugt durch Frau Gutschmansky.

die Stelle des Bildes getreten. In Brieg wollte einst eine fromme Frau ihren Mann aus den Banden der Loge befreien. Tapfer ging sie zu dem Meister; der gibt schiesslich ihren Bitten scheinbar nach und durchsticht, um den Bruder zu „entlassen", sein Bild mit einer Nadel. Zu Hause angekommen, findet sie den Gatten tot im Lehnstuhle[1]. Eine Variation ist, dass der Meister heimtückisch die Frau ersucht, selbst mit einer goldenen Nadel das Bild oder eines der gemalten Herzen auf der grossen Tafel oder in dem Mitgliederbuche zu durchstechen; denn dann „werde der Betreffende sofort aufhören, ein Fm. zu sein". Vielfach wird die Erklärung hinzugefügt, der Meister fürchte, der Ausgeschiedene werde das Bundesgeheimnis verraten, und töte ihn deshalb lieber. Auf die Anschauung, welche diesen Sagen zugrunde liegt, muss auch eine verbreitete Breslauer Redensart zurückgeführt werden: Stirbt nämlich jemand ganz plötzlich, so heisst es, er sei von den Fm. getötet worden[2].

Bereits in den bisher angeführten Sagen sahen wir vielfach die Meister und Aufseher der Fm. mit geheimnisvoller Zauberkraft ausgestattet. Sie sind aber nach dem Volksglauben auch insgesamt mit allerlei Zauber vertraut. Bei einem Brande in Lerchenborn (Kr. Lüben) warteten die Leute sehnsüchtig auf das Eintreffen des bereits oben genannten Grafen Schmettau: „der könne als Fm. schon helfen". Als er nun ankam und, um den zur Bekämpfung des Feuers nötigen Überblick zu gewinnen, mehrmals die Brandstätte umritt, atmete alles auf: „jetzt ist er dreimal herumgeritten, jetzt brennt's nicht weiter"[3]. Mehr in das Gebiet der Volksschwänke gehört eine Erzählung aus Darmstadt, dass die Fm.

---

[1]) Ganz gleiche Sagen in Oldenburg (Strackerjan a. a. O. S. 292 f und g, auf Rügen (Haas a. a. O.). Die Nadel wird zu einem Schwerte, welches im Herzen steckt, oder zu einem Nagel, der die Schläfe durchbohrt. Zu dieser Übertragung von Verletzungen vgl. man die entsprechenden Sagen von Werwölfen, Nachtmahren, Alpen, Hexen usw. — Die geheimnisvolle Verbindung zwischen Bild und Person zeigt auch eine andere Volksmeinung aus Rawitsch: Wenn ein Fm. das Bild eines Verstorbenen betrachtet, so bewegt es die Augen, wenn der Tote ebenfalls Fm. war.

[2]) Bezeugt von mir und Herrn Dr Gusinde aus Breslau. Auf das „plötzliche" Sterben der Fm. muss ich späterhin noch zurückkommen (S. 73).

[3]) Das „Feuerreiten" ist als Beschwörungsmittel auch sonst bekannt. In Gabitz war früher ein Feuerreiter von der Gemeinde angestellt (Mitteil. des Herrn H. Kretschmer); ähnliches hörte ich aus Stendal.

einem aufdringlichen Besucher, um ihn loszuwerden, einen Liebestrank in den Becher mischten, worauf er „die Versammlung alsbald verliess und seitdem abends nicht mehr ausging“. Wie die altheidnischen Götter, wie Geister, Zauberer, Teufel und Hexen, können die Fm. sich in Tiere verwandeln! Mit lebhaftem Interesse hat das Volk von jeher die sog. „Storchgerichte“ beobachtet, jene von sorgfältigen Naturforschern bestätigte Erscheinung, dass die Störche, wenn sie im Herbste sich zu Tausenden zusammenfinden, eine sorgfältige Musterung der Reisegenossen vornehmen und dabei die Kranken und zur Reise Unfähigen töten [1]. Andererseits ist es ein uralter Volksglauben, dass sie Menschen sind, die sich nur bei uns als Vögel zeigen [2]. So glaubt man im Oldenburgischen, die Storchgerichte seien Versammlungen der Fm., die dabei „wohl auch einen oder den andern hinrichten“ (Verräter s. o. oder Opfer s. u. S. 72) [3]. So kann der Fm. als Zauberer sich schliesslich auch unsichtbar machen, um anderen zu schaden und sich zu nützen. In ganz Süddeutschland glaubt man an den „Bilwis“, der unsichtbar mitternachts, am Fusse mit Sicheln bewehrt und Zaubersprüche hersagend, in den reifenden Getreidefeldern fussbreite Streifen niederlegt [4]. Im Erzgebirge meint man nun, den Bilwisschnitt machten die Fm. in der Johannisnacht und zögen das Getreide in ihre Scheuern [5].

Auch sonst verschafft die Zugehörigkeit zu dem geheimen Bunde gegenüber den grossen Gefahren auch grosse Vorteile, namentlich pekuniären Gewinn. Wenn jemand in nicht recht erklärlicher Weise reich wird oder aus schwieriger Lage durch unbekannte Hilfsmittel sich emporarbeitet, sagt man in Breslau: „Der

[1] A. E. Brehm, Das Leben der Vögel (Glogau 1861) S. 263. Es wäre vielleicht nicht uninteressant, die darüber verbreiteten Sagen einmal zu sammeln. Ich selbst hörte als Knabe, die Störche als fromme und gerechte Tiere bestraften hierbei „die Ehebrecherinnen“. Der Storch als heiliges Tier der Frigg oder der Freyja? Vgl. die Kraniche der Ibykussage.

[2] Wuttke-Meyer a. a. O. S. 120, Tettau-Temme, Volkssagen usw. S. 285, Kuhn, Westfälische Sagen II 69, Strackerjan a. a. O. II 101 b, schon bei Gervasius von Tilbury lib. III § 73 erwähnt. Vgl. auch das in Hauffs Rahmenerzählung „Die Karawane“ verwendete orientalische Märchen von „Kalif Storch“.

[3] Wuttke-Meyer a. a. O. S. 120.

[4] Grimm, M. 441 f., Panzer, Beitr. I 240, ZfdPh. XVI 190 u. a.

[5] Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten I 44.

wird wohl Fm. sein"[1]). An dem vielen Gelde, welches der Mann immer nach Hause bringt, ohne sich über den Erwerb ausweisen zu können, merkt die Ehefrau, dass er ein Fm. geworden ist (Oldenburg, vgl. [1]). Ein Reinerzer Kutscher antwortet dem Fahrgaste auf die Frage, ob denn der Wirt des verlassenen Gasthofes auch das nötige Geld zu den vielen Neubauten habe, „der kann immerfort bauen (s. o. S. 63), der hat viel Geld, er ist ja Fm.!" Deshalb drängen sich auch viele Habgierige an den Bund heran. Als ein alter Gemeindevorsteher in Steinhübel bei Neisse nach langem Ehezerwürfnis seine Frau fast erschlagen und sich selbst dann im Gefängnis erhängt hatte, sagte die ergrimmte Ehefrau: „Den hat der Teufel vorzeitig geholt, der hat immer Fm. werden wollen, denn er konnte nie genug kriegen!" Dass hier die bekannten altheidnischen Vorstellungen von Hausgeistern, Elben oder Drachen mitspielen, die ihren Schützlingen Schätze zutragen[2]), beweisen zwei weitere Erzählungen: In Lilienthal bei Breslau hatte ein reicher Fm. sich ein Gut als landwirtschaftliche Musterwirtschaft eingerichtet. Knechte und Mägde, welche eine solche Fülle von Vorräten und trefflichen Geräten noch nicht gesehen hatten, erzählten alsbald, der Herr habe einen „Getreidedrachen", der ihm das viele Getreide, und einen „Gelddrachen", der ihm immer neues Geld zutrage. Ebenso erzählte man in Falkenberg (Oberschlesien) von einem Rittergutsbesitzer, der aus bedrückten Verhältnissen durch zwei Erbschaften nacheinander reich geworden war, er sei ein Fm., und der „Teufelsdrache" sei mit Geldsäcken durch den Schornstein zu ihm gekommen[3]). Dass dieser Schutzgeist die Fm. auch sonst vor Verlusten zu bewahren versteht, beweist die naivkomische, von A. Bartsch mitgeteilte Sage aus Oberschlesien (Königshütte), wo der in Gestalt einer Katze auf dem Ladentisch sitzende Geist dem Kaufmann, der Fm. ist, sofort anzeigt, dass

[1]) Bezeugt von mir und Herrn Dr. A. Kern. Gleiches aus Oldenburg (Strackerjan a. a. O. S. 289 und 292 f.). In Schweidnitz sagte ein Knabe zu einem anderen: „Dein Vater ist ja reich, da wirst du wohl auch einmal Fm. werden". Hier kann freilich auch die umgekehrte Anschauung vorliegen, dass nur Begüterte sich dem Bunde anschliessen. Vgl. u. S. 73 Anm. 2.

[2]) Grimm, M. II 851, vgl. Anhang: Aberglauben XXXVII. Mitteil. I 6, III 41, VIII 51.

[3]) In Rügen ist direkt der Teufel an die Stelle des Drachens getreten; er verschafft ihnen nach einem Vertrage Geld, „damit sie vergnügt leben können" (Haas a. a. O.).

sein unaufmerksamer Kommis einer Frau gegen 10 Mark auf 20 Mark herausgegeben hat [1]).

Für diese Dienste verlangt nun die geheime Macht, welcher die Fm. dienen, auch Gegenleistungen. Wie die altheidnischen Götter muss sie durch Opfer, und zwar mindestens ein alljährliches Menschenopfer befriedigt werden [2]). Deshalb erzählt man von den Fm., dass mindestens einer von ihnen alle Jahre sterben muss (Breslau, Oldenburg). An diese Grundanschauung knüpfen nun wieder eine Reihe von Sagen an. In Oldenburg heisst es, die Fm. losen darum, wer das Opfer sein soll [3]). In Breslau erzählt man, dass die Fm. in der Silvesternacht mit „rollenden schwarzen und weissen Kugeln spielen". Wer dabei verliert, muss im kommenden Jahre sterben [4]). In Breslau erzählt man auch, der Meister drehe das Bild des zum Tode Bestimmten um; dann muss er den Tod erleiden. Etwas anders heisst es in Brandenburg: Wenn ein Fm. sterben soll, fällt sein Bild in der Loge herunter. Daher wissen sie immer, wer es sein wird. In Rügen sagt man: jeder Fm. kann es dem Genossen an der Stirn ablesen, wann er sterben muss [5]). Dass die Fm. den Tod eines ihrer Mitglieder genau vorherwissen müssen, beweist der Umstand, dass schon vor Ablauf einer Stunde nach seinem Tode drei von ihnen (ohne benachrichtigt zu sein) bei den Hinterbliebenen erscheinen, um seine „geheimen Sachen" zu holen (Trebnitz). Ist nun die Zeit abgelaufen, so erhält der Betreffende eine geheime Botschaft [6]). Jeder Fm. weiss daher genau, wann er sterben muss. In Langenbielau spielte ein Tischlermeiser am Abend vor seinem plötzlich in der Nacht eintretenden Tode auf dem Spinett, vom Sohne auf der Geige begleitet, das Lied „Wie sie so sanft ruhen". Am nächsten Morgen sagten die Leute: „Der hat's vorausgewusst, denn er war ein Fm.".

---

[1]) Mitteil. VIII 53.

[2]) Besonders häufig wird es von den Wassergottheiten berichtet, wobei der aus den Tiefen ertönende Ruf charakteristisch ist: „Der Mann ist noch nicht da!" Der Johannistag fordert in Sinsheim drei Opfer, eins verbrennt, eins ertrinkt, eins fällt sich tot, am Bodensee „einen Klimmer und einen Schwimmer" (E. H. Meyer a. a. O. S. 259).

[3]) Strackerjan I 289.

[4]) Mit schwarzen und weissen Steinen wird in der Loge, wie in anderen alten Verbänden, abgestimmt. Vgl. auch das „amerikanische" Duell.

[5]) Haas a. a. O.

[6]) Strackerjan a. a. O.

Ebenso glaubt man in Gross-Glogau, dass die Fm. den Tag ihres Todes genau voraus wissen. Dass sie dies in der Johannisnacht (s. o.) erfahren, scheint die Erzählung einer Breslauer Brezelfrau anzudeuten, deren Plauderei ein Bekannter belauschte: „Heut haben's die Juden nicht gut, heut ist ‚die lange Nacht', da müssen sie jammern und weimern — das ist gerade so wie bei den Fm., die wissen eben da auch, wann sie der Teufel holt". Da der Fm. sein Ende vorherweiss, bestellt er rechtzeitig sein Haus. Die angeknüpften Erzählungen zeigen daher den Zug, dass die Angehörigen sich nicht erklären können, warum der Betreffende bei voller Gesundheit plötzlich mit allem Irdischen abschliesst[1]. Der Tod tritt stets plötzlich ein, daher sagt man in Breslau, der Grafschaft Glatz, Oldenburg: „Wer plötzlich, ohne vorhergehendes Siechtum stirbt, ist sicher ein Fm. gewesen". In der Grafschaft, deren katholische Bevölkerung die Fm. mit Abneigung betrachtet, meint man, das sei eine Strafe Gottes, damit der Sterbende nicht mehr vorher die Sakramente erhalten und absolviert werden könne[2]. Vielleicht hängt mit diesem plötzlichen Sterben der Volksglaube zusammen, dass ein Fm. nicht im Bette sterben kann (Breslau, Neisse, Glatz, Rügen), sondern nur sitzend oder stehend oder — wie eine Erzählung bei Strackerjan lehrt — im Wagen fahrend. Doch muss hier wohl noch eine andere Anschauung mitsprechen, wonach der Tod ausserhalb des Bettes heidnisch ist. Vermutlich hat die Kirche frühzeitig den „Strohtod" gegenüber der germanisch-heidnischen Auffassung zu Ehren gebracht. Um zu sterben, schliesst der Fm. sich in eine Stube oder Kammer ein, nachdem er seine Angehörigen vorher entfernt hat[3]. Der Sohn eines Fm. aus Schweidnitz erzählte mir, sein Vater sei plötzlich gestorben, als zufällig Frau und Tochter in Breslau abwesend waren. Das Volk habe sofort gesagt, er habe sie mit Absicht weggeschickt, um allein zu sterben.

In ihrer Not versuchen die Fm. wohl auch einen anderen zu

---

[1]) Strackerjan a. a. O. 290 f.

[2]) Strackerjan 289, § 205, für Breslau bezeugt von mir, für die Grafschaft von Herrn Dr. Otto. Letzterer fügte die realistische Erklärung hinzu: „In der Grafschaft stammten die Fm. meistens aus den Kreisen der Wohlhabenden, deren an irdischen Genüssen reichem Leben ein Schlagfluss meistens ein schnelles Ende bereite (!).

[3]) Strackerjan a. a. O. S. 290 b—d.

bestechen, dass er sich an ihrer Stelle entleibt[1]) — die geheime Macht verlangt also offenbar nur ein Opfer — oder sie fangen ein unschuldiges Menschenkind, um es zu schlachten. So wusste die oben bereits erwähnte Brezelfrau zu berichten, ihr Schlafstellenmädel sei beinahe einmal von den Fm. geopfert worden. Der Direktor einer Porzellanfabrik in Waldenburg habe sie „in der Johannisnacht auf seine Bude haben wollen". „Der war eben dran und dachte, so kommt er noch mal weg!" Um ihre durch die alljährlichen Opfer verminderte Zahl zu ergänzen, suchen die Fm. stets neue Mitglieder zu gewinnen. In Breslau erzählt man, die Fm. müssten zusehen, jedes Jahr wenigstens ein Mitglied zu gewinnen. An jeden komme die Reihe, sich darum zu bemühen; gelingt es ihm nicht, so muss er selbst sterben[2]).

Aber auch nach dem Tode haben die Fm. keine Ruhe. Wer bei Lebzeiten schon als gespensterhafter Bilwis umgehen kann, „schächt" erst recht nach dem Tode. Im „Plens", einem Walde bei Lüben, sieht man öfters einen „Graurock". Das ist der frühere Besitzer, welcher Fm. war. Rastlos wandelt er dort umher, oft hat man ihn durch die nahen Felder (als Bilwis?) streifen sehen. Ein Dienstmädchen, welches von der Bahnstation noch dreiviertel Stunden in der Nacht nach Hause zu gehen hat, fürchtet sich immer vor dem „alten Schlosse"; denn es hat einem Fm. früher gehört, welcher jetzt dort „schächt" (Heidersdorf bei Nimptsch)[3]).

Zauberer und Hexenmeister waren die Fm. auf jeden Fall; mit ihrem Christenglauben ist es daher nicht ganz richtig bestellt. In der Umgegend von Neisse war ein Fm. Gutsbesitzer. Die Leute konnten nicht begreifen, dass bei ihm stets ein Tischgebet ge-

[1]) Strackerjan S. 289 § 205. — Eine ungarische Gräfin erzählte mir, sie habe, von ihrem geistlichen Lehrer so unterrichtet (!), noch bis vor wenigen Jahren geglaubt, die Fm. opferten kleine Kinder. Also genau dasselbe, was man von den ältesten Christen und von den Juden erzählte!

[2]) Mitteilung der Frau Gutschmansky. Ähnliches aus Oldenburg (Strackerjan S. 289), wo von Werbern die Rede ist, welche die Fm. reich mit Geld ausstatten, um neue Opfer zu gewinnen.

[3]) Zu „schächen" vgl. Drechsler a. a. O. S. 310 Nr. 339, Mitteil. I 6, III 21, IX 6 (hier auch das graue Männdl); in der ersten Erzählung liegt eine Verbindung mit einer Zwergsage, in der zweiten mit einer der weitverbreiteten Burg- und Schlosssagen vor. Auch in dem oben erwähnten Fm.romane versammeln sich die Fm. in einem alten verfallenen Schlosse, in dem auch ein Hexenmeister haust.

sprochen wurde, und meinten schliesslich: „Die Frau mag eben darauf halten“. Einen Breslauer Bürger suchte seine Frau durchaus davon zurückzuhalten, Fm. zu werden; denn, sagte sie, „die verkehren mit dem lieben Gott nicht!“ In einer Breslauer Mädchenschule erhielt der evangelische Religionslehrer bei der Erklärung des ersten Gebotes auf die Frage: „Wie nennt man die, welche andere Götter haben neben ihm?“ die schnelle Antwort: „Die nennt man Fm.!“

Die Fm. tragen ihren höllischen Geist nicht selten bei sich, in irgend einem Gegenstande verschlossen. Teils meint man, er sei in den Täschchen, welche die Fm. immer mitnehmen, wenn sie in die Loge gehen (Glatz), teils, er stecke in den goldenen Kugelberlocks, die sie an den Uhrketten zu tragen pflegen (Breslau). Der höllische Geist begleitet sie wohl auch in eigener Person. In der Strehlener Gegend nahm ein Gutsbesitzer, wenn er in die Stadt zur Logenarbeit fuhr, stets unterwegs einen andern Logenbruder mit, welcher infolge eines Klumpfusses hinkte. Obwohl der Kutscher wusste, dass es ein benachbarter Gutsbesitzer war, betrachtete er den Fahrgast stets mit grosser Scheu und wusste dann Wundergeschichten zu erzählen, wie die Pferde jedesmal hoch aufbäumten, Funken um die Räder sprühten usw. In Oberschlesien (Falkenberg) weiss man auch von einer Verschreibung des Fm. an den Teufel, wobei das eigene Blut benutzt wird. In der Grafschaft Glatz erzählt man, der Teufel verpflichte sich dabei, den Fm. zweimal aus Lebensgefahr zu retten; das drittemal aber bringe er ihn um. Der Fm. muss als Teufelsbruder bei seiner Aufnahme Christum abschwören (Oldenburg)[1]. Dies geschieht, indem er das Kreuz mit Füssen tritt. Daher hat jeder Fm. ein schwarz eingebranntes Kreuzzeichen an der einen Fusssohle, welches er möglichst zu verbergen sucht. Auch deshalb gehen sie so ungern mit anderen zusammen baden (Breslau, vgl. oben S. 65).

Hass und Verleumdung haben nun das ihrige dazu beigetragen, die Fm. völlig zu Teufelsgesellen zu stempeln, welche den Kultus des Satans in Gemeinschaft betreiben[2]. Gewöhnlich tritt der

---

[1]) Strackerjan a. a. O. 293 h. Dies ist auch das erste bei dem Teufelsbündnis der Hexen; vgl. Lehmann, Aberglaube und Zauberei S. 91.

[2]) Vgl. P. v. Hoensbroech, Religion oder Aberglaube S. 8—56; über den „Satanskult der Logen“ berichtete „der Pelikan“ (kath. Zeitschrift) Jahrg. 1896 Nr. 8—10; gleiches bei Leo Taxil, Die Drei-Punkte-Brüder S. 282 ff.

Höllenfürst dabei in Tiergestalt auf. Als schwarze Katze streicht er im Laden umher (Oberschlesien), als schwarzer Hund liegt er beim Johannisfeste unter dem Tische oder sitzt mit in der Reihe (Oldenburg). Als schwarzer Pudel umkreist er heulend (wie in der Faustsage) den Fm., welcher in seiner Seelenangst auf dem Boden des Daches (!) betet; in derselben Tiergestalt springt er auf hoher See plötzlich an Deck und holt den Kapitän, der Fm. ist, hinab in die Fluten[1]). Auf Rügen heisst es, der Teufel liege als Katze in dem Sarge (Haas a. a. O.). Alttestamentliche Symbolik spricht mit, wenn er in Schlangengestalt erscheint und mit dem Pastor über die Seele seines Bruders, der Fm. ist, disputiert[2]). Auch der bekannte Schifferkobold „Klabautermann" gilt bisweilen als teuflischer Geist: wer einen Klabautermann an Bord hat, ist also Fm.[3]). Die Breslauer Volkssage weiss wieder viel zu berichten von dem Tage, an welchem der Schwarze den ihm verfallenen Fm. holt[4]). Ein furchtbarer Sturm bricht plötzlich aus, und wenn der Satan mit seinem Opfer durch den Schornstein fährt, hageln die Ziegel nur so vom Dache herunter[5]). Als in Schweidnitz ein Fm. nachts in Abwesenheit seiner Familie gestorben war, sagten die Leute am nächsten Morgen: „Haben Sie nicht auch heute nacht den furchtbaren Sturm gehört?" Hier knüpft eine Breslauer Redensart an, welche man anwendet, wenn unvermutet ein Sturmwind sich erhebt: „Da muss ein Fm. gestorben sein"[6]). Das Volk muss übrigens entweder annehmen, dass der Teufel den Fm. in tausend Fetzen zerreisst, oder, dass er auch seinen Körper mitnimmt. In Schweidnitz hörte ich wenigstens die Sage, wenn ein Fm. begraben werde, sei der Sarg leer oder — vermutlich um die Träger zu täuschen — mit Steinen gefüllt[7]).

---

[1]) Die Sagen stammen sämtlich aus Oldenburg: vgl. Strackerjan S. 289 § 205, S. 293 i, 291 e.

[2]) Ebd. 292 g. In Taxils „Der Meuchelmord in der Fm." heisst es: „Im Kadaschgrade beginnt die Ehrenbezeugung an den Satan in Gestalt einer Schlange".

[3]) Ebd. S. 395.

[4]) Zu vgl. ist Strackerjan 290 ff. b—d; Faustbuch (Hallenser Neudr. S. 118) und Hauff, Memoiren des Satans (die Geschichte vom Justizrat Hasentreffer).

[5]) Mitteilung des Herrn Hugo Kretschmer.

[6]) Mitteilung des Herrn Dr. A. Kern.

[7]) Gleiches in Oldenburg, Strackerjan S. 289 § 205. Aus Schweidnitz bezeugt von mir und Herrn Rechtskandidaten Engmann. — Dieses völlige Ver-

Immerhin sind es nicht durchaus unfreundliche Bilder, welche die Anschauung von den Fm. als Teufelsgesellen hervorgebracht hat. Dazu ist ja auch die deutsche Teufelssage allzusehr mit Elementen aus heidnischen Riesen- und Koboldsagen durchsetzt, welche sogar humoristische Züge hineingebracht haben[1]). Wie der Mensch im Kampfe ein heidnisches Fabelwesen, z. B. den Nickelmann oder einen Kobold, manchmal überwinden kann, gelingt es wohl auch dem Fm., in hartem Ringkampfe dem Teufel obzusiegen, „freilich war die lederne Schürze, die er dabei vorhatte, am andern Morgen ganz zerrissen“[2]). An die bekannte Sage von dem unvermeidlichen Hauskobolde, welcher dem ausziehenden Bauern immer wieder getreulich nachfolgt[3]), erinnert eine Erzählung aus Liegnitz: Wenn die Loge umzieht, sitzt der Teufel oben auf dem Wagen, wo die „Lade“ steht[4]). Die weitere Ausschmückung, dass erst sechs Pferde den so beschwerten Wagen fortbewegen können — dem Fuhrmann, falls er sich umdreht, der Kopf rückwärts stehen bleibt — hat weitverbreitete Sagenmotive damit verbunden[5]). Als „dummer Teufel“ (geprellter Riese[6])) erscheint der Teufel in einer Oldenburger Freimaurersage, mit welcher scheinbar eine witzige Gemeinde die bedauerliche Unordnung in der Tracht ihres Seelenhirten ätiologisch zu erklären suchte: Der Teufel will einen Pastor, der Fm. ist, gerade in dem Augenblick holen, wo er sich die Strumpfbänder abbindet (also XVIII. Jahrh.); doch beredet er den Satan, ihm wenigstens noch soviel Zeit zu lassen, bis er sie wieder umgebunden habe, legt sie aber nach erhaltener Zusicherung überhaupt nicht mehr an. Freilich hat er seither immer „mit herabhängenden Strümpfen“ gehen müssen[7]).

---

schwinden oder Entrücktwerden teilen die Fm. mit geheimnisvollen Menschen bei allen Völkern. Der Teufel ist hier wahrscheinlich an die Stelle heidnischer Sturmgottheiten getreten; aus der griechischen Mythe wären die Harpyien zu vergleichen (Odyssee 20, 77).

[1]) Grimm, M. III S. 301 (853); II 851.

[2]) Strackerjan S. 293.

[3]) Grimm, D. S. I 82 Nr. 73.

[4]) Provinzialblätter 1862 S. 116.

[5]) Vgl. z. B. dieselben Motive in der Geisterbannersage Mitteil. VIII 58 und Provinzialblätter a. a. O. („Kaspar spukt“).

[6]) Grimm, M. S. 495. Scheible, Das Kloster IX 420 ff.

[7]) Strackerjan S. 294 f.

So zeigt die deutsche Volkssage selbst da, wo sie an einen teuflischen Charakter des Freimaurergeistes glaubt, gemütliche, ja schalkhafte Züge. Wie das Volk die von der Kirche verfluchten Wesen des alten heidnischen Glaubens nie mit Hass, sondern mit Mitleid betrachtete [1]), so sieht es in den Fm. nicht nur die verruchten Satansbrüder, sondern auch sie sind ihm eher ein Gegenstand des Mitleides als des Hasses [2]). Eine Bedienungsfrau wundert sich, dass der Herr „immer so freundlich sei"; es sei wirklich schade um ihn, denn als Fm. käme er nun einmal in die Hölle (Breslau). Einen Rittergutsbesitzer bittet ein alter Mann um Verzeihung, dass er ihn früher so oft verleumdet habe; denn wenn er (der Rittergutsbesitzer) auch als Fm. in die Hölle käme, sei er doch ein guter Mensch (Bunzlau) [3]). So hält das Volk im allgemeinen die Fm. für brave Leute, die durch Wohltätigkeit ihre Sünde gutzumachen strebten [4]).

Mit diesem freundlicheren Bilde, welches beweist, dass fanatischer Glaubenshass die edleren Regungen der Volksseele doch nie ganz ersticken kann, will ich meine Sammlung schliessen; es würde mich freuen, wenn recht zahlreiche Einsendungen aus dem Leserkreise meine gewiss noch recht lückenhafte Darstellung vervollständigen würden. Immerhin dürfte auch das Vorhandene genügen, um die folgenden Leitsätze zu begründen, in denen ich das Ergebnis der Untersuchung zusammenfassen möchte:

1. Die völlig eigenartige Stellung, welche die Freimaurerei im Staate einnimmt als ein weitverbreiteter Geheimbund, über dessen Tätigkeit und Ziele nichts Gewisses bekannt ist, musste zur Sagenbildung anregen.
2. Gewisse Symbole und Gebräuche der Freimaurerei, über welche unbestimmte Nachrichten in die Aussenwelt drangen, bildeten die Punkte, wo die Sagenbildung ansetzte.
3. Es sind Züge aus altheidnischen Mythen, aus mittelalterlichen Teufel- und Zauberersagen, aus noch heute lebendigem Sympathieaberglauben, welche zur Ausgestaltung dieser Sagen beitrugen.

[1]) Vgl. z. B. die bei Grimm erzählte rührende Geschichte vom Strömkarl, in einem Gedichte bearbeitet von A. Kopisch, komponiert von Löwe.

[2]) Das gleiche hat Strackerjan beobachtet, a. a. O. 290, vgl. 293 h.

[3]) Mitteilung des Herrn Dr. Kern.

[4]) Auch in dem erwähnten Freimaurerromane wird der Wohltätigkeit und des Edelmuts der Fm. durchaus rühmend gedacht.

# Volkstümliches aus einem alten Breslauer Tagebuche.

Von Dr. Max Hippe.

Die Breslauer Stadtbibliothek besitzt in ihren Handschriftenschätzen eine zusammenhängende Folge von Schreibkalendern[1]) für die dreissig Jahre von 1640 bis 1669, welche der damalige Rektor des Gymnasiums zu St. Elisabet in Breslau Elias Maior zur Eintragung zahlreicher, fast Tag für Tag fortgesetzter Notizen benutzt hat. Diese dreissig Bände stellen daher ein förmliches Tagebuch des genannten Mannes dar, das durch die Regelmässigkeit und Reichhaltigkeit seiner Berichterstattung besonderen Wert besitzt. Elias Maior, ein gelehrter und hochverdienter Schulmann, war 1588 in Breslau geboren und hatte nach Beendigung seiner Universitätsstudien in Wittenberg und Jena im Jahre 1615 eine Anstellung als Lehrer am Breslauer Elisabet-Gymnasium gefunden. Im Jahre 1631 übernahm er das Rektorat dieser Schule, das er bis zu seinem Tode im Jahre 1669 mit reichem Erfolge und in hohen Ehren bekleidet hat.

Die Hauptmasse der Tagebuchnotizen bezieht sich auf Dinge, die dem Schreiber durch sein amtliches Wirken nahe gelegt waren, d. h. auf die Schule und alles, was mit ihr zusammenhängt. Das Tagebuch bietet daher reichen Stoff für eine Geschichte des Breslauer Schulwesens im 17. Jahrhundert. Maior berichtet aber auch über sich und seine Familie, über seinen geselligen Verkehr, seine Ausflüge, Spaziergänge, Zerstreuungen, Spiele; er erzählt Curiosa mannigfacher Art und bringt bisweilen auch Nachrichten, die für die Literatur- oder Zeitgeschichte von Wert sind[2]).

Die Eintragungen sind in lateinischer Sprache geschrieben und durchweg sehr knapp und sachlich gehalten; jeder Versuch einer Schilderung oder eingehenderen Erläuterung der berichteten Vergnügen ist ängstlich vermieden.

Nur spärlich ist die Ausbeute, die das Tagebuch an Nach-

[1]) Signatur R 2339 bis 2368.

[2]) Ausführlicheres über das Tagebuch, namentlich zur Schul- und Theatergeschichte Breslaus, siehe in meinem Aufsatze: „Aus dem Tagebuch eines Breslauer Schulmannes im 17. Jahrhundert“ in der Zeitschr. des Ver. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens, 36 (1901) S. 159—192.

richten zur Kenntnis des Breslauer Volkslebens liefert. Immerhin finden sich einige Notizen, für die wir bei der Seltenheit derartiger Mitteilungen aus jener Zeit dankbar sein müssen.

Dass am Sonntag Lätare Knaben und Mädchen mit ihren Bäumchen herumzogen, und zwar in memoriam conversionis a gentilitate, erwähnt Major zu wiederholten Malen [1]); er vergisst nicht hinzuzufügen, dass dies immer nur bei heiterem Himmel geschah, und dass, wenn der Lätare-Sonntag Regen oder gar Schneewetter brachte, die Kinder ihre Umgänge auf einen der nächsten Sonntage mit Sonnenschein verschoben.

Ein anderer volkstümlicher Brauch, dessen Nachweisung zu Maiors Zeit uns von Wert ist, hat in dem Tagebuche eine zwar schwache, aber doch verständliche Spur hinterlassen. Die Eintragung ist so merkwürdig, dass ich sie im Wortlaut hierher setze:

> 1644 Dezember 5. Apud Dominum Johannem Bussinsky, Senatui a mandatis, praesentibus etc. . ., ego et uxor et filius Joh. David coenabamus. Inter coenandum allatus est fascis illarum majorum nolarum, quas aurigae equis plaustrariis solent appendere: ademtus ille fuit iis, qui noctu aedes pervagantur, ut parvulis Infantem recens natum repraesentent.

Major erzählt also, dass, während man bei einer Abendgesellschaft im Hause des Ratsbeamten Joh. Bussinsky [2]) zu Tische sitzt, eine Reihe jener grösseren Schellen hereingebracht wird, wie sie die Fuhrleute den Wagenpferden anzuhängen pflegen, und dass diese Schellen denjenigen abgenommen waren, welche nachts die Häuser durchstreifen, um den Kleinen das neugeborene Kind, d. h. die Geburt Christi, darzustellen. — Besonderes Interesse hat diese Notiz deshalb, weil sie uns einen Beleg für das Vorkommen irgend einer Form eines Weihnachtsspiels in dem Breslau jener Zeit liefert. Man könnte aus dem Datum, dem Vorabend des Nicolaustages, allenfalls vermuten, dass es sich nur um einen Niclas-Umzug handelt; doch scheint der Wortlaut der Notiz „ut parvulis Infantem recens natum repraesentent“ eher für eine von mehreren Personen dargestellte Szene von Christkindels Einkehr oder Christi

---

[1]) Vgl. 1646 März 18; 1652 März 10 und 17; 1658 März 31; 1663 März 4; 1667 März 25.

[2]) Die deutsche Amtsbezeichnung, die Bussinsky führte, war Befehlshaber; nach den amtlichen Funktionen, die ihm oblagen, würden wir ihn heute etwa Polizeidirektor nennen können.

Geburt zu sprechen. Dem widerspricht auch nicht das Vorkommen der Schellen bei den Darstellern einer solchen Szene; denn Klingeln oder Schellen begegnen öfter als notwendige Requisiten in der Hand oder am Kostüm von Personen, die in Adventspielen aufzutreten hatten. Dass die Schellen den herumziehenden Darstellern eines solchen Spiels weggenommen und dem Polizeichef der Stadt vorgelegt wurden, ist nicht auffallend. Einmal kann das Spiel, um das es sich handelt, verboten gewesen sein, wie man denn schon in jener Zeit gegen die „schändlichen Weynacht-Larven, so man insgemein Heiligen Christ nennet“ eiferte[1]); andererseits ist es möglich, dass das Schellentragen der Pferde, eine Sitte, die der Breslauer Rat in vielen Erlassen bekämpfte, die Übertretung war, die man zur Anzeige bringen, bzw. durch Beschlagnahme der Klingeln bestrafen wollte.

Auch den Nachweis von dem Auftauchen des Ewigen Juden in Breslau im Jahre 1646 haben wir dem Tagebuche zu verdanken. Elias Major befand sich am Nachmittage des Ostermontages (2. April) 1646 in Gesellschaft mehrerer anderer Herren im Garten des Hospitals zu St. Bernhardin, als ein Herr von Langenau einen Boten zu dem gleichfalls dort weilenden Dr. Schlegel, dem damaligen Pastor zu St. Berhardin, mit einem Hute sandte, auf dessen Aussen- und Innenseite angeblich der Ewige Jude mit Kreide Schriftzeichen gemalt hatte, die weder mit hebräischen, noch griechischen, noch lateinischen, noch deutschen Buchstaben irgendwelche Ähnlichkeit besassen. Ob der gelehrte Doktor der Theologie die Hieroglyphen entziffert hat oder nicht, erzählt Major leider nicht; er erwähnt nur noch, dass der Jude selbst sich auf dem Schweidnitzer Anger, der damaligen südlichen Vorstadt von Breslau, aufhalte und eine grosse Volksmenge hinausströme, um ihn zu sehen. Die Tagebuch-Eintragung Majors lautet folgendermassen:

> 1646 April 2: . . . Deinde in hortum Xonodochio adjunctum ambulatum. Ibi Dominus N. a Langenaw ministrum ad D. Schlegelium misit cum pileo, cui Judaeus ille, quem rumor ab ipso patientis Christi tempore vixisse sparserat, aliquot intra et extra creta appinxerat characteres, qui neque Ebraicarum, neque Graecarum, neque Latinarum, neque Germanicarum similitudinem litterarum per se ferebant.

[1]) Vgl. Vogt, Schlesische Weihnachtsspiele S. 82.

Iudaeus ipse in prato Schwidnicensi commorabatur magna hominum multitudine ad ipsum concurrente.

Es lag nahe anzunehmen, dass das Erscheinen des Ewigen Juden in Breslau auch in Breslauer Chroniken jener Zeit, die mit besonderer Vorliebe allerhand Curiosa verzeichnen, Spuren hinterlassen habe. In der Tat bringt eine der ausführlicheren Chroniken der Stadt, die unter dem Titel „Beglücktes vollkommenes Diarium oder Tage-Buch von Erbauung und Aufnehmen der Stadt Breslau“ bekannt ist, eine Notiz, welche die Tagebuch-Eintragung Majors bestätigt, gleichzeitig aber auch beweist, dass man den rätselhaften Fremdling durchschaut und wahrscheinlich mit wohlverdienter Strafe belegt hat. Das „Beglückte Diarium“ berichtet: „1646 den 2. April kam ein grosser Betrüger nach Breslau in die Vorstadt, gab sich aus vor den Juden, der sich seit unsers Herrn Christi Leiden auf der Welt umherlauffen müste (!) aus erdachter Strafe, dass er des Herrn Christi Creuz an seinem Hause nicht hätte wollen anlehnen lassen; aber sein Betrug war übel belohnt“. Vermutlich würde es bei planmässigem Suchen in andern Ortschroniken jener Zeit auch gelingen festzustellen, welchen Weg der seltsame Wanderer von Breslau aus genommen hat. Wenigstens eine Station seiner Pilgerfahrt ist durch die sog. Frankensteiner Annalen von Martin Koblitz festgelegt, in denen es unter dem Jahre 1646 heisst[1]): „Den 3. November ist ein Mann allhier gewesen, welcher viel Knispel Säcklein getragen und mit einer Ketten umgürtet gewesen, nichts geredet; wie der gemeine Pöbel ein Geschrey ausbracht, solt es der Jude gewesen seyn, welchen Christus der Herr soll verflucht haben, dass Er bis ans Ende der Welt ohne Aufhören gehen solte. Dis wird aber billich vor ein Mährlein gehalten, weil er hier gewesen und niemand achtung auf ihn gegeben hat, ob er allhier auch geruht oder geschlaffen“.

Die Neugier und Schaulust der Breslauer wurde aber gelegentlich auch durch besondere Schaustellungen befriedigt, von denen Major bisweilen Notiz genommen hat. Dass man auf dem Elbing

---

[1]) Die Ermittelung des Datums und den Wortlaut der Notiz verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Bibliothekars Endemann in Fürstenstein, der beides der dortigen Handschrift der Frankensteiner Annalen entnommen hat. Hoffmann von Fallersleben, der in der Monatsschrift von und für Schlesien (S. 532) die Notiz aus Martin Koblitz erwähnt und abdruckt, hat sie mit dem falschen Datum 1676 versehen.

zwei tanzende Bären sehn konnte (1658 Juni 11), oder dass ein herumziehender Gaukler auf offenem Platze sich flüssiges Pech und Zinn auf Brust und Arme tropfen liess (1651 März 21), gehörte wohl kaum zu den hervorragenden Sehenswürdigkeiten. Grössere Anziehungskraft übten gewiss andere Schaustellungen aus, so wenn auf dem Schlachthof Tierkämpfe aufgeführt wurden, indem man einen Bären auf zwei Ochsen, und auf zwei Hunde losliess, (1647 Dezember 11), oder wenn bei einem Jahrmarkt das Fabeltier, der Elephant, für zwei Silbergroschen Eintrittsgeld leibhaftig zu sehen war[1]) (1650 Juni 29).

Unter den Volksbelustigungen spielten schon damals die alljährlich im September veranstalteten Pferderennen eine bedeutende Rolle. Nur ganz besondere Umstände, wie die Furcht vor der Verbreitung einer herrschenden Seuche (1656 September 14), oder unsichere politische Verhältnisse, insbesondere beunruhigende Gerüchte von dem Herannahen der Türken (1663 September 14), konnten den Rat bestimmen, in dem einen oder anderen Jahre die Abhaltung der Rennen zu untersagen.

Noch grösseren Zulaufes aber als diese erfreute sich wahrscheinlich eine andere, seltener vorkommende Veranstaltung, deren Major an zwei Stellen des Tagebuches (1651 August 7 und 1666 Juli 27) Erwähnung tut. Es war dies der Frauenwettlauf, eine merkwürdige Sitte, die sich hohen Alters und weiter Verbreitung rühmen durfte, sind doch in Italien[2]) und in Süddeutschland[3]) bereits im Mittelalter derartige Lustbarkeiten nachgewiesen. In Breslau ist dieses Weiberrennen, das Major *γυναικοδρομία* und certamen cursorium anicularum nennt, durch Gomolckes Beschreibung[4]) unter dem Namen des Pelzlaufens bekannt geworden. Es wurde auf dem Schiesswerder „publico nomine“ veranstaltet und pflegte zwischen acht bis zehn Frauen ausgefochten zu werden. Am Ziel prangten nach einem Bilde vom Jahre 1686, das Gomolcke erwähnt, auf hoher Stange die Siegestrophäen in Gestalt einiger Kleidungsstücke, unter denen ein Pelzrock — daher der Name — der erste Preis

[1]) Valentin Kleinwächter, der spätere Rektor des Magdalenen-Gymnasiums, hat diesen Elephanten in einem lateinischen Gedicht „Elephas brutum non brutum“ besungen.

[2]) Lovarini in der Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. II (1892) p. 56 ff.

[3]) Weinhold ebenda III (1893) p. 18 ff.

[4]) Merkwürdigkeiten der Stadt Breslau, 3. Teil (1733) p. 183 f.

war. Die Siegerin unter den Läuferinnen vom Jahre 1651 errang eben dieses Pelzkleid, während die zweite sich mit einem Paar Strümpfe (par ocrearum), die dritte mit einer Mütze begnügen musste. Da die früheste, übrigens vor den Notizen Majors einzige Nachricht über ein solches Rennen in Breslau — sie steht in Nicolaus Pols Jahrbüchern der Stadt Breslau unter dem Jahre 1515 — als Teilnehmerinnen an dem Wettlauf nur „freye Weiber" nennt, so dürfen wir mit hoher Wahrscheinlichkeit schliessen, dass auch zu Majors Zeit die wettlaufenden aniculae, wie dies an andern Orten ausdrücklich bezeugt ist, Dirnen gewesen sind. Dass es bei diesem Wettrennen, dessen Hauptreiz darin bestand, dass weibliche Personen zweifelhaften Rufes sich zu einer öffentlichen Schaustellung und Kraftleistung niedrigster Art hergaben, nicht immer besonders sittsam hergegangen sein wird, lässt sich denken. Um so grösser aber war die Anziehungskraft, die das seltene Schauspiel auf die Breslauer und auch auf die Schuljugend ausübte. Wir können das daraus ermessen, dass, als für den Nachmittag des 27. Juli 1666 ein Weiberrennen angesetzt war, Major in der sicheren Voraussicht, dass die Schulbänke leer bleiben würden, den Antrag an den Rat stellte, mit Rücksicht auf das Volksfest im Schiesswerder den Unterricht ausfallen zu lassen. Die Stadthäupter waren hiermit durchaus einverstanden, und Major hatte ihnen die Entscheidung dadurch erleichtert, dass er in der Begründung seines Antrages auf Schulschluss die Wendung gebrauchte: non propter istud modo spectaculum, sed et propter continuum aestum gravitatemque coeli.

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhange schliesslich eine Notiz Majors, die zwar nichts Neues enthält, aber einen weiteren Beitrag zur Charakteristik volkstümlichen, insbesondere zünftlerischen Denkens in jener Zeit liefert. Unter dem 4. Juni 1657 erzählt das Tagebuch, dass die Schmiede, Zimmerleute und Maurer, die die Aufgabe hatten, den schadhaft gewordenen Galgen vor der Stadt wieder herzurichten, zu dieser eine Woche in Anspruch nehmenden Arbeit täglich in einem förmlichen Aufzuge mit ihren Zunftfahnen auszogen und ebenso jedesmal am Abend heimkehrten:

> Fabri, Lignarii et Murarii quasi agmine facto sub suis vexillis urbem egressi quae in patibulo ruinosa videbantur instaurare coepere, atque ita per totam septimanam ad communes operas exierunt et inde redierunt.

Der Ton liegt hier natürlich auf den Worten „quasi agmine facto sub suis vexillis". Zum Verständnis dieser höchst befremdlichen Feierlichkeit bei einem uns heut ganz gleichgiltig erscheinenden Geschäft sei erwähnt, dass jede Berührung mit dem Henker oder auch nur mit Gegenständen, die zu dem Beruf des Henkers in irgend einer Beziehung standen, einen zünftigen Handwerker jener Zeit in die Gefahr des Verrufs, d. h. der Unehrlichkeit und Zunftunfähigkeit, bringen konnte. Daher mussten die Handwerker, die sich zu einer Galgenreparatur, also zu einer unter gewöhnlichen Verhältnissen Verruf erzeugenden, aber im öffentlichen Interesse notwendigen und nützlichen Tätigkeit hergaben, gewissermassen gegen den Vorwurf unehrlichmachender Handlungen geschützt werden, und das geschah eben dadurch, dass man den Auszug und die Heimkehr der Zunftgenossen in der erwähnten Weise mit gewissen feierlichen Formen ausstattete, die dem ganzen den Charakter einer erlaubten, vielleicht sogar ehrenvollen Arbeit verliehen. Friedenberg hat noch 1738 im ersten Bande seines Tractatus de Silesiae Juribus (S. 117 ff.) ein umfängliches „Reglement der Galgen-Renovation in Breslau" mitgeteilt, aus dem wir ersehen, mit welcher erstaunlichen Peinlichkeit noch in später Zeit diese vermeintlichen Abwehrmassregeln gegen den etwaigen Vorwurf der Unehrlichkeit innegehalten wurden. Es war dieselbe Furcht vor der Berührung mit dem Henker, bzw. Abdecker, und vor jedem auch nur ideellen Eingriff in sein Arbeitsgebiet, die u. a. dazu führte, dass ein Handwerker, der auch nur durch Zufall einen Hund getötet oder tödlich verletzt hatte, sich der Gefahr aussetzte, für unehrlich erklärt und aus der Zunft ausgestossen zu werden. Die Libri definitionum des Breslauer Stadtarchivs, eine Reihe von Folianten, welche die Ratsbeschlüsse in Innungsangelegenheiten[1]) birgt, enthalten zahlreiche, dem 16. und 17. Jahrhundert angehörende Fälle, in denen eine Entscheidung der Behörde darüber eingeholt wird, ob ein solcher Hundetöter noch in der Zunft verbleiben dürfe oder nicht.

---

[1]) Näheres enthalten die lehrreichen Aufsätze, die Paul Frauenstädt auf Grund des Breslauer urkundlichen Materials unter dem Titel „Aus der Geschichte der Zünfte" in der Zeitschrift für Socialwissenschaft (V S. 847—860 und 939—952) veröffentlicht hat.

# Ueber Mundartengrenzen im Kreise Oels.

Von Dr. phil. Konrad Gusinde in Gleiwitz.

Die Mundarten, die hauptsächlich auf dem linken Oderufer gesprochen werden und im schlesischen Gebirge besonders auffällig sind — darum werden sie auch kurz Gebirgsdialekt genannt —, sind in unseren Sammlungen und in Einzeldarstellungen ziemlich gut vertreten. Ausflüge und Sommerfrischen begünstigen die Untersuchung. Anders steht es mit dem auf dem rechten Oderufer, soweit es deutsch ist, vertretenen diphthongierenden Dialekt. Treffliche Proben brachte aus Klein-Ellguth bei Oels das letzte Heft (XI 79 ff.). Doch sonst ist diese Gegend wenig besucht und von ihrer Sprache wenig gesammelt. — Ich bin früher schon mehrmals in der Gegend zwischen Oels und Bernstadt herumgestreift. Reste eines Weihnachtsspiels und andre Proben befinden sich in den Sammlungen. Voriges Jahr gab mir das Manöver besonders an einem Ruhetage Gelegenheit, reichlicher zu beobachten und vor allem der Mundartenscheide nachzugehn [1]).

Auf Blatt 425 der Generalstabskarte lässt sich die Linie von SW nach NO bis um Bernstadt, von da nach NNO weiter verfolgen. Das Verhältnis gestaltet sich folgendermassen:

| diphthongierend. | Gebirgsmundart. |
|---|---|
| | Minken (Fürsten-Ellguth, Lampersdorf) |
| | Mühlatschütz (Prietzen, Windisch-Marchwitz) |
| Katzur | Zantoch |
| | Postelwitz (Kraschen) |
| Schmollen, Vielguth, Gross- und Klein-Ellguth | Cunzendorf (Weidenbach) |
| Sadewitz, Gr.- und Kl.-Zöllnig | Korschlitz (Woitsdorf, Wilkau, Buchwald) |
| | Wabnitz |

Unvermittelt stehn hier, nur um wenige Kilometer getrennt, beide Mundarten nebeneinander. Und nicht weit davon geht auch

[1]) Zu Dank verpflichtet bin ich Herrn Lehrer Polt in Cunzendorf bei Bernstadt für seine Unterstützung dabei. Von ihm habe ich zum Teil die Angaben über die Orte mit Gebirgsmundart.

die Grenze, welche im Osten das Polnische abscheidet. Wo die Gebirgsmundart herrscht, handelt es sich um zurückerobertes, früher polnisches Sprachgebiet [1]). Hier ist also nicht die Mundart der westlichen Nachbargemeinden eingedrungen, sondern die Beeinflussung kam von Süden her. Und streng geschieden stehn bis heute beide Bezirke nebeneinander, so dass die Bewohner des einen die des andern kaum verstehn.

Diese Darstellung bedarf gewiss noch der Ergänzung und Vervollständigung. Ich hoffe, gelegentlich mich länger in dieser Gegend herumtreiben zu können. Für Mitteilungen wäre ich dankbar.

Sadewitz, Gross- und Klein-Zöllnig sind auch sonst noch merkwürdig. Soviel ich weiss, sind diese überwiegend katholischen Dörfer eine Enklave im sonst evangelischen Gebiete. Sie sind auch Bauerdörfer, während die Umgegend meist aus grossen Latifundien besteht, die zur Oelser Herrschaft gehören.

Einige Sprachproben der diphthongierenden Mundart aus Gross- und Klein-Zöllnig mögen zur Erläuterung dienen und die Proben aus Klein-Ellguth (XI 82 ff.) ergänzen. Vielleicht erwecken sie auch die Mitarbeit des einen oder andern. Denn zahlreiche genaue Wiedergaben der Mundart tun not.

## Sommerlieder.

1. Frau Wirtin hat an langen Râuk [2]),
Si grefft âu gern an Eiertâup.
Si wird sich wull bedenken,
Si wird mer wull eis schenken.

2. Ich stê ufm Staine,
Sis mer kâlt a de Baine;
Gatt mer ock a Kachel,
Da wâr ich wêider wetter wackeln.

3. Ich kumme zum Summer,
Juôit mer ok a Pummer,
Doss a mich ni besst,
Doss a mer ni uf a Summer schesst.
(vgl. XI 82.)

4. Summer, Summer ibersch Hôus,
Brengt mer ock an Prâtzel rôus;
Ich kuâon nich lange stêin,
Ich muss wêider wetter gin.
(vgl. XI 83.)

5. Frau Wirtin sitzt uf der Ûwebank,
De hôt a Geldsâk ă der Hand.
Se wird sich wull bedenken,
Se wird mer wull an Tuâuler schenken.

---

[1]) Vgl. Partsch, Schlesien I, Karte bei S. 364.

[2]) Das ^ bezeichnet denjenigen Bestandteil zusammengesetzter Selbstlauter, auf dem der Hauptton liegt. Dieser Laut ist zwar länger als die vor- oder nachklingenden Bestandteile des Diphthongen, erreicht aber nicht ganz die Dauer eines langen einfachen Vokals.

## Kinderlieder.

1. Schlauf, Kindel, schire!
   Der Vuâuter gêit zum Biere,
   De Mutter gêit zum kûlen Wain,
   Se wann alle beide ni lange sein.
   Se kumm schun hingerm Zaune
   Und pflucken am Kindel ann Flaume.
2. Schlauf, Kindel, lange!
   Der Tôut sitzt uff der Stange,
   A huâut an wêissen Kitte uâo,
   A will de bêise Kinder mêite huâon.
3. Schlauf, Kindel, feste!
   Es kummen fremde Gäste,
   Die Gäste di də kummen rein,
   Das sind di lieben Engelein.
4. Sûse, liebe Ninnei,
   Wuâos raschelt im Strûh?
   De Bullerle[1]) sein drinne
   De huâon keine Schûh.
   Der Schuster huâut Lâder,
   Kinn Leisten darzu,
   Da missen de Bullerle
   Barbest gêin sû.
5. Schlauf, Kindel, schlauf!
   Da Vuâuter schlacht a Schauf,
   A triât dəs Fâl uf Brassel,
   A brengt am Kind a Masser,
   A triât dəs Fâl uff Pummerland,
   A brengt am Kind a Wiegeband.
6. Schlauf, Kindel, schlauf!
   Der Vuâuter is a Schauf,
   De Mutter is a Tûseltier,
   Wos kannst du armes Kind dafür?
   Schlauf, Kindel, schlauf!

## Aberglauben.

Mêne Hinder liâin ni, und do huâu ich anne Muâid und die suâite: „Frau, ich war že ann Sâk sacken und do truâoi ich se hing nôus und do gêich uff Nuckwersch Granze und do driâ ich mich drê mŏl rim mit a Hindern und ich bât a Vaterunser und dernau schlepp ich se der Kreuze und der Quâre[2]) und do kumm ich wêider heim und ich luss se rôus und da wann se schu liâin“.

---

# Schlesische Tänze.

Von Oskar Scholz in Herzogswaldau bei Jauer.

## I. Bauernreigen. (Menuette.)

Während die Musik die ersten acht Takte spielt, stellen sich die Paare wie zu einer Polonäse auf. Der Herr reicht dabei seiner Tänzerin die rechte Hand und stützt die linke in die Hüften, die Tänzerin rafft hingegen mit der rechten Hand ihren Rock, diesen weit von sich haltend. Die Musik spielt nun den

[1]) die jungen Gänse. [2]) in Kreuzesform.

ersten 16 Takte enthaltenden Teil des Reigens zweimal durch, wobei die Paare in der angegebenen Stellung im Polonäsenschritt im Kreise herumgehen.

Darauf folgt der ebenfalls aus 16 Takten bestehende zweite Teil des Reigens (Walzertakt), der auch zweimal gespielt wird. Bei diesem Teil stellt sich die Tänzerin dem Herrn gegenüber auf, beide reichen sich gegenseitig die Hände und wiegen sich auf einer Stelle verweilend hin und her, die Arme links und rechts hoch schwingend. Ausserdem treten die Herren mit dem linken Fuss taktmässig auf, was jedoch sehr übereinstimmend ausgeführt werden muss.

Nachdem dieser beendet, beginnt wieder der zweimal zu spielende erste Teil des Reigens. Der Herr gibt nun seine Tänzerin frei und geht mit aufgestütztem linken Arm allein weiter, während die Tänzerin, mit beiden Händen den Rock gerafft, entgegengesetzt im Kreise auf ihren Herrn zugeht.

Bei der Begegnung gegenseitige Verbeugung und gegenseitige Wendung bis sie sich wiedertreffen, wobei der Herr seiner Tänzerin mit Verbeugung die Hand reicht, um sie, solange die Musik bei diesem Teile verweilt, im Kreise herumzuführen.

Nun kommt nochmals der zweimal zu spielende zweite Teil (Walzertakt) an die Reihe. Die Stellung der Tanzenden ist dabei genau dieselbe, wie bereits beschrieben ist. Hierauf folgt die zweimal zu spielende Musik vom ersten Teil, wobei ein jedes der Tanzenden wieder allein geht, was auch bereits erklärt ist.

Den Schluss des Reigens bildet die darauf folgende Polka, der einmal durchgespielt und wie eine gewöhnliche Polka getanzt wird.

Aus Herzogswaldau, Kreis Jauer.

## II. Bauern-Menuette.

Dieser Tanz wird gewöhnlich von vier Paaren getanzt. Beim ersten Teil dieses Tanzes, der zweimal gespielt wird, reicht sich das Tanzpaar gegenseitig die Hände, die linke Hand stützt dabei der Herr in die Hüften und die Tänzerin rafft ihren Rock. Nun schwenkt der Herr die Tänzerin im Kreise herum und gibt sodann ihre Hand frei, worauf er links, die Tänzerin mit beiden Händen den Rock raffend rechts im Kreise weitergeht, bis sie sich treffen.

Hierauf wird noch einmal die Figur wiederholt, wobei man

wieder an die Stelle kommt, von wo der Tanz begonnen hat. Beim zweiten Teil, dessen Musik auch wiederholt wird, stellt man sich wie zu Anfang des ersten Teiles auf, sodann Schwenkung, bei dem darauf folgenden Einzelgehen wird aber die Figur einer 8 gebildet, dabei in der Mitte wo man sich kreuzt, sowie am Endpunkt gegenseitige Verbeugung, worauf die Figur noch einmal gebildet wird.

Bei dem zweimal zu spielenden dritten Teil reicht der Herr seiner Tänzerin die Hand, schwenkt sie im Kreise herum und führt sie sodann weiter, noch an drei Stellen im Kreise herumschwenkend.

Anfang.

Beim zweimal zu spielenden vierten Teil, führt der Herr seine Tänzerin solange die Musik spielt im Kreise herum, worauf sodann vier andere Paare den Tanz von neuem beginnen.

Aus Profen, Kreis Jauer.

## III. Tanzt och mit der Muhme.

Während die Musik die ersten acht Takte spielt, nehmen die Paare, die aus einer beliebigen, aber geraden Anzahl bestehen müssen, Aufstellung. Herr und Tänzerin stehen einander gegenüber und reichen sich gegenseitig beide Hände. Nun beginnt die Musik den Tanz zu spielen, wobei die Paare vom Standpunkte des Herren aus, zwei Takte nach links gehen, den dritten und vierten Takt schreiten sie nach rechts zurück. Den fünften und sechsten wieder nach der linken Seite, jedoch einen Halbkreis bildend und die Arme dabei etwas in die Höh ziehend, den siebenten und achten wieder nach der rechten Seite zurück, ebenfalls einen Halbkreis bildend und die Arme wieder in die Höh ziehend. Die Musik spielt hierauf vier Takte weiter und während der Herr dabei mit hochgehaltenem Arme weiter geht, dreht sich seine Tänzerin an dem Zeigefinger seiner rechten Hand unter seinem Arme fortwährend im Kreise herum. Darauf gibt der Herr dem zu seiner rechten Seite stehenden Herrn die rechte Hand, ebenso reichen sich beide Tänzerinnen die rechten Hände, so dass die Figur eines Kreuzes gebildet wird, Tänzerin ╳ Herr / Herr ╳ Tänzerin worauf beide Paare zwei Takte den dreizehnten und vierzehnten nach rechts schreitend einen Halbkreis bilden, sodann wechseln beide Paare die Hände,

sich gegenseitig übers Kreuz die linken Hände reichend und den fünfzehnten und sechzehnten Takt nach der linken Seite zugehend einen Halbkreis bilden, worauf der Tanz von Neuem beginnt um nach Belieben weiter getanzt zu werden.

### IV. O du lieber Augustin.

Bei dem ersten Teil stellt sich das Tanzpaar mit über der Brust verschränkten Armen auf um sich auf einer Stelle verweilend hin und her zu wiegen. Beim zweiten Teil reicht sich das Paar die Hände, um wiegenden Schrittes im Kreise herumzugehen, wobei der Herr die freie Hand in die Hüften stützt und die Tänzerin ihren Rock rafft. Bei dem dritten Teil legt sich das Paar gegenseitig die Hände auf die Achseln um im Walzertakt rund herumzutanzen.

### V. Jungferntanz.

Bei diesem Tanz reicht sich das Tanzpaar die Hand, wobei der Herr die freie Hand in die Hüften stützt und die Tänzerin den Rock rafft. Nun wiegen sie sich auf einer Stelle verweilend fünf Takte hin und her, die Arme hoch schwingend. Darauf lassen sie sich los und während der Herr seinen rechten Arm hoch hält, dreht sich die Tänzerin an dem Zeigefinger seiner rechten Hand vier Takte um sich selbst im Kreise herum. Die letzten vier Takte fassen sie sich wieder an und tanzen miteinander rund im gewöhnlichen Tirolienneschritt, worauf der Tanz nach Belieben wiederholt wird. **Aus Herzogswaldau, Kreis Jauer.**

---

# Fünf Sagen aus dem Riesengebirge.

**Mitgeteilt von Dr. A. Haas in Stettin.**

Die nachfolgenden fünf Sagen sind im Laufe des Sommers 1904, während eines mehrwöchigen Aufenthaltes in Brückenberg zu meiner Kenntnis gelangt. Mitgeteilt wurden sie mir von Herrn J. Br., einem sechzigjährigen Manne, der in Brückenberg geboren wurde und, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, die ganze Zeit seines Lebens an seinem Geburtsorte verbracht hat. Er hat diese Sagen — nebst einer ganzen Zahl anderer Sagen, auf die er sich

zur Zeit nicht mehr besinnen konnte — aus dem Munde seiner Eltern gehört. — Rübezahlsagen waren ihm völlig unbekannt, und solche befanden sich, wie er mir ausdrücklich versicherte, auch nicht unter denjenigen Sagen, die ihm im Laufe der Jahre in Vergessenheit geraten waren.

Was den Inhalt der hier mitgeteilten Sagen betrifft, so sei für die erste Sage, die vom Nachtjäger handelt, auf Robert Cogho: Volkssagen aus dem Riesen- und Isergebirge, Warmbrunn o. J. S. 9—18 verwiesen. — Die zweite Sage findet ihre Parallele in der Sage vom „grossen Leuchter", ebenda S. 39 f. — Über Schatzsagen und Schatzgräberei, wovon meine dritte und vierte Sage handelt, berichtet Cogho a. a. O. S. 45 ff. — Die fünfte Sage endlich vom „Bierwêtzel in der Hampelbaude" ist eine interessante Variante zu der von Cogho a. a. O. S. 69 f. mitgeteilten Sage von der „Tanla-Bande".

### 1. Der Nachtjäger.

In der Nähe von Buschvorwerk, in der Richtung auf Steinseifen zu hat sich ehedem häufig der Nachtjäger gezeigt. Er hatte die Gestalt und das Aussehen eines Försters, und in seiner Begleitung befanden sich zahlreiche Hunde, und zwar sogenannte „Dachse". Die Hunde haben „gepaffzt", und wenn der Nachtjäger mit seinem Gefolge in die Nähe eines Menschen kam, so gab es jedesmal einen fürchterlichen Lärm und ein entsetzliches Geheul und Getose. Am häufigsten soll sich der Nachtjäger in der Herbstzeit gezeigt haben. Er hat sich aber nicht durch die Luft fortbewegt, sondern ist stets unten auf dem Erdboden daher gekommen.

Auch in der Nähe der Forstbauden soll der Nachtjäger früher gehaust haben.

Was für Wild der Nachtjäger gejagt hat, das weiss man nicht mehr.

### 2. Der Leuchter.

In der Nähe von Forstlangwasser, einer Kolonie zwischen Arnsberg und Krummhübel, zeigt sich häufig des Abends ein helles Licht, welches im Volksmunde „der Leuchter" genannt wird. Es ist so gross wie das Licht einer Petroleumlampe und leuchtet denen, die zur Abend- und Nachtzeit in der Nähe der Ortschaft weilen. Diejenigen Leute, die den Leuchter gesehen haben, erzählen, dass er über die Baumkronen dahinfährt, wie eine von unsichtbaren Händen getragene Fackel.

### 3. Irrlichter in Brückenberg.

In Brückenberg sind auf der Stelle, wo jetzt das „Hotel Rübezahl“ steht, früher nicht selten Irrlichter beobachtet worden. Man erzählt, dass an der Stelle Schätze vergraben liegen. Seitdem das Hotel dort erbaut ist, sind die Irrlichter nicht mehr gesehen worden.

### 4. Schatzgräberei in Brückenberg.

In Brückenberg, auf dem Grundstück des jetzigen Hotels „Bad Brückenberg“ hat früher ein Steinhaufen gestanden, unter welchem nach alter Überlieferung ein Schatz vergraben sein sollte. Des Abends konnte man häufig ein Licht auf dem Steinhaufen erblicken. Eines Tages aber zeigte sich dieses Licht um die Mittagsstunde. Der Besitzer des Grundstückes, der die Erzählung von dem vergrabenen Schatz sehr wohl kannte, machte sich sogleich daran, den Schatz zu heben. Als er aber mitten bei der Arbeit war, hörte er plötzlich eine Stimme, die rief: „Ach, komm doch zurück! Der Junge stirbt!“ Da der Mann die Stimme seiner Frau zu erkennen glaubte, so lief er schleunigst nach seiner Wohnung, aber hier fand er alles unverändert, und die Frau versicherte ihrem Manne, dass sie ihn nicht gerufen habe. Als der Mann darauf zu dem Steinhaufen zurückkehrte, war der Schatz tief in die Erde gesunken. Hätte der Mann, als er fortging, nur einen Schlüssel oder sonst einen Gegenstand, den er bei sich trug, auf den Schatz gelegt, so hätte er ihn auch nach seiner Rückkehr heben können.

Man erzählt, dass der Schatz in einer grossen Lade untergebracht ist.

### 5. Der Bierwêtzel in der Hampelbaude.

In der Hampelbaude erschien früher häufig ein graues Männchen, welches bei den Bewohnern der Baude und in der ganzen Umgegend der Bierwêtzel hiess. Wenn das Männchen kam, mussten ihm die Leute jedesmal eine Kanne Bier für die Nacht hinstellen; geschah das nicht, so fing das Männchen an zu poltern, warf alle Tische und Stühle um und verursachte einen Heidenlärm.

Lange Jahre hindurch trieb der Bierwêtzel sein Wesen ungestört, da kam einst ein böhmischer Mann nach der Hampelbaude und sprach die Absicht aus, er wolle einmal erkunden, was es mit dem nächtlichen Gast für eine Bewandtnis habe. Es wurde

ihm zwar abgeraten, diese Absicht auszuführen, da er von dem Männchen leicht erwürgt werden könne; aber er beharrte auf seinem Vorsatz und legte sich in dem grossen Gastzimmer, in welchem das Männchen zu erscheinen pflegte, auf einer Bank zum Schlafen nieder. Als es zwölf Uhr nachts war, erschien der Bierwêtzel, und als er kein Bier fand, ging er zu der Schlafbank und stiess den böhmischen Mann an. Dieser sprang auf und fing an mit dem Bierwêtzel zu ringen, und das dauerte solange, bis jener nichts mehr in den Händen hatte. Der böhmische Mann verstand offenbar die schwarze Kunst, und vor der konnte das graue Männchen nicht bestehen.

Seitdem soll sich das Männchen in der Hampelbaude nicht mehr gezeigt haben.

---

# Sagen aus den Kreisen Glogau, Falkenberg und Grünberg.

Von M. Hellmich, Glogau.

## 1. Die Feenst-Weiber im Butterberge bei Klein-Kauer, Kreis Glogau.

Etwa 700 m nördlich vom Dominium Klein-Kauer durchschneidet der Weg einen Berg, „Butterberg" genannt, welcher mit Mischwald bestanden und am Wege wegen der Entnahme von Boden zum Wegebau uneben und zerklüftet ist. Auf dem Gipfel steht ein auf dem Messtischblatt Glogau Nr. 2484 mit der Höhenzahl 199,4 bezeichneter Dreieckspunkt.

An dieser Stelle soll es umgehen, sagt der Volksmund und erzählt darüber unter anderem von einem Knecht aus Quilitz, der folgendes Erlebnis hatte. Als er eines Tages am Butterberge ackerte, hörte er im Berge ein Geräusch, wie wenn in einem Backtrog mit der „Trogkratze" der Teig zusammengekratzt würde und schloss daraus, dass die Bewohnerinnen des Berges, die Hexen oder Feenstweiber, beim Kuchenbacken wären. In seinem Übermut rief er: „Nu, wenn'r do unten immerzu backt, do backt mer do au a mol an Kuchen mit".

Zu seinem nicht geringen Schrecken sah er mittags, als er mit seinen Pferden wieder aufs Feld kam, auf dem Pfluge einen Kuchen

liegen. Beim Herabschieben vom Pfluge zerbrach er und sah inwendig „sehr unappetitlich“ aus (nach einer anderen Quelle war er obenauf mit Blut befleckt). Da packte den Knecht die Angst, er schwang sich aufs Pferd und jagte mit dem Gespann, was die Pferde laufen konnten, ins Dorf, verfolgt von den Feenstweibern. Diese holten ihn aber erst im Dorfe ein, wo sie ihm nichts mehr anhaben konnten. Und so kam er ohne Schaden davon.

Nach einer anderen Sage ging in Quilitz eines Tages eine Wöchnerin an den Bach, um Wasser zu holen, und wurde seitdem nicht mehr gesehen. Die Feenstweiber hatten sie in den Butterberg entführt. Da beschloss die Geistlichkeit sie zu retten und fuhr mit den „Heiligtümern“ nach dem Butterberge. Die Feenstweiber wurden bezwungen und mussten die Frau herausgeben. Dem Kutscher des Wagens wurde streng verboten auf der Rückfahrt sich umzusehen. Als sie aber zu der Furt in dem Graben kamen, der von Klein-Kauer kommend nach Quilitz fliesst, vergass er das Verbot und drehte sich um. Sofort verschwand die gerettete Frau und kehrte nicht mehr zurück. Nur des Nachts soll sie noch manchmal ihr Kind besucht haben.

### 2. Der Teufelsstein bei Quilitz, Kreis Glogau.

Der Stein, an den die Sage anknüpft, existiert nicht mehr. Er ist ums Jahr 1880 gesprengt und vom Dominium Klein-Kauer verbaut worden. Die Stelle, an welcher er lag, befindet sich ca. 1 km nördlich vom genannten Dominium und 500 m nördlich von dem auf dem Messtischblatt Glogau Nr. 2484 mit der Höhenzahl 199,4 bezeichneten Dreieckspunkt an der von Klein-Kauer durchs Dominium nach Schmarsau führenden Strasse etwa in der Mitte der mit Akazien bestandenen Strecke.

Die Sage erzählt nun, dass der Teufel von dieser Stelle aus eines Tages die Kirchtürme von Quilitz, Gramschütz und Simbsen hintereinander liegen sah. Darüber ergrimmte er und griff nach einem grossen Stein, um in seiner Wut damit nach den Türmen zu werfen. Aber als er zum Wurfe ausholte, wurde der Stein in seiner Hand weich wie Butter und entfiel ihm. Die Abdrücke seiner Finger aber blieben in dem wieder hart gewordenen Stein zurück.

Von dem Platze, der in der ganzen Umgebung als die Stelle bezeichnet wird, an welcher der Teufelsstein lag, sind allerdings

die drei Kirchen zu sehen, jedoch nicht, wie stets bei Wiedergabe der Sage besonders hervorgehoben wird, hintereinander. Diesen Anblick hat man vielmehr von dem Berge der Windmühle am Ostende von Klein-Kauer, wo der Turm von Quilitz tatsächlich die beiden Türme von Gramschütz und Simbsen verdeckt — auf einer mathematischen Linie liegen sie freilich nicht. — Doch ist von diesem Punkte keine Überlieferung bekannt, so wahrscheinlich auch die Bezeichnung „Butterberg“ in der Nähe der Lage des Teufelssteines eine Übertragung der Sage auf eine andere Stelle macht, welche zur überlieferten Beschreibung nicht passt. Neben dieser Ungenauigkeit ist die Sage auch noch dadurch interessant, dass der Zeitpunkt ihrer frühsten Entstehung durch den Bau des letzten der drei Türme nach rückwärts begrenzt ist.

### 3. Der schwarze Graben in Piechotzütz-Puschine, Kreis Falkenberg.

Durch den Wald südöstlich von Puschine zieht sich ein Graben, an dem es, der Sage nach, nicht geheuer ist. Ausserhalb des Waldes durchschneidet derselbe einen Sandhügel, und von dieser Stelle wird folgendes erzählt:

Ein übermütiger Herr befahl einst einem armen Bauern, diesen Hügel bis zum Mittag des nächsten Tages zu durchstechen, und zwar in solcher Breite, dass er mit seinem Pferde den Graben nicht überspringen könne. Der Bauer setzte sich trostlos auf den Hügel und begann zu weinen; da erschien ihm ein kleines Männchen und fragte ihn nach dem Grunde seines Kummers. Als es die Geschichte vernahm, befahl es dem Bauern, sich, mit dem Gesicht der Erde zugekehrt, platt hinzulegen und sich nicht zu rühren oder aufzusehen, was er auch hören möge. Der Bauer tat es und hörte nun gleich darauf ein eifriges Arbeiten, sah aber nicht eher auf, als bis ihn das Männchen anstiess. Beim Aufblicken gewahrte er, dass ein Graben durch den Hügel gezogen war, so wie ihm sein Herr es aufgetragen hatte. Als dieser nun ankam und ohne Besinnen, da er an die Möglichkeit der Ausführung nicht glaubte, sein Pferd zum Sprunge antrieb, stürzte er mit diesem in die Tiefe des Grabens und brach das Genick.

(Etwa 8 km nordöstlich davon liegt die prähistorische Schanze mogiła am Ringwitzer Bruch.)

### 4. Die Wasserjungfrauen im heiligen See bei Jany, Kreis Grünberg.

Eines Abends gingen drei junge Leute aus Krampe über Jany nach Prittag zum Tanz. In der Nähe des heiligen Sees gesellten sich drei junge Mädchen zu ihnen, welche nach dem Ziele ihres Weges fragten und sich ihnen anschlossen. In Prittag tanzten die Burschen dann bis in die Nacht mit den Mädchen.

Auf dem Rückwege suchten diese die jungen Leute in der Nähe des Sees zu veranlassen, sie seitwärts auf ihrem Wege zu begleiten. Zwei von den Burschen liessen sich nicht verleiten und kamen glücklich nach Hause. Der dritte, welcher mit den Mädchen gegangen war, wurde nie mehr gesehen.

Von dem heiligen See erzählen sich die Umwohnenden, dass er ausser anderen Zuflüssen auch einen habe, der unterirdisch verlaufe und von einem Wasser herstamme, welches sich in der Höhenfeldmark Polnisch-Kessel im Sande verliere. Trotz dieser Zuflüsse sei der Wasserstand des Teiches, der keine sichtbaren Abflüsse hat, nahezu unveränderlich; daher geht die Sage, dass er ebenfalls unterirdisch abfliesse, und dass sein Wasser in den nach der Oder zu belegenen Wiesen wieder zutage trete.

---

# Ruf, Sang und Spruch beim Aus- und Eintrieb des Viehs.

Von Dr. Th. Siebs.

Im letzten Sommer habe ich in Seidorf im Hirschberger Kreise gar mancherlei Wissenswertes gesammelt, was unserer Kenntnis der Sitte und Sprache Schlesiens zu gute kommen kann. Ein paar Kleinigkeiten von eigenem Schlage seien hier mitgeteilt in der Hoffnung, dass sie von unseren Lesern durch Ähnliches bestätigt oder erweitert werden.

Im Spätsommer, wenn die Ernte vorbei ist, wird das Rindvieh wieder früh morgens zur Weide gebracht und gegen zwölf Uhr eingeholt; nach Mittag wird es noch einmal ausgetrieben, um bis zur Dunkelheit draussen zu bleiben. Nicht nur das Geläute, sondern auch die schallenden Rufe des Kuhjungen oder Kuhprinzen

— so wird er wohl im Scherz genannt — hört man weithin. Als Zuruf beim Austrieb gilt meist „hōraus“[1]) oder auch „hôraus“, und zwar ist es in der Regel stärker auf der ersten Silbe als auf der zweiten betont (also —́ —̀, —́ —́), vereinzelt aber auch umgekehrt (—̀ —́); im ersteren Falle pflegt der Intervall *a : c* zu sein. Manchmal wird auch der Ruf „hōrō“ eingeschoben, und zwar mit langgezogenem Endvokal hōrō͡-ō (c | **dis** c ; wobei c als Achtelnoten, das fettgedruckte dis als Viertelnote im 3/8-Takt gelten). Ganz anders beim Eintrieb: da wird stets „hōrai“ bzw. „hôrai“ (—́ —̀ oder —̀ —́, im ersteren Falle *a : c*) gerufen, niemals „hōraus“. Offenbar steckt im zweiten Teil dieser Worte unser „(r)aus“ und „(r)ein“; ob aber das hō bzw. hô eine blosse Interjektion oder der Rest eines verbalen Imperativs ist, will ich nicht entscheiden. Weinhold in seinen „Beiträgen zum schlesischen Wörterbuche“ Wien 1855 S. 36 und in seinem handschriftlichen Nachlasse nimmt ersteres an, zumal sich für horâs hôrei anderwärts auch der Ruf hônâs hônei findet. Er nennt auch hodei, horei, horaus, hôrâs hôrâs kila (Kühla) hô, und gibt mit Noten (3/8-Takt) als Ruf an:

| e cis | e cis | e cis | d͡ |
|---|---|---|---|
| hô - rei | hô - rei | hô - rei | hô. |

Auch werden die Wortformen hôre (Ant. Peter, Volkstüml. I, 297), hôri (aus Friedland, Isergebirge), hôdâ (Gabersdorf im böhmischen Riesengebirge), hêdô (Reichenbach, s. unten) erwähnt; Philo vom Walde in seiner „Leutenot“ führt als Hirtenruf, mit dem die Kühe

---

[1]) Es sei vorausbemerkt, dass im folgenden die hochtonigen Silben durch —, die nebentonigen durch ∗ bezeichnet, die verschiedenen Betonungsgrade innerhalb dieser aber durch den Akut ´ oder den Gravis ` gegeben sind: z. B. „Schaffensfreudigkeit“ würde rhythmisch als —́ ∗ —̀ ∗ ∗̀ dargestellt werden. — Die Schreibung meiner Texte ist phonetisch, d. h. jeder Buchstabe hat seinen Lautwert, die langen Vokale werden nicht durch dehnende Buchstaben, die kurzen nicht durch Konsonanthäufung bezeichnet. Alle kurzen offenen Vokale sind nicht bezeichnet, z. B. hochdeutsch *hart*, *welt*, *ist*, *fol* (= voll), *štundə* (= Stunde); die entsprechenden langen offenen Vokale durch ¯, z. B. *hābə* (= habe), *ērə* (= Ähre), *ō* ähnelt dem engl. a in *water, fall;* die geschlossenen Vokale durch ^, z. B. *hêbə* (= hebe), *lîbə* (= Liebe), *lôn* (= Lohn), *tûn*. *š* = sch, z. B. *toišən* (= täuschen); *ž* = franz. j in Jalousie; *ſ* ist stimmhafter Laut (z. B. *ſilbər* = Silber), *s* stimmloser Laut (z. B. *esən* = essen); *ŋ* = ng, z. B. *ſiŋən* (= singen); *ćh* ist der Konsonant in hochd. *ich*, *ch* derjenige in *ach*; *ts* = hochd. *z*, z. B. *tsait* = Zeit. Auch für andere Veröffentlichungen in unserer Zeitschrift seien diese Schreibungen empfohlen.

gelockt werden, an „hôrê arê arê arê“ [1]), und Oehl in seinen „Grulicher Gedichten“ hat die Verse

„die Herta zengstremm off da Brocha,
die treiba ei mit hoorinoh“.

Übrigens sind das nicht die einzigen Rufe des Hirten an die Tiere. Wenn sie nicht weiter wollen, so ruft er sie bei ihrem Namen, und oft hörte ich „waiskôp, gîst nim!“, „krûne!“ usw. [2]). Sollten sie fressen, so rief der Junge: wêda wêda (weiden! weiden!), und oft auch (im $^3/_8$-Takt):

c c | c c c | dis c
wê-da, wê - da, wê - dō - ō!

In diesem langgezogenen Endvokal ist uns zweifellos jene alte mit dem Imperativ verbundene Ausrufpartikel *â* bewahrt, die in mittelhochdeutschen Texten reichlich bezeugt ist (man denke nur an das bekannte „bekêrâ dich, bekêre“ Walthers von der Vogelweide), und die man auch in unserem „hurrah“ (*hurrâ* als Imperativ mit Interjektion â zu mhd. *hurren* „eilen, schnell laufen“) hat erkennen wollen. Übrigens ist der Ruf auch als *wêdab wêdab* (Weinhold), als *weidâ weidâ* (im böhmischen Riesengebirge) und als *hôri weide* (im Isergebirge) bezeugt.

Mögen nun solche und ähnliche Hirtenrufe vielerwärts und häufig vorkommen, so sind mir erzählende Lieder beim Aus- und Eintrieb, die mit jenen Rufen verbunden werden, bloss aus Schlesien und auch hier nur als selten bekannt. Sie stehen meines Wissens einzig da, und auch mit den sogenannten „Rugguussers“ und „Chüedreckerli“ der Schweiz lassen sie sich nicht vergleichen [3]). Weinhold verzeichnet (a. a. O. S. 34 und im handschriftlichen Nachlass) als ein „Tschenscherlied“ aus der Reichenbacher Gegend die Verse:

„Hêdo hêdô! Viehla nei!
wart ni bâle Zeit eintreiba sein?
ô no lange nî! ô no lange nî!
di fôle Môad hôt no ni âgericht!“

Jetzt habe ich nach Aussage einer älteren Weberfrau in Seidorf ein weiteres Stück aufgezeichnet (singen hören habe ich es nicht) und gebe es mit rhythmischem Schema und Übersetzung.

[1]) Anders ist wohl zu beurteilen, wenn in demselben Gedichte der Ausruf „hôracht“ gebraucht wird: hôracht hôracht, hint is de Johannesnacht!

[2]) Weisskopf, Krone usw. sind Namen der Kühe.

[3]) Vgl. unten S. 109: Tobler, Alfr., Das Volkslied im Appenzellerlande Zürich 1903.

*hōraus, hōraus,*
*îch traibə 's letstə môul aus!*
*dar bauer*[1]) *šlêt mich imər,*
*dî frau îs nôch fil šlimər,*
*dî butər frist ſə alênə,*
*dî kāſə macht ſə klênə,*
*an 's mulka îs gôa himəlbló,*
*îch blaib au nimê an štundə dô.*

Horaus, horaus, ich treibe 's letzte Mal aus!
Der Bauer schlägt mich immer, die Frau is noch viel schlimmer,
die Butter frisst sie alleine, die Käse macht sie kleine,
und die Milch die ist ganz himmelblau, ich bleibe auch nimmer eine Stunde da.

Allenfalls lässt sich mit diesen Versen ein Eintreiblied vergleichen, das von Weinhold aus dem Isergebirge mitgeteilt wird, vgl. Knothe S. 302, 308:

„Hôri weide Mosse,
wos rumpelt of der Gosse,
wos rumpelt of der Bîrebank?
dan Hirten werd de Zeit zu lank,
eitreiba, Brut schneida,
Kâse fressa, Butter stecha,
Molke soppa,
mit der Moyd eis Bette hoppa“.

Aber auch nur die Motive von Milch, Butter und Käse sind gemeinsam, weiter nichts. — Den erzählenden Vortrag unserer Strophe finden wir auch in einer anderen schlesischen Hirtenstrophe, die uns aus Gabersdorf im böhmischen Riesengebirge (Weinhold a. a. O.) bekannt ist:

„Hôdâ aim Schôda,
wu enne? wu drenne?
ai N.'s Hôwer;
der N. nôm a Seppatôp
on hêb am Herta enn a Kôp,
olle Scherba klonga,
olle Herta songa.

Unsere Verse sind wohl so aufzufassen, dass der Hirtenjunge sie beim Austrieb zu den Kühen spricht. Aus anderen Gegenden ist mir derartiges nicht bekannt, und es wäre sehr dankenswert, wenn man uns Spuren von ähnlichem Sang und Brauch aufzeigen könnte.

Von derselben Weberfrau ward mir ein anderes Stück als Lied beim Eintrieb der Kühe mitgeteilt, das mir wegen des eigenartigen Wechsels von taktierendem und rezitierendem Vortrage und seiner sonderbaren Übergangsstufen vom Vers- zum Sprechtakte höchst seltsam erschien. Es heisst:

[1]) Das anlautende *b* in *bauər, butər* ist stimmlos; daher wird es von manchen als *p* aufgefasst.

| | |
|---|---|
| 1 *Es dînt amôul a junə* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* |
| *ols kûprins bai an bauər,* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* |
| *an wî's da ôorma juna pflējt tsû gin,* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* ⊥* ⊥ |
| *dos lāba wirt a fauər,* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* |
| 5 *fir jēdəs bisla ful a štin.* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* ⊥ |
| *dî môad dî hot' amôul an tôp tsûšmisa* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* ⊥* ⊥* |
| *an nôch an rechta grûsa;* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* |
| *dô his' dar junə hôd a nō gəšmisa;* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* ⊥* ⊥* |
| *dô gink's dan ôorma taifəl šun wider šlecht.* | * ⊥* **⊥* *⊥* ⊥ |
| 10 *dô wôarž amôul, dô kōm dar šturch gəflûrn ais bauərhaus* | * ⊥ *⊥ ***⊥** *⊥** |
| *an brucht dar frau an klêna liba fûn.* | * ⊥ *⊥ *****⊥ |
| *an Frîdə mustə tsaitlîch naus,* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* ⊥ |
| *kî an kelbər traiba,* | ⊥* ⊥* ⊥* |
| *an îbər mitîch desa blaiba.* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* ⊥* |
| 15 *ôbəms kōm a hêm gôa mîdə,* | ⊥* ⊥* ⊥ ⊥** |
| *dî klênə môad bont dî kî ō:* | * ⊥* ⊥** ⊥* |
| *„Frîdə, wilstə wos noiəs wisa?* | ⊥* ⊥** ⊥* ⊥* |
| *dî frau hôd a klêna liba fûn!"* | * ⊥* *****⊥ |
| *nû, dar fink ō tsû lōmentirn:* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* ⊥(*) |
| 20 *„fol dōs ai infən haufə grōdə afû posirn?* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* ⊥⁀** ⊥* ⊥(*) |
| *a bauər mir hetsa* | (*) ⊥⁀** ⊥* |
| *ûf a hols,* | ⊥* ⊥ |
| *och jê, och jê, wos wirts ok dô fir prijəl fetsa?"* | (*) ⊥* ⊥* ⊥* ⊥* ⊥* ⊥* |

Es diente einmal ein Junge
als Kuhprinz bei 'nem Bauer;
und wie's den armen Jungen pflegt zu gehn,
das Leben wird ihn' sauer,
für jedes Bischen soll er stehn.
die Magd die hatt' einmal 'nen Topf zerschmissen,
und noch 'nen rechten grossen;
es hiess, der Junge da hat ihn zerschmissen,
da ging's dem armen Teufel schon wieder schlecht.
da war's einmal, da kam der Storch geflogen ins Bauernhaus
und bracht' der Frau ein' kleinen lieben Sohn,
und Friede [1]) musste zeitig 'naus,
Küh und Kälber treiben
und über Mittag draussen bleiben.
Abends kam er heim gar müde,
die kleine Magd band die Küh an:

[1]) Koseform für Gottfried; so hiess der Junge.

„Friede, willst du was neues wissen?
die Frau hat ein' kleinen lieben Sohn!"
Nun, der fing an zu lamentiern:
„Soll das in unserm Hause grade noch so passiern?
den Bauer mir hetzen auf den Hals,
ach je, ach je, was wird's auch da für Prügel setzen!"

Zu grossem Danke bin ich Herrn Philo vom Walde verpflichtet, der mir das Stück als Veränderung und Entstellung des Gedichtes „der Kühjunge" von H. Tschampel (Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart, 1. Aufl. Schweidnitz 1843) erwiesen hat. Es mag weiteren Kreisen zuerst durch die Spinnabende bekannt geworden sein. Wie sich aber dann der Volkston aus der kunstmässigen Dichtung entwickelt hat, indem einzelne volkstümliche Wendungen im Gedächtnisse hafteten, andere hinzutraten, und wie hier die im Originale ganz unvolkstümliche Pointe verloren gegangen ist, das erscheint mir so interessant und lehrreich, dass ich Tschampels Gedicht zum Vergleiche mitteile.

1. A Junge dient als Kühprinz bei a'm Pauer,
Und — wie's da orma Schluckarn pflägt zu giehn.
Su ging's au dam — sei Pusten woard 'm sauer;
Denn jedes wuld' a bei a Uhren ziehn.
Geschoach a Schoda wu, woar was zerbrocha,
Woard glei de Schuld dam Junga zugesprocha.

2. Zuschlug de Moad an Toop, an rechta gruhssa,
(Denn kleene Dinger warn ne orscht gerecht),
Do hiss 's: Der Junge hot a imgestussa!
Und 's ging derfür dam orma Schelma schlecht.
Ging was verloren, soate jede Zunge:
Kee Mensch ihs schuld, als dar gootluse Junge!

3. Nu troaf 's amol, doss mit a'm lieba Kinde
Der Storch gefloin koam ei doas Pauerhaus.
Und bahle wusst 's is sämtliche Gesinde,
Ock blus der Junge ne: denn zeitig naus
Uf' s Feld musst' dar de Küh' und Kälber treiba,
Und über Mittig miet a dessa bleiba.

4. Zum Obende, do kimmt a heem recht müde,
Wie nu de Kleenemoad de Küh oabindt,
Do spricht se: „Wisst de au woas Noies, Friede?
De Frau, die hot a liebes, kleenes Kind;
Drim magst der ock a Schnoabel wacker wetza;
Denn 's ward geschwinde Kindlakucha setza."

5. Doch Friede, dar fängt oa zu lamentieren:
„Och je, och je, woas sohl mer ock geschahn!
Muhss hoit ei insem Hause doas possiren!
Nu wardt err mir de Schuld wull wieder gahn
Und Oll' a Pauer uf a Hols mer hetza —
Och ne, woas ward's ock do fer Prügel setza!"

# Weihnachtsheiligerohmt ei der Schwenzer[1] Schmiede vor 30 Jahren.

Von E. Blaschke.

Seit dem 6. Dezember hatte sich das frohe Erwarten der vier Sprösslinge in der Schmiede mehr und mehr gesteigert. Der „Nickels“, der in jenen Tagen bald in diesem, bald in jenem Hause eingekehrt war, und mit seinem mächtigen Pelze, der grossen Rute und dem weiten Sacke heilsamen Schrecken unter die oft unbotmässigen Buben und unfolgsamen Mädchen getragen hatte, durfte in der Schmiede nicht herein — „de Kender forchta sich zo sehr“! „'m ala Joanga, 'm Ernstla, kända ju a poar Jochthiebe nicht schoada“, asu meente freilich der Schmiedevoater, aber es blieb dabei, der Nickels durfte nicht 'rein. Dafür kam aber manchmal das „Chrestkendla“ leibhaftig noch vor Weihnachten, um zu hören, welche besonderen Wünsche die Kinder hätten, ob sie auch gut folgten und richtig beten könnten. Heute noch erinnere ich mich lebhaft des ehrfurchtsvollen Schauers, der mich beim Anblick der hehren himmlischen Gestalt ergriff; denn, obwohl uns Stimme und Gesang und das so prächtige Körbchen des „Chrestkends“ merkwürdig bekannt vorkamen, schwuren wir doch allesamt auf die Echtheit des himmlischen Wesens. Und Muttern, die natürlich zufällig bei der „Hapichmuhme“ einkaufen war, als das Christkind uns besuchte, wurde nicht müde, unsere begeisterten Erzählungen anzuhören und nun auch ihrerseits manches noch mitzuteilen, was wir längst kannten, und was wir immer wieder hören wollten. Dank der grossen Vorsicht unserer guten Mutter sind wir erst recht spät dahinter gekommen, dass die Gaben nicht vom Himmel, sondern von ihr selber herrührten. Während es ihr niemals gelang, den Schlüssel zur „Spalaloade“, welche die getrockneten Apfelspalten, die gebackenen Birnen und Kirschen und die Pflaumen in ihrem grossen Bauche barg, so zu verstecken, dass wir ihn nicht doch noch, wie sie ärgerlich meinte, „wieder ausgestankert hätta“, so gelang ihr das Verbergen der kleinen Weihnachtsgaben doch stets ausgezeichnet. Wie es ihr

[1]) Schwenz, Kreis Glatz.

aber möglich gewesen, selbst den geputzten Christbaum vor unseren stets rührigen Schnüffelnasen zu verheimlichen, das ist mir heute noch ein Rätsel.

Wenige Tage vor Weihnachten war für uns Kinder noch ein grosser Festtag, nämlich das „Striezelbacka“. Dass wir Muttern dabei mehr hinderlich als fördernd waren, ist ja selbstverständlich. Für sie war der Tag auch durchaus Arbeitstag ersten Ranges; galt es doch für den damals aus zwölf Personen bestehenden Haushalt die Striezel so zu backen, dass bei der Verteilung derselben die Würde und die Stellung des Empfängers nicht verletzt wurden. Ich glaube, die Welt wäre aus ihren Angeln geraten, wenn jemals der Altgeselle nicht „a schinnsta und grissta“ erhalten hätte. Selbst die vier Striezel für uns Kinder entsprachen in der Grösse unserem Alter.

War nun endlich unter diesen Vorbereitungen der Tag vor Weihnachten angebrochen, so wurde bereits mittags Feierabend gemacht und Festtagsgewand und -miene angelegt. Nur Vater blieb ab und zu etwas länger in der Schmiede, um eine drängende Arbeit erst fertig zu machen, was Muttern regelmässig zu der ärgerlichen Äusserung: „A is wiederamohl nich aus damm schwarza Loche 'rauszobrenga“, veranlasste. Sobald die Dunkelheit angebrochen war, wurde „zom Ohmtassa geruft“ und damit begann auch die Feier des „heiligen Ohmt“. Welche Gerichte wir bekamen, weiss ich nicht mehr genau; Fische hatte Vater zwar sehr gern, Muttern dagegen wieder nicht, weil „zu leichte em anne Grete eim Haolse stecka blein künde“. Das für den Abend obligatorische Gericht war „de Sammelmelch“, die bereits am Nachmittag in einem „grossen Rahmtopfe zorechte gemacht wohr!“ War diese verzehrt, dann brachte Mutter eine mächtige Schüssel voller Nüsse und „Pauerbissa“ sowie einen Korb selbstgeernteter „Joampfern- und Striema-Äpfel“. Diese verteilte Vater wieder nach Rang und Ansehen unter die Gesellschaft, auch erhielten jetzt alle ihren Striezel, und die Gesellen und Lehrlinge, die Magd etc. ein Weihnachtsgeschenk, meist in Form eines grösseren Geldstückes. Äpfel und Nüsse wurden schon bald bei der Verteilung gekostet, während der Striezel meist erst an Silvester „ufgeschnieta“ wurde. Onkel Anton „schniet seinen“ erst auf, als wir den unseren längst vertilgt hatten, ohne uns jemals davon etwas abzugeben. Dafür rächten wir uns dann gewöhnlich dadurch, dass wir alle

von aussen sichtbaren „Rosinka“ mit den Fingern „rausmachta“, kam jemals der Striezel in das Bereich unserer Hände. Den Hauptpunkt des ganzen Abends aber bildete das „Gleckeheba“! Daran beteiligte sich gross und klein! Vier Teller wurden mit der Öffnung nach unten auf den Tisch gelegt unter denselben vier Gegenstände verborgen: 1. ein Geldstück, 2. ein Stückchen Brot, 3. eine halbe Nussschale, Lehm oder Erde bedeutend, und endlich 4. ein — Kamm. Dieser bedeutete Läuse, Ungeziefer. Die Sache war sehr einfach. Zog z. B. jemand das erstemal einen Teller hoch und fand Brot darunter, dann konnte er hoffen, in dem nächsten Vierteljahre an diesem nötigsten aller Bedürfnisse keinen Mangel zu leiden. Lehm bedeutete Krankheit und unangenehme Dinge und wurde niemanden gegönnt, am wenigsten Muttern, die ohnehin immer kränklich, so ziemlich an das Tellerorakel glaubte. Nie aber zog sie öfter als einmal Lehm, denn wir korrigierten dann einfach das Glück und legten zweimal Brot hin. Vater zog am liebsten Geld und wenn er dieses zwei- oder gar dreimal traf, dann wurde er regelmässig sehr gesprächig und erzählte allerlei Schnurren aus seinem Leben. Merkwürdig aber war der Umstand, dass das Orakel fast niemals mehr erwähnt wurde, wenn der heilige „Ohmt“ vorüber war. Ein grosser Jubel erscholl regelmässig dann, wenn „Eins“ Läuse zog. Traf ihn dieses Pech aber gar zwei- oder dreimal, dann war die Folge eitel Lust und Freude aller und ärgerliches Brummen des Betroffenen. Tilchen, die kleinste, und Onkel Anton wurden wütend, wenn sie „Läuse“ trafen. Tilchen zog das eine Jahr viermal Läuse, ohne dass wir gemogelt hätten, und wir Buben feierten dies seltene Ereignis durch Abschiessen einer „Zentplattlapistole“, die wir uns eigens zu diesem Zwecke beigelegt hatten — sie aber, sie flennte „eim Henderwenkel grusse Treppla“. Den meisten Jux hatten wir mit Onkel Anton. Er zog fast alljährlich nur Lehm und Läuse — ohne jemals krank zu werden! Gewöhnlich wurde er die ersten zweimal bemogelt. Die letzten zweimal traf er schon von selbst Läuse, weil er mit einer gewissen Regelmässigkeit die Teller aufdeckte. Ich sehe ihn noch heute sinnend vor denselben stehen und die Worte sagen: „Dåsster mich ne ärnt beschei . . ., doas gellt nischt“. Dass er sich aber jemals überzeugt hätte, ob die Sache auch ihre Richtigkeit habe, ist nicht vorgekommen. Als Härma Ernst, der sich bei uns vom letzten Lehrlinge bis zum Altgesellen

aufgeschwungen hatte, und der im ganzen Dorfe als Juxmacher bekannt war, das Tellerorakel bediente, zog Onkel viermal Läuse. Härma hatte vier verschiedene Kämme unter die Teller bugsiert und — Onkel merkte in seinem Ärger „nischt“ davon. Unseren Jubelausbruch kritisierte er mit den Worten: „Ihr ala Noarrnhoanse!“

War nun das „Gleckeheba“ endlich vorüber, und hatten sich die Wogen der Freude etwas gelegt, dann hatte Vater noch eine Übung vor. Er holte die Flöte und nahm noch einmal das „Weihnachtslied“ durch, welches er „ei der Chrestnacht“ zu blasen hatte, die um 12 Uhr in der eine Stunde entfernten Pfarrkirche zu Pischkowitz abgehalten wurde. Wir lauschten immer wieder sehr andächtig der längst gekannten Weise. War diese Übung vorüber, dann gingen Vater, Mutter und Magd in den Stall, um den Rindern eine Schnitte Brot zu verabfolgen. Aus welchen Gründen dies geschah, weiss ich nicht mehr — vermute aber [1]), dass es nur geschah, um den Tieren in der Nacht, da allen Völkern der Erde das Heil wurde, auch etwas „Gutes“ zu tun, zumal ja zu Bethlehem im Stalle das Öchslein und das Eselein Zeugen der Geburt Christi waren [2]). In derselben Zeit waren Anton und die Gesellen damit beschäftigt, im grossen Obstgarten die Bäume mit Strohseilen zu umbinden und unter jeden einige Nussschalen zu streuen. Das beförderte die Fruchtbarkeit im nächsten Jahre ausserordentlich.

Waren alle diese Verrichtungen getan, dann versammelten sich die Hausbewohner noch einmal um des Lichts gesellige Flamme. Als wir älter geworden, setzten wir es durch anhalten-

[1]) Nach den Erzählungen der älteren Leute.

[2]) Die Tiere sollten infolge dieser Auszeichnung alljährlich in der heiligen Stunde von 12—1 Uhr die Fähigkeit bekommen, sich in menschlicher Sprache zu unterhalten. Gegenstand der Unterhaltung war gewöhnlich die Zukunft des Hauses. Wenn sie merkten, dass sie belauscht wurden, schwiegen sie; auch brachte es dem Lauscher nie Glück, die sprechenden Rinder zu hören oder gar zu stören. — In anderen Gegenden, z. B. im Neisser und Falkenberger Kreise, erhalten die Tiere auch eine „Matze Hafer“ oder eine noch ungedroschene Garbe Hafer. — Glücke wurde und wird auch anderweit am Silvester gehoben. In Neisse hob man auch „Glücke“ am Andreasabend. Natürlich wurde hier hauptsächlich die Frage: ob die Hebende im nächsten Jahre auch wirklich heiraten werde, an das Schicksal gestellt. Ich komme wohl gelegentlich noch einmal auf den Andreasabend und seine Gebräuche ausführlich zurück.

des Bitten auch mal durch, dass das „Chrestkend“ schon jetzt kam und einbescherte, denn für gewöhnlich war's in der Nacht, während wir alle schliefen. Kam das Chrestkend ausnahmsweise schon am heiligen Abend, dann mussten wir Kinder ins „Stübla“, und das wurde von aussen verschlossen. Unser frohes Erwarten wurde durch das Ertönen kleiner Glöckchen, durch eiliges Hin- und Herlaufen ums Haus aufs Höchste gesteigert. War endlich alles fertig, dann liess uns Mutter wohl heraus und zeigte uns noch schnell das ins Nachbarhaus enteilende, ganz in himmlisches Weiss gekleidete „Chrestkendla“. Nun brach der Jubel über die erhaltenen Gaben aus, ein Jubel, den ja jeder aus den seligen Tagen seiner Kindheit noch kennt oder ihn alljährlich an den eigenen Kindern erlebt.

Gewöhnlich wurden wir aus den Betrachtungen unserer Spiele und Herrlichkeiten durch Mutters: „Keender, 's werd Zeit, doasster oich off de Socka macht on ei de Chrestnacht gitt, denn de Kerche wart wieder getrummelt vuhl sein“. Das liessen wir uns denn auch nicht zweimal sagen, und ob Schnee oder Sturmgestöber, ob Glatteis oder Kälte unser draussen warteten, in die Chrestnacht wurde ein- für allemal gegangen. Daheim blieb nur, wer krank oder noch zo wing (zu jung) war. Dort harrte unser und der ganzen Gemeinde noch ein besonderer Genuss — das bereits erwähnte „Chrestkendlalied“, ein Wechselsolo zwischen Sopran und Flöte.

„Heut ist Euch geboren der Heiland der Welt.
Er hat sich im Stalle zum Viehe gesellt!“

also hallte es durch die weiten Räume der Kirche, und alle die Hunderte lauschten andächtig der alten Mär und Weise. Wenn ich nicht irre, ist das alte von Schnabel komponierte Opus leider jetzt auch von der Bildfläche ebenso verschwunden, wie die Passion am Palmsonntage und Karfreitage.

In der Schwenzer Schmiede aber, die dasselbe Geschlecht schon über 200 Jahre beherbergt, wird an alter Stätte, im alten Heim und in alter Weise Weihnachts „heil'ger Ohmt“ gefeiert. Am altgewohnten Platze sitzt wieder „der Meester“, neben ihm an der üblichen „Tiischecke“ de Meestern, und auch jetzt wieder, wie vor 30 und 100 Jahren strecken jauchzende Kinder ihre drallen Ärmchen den helleuchtenden Lichtlein der Christbaumes verlangend entgegen.

# Literatur.

**Schlesiens volkstümliche Überlieferungen.** I. Die Schlesischen Weihnachtsspiele, herausgegeben von Friedrich Vogt. II. Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien von Paul Drechsler 1. Leipzig 1901—3. B. G. Teubner. Für Mitglieder der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde zu dem ermässigten Preise von M. 3,90 pro Band zu beziehen.

Zur Weihnachtszeit, wo uns der Buchhandel so viele hunderte von Gaben anbietet und unter ihnen leider gar so wenige, die dauernder Beachtung wert erscheinen, halten wir es für Pflicht, unsere Mitglieder und Leser auf die wertvollen Veröffentlichungen unserer Gesellschaft aufmerksam zu machen; wir tun es gern, zumal uns nur sachliche und gar keine materiellen Interessen leiten.

In reicher schöner Ausstattung (der Buchschmuck ist von Professor M. Wislicenus) hat uns Friedrich Vogt, der Gründer unserer Gesellschaft, eine vortreffliche Ausgabe der schlesischen Weihnachtspiele und eine meisterhafte Entwicklungsgeschichte dieser eigenartigen dramatischen Gattung geschenkt. Klar zeigt er auf, was die Adventspiele an heidnisch-germanischen Zügen bewahrt, was für Motive sie aus den mittelalterlichen Nikolausspielen, was sie endlich aus dem 16. Jahrhundert überkommen haben, und inwieweit mittelalterliche Überlieferung und Dramatik des 16. Jahrhunderts auch in den Spielen von Christi Geburt und von Herodes fortleben. Texte von alten Advent-, Sternsinger-, Dreikönig- und Herodesspielen aus Schlesien werden gegeben, dann aber auch wird für den praktischen Zweck der Darstellung ein Adventspiel, ein Christkind- und ein Herodesspiel mitgeteilt, wie sie Vogt nach verschiedenen Fassungen bearbeitet und zu grosser Freude unserer Gesellschaft im Jahre 1899 zur Aufführung gebracht hat.

Auch Paul Drechslers Buch ist nicht nur eine im wissenschaftlichen Sinne sehr wertvolle Sammlung — die erste ihrer Art —, sondern auch ein wirkliches Familien- und Volksbuch im besten Sinne, das in keinem Hause fehlen sollte, wo die Herzen für schlesische Art und Heimat schlagen. Alle Sitten und Bräuche, die sich an die Festzeiten im Kreislauf des Jahres knüpfen, aller Aberglaube und Brauch, der des Menschen Leben von der Geburt bis zum Tode begleitet, ist aus Schlesiens weiten Gebieten zusammengetragen und — ohne Wiederholungen — fesselnd erzählt. Was alles am Andreastage, in den zwölf Nächten zu Lichtmess, Fastnacht, Ostern und Pfingsten, zum Johannis- und Michaelis- und Martinstage geschieht, was immer bei Geburt und Taufe, bei Krankheit und Tod, bei Verlobung und Hochzeit, in Liebe und Ehe, kurz was in Freud und Leid als alter Brauch und Sitte galt und gilt, das wird uns dargestellt. Es ist ein Hausbuch, das nicht nur einmal und öfters gelesen sein will, sondern zum stetigen Aufschlagen, gleichsam ein immerwährender Kalender, bereit liegen soll. Zu unserer grossen Freude können wir mitteilen, dass der zweite Teil dieses Werkes, der die Bräuche im häuslichen Leben und Verkehr, bei Ackerbau und Viehzucht vereinigt und Weissagung und Zauber behandelt, fertig ausgearbeitet vorliegt und in einigen Monaten erscheinen wird. Dr. Siebs.

**Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg.** Nr. 1. Von Dr. Bohnenberger, a. o. Professor in Tübingen. Sonderabdruck aus den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1904. Stuttgart.

Die württembergische Vereinigung für Volkskunde hat mittelst Fragebogen, die — mit Empfehlung der Oberkirchen- und Oberschulbehörden — an Geistliche und Lehrer gerichtet wurden, an die 600 Berichte erzielt, und nach Ordnung und Bearbeitung der behandelten Gegenstände werden nunmehr die Ergebnisse nach und nach veröffentlicht; das statistische Landesamt hat die Förderung und Verbreitung übernommen. Zunächst wird der Glaube an überirdische Wesen behandelt, und wir erfahren Sicheres über Vorhandensein und Ausbreitung der Vorstellung von Wuotans Heer (seinen Namen, seine Wege, die Umgangszeit, Herkunft und Charakter), über die Seegeister, Hakenmännlein, Wechselbälge, Erdmännlein, Waldgeister, Hausgeister, Korngeister, Windgeister, sowie über die Urschel im Ursulaberg bei Pfullingen; sehr reich sind die Vorstellungen von den abgeschiedenen Geistern. Weitere Abschnitte sind dem Glauben an übernatürliche Wirkungen gewidmet, der Wegnahme von Krankheiten und Schäden, die auf andere Wesen oder Gegenstände überführt werden, übernatürlichen Ähnlichkeitswirkungen und übernatürlichen Mitteln.

Müssen wir dem Herausgeber reichen Dank wissen für seine wertvollen Mitteilungen, so nicht minder den Behörden, die die wichtige Aufgabe der Volkskunde unterstützen. Was helfen alle Fragebogen, wenn sie nicht beantwortet werden! Das aber geschieht fast nur, wenn die Regierungen die Sache zu der ihren machen. Auch wir in Schlesien werden diesen Weg beschreiten müssen, und hoffentlich fehlt uns dann die Unterstützung seitens der amtlichen Stellen so wenig wie den Württembergern. Auf den Fortgang der „Mitteilungen“ sind wir sehr gespannt. Dr. Siebs.

**Das Volkslied im Appenzellerlande.** Nach mündlicher Überlieferung gesammelt von **Alfred Tobler.** Zürich. Verlag der schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Druck von Juchli & Beck, 1903. (2 Bl., 148 S.) — (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde Nr. 3).

Die trefflich geleitete Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde veröffentlicht neben ihrem als Vierteljahrschrift erscheinenden „Schweizerischen Archiv für Volkskunde“ eine Reihe zwangloser Hefte, die unter dem Titel „Schriften der Schw. Gesellsch. f. Volkskunde“ umfangreichere Monographien über Gegenstände der schweizerischen Volkskunde bringen. Konnten wir im vorigen Jahre das 2. Heft dieser Schriften, in welchem Gertrud Züricher Kinderspiel und Kinderlied im Kanton Bern behandelte, unsern Lesern warm empfehlen, so dürfen wir das gleiche Lob dem nunmehr vorliegenden 3. Hefte spenden. Ein sangesfroher, musikverständiger, mit der einschlägigen Literatur gründlich vertrauter Appenzeller bietet uns eine Sammlung und Charakteristik der vom Volke seiner Heimat gesungenen Lieder in Wort und Weise. Das Appenzeller Ländchen ist nur klein; aber es ist der klassische Sitz schweizerischen Volksgesanges, und reich ist die Ernte, die der begeistert an seiner Bergheimat hängende Volksliedforscher nach langer, emsiger Sammelarbeit beimgebracht hat. Der Herausgeber hat durchweg aus dem Volksmunde geschöpft und gibt nur in wenigen einzelnen Fällen Texte

oder Melodien, die er nicht gehört, sondern älteren geschriebenen Quellen entnommen hat. Sein Buch ist nicht nur eine Sammlung des volkstümlichen Liederschatzes im Appenzellerlande, sondern gleichzeitig eine eingehende, auch nach der geschichtlichen und musikalischen Seite wohl orientierende Abhandlung über den Appenzeller Volksgesang. Die Texte mit ihren Melodien sind nicht, wie es sonst üblich ist, nach sachlichen Gesichtspunkten gruppiert und einfach nebeneinander gestellt, sondern gewissermassen als Proben und Beläge in eine zusammenhängende Darstellung eingefügt. Hat hierbei vielleicht die Übersichtlichkeit des Inhalts etwas gelitten, so hat andererseits das Buch dadurch an Frische und Leben gewonnen.

Der Inhalt der Sammlung gibt mancherlei wichtige Fingerzeige für den Charakter des Volkes, dem sie entstammt. Überall tritt der Frohsinn, die heitere Stimmung, ja der jugendliche Übermut des Appenzellers in seinen Liedern hervor. Während das historische Lied und die ernste Ballade nur ganz spärlich vertreten sind, stehen — wie in andern Alpenländern auch — alle die kleineren, lyrischen, heiteren Formen des Volksgesanges in üppiger Blüte. Liebes- und Tanzlieder, Necklieder und Loblieder der Heimat sind sehr beliebt und verbreitet, und reichster Pflege erfreuen sich natürlich die „Stomperli“, die den Schnaderhüpfeln der österreichischen Alpenländer entsprechen, und besonders der Jodel. Es ist ein besonderes Verdienst des Buches, dass die spezifisch älplerischen Gattungen des volkstümlichen Liedes und Gesanges, die Stomperli, Jodel, und Kühreihen, in musikalischer Hinsicht eingehend und gründlich behandelt werden. Wie die mitgeteilten Texte fast alle mundartlich sind, so ist auch in manchen erotischen Stücken Inhalt und Ausdruck volkstümlich drastisch und derb; aber der Herausgeber hat recht getan, hier nicht in übel angebrachter Prüderie zu streichen oder zu mildern, sondern einfach zu geben, was der Volksmund wirklich spricht und singt. M. Hippe.

**Rügensche Sagen und Märchen.** Gesammelt und herausgegeben von **Dr. A. Haas.** Dritte Auflage. Stettin. Johs. Burmeisters Buchhandlung 1903. (XVI, 228 S., 8 Tafeln Abbildungen).

Die bekannte, reichhaltige Sammlung Rügenscher Sagen und Märchen aus der Feder des um die volkskundliche Erschliessung der pommerschen Lande wohl verdienten Dr. A. Haas liegt nunmehr, nachdem sie erstmalig im Jahre 1891 erschienen war, in dritter Auflage vor. Sie hat damit ihre Brauchbarkeit und Beliebtheit vollauf bewiesen. Das Buch ist auch in der neuen, ziemlich stark veränderten, zum erstenmale mit Illustrationen versehenen Fassung ein trefflicher Führer durch die ausserordentlich reichen volkstümlichen Überlieferungen Rügens. Der Verfasser hat, allzu bescheiden, in der Vorrede angedeutet, dass er mit seiner Veröffentlichung nur praktische Ziele verfolge; die Sammlung ist aber auch für wissenschaftliche Zwecke sehr wohl verwendbar und hat nach dieser Richtung im Gegensatz zu vielen ähnlichen Publikationen besonderen Wert durch die genauen Quellenangaben für alle diejenigen Stücke, die nicht mündlicher Mitteilung, sondern der gedruckten Literatur entstammen.

M. Hippe.

**Bunte Bilder aus dem Schlesierlande.** Herausgegeben vom Schlesischen Pestalozziverein. I. Band. 3. Aufl. II. Band. Breslau 1903. Max Woywod. Je M. 4,50, geb. M. 6,—.

Der Gedanke, geographische, geschichtliche, kulturgeschichtliche Schilderungen aus Schlesien zu einer grösseren volkstümlichen Darstellung zu vereinigen, hat viel Anklang gefunden, und die zwei ersten Auflagen des ersten Teiles der „Bunten Bilder“ sind schnell vergriffen gewesen. Es ist eben ein reichhaltiges, sehr belehrendes und fesselndes Buch, eine treffliche Weihnachtsgabe für alt und jung. Der mannigfaltige Stoff ist von vielen Verfassern bearbeitet, die zumeist dem Lehrstande angehören, und ist durch gute Bilder illustriert; in verschiedenen Aufsätzen reden hervorragende Fachkenner zu uns, wie Gürich, Regell, Markgraf, Burgemeister, Drechsler, Jantzen u. a. m. Von den naturwissenschaftlichen, kunst- und literaturgeschichtlichen Teilen wollen wir hier nicht sprechen, sondern nur dessen gedenken, was die Volkskunde angeht; und da ist es kein Zufall, dass wir manchem alten Freunde und Mitarbeiter begegnen. Das schlesische Volksleben schildert A. Lichter, von schlesischer Dialektdichtung erzählt H. Bauch, von der Spinnstube Philo vom Walde; aus Oberschlesien hören wir von Kölling, Koschmieder, Fuhland u. a. — Eine sehr willkommene Fortsetzung gibt uns der zweite Band. Ein besonderes Gepräge hat er einmal dadurch, dass dem Lokalen grössere Aufmerksamkeit zugewandt wird, während im ersten Teil das allgemein Schlesische mehr berücksichtigt war; ferner dadurch, dass der Geschichte, Kunst und Literatur weiterer Raum gegeben ist. Aber die Volkskunde geht keineswegs leer aus: Drechsler handelt vom schlesischen Volkstum, O. Scholz erzählt vom Lichtenabend, Eberhardt von den Laboranten in Krummhübel (freilich ohne des Laborantensaales zu gedenken), Jantzen von einem altschlesischen Osterspiele usw. Wir wünschen — und das wird bei der Güte des Gebotenen und dem auf grossen Vertrieb berechneten billigen Preise nicht ausbleiben — dem Buche auch fernerhin guten Erfolg.

Dr. Siebs.

**Sonntagskinder. Lieder und Gedichte aus Schlesien. Von Philo vom Walde.** Mit dem Bilde des Verfassers. Grossenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Ronge. (2 Bl., 230 S.).

Die schlesische Mundartdichtung steht augenblicklich in voller Blüte. Nicht bloss die Dichter sind eifrig an der Arbeit, sondern auch das Publikum zeigt eine ausserordentlich lebhafte und, wie es scheint, noch immer wachsende Teilnahme für die Dialektpoesie unseres Schlesierlandes. Wie wir alle Formen einer gesunden heimatlichen Kunstübung mit Freude begrüssen, so verdient auch dieser Zweig der schlesischen Dichtung, der nicht bloss schlesische Menschen und Dinge zu seinem Gegenstande, sondern die schlesische Sprache zu seinem Ausdrucksmittel wählt, aufrichtigen Beifall und kräftige Förderung. Er verdient sie dann in besonderem Masse, wenn die Dichter unsere schlesische Literatur mit so anziehenden und wertvollen Werken bereichern, wie das vorliegende eins ist.

Das Büchlein, das Philo vom Walde uns mit seinen „Sonntagskindern“ geschenkt hat, ist eine Perle unter der Flut von Gedichtsammlungen in schlesischer Mundart, die uns die letzten Jahre gebracht haben. Alle die Eigenschaften, die uns den schlesischen Lyriker Philo seit langem lieb gemacht haben, seine Wärme und Innigkeit, sein schlichter, kindlicher, unverbitterter, naturfroher Sinn, seine meisterliche Art, das Leben des Volkes in Lust und Trauer, am Feiertag und bei der Arbeit zu sehen und zu schildern, die sauber gefeilte,

glockenreine metrische Form, sie treten in den „Sonntagskindern" von neuem erfrischend und erfreuend hervor. Einen nicht geringen Anteil an der unwiderstehlichen, oft stark musikalischen Wirkung, die vielen der neuen Gedichte und Lieder Philos eigen ist, hat die gesunde und den echten Dichter verratende Anlehnung an das Volkslied und seine sinnige und poesievolle Naturbeobachtung und -schilderung. Wir zweifeln nicht, dass viele von den Liedern, die uns die „Sonntagskinder" bringen, gar bald ihre Tonsetzer und Sänger finden werden, und wir wünschen der ganzen Sammlung, dass sie in allen den Kreisen, die für unsere schlesische Dichtung Herz und Sinn haben und haben sollten, die Verbreitung und Wertschätzung finden möchte, die sie in so reichem Masse verdient.

M. Hippe.

**Anselm Regnal, Schlesische Teufeleien. Geschichten aus Schlesien.** Leipzig. Verlag von Paul Schimmelwitz. (224 S.) 8°. 2,00 M.

Alle Freunde schlesischer Art, insbesondere auch alle volkskundlich Interessierten, werden diese Geschichten mit grossem Genuss lesen. Der Verfasser entrollt in den acht Erzählungen, die das Buch enthält, ernste und heitere Bilder schlesischen dörflichen Lebens und erweist sich dabei nicht nur als feiner Beobachter und Kenner des Volkes, sondern auch als gewandter, fesselnder Erzähler, dem man gerne lauscht, ob er nun eine lustige, im Märchenton gehaltene Plauderei bietet, oder ob er eine düstere, packende Geschichte erzählt von betrogener Liebe und gebrochenem Herzen. Manches, namentlich gegen Ende des Buches, ist nur skizzenhaft ausgeführt, anderes ist mit sicherer Hand zu spannenden, reizvollen Bildern abgerundet. Wie der Verfasser das Leben des Volkes kennt, so versteht er auch seine Sprache. Die Mundart ist in ausgiebiger Weise und durchweg mit ausserordentlichem Geschick und grosser Sicherheit verwendet. Leider ist der Text durch übermässig viele Druckfehler arg entstellt.

Das Buch ist nicht lange nach seinem Erscheinen aus dem oben genannten Leipziger in den bekannten schlesischen Verlag von L. Heege (Oskar Güntzel) in Schweidnitz übergegangen und dabei mit einem neuen Titelblatt versehen worden, auf welchem die etwas undeutlichen „Schlesischen Teufeleien" durch „Schlesische Dorfgeschichten" ersetzt wurden. M. Hippe.

**Durflaben ei der Schläsing. Von Hugo Kretschmer.** Schweidnitz. Verlag von Georg Brieger. (90 S.).

Inhalt: Und dar Saroschuster sproach. — 's eegne Glicke. — Dar Liegenkunze. — Dar Kiehstoallpaster. — Dar Theeoabend. — 's Ustermadel. — Reech gewurn. — De Gottsmutter. — Gedichte.

Hugo Kretschmer, der die schlesische Dialektliteratur bereits um eine ganze Reihe beliebter Prosaerzählungen bereichert hat, bietet in dem vorliegenden Bändchen eine neue Sammlung von wohlgelungenen Skizzen aus dem ländlichen Leben Schlesiens. Neben den Humoresken, die uns manches lustige Genrebild aus dem Dorfleben vorführen, enthält das Büchlein auch mehrere ernste Geschichten, in denen schwere Herzenskämpfe und tragische Menschenschicksale den düsteren Hintergrund der Darstellung bilden. Wie trefflich der Verfasser die Seele des Volkes und seine Sprache versteht, hat er schon oft gezeigt. Von neuem beweist er es hier, z. B. in dem ergötzlichen Selbstgespräch des philosophierenden Schusters, das die Sammlung eröffnet, in der prächtigen Figur

des alten, treuherzigen, ehrenfesten „Kiehstoallpasters" oder in der des jungen, stolzen Bauernsohnes, den verschmähte Liebe und verletzte Ehre zum Verbrechen und zum Verlassen der väterlichen Scholle treiben, um in der Fremde „das eegne Glicke" zu suchen. Die schlichte Erzählung von der „Gottsmutter" enthält einen reizvollen Vorwurf, der einer Ausführung in grösserem Massstabe und mit vollen künstlerischen Mitteln wohl wert wäre. M. Hippe.

**Hermann Oderwald, Achilles, Zigeunerliesel,** zwei Dorfgeschichten in schlesischer Mundart. Oppeln, Maske 1902. 1,60, geb. 2 M.

Auf „Anne schläsche Paperstunde" (1899) und „Schläsche Pauerbissen" (1900) ist bald ein drittes Heft mundartlicher Erzählungen gefolgt, das unsern Mitgliedern und den Freunden mundartlicher Dichtung warm empfohlen sei. Oderwald verfällt nicht in den Fehler so mancher (auch schlesischer!) Dialektschriftsteller, die unnatürliche Plumpheit für Komik, ausgesuchte Roheit für derbe Natürlichkeit halten und solche Beschimpfung heimischer Art obendrein noch „Heimatskunst" benamsen. Oderwald hat seit seinem ersten Hefte noch gelernt. Er erzählt nicht bloss Schnurrpfeifereien, sondern im Achilles und in der Zigeunerliesel schildert er natürlich und dabei mit einer gewissen Vornehmheit Menschen und Begebenheiten psychologisch wahr. Dabei bleibt er gleich ab von der andern Unart mancher „Dialekt"schriftsteller: der tränenreichen Rührseligkeit. Die Schilderung des einsamen Waldweihers mit seinen Wundern in der zweiten Erzählung ist prachtvoll. Dafür sei ihm die etwas gar zu abenteuerliche Geschichte mit dem Krauthobel und dem Achilles gern nachgesehen. — Manchmal könnte die Schreibung treuer sein, z. B. ehb a (statt: eh a), Fusse (statt: Fuße), jetze (statt: jetzt), treiste (statt: dreist), Woan oder Woain (statt: Woagen). Besser auch „ehnder" statt „lieber". Doch das sind Kleinigkeiten. Ich gebe zu, dass es geraten ist, für einen grösseren Leserkreis dem hochdeutschen Schriftbilde möglichst treu zu bleiben, selbst manchmal auf Kosten der Genauigkeit. Die Grenze ist da nicht leicht zu ziehen. K. Gusinde.

**Paul Mittmann, Album schlesischer Lieder** für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung. Striegau. A. Hoffmanns Verlag. Preis je 3 Mark.

Zwei Bände Mittmannscher Lieder liegen zur Besprechung vor, Bd. I und Bd. IV. Jener enthält Vertonungen von Liedern aus Philos vom Walde „A Singvägerle", dieser solche Holteischer Lieder. Dort handelt es sich um Neukompositionen Mittmanns, hier sind die Singweisen, die Holtei selbst der ersten Ausgabe seiner schlesischen Gedichte beigegeben hat, beibehalten und harmonisiert. Weniges nur ist darin ohne Willkür geändert. Holtei hat zum grössten Teil Volksweisen seinen Gedichten untergelegt, wie sie in Schlesien im Schwange waren, einige hat er selbst erfunden oder anderwärts hergeholt. So findet sich eine volkstümliche Melodie Webers darunter. Daher klingt auch manches bekannt und vertraut. Mittmanns Lieder sind bereits weit bekannt und besonders in Breslau viel gesungen. Jeder wählt sich leicht sein Teil daraus. Man hat Mittmann mehrfach den schlesischen Koschat genannt. Das mag ja gut gemeint sein. Aber gegen solch einen Vergleich muss ich Mittmann doch in Schutz nehmen. Jene widerliche, salonsteirische Dudelei dient kaum noch zur „Belebung" von Gebirgsvereins-Kostümfesten oder zur Auferbauung von Mädchen in sehr jungen und sehr hohen Semestern. Damit haben Mittmanns

Lieder zum Glück nichts zu tun. An der Herkunft der meisten Holteischen Weisen liegt es, dass besonders in Bd. IV die volkstümlichen Melodien dem echten schlesischen Volksliede sehr nahe stehn, dessen Schätze noch der Veröffentlichung durch die Gesellschaft harren. Aber auch in Bd. I hat man kaum den Eindruck des Kunstliedmässigen im Gegensatz zur Volksweise. Mittmanns Lieder sind schlicht und einfach, nirgends aufdringlich volkstümelnd, noch bombastisch, sondern volkstümlich derb und gesund. K. Gusinde.

# Mitteilungen.

Am 17. Mai hielt die Gesellschaft die vierte Sitzung des Jahres 1904 ab. Nachdem der Vorsitzende über den in Leipzig am 6. April gegründeten „Verband deutscher Vereine für Volkskunde" berichtet hatte, ward der Beitritt zu dieser Vereinigung beschlossen. Es ward sodann mitgeteilt, dass sich der Vorstand durch Zuwahl des Universitätsprofessor Dr. F. Skutsch und des Lehrers Johannes Reinelt (Philo vom Walde) ergänzt habe. Darauf hielt Dr. F. Pradel aus Brieg den angekündigten Vortrag über den „Schatten im Volksglauben". In erweiterter Gestalt sind seine Ausführungen in diesem Hefte veröffentlicht.

Am 5. Juni beging die Gesellschaft ihr zehnjähriges Stiftungsfest durch eine Wanderversammlung in Strehlen. Zunächst fand eine feierliche Sitzung in der Aula des Gymnasiums statt, wo Bürgermeister Neumann und Gymnasialdirektor Dr. Petersdorff die Gäste willkommen hiessen. Alsdann hielt Prof. Dr. Siebs einen Vortrag über die Geschichte und die Ziele der volkskundlichen Forschung und insbesondere die Absichten unserer Schlesischen Gesellschaft, an deren Förderung und Gelingen alle Kreise der Bevölkerung ein Interesse hätten. Oberlehrer Dr. Klemenz hielt einen kurzen, sehr fesselnden Vortrag über die Entwicklungsgeschichte, die wichtigsten Baudenkmäler und die landschaftlichen Schönheiten von Strehlen. Sodann sprach Professor Dr. Skutsch über „Rachepuppen". Er begann mit einer Episode aus Gabriele d'Annunzio's Drama „Der Traum eines Herbstabends": die venetianische Dogaressa, um ihren Gemahl zu vernichten, formt eine Wachspuppe, heftet an sie einen Zahn und eine Manteltroddel ihres Mannes und wirft unter Zauberspruch das Ganze ins Feuer. Solchen Zauber stellte der Redner auch für das klassische Altertum fest und verfolgte ihn in interessanterWeise durch lange Zeiten und viele Lande bis zur Gegenwart. — Nach dem Festmahl, an dem sich in liebenswürdigster Weise viele Mitglieder der Strehlener Gesellschaft beteiligten, fand eine gemeinsame Wagenfahrt nach dem Rummelsberge statt, die durch die gütige Gastfreundschaft verschiedener Herrschaften von Strehlen und Umgebung ermöglicht war. Das ganze Fest verlief würdig und schön, nicht zum wenigsten dank den Bemühungen unserer Strehlener Mitglieder. S.

Am 11. November eröffnete die Gesellschaft ihre diesjährige Tätigkeit mit einer Sitzung, in der Geheimer Justizrat Professor Dr. Felix Dahn einen

Vortrag über „die Entwicklung des Staatsgedankens bei den Germanen" hielt. Der Redner beschränkte seine Ausführungen darauf, die allmähliche Entwicklung und Ausdehnung des Staatsgebietes und des Begriffes der Staatsangehörigkeit darzulegen. Die aus Tacitus bekannte Einteilung der Germanen in Ingaevonen, Istaevonen und Herminonen habe keine staatsrechtliche, sondern nur ethnologische Bedeutung. Die staatliche Entwicklung beginne vielmehr mit dem denkbar engsten Verbande, mit der Familie. Der Geschlechtsstaat ist also die erste Stufe der Staatenbildung. Die Sippe ist die Grundlage und Einheit. In ihr gibt es nicht Fehdegang, sondern Rechtsgang. Der Sippenfriede ist oberstes sittliches und religiöses Gebot. Die zweite Stufe ist der Geschlechterstaat, der aus der Vereinigung, meist Verschwägerung verschiedener Sippen hervorgeht. Die dritte Stufe, der Gemeindestaat, konnte erst entstehen, als die Germanen, die ja ursprünglich Wanderhirten waren, zur Sesshaftigkeit und damit zum Ackerbau übergegangen waren. Aus dem Zusammenschluss mehrerer Gemeinden ging dann der Gaustaat hervor. Auf dieser Stufe lernten die Römer die Germanen kennen. Die Gaue sind gewöhnlich nach den Himmelsrichtungen, oft auch nach Flüssen benannt. Mehrere Gaue bilden dann eine Völkerschaft = civitas, deren es grosse und kleine gibt. Ein gutes Beispiel ist die Völkerschaft der Cherusker. Sie besteht aus drei Gauen, deren jeder unter einem Gaukönig steht. Armin fiel bei dem Versuch, die Herrschaft über die ganze Völkerschaft zu erringen. Einem alemannischen Gaukönige ist dieses Streben besser gelungen. Im Jahre 357 gibt es noch 14 alemannische Gaukönige, 496 nur noch einen einzigen Völkerschaftskönig, vielleicht namens Gibuld. Bei den Franken endlich vollzieht sich die letzte Entwicklung zum Reichsstaat, in dem verschiedene germanische Stämme, wie auch Ausländer, Römer und Kelten, als gleichberechtigte Bürger des Reiches nebeneinander wohnen. So hat der Zug nach Einheit, der für die Geschichte der germanischen Völker von nicht minderer Bedeutung ist als die Uneinigkeit, in stetig aufsteigender Entwicklung zu einem grossartigen Abschluss geführt. H. J.

Die letzte Sitzung des Jahres fand am 9. Dezember statt: Professor Dr. Thilenius, Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg, hielt einen Vortrag über „Votivgaben".

---

Am 6. April dieses Jahres fand in Leipzig eine Zusammenkunft der deutschen Vereine für Volkskunde statt; unsere Gesellschaft war durch den Vorsitzenden vertreten. Es ward ein „Verband deutscher Vereine für Volkskunde" gegründet (dem Namen sollen die Worte „in Deutschland, Österreich und der Schweiz" auf etwaigen Wunsch der Vereine dieser Länder hinzugefügt werden). Zum Vorsitzenden wurde Professor Dr. Strack, zum Schriftführer Professor Dr. Helm, beide in Giessen, gewählt. Regelmässige Zusammenkünfte von Abgeordneten der einzelnen Vereine, grössere Versammlungen und die Herausgabe eines Korresondenzblattes sind in Aussicht genommen; die erste grössere Versammlung wird im Herbst 1905 zu Hamburg stattfinden. Jeder dem Verband angehörende Verein erhält von dem Ausschuss soviel Exemplare des Korrespondenzblattes als er Mitglieder zählt; die Anstalten (Museen usw.) soviel Exemplare als sie wünschen, jedoch nicht über zwanzig. Die dem Verband angehörenden Vereine haben an die Zentralstelle einen jährlichen Beitrag von 10 Pf. für jedes Mitglied zu zahlen, mindestens aber 10 Mark.

Die Gründung dieses Verbandes ist mit grosser Freude zu begrüssen, da die wissenschaftliche Arbeit der vielen einzelnen Vereine auf die Dauer nur bei Bestehen einer Zentralstelle allen leicht zugängig bleiben und vor Zersplitterung bewahrt werden kann; auch wird es sich hoffentlich ergeben, dass nach solchem Zusammenschlusse die Arbeit der Vereine sich gemeinsam grossen wissenschaftlichen Aufgaben zuwendet. Ss.

---

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen von Dr. Josef Klapper in Königshütte, Oberlehrer Dittrich in Breslau, Lehrer E. Blaschke in Arnsdorf, Post Löwen. — Für jede Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

---

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei: aus Breslau: Lehrerin Frl. Martha Bandau, Lehrerin Frl. Gertrud Heisler, die Herren: Privatdozent Dr. F. Jacoby, Kgl. Oberpostassistent G. Kappel, Lehrer Paul Keller, Gymnasiallehrer Dr. A. Otto, Lehrerin Frl. Katharina Schade, Frl. Marie Schade, Herr Oberlehrer Dr. Schönaich, Frau Anna Stricker; von auswärts: die Herren: Oberlehrer Barthel, Strehlen; Kreisbaumeister H. Bartling, Strehlen; Pfarrer Bertzik, Biskupitz, Kr. Zabrze OS.; Lehrer E. Blaschke, Arnsdorf bei Löwen i. Schles.; Dr. Otto Böckel, Michendorf bei Potsdam; prakt. Arzt Dr. Bucka, Strehlen; Kgl. Kreisarzt Dr. Dybowski, Strehlen; Buchdruckereibesitzer Erler, Strehlen; Pfarrer Dr. Fink, Strehlen; Kreisvikar G. Flassig, Wohlau; Amtsgerichtsrat von Gersdorff, Strehlen; Kandidat d. höh. Lehramts V. Hirsch, Königshütte OS.; Kaplan H. Hoffmann, Liegnitz; Oberlehrer Dr. Klemenz, Strehlen; Landwirtschaftseleve W. Knoenagel, Eisdorf bei Striegau; Frl. Else von Koschembahr, Türpitz bei Prieborn; die Herren: Fabrikleiter Dr. Kuschel, Strehlen; Oberlehrer Mosler, Strehlen; Bürgermeister P. Neumann, Strehlen; Gymnasialdirektor Dr. Petersdorff, Strehlen; Baurat Reuter, Strehlen; Oberamtmann E. Rother, Saegen, Kr. Strehlen; Oberlehrer Schönfeld, Strehlen; Justizrat Schulz, Strehlen; Pastor Schwarz, Kreisewitz bei Alzenau; Pfarrer Seidel, Schönau (Katzbach); Lehrer Semler, Strehlen; Fabrikant H. Sockeland, Berlin; Apotheker J. Sosnowski, Strehlen; Steuerinspektor Sypli, Strehlen; Kandidat d. höh. Lehramts Watzlaw, Zaborze OS.; Erzpriester Wenzlick, Kraschen b. Guhrau; prakt. Arzt P. Wiese, Gross-Baudiss; Badinspektor Richard Cogho, Warmbrunn (Ortsgruppe Warmbrunn).

---

Die erste Sitzung des Jahres 1905 findet im Vortragssaal des Gewerbemuseums am 16. Januar statt (ausnahmsweise an einem Montag, da der Saal mit Skioptikon nur dann frei ist); Herr Museumsdirektor Professor Dr. Masner wird einen Vortrag über „Neue Aufgaben der Volkskunde" halten.

---

Mit diesem Hefte schliesst der aus Heft XI und XII bestehende VI. Band der „Mitteilungen"; dessen Titelblatt wird dem nächsten Hefte beigelegt.

---

Schluss der Redaktion: 9. Dezember 1904.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.

# Schlesische Gesellschaft für Volkskunde

Breslau.



# Mitglieder-Verzeichnis.

(Nach dem Stande vom November 1903.)

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, gegründet im Jahre 1894, verfolgt den Zweck, das Interesse für volkstümliche Ueberlieferungen im allgemeinen zu beleben und zu pflegen, und will alles, was sich von solchen Ueberlieferungen in Schlesien erhalten hat, möglichst vollständig sammeln.

Der Eintritt in die Gesellschaft erfolgt durch Anmeldung bei dem Schatzmeister **Hofkunsthändler Bruno Richter,** Breslau, Schweidnitzerstrasse 8, oder bei dem Schriftführer **Bibliothekar Dr. M. Hippe,** Breslau, Opitzstrasse 3.

Der Jahresbeitrag beträgt für Einwohner von Breslau 3 Mark, für auswärtige Mitglieder 2 Mark. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält die „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" nummerweise nach dem Erscheinen unentgeltlich zugesandt.

Die Gesellschaft hat bisher folgende Schriften veröffentlicht:

1. **Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Band I | (= Heft I/II) | 1894—1896 | (Preis 6 Mark). |
| Band II | (= Heft III/IV) | 1896—1897 | (Preis 5 Mark). |
| Band III | (= Heft V/VI) | 1898—1899 | (Preis 5 Mark). |
| Band IV | (= Heft VII/VIII) | 1900—1901 | (Preis 5 Mark). |
| Band V | (= Heft IX/X) | 1902—1903 | (Preis 4 Mark). |

**Band I bis V, zusammen entnommen, kosten 20 Mark.**
**Band I bis IV, zusammen entnommen, kosten 17 Mark.**
**Band I bis III, zusammen entnommen, kosten 13 Mark.**
**Einzelne Nummern kosten pro Stück 50 Pf.**

Die Preise gelten für Mitglieder, so lange der teilweise nur geringe Vorrat reicht.

2. **Beihefte zu den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.**

   I. Beiheft: **Pautsch,** Oswald, Grammatik der Mundart von Kieslingswalde, Kreis Habelschwerdt. Ein Beitrag zur Kenntnis des glätzischen Dialektes. I. Teil: Lautlehre. 1901. (Preis 1,30 M.)

   II. Beiheft: **Goessgen,** Waldemar, Die Mundart von Dubraucke. Ein Beitrag zur Volkskunde der Lausitz. A. Grammatischer Teil. 1902. (Preis 1,30 M.)

3. **Scholz,** Oskar, Der Spinnabend zu Herzogswaldau im Winter 1899. 1901. (Preis 0,80 M.)

Alle vorgenannten Schriften sind durch den Schriftführer der Gesellschaft, Bibliothekar Dr. M. Hippe, Breslau, Opitzstr. 3, zu beziehen.

4. **Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen.** Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Leipzig, B. G. Teubner.

   Band I. Die Schlesischen Weihnachtspiele. Von **Friedrich Vogt.** Mit Buchschmuck von M. Wislicenus sowie vier Gruppenbildern der Batzdorfer Weihnachtspiele. 1901. (Preis für Mitglieder 3,90 M., geb. 4,50 M.)

   Band II. Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von **Paul Drechsler.** I. Teil. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. 1903. (Preis für Mitglieder 3,90 M., geb. 4,50 M.)

Diese Bände von „Schlesiens volkstümlichen Ueberlieferungen“ erhalten die Mitglieder der Gesellschaft auf Bestellung bei der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3.

## Vorstand.

Vorsitzender: Universitätsprofessor Dr. Theodor Siebs, Hohenzollernstr. 53, II.
Stellvertreter: Universitätsprofessor, Geh. Regierungsrat Dr. W. Nehring, Sternstrasse 22.
Schriftführer: Bibliothekar Dr. Max Hippe, Opitzstrasse 3.
Stellvertreter: Direktor am Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer Dr. H. Seger, Charlottenstrasse 9.
Schatzmeister: Kgl. Hof-Kunsthändler Bruno Richter, Schweidnitzerstr. 8.
Stellvertreter: Verlagsbuchhändler Max Woywod, Klosterstrasse 3.
Bibliothekar: Oberlehrer Dr. Hermann Jantzen, Rosenthalerstrasse 10a.
Professor Dr. Hulwa, Tauentzienstrasse 83.
Universitätsprofessor Dr. Max Koch, Museumsplatz 10.
Professor Dr. Körber, Palmstrasse 10.
Rechtsanwalt und Notar Pavel, Junkernstrasse 32.
Königl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Matthiasstrasse 117.

---

## Ehrenmitglied.

Universitätsprofessor Dr. Friedrich Vogt, Marburg a. L., Bismarckstrasse 7.

## A. Breslauer Mitglieder.

1. Abegg, Dr. Universitätsprofessor, Kaiser Wilhelmstrasse 70.
2. Appel, Dr. Universitätsprofessor, Monhauptstrasse 3a, II.
3. Arnold, F., Dr. Universitätsprofessor, Ohlauer Stadtgraben 21, III.
4. Aust, Rudolf, Dr. Oberlehrer, Matthiasplatz 1.
5. Barasch, Buchhändler, Schmiedebrücke 17/18.
6. Bauch, Hermann, Rektor, Kreuzstrasse 51.
7. Becker, Amtsgerichtsrat, Gabitzstrasse 60.
8. Bender, Dr. Oberbürgermeister, Rosenthalerstrasse 14.
9. Berger, Heinrich, Dr. phil., Nicolaistadtgraben 26, III.
10. Beyerle, Conrad, Dr. Universitätsprofessor, Tiergartenstrasse 26.
11. Blümel, Referendar, Michaelisstrasse 80.

12. Bobertag, Felix, Dr. Professor, Sternstrasse 92, pt.
13. de Boor, Frau Professor, Vorderbleiche 8.
14. Bratke, Dr. Universitätsprofessor, Augustastrasse 45.
15. Brie, Maria, Dr. phil., Fräulein, Verlängerte Auenstrasse, Haus Brie.
16. Caro, J., Dr. Universitätsprofessor, Eichendorffstrasse 57, pt.
17. Cichorius, Dr. Universitätsprofessor, Gartenstrasse 45, pt.
18. Contenius, Dora, Fräulein, Garvestrasse 26, I.
19. Dahn, Felix, Dr. Geh. Justizrat, Universitätsprofessor, Schweidnitzer Stadtgraben 20, II.
20. Dittrich, Paul, Oberlehrer, Hirschstrasse 33.
21. Ebbinghaus, Frau Professor, Kaiser Wilhelmstrasse 84, III.
22. Eberhard, Margarete, Fräulein, Paulstrasse 9, I.
23. Eckhardt, W., Stadtrat, Salvatorplatz 8.
24. von Ehrenstein, Direktor, Trebnitzerstrasse 28.
25. Feit, Dr. Prof., Königl. Gymnasialdirektor, Matthiasstr. 117.
26. Fiedler, Paul, Mittelschullehrer, Sternstrasse 40.
27. Flassig, Kanonikus und Rektor des fürstbischöflichen Clerical-Seminars, Domstrasse 10.
28. Fränkel, G., Dr. phil., Friedrich-Wilhelmstrasse 9, III.
29. Fraenkel, S., Dr. Universitätsprofessor, Augustastrasse 81, I.
30. Friedenthal, Adolf, Kaufmann und Stadtverordneter, Salvatorplatz 8.
31. Gaertner, Dr. Professor, Monhauptstrasse 16.
32. Geisler, Dr. Oberlehrer, Kreuzstrasse 44 a.
33. Glatzer Gebirgsverein, Sektion Breslau, z. H. Herrn Rechtsanwalt Pavel, Junkernstrasse 32.
34. Göhring, Adolf, Kaufmann, Ohlauerstrasse 15.
35. Gombert, Dr. Professor, Augustastrasse 92.
36. Graebisch, Friedrich, Kaufmann, Vinzenzstrasse 11.
37. Grempler, W., Dr. Geh. Sanitätsrat, Gartenstrasse 46.
38. Grosche, Frau Rektor, Bohrauerstrasse 3, H. 1.
39. Grützner, Oberlandesgerichtsrat, Goethestrasse 11.
40. Grunwald, Gustav, Mittelschullehrer, Seidlitzstrasse 11.
41. Gusinde, Konrad, Dr. phil., Paulstrasse 37.
42. Gusinde, Joseph, stud. jur., Paulstrasse 37.
43. Gutsche, Dr. phil., Oberlehrer, Trebnitzerplatz 6.
44. Haase, Georg, Kommerzienrat, Königl. italienischer Konsul, Breitestr. 1.
45. Habricht, stud. phil., Brüderstrasse 2 f.
46. Hahn, Joh., Rektor, Reichstrasse 24.
47. Heckel, Robert, Kaufmann, Kaiser Wilhelmstrasse 33.
48. Heinsch, Professor Dr., Scheitnigerstrasse 4.
49. Heinze, Joseph, Dr. med., Breitestrasse 28.
50. Herz, Walter, Dr. Privatdozent, Grünstrasse 7.
51. Hillebrandt, A., Dr. Universitätsprofessor, Monhauptstrasse 14, II.
52. Hippe, M., Dr. Bibliothekar, Opitzstrasse 3.
53. Hirschfeld, Fanni, Fräulein, Augustastrasse 67.
54. Hoffmann, Adalbert, Amtsgerichtsrat, Monhauptstrasse 18.
55. Hoffmann, M., Lehrer, Kreuzstrasse 39 (Gartenhaus hpt.).
56. Hoffmann, Otto, Dr. Universitätsprofessor, Tiergartenstrasse 47 a, III.
57. Holdefleiss, Dr. Universitätsprofessor, Rosenthalerstrasse 1 d, I.

58. Hulwa, Professor Dr. phil., Tauentzienstrasse 83.
59. Hüsing, Dr. phil., Friedrichstrasse 81, II.
60. Jaekel, Hugo, Privatgelehrter, Adalbertstrasse 19.
61. Jantzen, Dr. phil., Oberlehrer, Rosenthalerstrasse 10a.
62. Jungnitz, Dr., Geistlicher Rat, Archiv-Direktor, Domstrasse 13b.
63. Kampers, Dr. Universitätsprofessor, Tiergartenstrasse 28.
64. Kern, Arthur, Dr., Monhauptstrasse 10.
65. Kessler, Dr. Professor, Uferstrasse 9.
66. Kirchner, Reinhold, stud. phil., Martinistrasse 3.
67. Klapper, Jos., Dr. phil., Scheitnigerstrasse 8.
68. Klug, Marie, Fräulein, Schulvorsteherin, Garvestrasse 27.
69. Knobloch, Heinrich, Dr. Oberlehrer, Hohenzollernstrasse.
70. Koch, M., Dr. Universitätsprofessor, Museumsplatz 10, III.
71. Kolker, Bruno, Kaufmann, Kaiser Wilhelmstrasse 14.
72. Körber, Professor Dr., Palmstrasse 10, I.
73. von Korn, H., Dr., Stadtältester, Schweidnitzerstrasse 47/48.
74. Kretschmer, Hugo, Schriftsteller, Kaiser Wilhelmstrasse 109.
75. Küster, E., Prokurist, Ring 33.
76. Landwirtschaftskammer für Schlesien, Matthiasplatz 6.
77. Leonhard, Dr. Geh. Justizrat, Universitätsprofessor, Lindenallee 6, I
78. Lesehalle, Städtische Nr. 2, Rosenthalerstrasse 1a.
79. Lewald, Frau Fabrikbesitzer, Schuhbrücke 34.
80. Liebich, Dr. Universitätsprofessor, Kaiser Wilhelmstrasse 53, I.
81. Lischke, Johanna, Frau Oberlehrer, Bismarckstrasse 2.
82. Löhr, Dr. Universitätsprofessor, Garvestrasse 1, III.
83. London, Dr. Universitätsprofessor, Kaiser Wilhelmstrasse 95, III.
84. Lorcke, Marie, Frau, Neue Schweidnitzerstrasse 2.
85. von Machui, Rentier, Lothringerstrasse 13.
86. Magistrat der Königl. Haupt- und Residenzstadt Breslau.
87. Malberg, Anna, Fräulein, Schulvorsteherin, Teichstrasse 22.
88. Marcus, Max, Verlagsbuchhändler, Kaiser Wilhelmstrasse 8.
89. Marx, Paul, Mittelschullehrer, Klosterstrasse 36.
90. Mende, Curt, Referendar, Lothringerstrasse 3.
91. Mertins, Dr. Oberlehrer, Alexanderstrasse 34.
92. Meyer, Arnold, Dr. phil., Göppertstrasse 1.
93. v. Mikulicz-Radecki, Dr. Geh. Medizinalrat, Universitätsprofessor, Auenstrasse 32.
94. Milisch, Rittergutsbesitzer, Kürassierstrasse 4.
95. Mittelhaus, stud. phil., Albrechtstrasse 12.
96. Nees von Esenbeck, Fräulein, Garvestrasse 28.
97. Nehring, W., Dr. Geh. Reg.-Rat, Universitätsprofessor, Sternstr. 22, pt.
98. Neuling, Herm., Sekretär a. D., Neue Schweidnitzerstrasse 11.
99. Nitsche, Dr. Sanitätsrat, Augustastrasse 65, pt.
100. Norden, E., Dr. Universitätsprofessor, Tiergartenstrasse 87, III.
101. Oberdieck, H., Professor, Ohlau-Ufer 42.
102. Olbrich, C., Dr. Oberlehrer, Martinistrasse 8.
103. Partsch, Carl, Dr. Universitätsprofessor, Gartenstrasse 103, II.
104. Partsch, J., Dr. Universitätsprofessor, Sternstrasse 22, I.
105. Pavel, Rechtsanwalt und Notar, Junkernstrasse 32.

106. Petschke, R., Oberlehrer, Viktoriastrasse 24.
107. Pillet, Alfr., Dr. Privatdocent, Kronprinzenstrasse 69, III.
108. Pinckernelle, Dr. med., prakt. Arzt, Gartenstrasse 57.
109. Polek, Dr. Geh. Reg.-Rat, Universitätsprofessor, Kaiser Wilhelmstr. 87, pt.
110. Ponfick, Dr. Geh. Med.-Rat, Universitätsprofessor, Novastrasse 3.
111. Porsch, Dr. Justizrat, Am Ohlau-Ufer 14.
112. Probst, O. F., Oberlehrer an der Kgl. Baugewerkschule, Breitestr. 6/7.
113. Proskauer, O., Referendar, Schuhbrücke 27.
114. Reinelt, Johann (Philo vom Walde), Lehrer, Michaelisstr. 62, II.
115. von Rentz, Freiherr, Redakteur, Matthiasstrasse 90.
116. Richter, Bruno, Kgl. Hofkunsthändler, Schweidnitzerstrasse 8.
117. Riesengebirgsverein, Ortsgruppe Breslau, z. H. Herrn Stadtschulinspektor Dr. Handloss, Klosterstrasse 69.
118. Riess, Eugen, Kaufmann, Ohlauerstadtgraben 26.
119. Röhlicke, Marie, Fräulein, Lehrerin, Königsplatz 5a.
120. Röse, O., Chefredakteur, Kaiser Wilhelmstrasse 63.
121. Roesler, Marie, Frau, Altscheitnig, Villa Roesler.
122. Rosenbaum, Frau Kommerzienrat, Kaiser Wilhelmstrasse 115.
123. Sabel, Robert, Lehrer, Monhauptstrasse 13.
124. Sannig, Rektor, Matthiasplatz 18.
125. Sarrazin, Dr. Universitätsprofessor, Kaiser Wilhelmstrasse 52, III.
126. Schindler, Fritz, Kaufmann, Neudorfstrasse 68, I.
127. Schlott, Helene, Fräulein, Schulvorsteherin, Kronprinzenstrasse 13.
128. Schmidt, Rudolf, Professor, Grosse Feldstrasse 11.
129. Schneider, Konrad, Expeditions-Vorsteher, Schuhbrücke 84.
130. Schultze, Elise, Fräulein, Ring 24.
131. Schulz, Herm., Rektor, Hirschstrasse 23.
132. Schwerdt, stud. jur., Margaretenstrasse 26.
133. Sdralek, Max, Dr. Domherr, Universitätsprofessor, Domstrasse 10.
134. Seger, H., Dr. Direktor, Charlottenstrasse 9.
135. Sellge, Julius, Dr. Oberlehrer, Am Brigittental 47, II.
136. Semrau, F., Oberlehrer, Höfchenstrasse 81.
137. Semrau, M., Dr. Universitätsprofessor, Kronprinzenstrasse 44.
138. Siebs, Theodor, Dr. Universitätsprofessor, Hohenzollernstrasse 53, II.
139. Sittenfeld, Ludwig, Schriftsteller, Grosse Feldstrasse 29.
140. Skutsch, Dr. Universitätsprofessor, Elsasserstrasse 13, II.
141. Slawisch-Philologisches Seminar der Kgl. Universität.
142. Speck, Herm., stud. phil., Matthiasplatz 9.
143. Stern, William, Dr. Privatdozent, Höfchenstrasse 101.
144. Stoeckel, Major a. D., Garvestrasse 30.
145. Toeplitz, Fritz, Dr. med., Neue Gasse 4.
146. Tunk, P., Dr. phil., Gneisenaustrasse 14, II.
147. Türk, Gustav, Dr. Bibliothekar, Matthiasplatz 16.
148. Unitas, kath. Studentenverein, Hôtel König v. Ungarn, Bischofstr. 13.
149. Unterlauff, Maximilian, Beneficiat und Archivar, Kleine Domstr. 4, I.
150. Vogt, H., Professor, Tiergartenstrasse 22.
151. Vogt, W. H., Dr. phil., Tiergartenstrasse 22.
152. von Wallenberg-Pachaly, Gotth., Consul, Rossmarkt.
153. Wawrczyk, Berth., Lehrer, Bartschstrasse 4.

154. Wendriner, R., Dr., Freiburgerstrasse 30.
155. Wendt, H., Dr., Bibliothekar, Neudorfstrasse 49.
156. Wiedemann, Dr. phil. Direktor, Nicolaistadtgraben 20.
157. Wiesenthal, Bernhard, Lehrer, Seidlitzstrasse 8.
158. Wilda, O., Dr. Redakteur, Moritzstrasse 25.
159. Winfridia, katholische Studenten-Verbindung, Seminargasse 15.
160. Wislicenus, Max, Professor, Ohlauufer 35.
161. Woywod, Verlagsbuchhändler, Klosterstrasse 3.
162. Wutke, Dr. Archivar, Kurfürstenstrasse 16, II.
163. Zacher, Dr. Universitätsprofessor, Gr. Feldstrasse 11 a.

## B. Auswärtige Mitglieder

(mit Ausschluss der Ortsgruppe Warmbrunn).

1. Arndt, Bruno, Dr. phil., Kattowitz, Friedrichstrasse.
2. Arnoldische Buchhandlung, Dresden, Altmarkt.
3. Askevold, Ingolf, Düsseldorf, Gräfenberger Chaussee 113.
4. Aussner, L., Apotheker, Landeshut i. Schl.
5. Aydam, Oberlehrer, Leobschütz.
6. Bähnisch, Gymnasialdirektor, Kreuzburg O.-S.
7. Baer, Dr. Sanitätsrat, Hirschberg.
8. Baeumker, Dr. Universitätsprofessor, Strassburg i. E., Wenckerstr. 8.
9. Baldrich, Oberlehrer, Gleiwitz.
10. Bartsch, Adolf, Lehrer, Kattowitz, Mühlstrasse 37.
11. Bauch, Bruno, Dr., Charlottenburg, Schillerstrasse 98.
12. Baumert, Dr. Professor, Jauer.
13. Becker, Major, Sprottau.
14. Bednarz, Dr. Oberlehrer, Striegau.
15. Bedürftig, Landmesser, Aschersleben.
16. Behrendt, J., Professor, Patschkau.
17. Berndt, Rentier, Neisse.
18. Bernheim, E., Dr. Universitätsprofessor, Greifswald.
19. Beschorner, Oberlehrer, Neisse.
20. Beyer sen., Hôtelier, Salzbrunn, Hôtel zur Sonne.
21. Bibliothek, Reichsgräfl., auf Schloss Fürstenstein, z. H. Herrn Bibliothekar Endemann.
22. Bleisch, Joseph, Leiter der Stiftsschule, Juliusburg R.-B. Breslau.
23. Böhm, Joh., Professor, Budweis, Ottokarstrasse 8.
24. Böhnisch, Oberlehrer, Leobschütz.
25. Brock, Dr. Prof., Gymnasialdirektor, Oels.
26. Buchwald, Friedrich, Apotheker, Reichenbach i. Schl., Mohrenapotheke.
27. Büttner, H., Zabrze O.-S., Donnersmarckhütte, Beamtenh. II.
28. Chrząszcz, Joh., Dr. Pfarrer, Peiskretscham.
29. Classe, Max, Lehrer, Goldberg i. Schl.
30. Clemenz, Bruno, Lehrer, Liegnitz, Piastenstrasse 26.
31. Croce, Anton, Rechtsanwalt, Patschkau.
32. Dähnhardt, Dr. Oscar, Oberlehrer, Leipzig, Jacobstrasse 11.

33. Danigel, Hugo, Buchdruckereibesitzer, Prausnitz, Bez. Breslau.
34. Denk, Josef, Pfarrer, Straussdorf bei Grafing (Baiern).
35. Dieterich, Albrecht, Dr. Universitätsprofessor, Heidelberg.
36. Dobroschke, Referendar, z. Zt. Berlin SW., Teltowerstrasse 51, II.
37. Dobschall, Gertrud, Fräulein, Dr. phil., Leipzig, Lösnigerstrasse 16.
38. Dombek, Redakteur, Beuthen O.-Schl.
39. Dondorff, kommissar. Oberlehrer, Kattowitz O.-Schl.
40. Drechsler, Dr., Direktor des Progymnasiums in Zabrze O.-Schl.
41. Drzazdzynski, Professor, Leobschütz.
42. Eberlein, Lic. theol., Pastor, Gross-Strehlitz O.-Schl.
43. Eichner, A., Oberlehrer, Lauban.
44. Ellguther, Dr. Rabbiner, Neisse.
45. Elsner, Lehrer, Ludwigsdorf, Kreis Neurode.
46. Ender, Seminarlehrer, Ober-Glogau.
47. Eulengebirgsverein, Ortsgruppe Reichenbach i. Schl., z. H. Herrn Kreisschulinspektor Thamm.
48. Feilberg, H. F., Pastor em., Dr. phil., Askov bei Vejen, Dänemark.
49. Feist, Pastor, Festenberg i. Schl.
50. Fipper, Lehrer, Beuthen O.-Schl.
51. Fitzner, W., Fabrikbesitzer, Laurahütte.
52. Fleischer, Kreissekretär, Gross-Strehlitz O.-Schl.
53. Forche, Pfarrer, Hirschberg i. Schl.
54. Frank, Apotheker, Patschkau.
55. Franzkowski, J., Hauptlehrer und Cantor, Gross-Wartenberg.
56. Friedel, Ferdinand, k. k. Finanzwach-Oberrespicient, Katharein bei Troppau Oesterr.-Schl.
57. Friedrich, Pastor, Seichau, Kreis Jauer.
58. Frommhold, Dr. jur., Universitätsprofessor, Greifswald.
59. Gabriel, Pfarrer, Bralin, Kreis Gross-Wartenberg.
60. Gaidoz, Henri, Professor, Paris, Rue Servandoni 22.
61. Gauglitz, Lehrer, Münsterberg.
62. Gerstmann, Hugo, Leipzig, Goethestrasse 6.
63. Gierth, G., Seminarlehrer, Münsterberg.
64. Giesmann, Güter-Direktor, Neuhaus bei Patschkau.
65. Glamann, Direktor der Idioten-Anstalt Liegnitz.
66. Glatzer Gebirgsverein, z. H. Herrn Oberstleutn. z. D. Schauwecker, Glatz.
67. — Section Gleiwitz, z. H. Herrn Dr. C. Deventer.
68. — Section Landeck, z. H. Herrn Amtsgerichtsrat Seibt.
69. — Section Mittelwalde, z. H. Herrn Zilgert.
70. — Section Reinerz.
71. — Section Schlegel.
72. Glöckner, Stephan, Dr. phil., Beuthen O.-Schl., Gymnasialstrasse 12.
73. Golz, Dr. phil., Leipzig, Lampestrasse 11.
74. Gorges, Oberlehrer Dr., Cöthen, Anhalt, Langestrasse 49.
75. Görlich, Aloys, Lehrer, Liebau i. Schl.
76. Gössgen, Waldemar, Dr. Oberlehrer, Görlitz, Luisenstrasse 14.
77. Gregor, Jos., Pfarrer, Tworkau O.-Schl.
78. Gross, Gerichtsrat, Münsterberg i. Schl.
79. Grosser, Lehrer, Löwen i. Schl.

80. Grossherzogliche Hofbibliothek, Darmstadt.
81. Grossherzogliche Bibliothek, Weimar.
82. Growald, Apotheker, Posen, Wilhelmsplatz 13.
83. Grüttner, Max, Gerichtsassessor, Görlitz, Hospitalstrasse 5.
84. Grund, cand. med., Berlin NW., Carlsstrasse 46.
85. Gühmann, Bruno, Kaufmann, Zobten.
86. Güntzel, Oskar, Buchdruckereibesitzer und Buchhändler, Schweidnitz.
87. Gusinde, Oskar, Amtsrichter, Zabrze.
88. Gutmann, Schulleiter, Liebau i. Schl.
89. Hahn, Dr. Bürgermeister, Patschkau.
90. Hahn, Dr. Schulrat, Gross-Strehlitz O.-Schl.
91. Hahnel, Pfarrer, Schömberg, Kreis Landeshut.
92. Hallwig, Georg, Kaplan, Patschkau.
93. Hannig, Franz, Dr. phil., Strassberg, Kr. Lauban, Post Wigandsthal.
94. Hauptmann, Carl, Dr., Schreiberhau.
95. Hellmann, Stadt-Syndikus, Neisse.
96. Hellmich, M., Kgl. Landmesser, Glogau, Kleine Oderstrasse 4.
97. Henckel, Graf Guido, Fürst von Donnersmarck, Durchlaucht, Neudeck OS.
98. Herbarth, Paul, Obersekretär, Neisse.
99. von Heydebrand und der Lasa, Excellenz, Nassadel bei Namslau.
100. Heyn, Pastor, Mollwitz bei Brieg.
101. Hinke, Oskar, Lehrer, Ober-Leisersdorf, Post Adelsdorf i. Schl.
102. Hirsch, Garnisonverwalter, Sprottau.
103. Hitschfeld, Pfarrer und Kreisschulinspektor, Arnsdorf i. Rgb.
104. Hof- und Staatsbibliothek, München.
105. Hoffmann, Fed., Hauptlehrer, Heinrichswalde, Kreis Frankenstein.
106. Hoffmann, Oberlehrer, Habelschwerdt.
107. Hohaus, Dr. Stadtpfarrer, Habelschwerdt.
108. Holleck, Professor Dr. Gymnasialdirektor, Leobschütz.
109. Honika, Oberlehrer, Beuthen O.-Schl.
110. Hübner, Kgl. Bergwerks-Direktor, Paulusgrube b. Morgenroth O.-Schl.
111. Hüppauf, Alfred, Kreissekretär, Hoyerswerda.
112. Jäckel, Pfarrer, Hirschfeldau, Kreis Sagan.
113. Jacob, Dr. pract. Arzt, Friedeberg a. Queis.
114. Jahn, Oberlehrer, Beuthen O.-Schl.
115. Jäschke, Lehrer, Liebau i. Schl.
116. Jiriczek, Otto, Dr. Universitätsprofessor, Münster i. Westf.
117. Jonetz, Kreisschulinspektor, Pinne, Provinz Posen.
118. Jünschke, Kaplan, Schreckendorf bei Landeck i. Schl.
119. Jurczyk, Kontrolleur, Rosdzin O.-Schl.
120. Kalbeck, Max, Schriftsteller, Wien IX, Porzellangasse 48.
121. Kampe, Luitgard, Fräulein, Wölfelsgrund bei Habelschwerdt.
122. von Karnowski, Professor Dr., Leobschütz.
123. Kasper, Lehrer, Hain i. Riesengebirge.
124. Kirchner, Professor Dr., Brieg.
125. Klein, Martin, Dr. Gymnasial-Oberlehrer, Rawitsch.
126. Kleinwächter, Dr. Oberlehrer, Zabrze O.-Schl.
127. Klimas, Pfarrer, Tarnau, Kreis Oppeln.
128. Klimke, Karl, Dr. phil., Lauban.

129. Klings, Carl, Schöneberg-Berlin, Gesslerstrasse 16.
130. Knappe, Oberlehrer, Kattowitz.
131. Knoop, Otto, Oberlehrer, Rogasen i. Posen.
132. Knötel, J., Dr. Oberlehrer, Tarnowitz.
133. Köhler, Gustav, Lehrer, Striegau.
134. Köhler, Diaconus, Rankau.
135. Kolitschke, Bürgermeister, Tarnowitz.
136. Kolodziej, Peter, Steinbruchbesitzer, Siemianowitz bei Laurahütte O.-S.
137. Kopfstein, Dr. Rabbiner, Beuthen O.-Schl.
138. Kornke, Professor, Glatz.
139. Koschwitz, Oberlehrer, Schweidnitz, Peterstrasse 21.
140. Koziol, Dr. Stabsarzt, Beuthen O.-Schl.
141. Kratz, Landes- und Oberbergrat a. D., Gross-Lichterfelde, Ringstr.
142. Krauss, Hermann, pr. Apotheker, Dresden-Altstadt, Dürerstrasse 47.
143. Krögler, Dr. Professor, Salzburg, Faberstrasse 15.
144. Krohn, Dr. Direktor des Pädagogiums, Katscher O.-Schl.
145. Kroll, W., Dr. Universitätsprofessor, Greifswald.
146. Kühn, Rechtsanwalt, Jauer.
147. Kühnau, Dr. Gymnasialoberlehrer, Patschkau.
148. Kunick, Lehrer, Striegau, Ring 44.
149. Kupka, Seminarlehrer, Rosenberg O.-Schl.
150. Kurzidim, Oberlehrer, Sagan.
151. Lamprecht, Carl, Sprottau.
152. Landsberg, Rechtsanwalt, Oels.
153. Langer, Staatsanwalt, Oels.
154. Laska, Bruno, Pfarrer, Pschow, Kreis Rybnik, O.-Schl.
155. Latacz, Rektor, Kattowitz.
156. Latzel, Lehrer, Liebau.
157. Lehmann, Professor Dr., Leobschütz.
158. Lesehalle, Oeffentliche, Neisse (z. H. des Herrn Rechtsanwalt Grzimek).
159. Lessmann, Heinrich, Dr. Oberlehrer, Charlottenburg, Krummestr. 8.
160. Lichter, A., Lehrer, Gr.-Friedrichsfelde b. Leutmannsdorf, Kr. Schweidn.
161. Lillge, Friedrich, Dr. Oberlehrer, Bremen, am Wall 173.
162. Lissel, Landgerichtsrat, Liegnitz.
163. Łopaciński, Hieron., Gymnasiallehrer, Lublin (Polen), Krakowskie Przedmieście, dom. Zinkiewicza.
164. Loewy, A., Dr., Bunzlau.
165. Lucius, Robert, Oberlehrer, Coburg, Theaterplatz 11.
166. Lukaschik, Fabrikbesitzer, Tarnowitz.
167. Lux, Dr. prakt. Arzt, Patschkau.
168. Machule, Friedrich, Oberlehrer, Potsdam, Marienstrasse 15.
169. Magistrat Bolkenhain.
170. Magistrat Gleiwitz.
171. Magistrat Kattowitz.
172. Magistrat Oppeln.
173. Magistrat Ratibor.
174. Magistrat Schweidnitz.
175. Mahner, Paul, Lehrer, Beuthen O.-Schl.
176. Malende, Dr. Königl. Seminardirektor, Peiskretscham O.-Schl.

177. Maliske, Kaplan, Berlin N, Schönhauser Allee 182.
178. Mandel, Pfarrer, Löbnitz bei Bitterfeld.
179. Marmetschke, Pfarrer, Leuthen bei Breslau.
180. Märtin, P., Buchdruckereibes. (Firma Maretzke & Märtin), Trebnitz i. Schl.
181. Maske, Verlagsbuchhändler, Oppeln.
182. Mátyás, Karl Ritter von, Dr., Limanowa (Galizien).
183. Maurach, Polizeikommissar, Danzig.
184. Maychrzak, Dr. Oberlehrer, Kattowitz.
185. Maydorn, Dr. phil., Direktor der höheren Töchterschule, Thorn.
186. Mayn, Dr. Oberlehrer, Aschersleben.
187. Meier, Albert, Oberlehrer, Gleiwitz.
188. Meier, John, Dr. Universitätsprofessor, Basel (Schweiz).
189. Meissner, Regierungsbaumeister, Bolkenhain.
190. Mende, Apothekenbesitzer, Glatz.
191. Mende, Restaurateur, Beuthen O.-Schl.
192. Menne, Karl, Dr. phil., Halle a. S., Schimmelstrasse 17.
193. Mertens, Albert, Oberlehrer, Lauban, Aeussere Naumburgerstrasse 8.
194. Metzner, Franz, Pfarr-Administrator, Auras.
195. Metzner, K., Lehrer, Friedeberg a. Queis.
196. Meyer, A., Gymnasiallehrer, Gleiwitz.
197. Meyer, Gertrud, Fräulein, Lehrerin, Grünberg.
198. Michalski, J., Verbands-Sekretär, Ob.-Heiduck b. Schwientochlowitz O.-S.
199. Michalsky, Dr. Oberlehrer, Neisse, Marienstrasse 2.
200. Moch, Oberlehrer, Leobschütz.
201. Moecke, Oberlehrer, Glatz.
202. Mogk, Eugen, Dr. Universitätsprofessor, Leipzig, Färbergasse 15.
203. Moser, Pastor, Dietersdorf bei Rossla a. Harz.
204. Müller, Anton, Dr. Oberlehrer, Frankenstein i. Schl.
205. Müller, Paul, Oberlehrer, Myslowitz.
206. Müller, Pfarrvicar, Leobschütz.
207. Müller, Deichhauptmann, Bad Langenau.
208. Münzer, Lehrer, Kattowitz.
209. Napieralski, Redakteur, Beuthen O.-Schl.
210. Nerlich, Rob., prakt. Arzt, Kuttlau, Kreis Glogau.
211. Neugebauer, Pfarrer, Dittersbach, Kreis Sagan.
212. Neustadt, Dr. med., Wiesbaden, städtisches Krankenhaus.
213. Nischkowsky, Dr., Trachenberg.
214. Nitsche, Apotheker, Neisse.
215. Nobel, Max, Kantor, Landeck i. Schl.
216. Nolte, Oberlehrer, Beuthen O.-Schl.
217. Nonnast, Pfarrer, Wölfelsdorf bei Habelschwerdt.
218. Nowack, Alph., Religionslehrer, Neustadt O.-Schl.
219. Ochmann, Pet., Lehrer, Bogutschütz, Kreis Kattowitz.
220. Oelsner, Dr. Professor, Frankfurt a. M., Arndtstrasse 49.
221. Olbrich, Lehrer, Kattowitz.
222. Parker, James & Co., Oxford, 27 Broad Street, England.
223. Paschke, P., Dr. Pfarrer, Wahren bei Dyhernfurth.
224. Patschovsky, Hauptlehrer, Dittersbach bei Liebau i. Schl.
225. Patzak, Dr. phil., Liegnitz, Sophienstrasse.

226. Pautsch, Oswald, Dr. phil., Oppeln, Gymnasium.
227. Peters, Ignaz, Professor, Leitmeritz.
228. Petsch, R., Dr. Privatdocent, Würzburg, Mergentheimerstrasse 24.
229. Pfeiffer, Otto, Dr., Steinau a. O.
230. Philomathie Glatz, z. H. Herrn Professor Kornke.
231. Philomathie Oppeln, z. H. Herrn Oberlehrer Jung.
232. Philomathischer Verein, Goldberg.
233. Pietsch, P., Dr. Universitätsprofessor, Berlin W. 30, Motzstrasse 12.
234. Pietsch, Lehrer, Gleiwitz, Tenchertstrasse 33.
235. Pincus, Dr. Referendar, Grünberg i. Schl.
236. Pohludka, Oberlehrer, Hruschau, Oesterr.-Schl.
237. Pradel, F., Dr. phil., Brieg, Wagnerstrasse 7.
238. Prohasel, Professor, Königshütte.
239. Przywara, Michael, Pfarrer, Fürstl. Nendorf bei Bralin.
240. Quehl, Bürgermeister, Kattowitz.
241. Rauprich, Max, Dr. Kreisschulinspektor, Tarnowitz O.-Schl.
242. Rauschel, Lehrer, Schoppinitz O.-Schl.
243. Regell, Dr. Professor, Hirschberg.
244. Reiche, Rechtsanwalt, Sprottau.
245. Reiter, Dr. Privatdozent, Prag, Kgl. Weinberge 916.
246. Richter, Dr. phil., Neisse, Bahnhofstrasse 10.
247. Riesengebirgsverein, Hauptvorstand, Hirschberg (z. H. Oberst a. D. Bialonski).
248. — Ortsgruppe Berlin (z. H. Hrn. Professor Dr. Perlewitz, Berlin N., Friedenstrasse 11).
249. — Ortsgruppe Bunzlau (z. H. Hrn. Seminarlehrer Weitz, Feldstr. 7).
250. — Ortsgruppe Glogau (z. H. Hrn. Vorsitzenden Eichner).
251. — Ortsgruppe Görlitz.
252. — Ortsgruppe Greiffenberg (z. H. Hrn. Kaufmann Hörder).
253. — Ortsgruppe Hermsdorf (städt.) (z. H. Hrn. Schatzmeister Beier, Hermsdorf [städt.]).
254. — Ortsgruppe Leipzig (z. H. Hrn. Dr. med. Meissner, Rossstr. 12).
255. — Ortsgruppe Liebau (z. H. Hrn. Bürgermeister Springer).
256. — Ortsgruppe Petersdorf.
257. — Ortsgruppe Sagan (z. H. Hrn. Hermann Kirsch).
258. — Ortsgruppe Schönau a. Katzb. (z. H. Hrn. Amtsrichter Kleinwächter).
259. — Ortsgruppe Stettin (z. H. Hrn. Professor Ulich, Bismarckstr. 17).
260. — Ortsgruppe Striegau (z. H. Hrn. Oberlehrer Dr. Baumert).
261. — Ortsgruppe Wohlau (z. H. Hrn. Schriftführer Kettner).
262. Riesengebirgsverein, Oesterreichischer, Johannisbad, Böhmen.
263. Ritter, Dr. Professor, Oels.
264. Rittner, Lehrer, Wersingawe, Kreis Wohlau.
265. Ritzmann, Apothekenbesitzer, Kostenblut i. Schl.
266. Rose, Professor, Neisse.
267. Rose, Josef, Pfarrer, Reichenau, Kreis Glatz.
268. Rosteck, Dr. med., Ratibor.
269. von Rothkirch und Trach, E., Graf, Excellenz, Panthenau bei Arnsdorf.
270. Rupprecht, Dr. techn. Direktor, Reichenstein.
271. Scherman, Luc., Dr. Universitätsprofessor, München, Giselastrasse 8.

272. Schilling, Franz, Oberlehrer, Leobschütz.
273. Schitting, Amtsrichter, Zabrze.
274. Schmidt, Gymnasiallehrer, Kattowitz, Roonstrasse 9.
275. Schneege, Dr. Oberlehrer, Hirschberg.
276. Schneider, J., Dr. Oberlehrer, Neustadt O.-Schl.
277. Schnürer, Gustav, Dr. Universitätsprofessor, Freiburg i. d. Schweiz.
278. Scholz, Lotte, Frl., Klein-Tinz, Post Domslau, Kreis Breslau.
279. Scholz, Oscar, Rentner, Herzogswaldau bei Jauer.
280. Schönaich, Dr. Oberlehrer, Jauer i. Schl.
281. Schott, Pastor, Geischen bei Saborwitz.
282. Schroeder, Edward, Dr. Universitätsprofessor, Göttingen, Grüner Weg 2.
283. Schullehrer-Seminar, Kgl. evangel., Kreuzburg O.-Schl.
284. Schulte, Dr. Professor, Königl. Gymnasialdirektor, Glatz.
285. Schulte, Anton, Referendar, Berlin SW., Alte Jacobstrasse 10, I.
286. Schultze, Dr. Bürgermeister, Greifswald.
287. Schultze, Alfr., Dr. Universitätsprofessor, Jena, Grietgasse 11.
288. Schulz, H., Dr. phil., Bibliothekar, Leipzig, Sidonienstrasse 50.
289. Schulz, Paul, Hauptlehrer, Keula i. d. Lausitz.
290. Schwantag, C., cand. phil., Sprottau.
291. Seidel, Heinrich, Dr. Oberlehrer, Sagan.
292. Seidel, Dr. Oberlehrer, Boppard a. Rhein.
293. Siegert, Apothekenbesitzer, Reichenstein.
294. Sienawski, Professor, Glatz.
295. Simon, Professor, Glatz.
296. Skowronski, Dr. phil., Beuthen O.-Schl.
297. Skowronski, Pfarrer, Ellguth bei Zülz.
298. Skowronski, Alb., Buchhalter, Posen, Kopernikusstrasse 3.
299. Sobczik, Dr., Schuldirigent, Beuthen O.-Schl.
300. Soltmann, Dr. Professor Medizinalrat, Leipzig, Goethestrasse 9.
301. Sprotte, Gymnasialdirektor, Gross-Strehlitz O.-Schl.
302. Stanjek, Joh., Dr. Redakteur, Glogau.
303. Stäsche, Dr. Oberlehrer, Tarnowitz.
304. Stier, Georg, Pastor, Lorenzdorf bei Oberrosen, Kreis Strehlen.
305. Strachwitz, Graf, Kosel bei Patschkau.
306. Stromsky, Ober-Kaplan, Patschkau.
307. Sturm, L., Hauptlehrer, Goldberg i. Schl.
308. Süsse, Oberlehrer, Gleiwitz.
309. Swowoda, Fritz, Lehrer, Berlin.
310. Szaflik, J., Bankdirektor, Beuthen O.-Schl.
311. Thielscher, Hermann, Rentier, Blasewitz bei Dresden, Johannstrasse 2.
312. Tiffe, Oberlehrer, Gleiwitz.
313. Tippel, Chefredakteur, Schweidnitz.
314. Tippel, Frau Chefredakteur, Schweidnitz.
315. Trogisch, Amtsgerichtssekretär, Patschkau.
316. Troska, Ferd., Dr. phil., Schöneberg bei Berlin, Brünhildenstrasse 15.
317. Tschierschky, Stadtrat, Görlitz.
318. Universitätsbibliothek, Königl., Bonn.
319. Universitätsbibliothek, Königl., Marburg i. H.
320. Universitätsbibliothek, Königl., Tübingen.

321. Universitäts- und Landesbibliothek, Kaiserl., Strassburg i. Els.
322. Urban, Oberlehrer, Glatz.
323. Verein für Volkskunde Berlin (z. H. Herrn Prof. Dr. M. Roediger, Berlin SW. 48, Wilhelmstrasse 140).
324. Vieweger, Kataster-Kontrolleur, Rössel, Rgbz. Königsberg.
325. Vogt, O., Hauptlehrer, Wüstegiersdorf.
326. Volkmer, Dr. Schulrat, Königl. Seminar-Direktor, Habelschwerdt.
327. Volkmer, A., Oberlehrer, Gleiwitz.
328. Vordück, Oberlehrer, Neisse.
329. Wachler, Dr., Berlin W., Ansbacherstrasse 15.
330. Wagner, A., Dr. Königl. Seminardirektor, Rosenberg O.-Schl.
331. Wahner, Josef, Dr. Oberlehrer, Neisse.
332. Waldstein, Dr. Rechtsanwalt, Oels.
333. Walter, Oberlehrer, Patschkau.
334. Wannieck, Friedr., Fabrikbesitzer, Brünn, Dörnrössel 21.
335. Wannieck, Osc. Frd., Brünn, Dörnrössel 21.
336. Warmbrunn, Oberbürgermeister, Neisse.
337. Warnatsch, Dr. Oberlehrer, Glogau.
338. Waschow, Königl. Seminar-Direktor, Zülz.
339. Websky, Ernst, Oberleutnant d. R., Tannhausen i. Schl.
340. Weidner, Pfarrer, Herzogswaldau bei Sagan.
341. Weiss, Ed., stud. theol., Klausenburg i. Siebenbürgen.
342. Welzel, Uhrmacher, Wartha.
343. Wentzel, Julius, Fabrikbesitzer, Hundsfeld bei Breslau.
344. Weyrauch, M., Dr. phil., Pr.-Stargard.
345. Wilde, Dr. med., Stabsarzt, Peterswaldau.
346. Willner, Dr. phil., Stolberg bei Aachen, Zweifaller Strasse 53.
347. Wilpert, Dr. Oberlehrer, Oppeln.
348. Winkler, E., Prokurist, Hettstedt.
349. Wissenschaftlicher Verein, Striegau.
350. Woas, Königlicher Baurat, Brieg.
351. Wojciech, Pfarrer, Löwen i. Schl.
352. Wolf, Alfr., Amtsgerichtsrat, Bunzlau.
353. Wossidlo, R., Oberlehrer, Waren i. Mecklenburg.
354. Wotke, J., Oberlehrer, Zabrze, Kronprinzenstrasse 7.
355. Zdralek, Dr. Professor, Leobschütz.
356. Zimmermann, A., Dr., Kaiserl. Legationsrat, London, Deutsche Botschaft.
357. Zimmern, Dr. Universitätsprofessor, Leipzig.
358. Zivier, E., Dr. Fürstlicher Archivar, Pless O.-Schl.
359. Zobtener Gebirgsverein (z. H. Herrn Rechtsanwalt Jahr, Zobten a. B.).
360. Zwirzina, Pfarrer, Lohnau, Kreis Cosel O.-Schl.
361. Zymbal, Dr. Sanitätsrat, Neisse.

---

## C. Ortsgruppe Warmbrunn.

Vorsitzender: Dr. Nentwig, Reichsgräfl. Archivar und Bibliothekar.
Schriftführer und Kassierer: Leipelt, Buchhändler.

1. Aulich, W., Kunstmaler, Schreiberhau.
2. Beyer, Hotelbesitzer, Warmbrunn.
3. Füllner, Kommerzienrat, Fabrikbesitzer, Herischdorf.
4. Hickmann, Leutnant, Herischdorf bei Warmbrunn.
5. Hoffmann, Dr., Reichsgräfl. Badearzt, Warmbrunn.
6. Jungfer, Lehrer, Herischdorf bei Warmbrunn.
7. Klosse, Domänenpächter, Hermsdorf u. K.
8. Lange, Conrad, Apotheker, Hermsdorf u. K.
9. Lange, Dr. Arzt, Warmbrunn.
10. Langer, Rechnungsrevisor, Warmbrunn.
11. Leipelt, Buchhändler, Warmbrunn.
12. Liedl, Reinhold, Kaufmann, Warmbrunn.
13. Linke, Rentier, Warmbrunn.
14. Lütke, Pastor, Kaiserswaldau.
15. Majoratsbibliothek, Warmbrunn.
16. Mitschke, Buchhalter, Hermsdorf u. K.
17. Moldenhawer, Frau, Rentiere, Warmbrunn.
18. Müller, Valeska, Rentiere, Warmbrunn.
19. Nentwig, Dr. Archivar, Warmbrunn.
20. Reissig, Carl, Fabrikbesitzer, Warmbrunn.
21. Reuter, Oberst, Herischdorf.
22. Riesengebirgsverein, Ortsgruppe Warmbrunn.
23. Ruppert, Wold., Fabrikbesitzer, Herischdorf.
24. Schmeidel, Fabrikbesitzer, Hermsdorf u. K.
25. Schönfeld, Lehrer, Warmbrunn.
26. Siebelt, Rentmeister, Hermsdorf u. K.
27. Stimm, Franz, Hôtelier, Warmbrunn.
28. Thienel, Lic., Geistl. Rat, Erzpriester, Warmbrunn.
29. Troche, Dr. Arzt, Warmbrunn.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.

# MITTEILUNGEN

DER

# SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

**THEODOR SIEBS.**

---

**Band VII.**

Jahrgang 1905. — Heft XIII und XIV der ganzen Reihe.

**BRESLAU**

Selbstverlag der Gesellschaft

(für den Buchhandel zu beziehen durch Max Woywod's Verlag, Breslau VIII)

1905.

# Inhalt.

## Aufsätze und Mitteilungen.

## Besprechungen.



## Geschäftliche Mitteilungen.

# Neue Aufgaben der schlesischen Volkskunde.

Von **Dr. Karl Masner.**

(Nach einem Vortrage in der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.)

---

Das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer erhielt bei seiner Gründung im Jahre 1899 die doppelte Aufgabe:

1) Den Gewerbetreibenden der Stadt Breslau und der Provinz Schlesien die Hilfsmittel der Kunst und der Wissenschaft zugänglich zu machen und den Geschmack in den Kunstgewerben sowie das Verständnis kunstgewerblichen Schaffens in der Bevölkerung zu heben;
2) Erzeugnisse der bildenden Künste und des Handwerks, insbesondere solche, welche in Schlesien entstanden sind oder zu Schlesien Beziehungen haben, zu sammeln und wissenschaftlich geordnet öffentlich auszustellen.

Statuten können und dürfen nie Anspruch auf Unfehlbarkeit und ewige Dauer erheben, ich teile aber heute noch die Überzeugung der Statutenverfasser, dass jene doppelte Aufgabe unseres Museums am besten durch ein Institut geleistet wird. Die Sammlungen des alten Kunstgewerbes haben ihren erziehlichen Einfluss auf die zeitgenössische Produktion nicht verloren, wenn auch jene Periode vorüber ist, wo jeder Direktor die glänzende Wirksamkeit seines Museums ad oculos demonstrieren konnte, indem er auf die in Sälen umherwimmelnde Schar der Kopisten hinwies. Wollte man in Breslau ein neues Institut auf musealer Grundlage ins Leben rufen, das nur die Förderung der kunstgewerblichen Produktion ins Auge fasst, so würde dieses eine Zersplitterung der Mittel hervorrufen und dem anderen wissenschaftlich sammelnden Museum Konkurrenz schaffen. Denn es müsste sich auf die alte heimische Tradition stützen und würde daher auch

zum Sammeln von Erzeugnissen des alten schlesischen Kunstgewerbes gelangen. Man tut also gut, die beiden Aufgaben, die unserem Museum zugewiesen sind, die erziehliche und die wissenschaftliche als untrennbar zu betrachten und darauf hinzuarbeiten, dass beide immer mehr ineinander verschmelzen. Das hindert aber nicht, dass man die eine wie die andere auf das schärfste formuliert und zur Durchführung bringt. Hier kümmert uns nur jener Teil der wissenschaftlichen Aufgabe des Museums, nach welchem es insbesonders solche Erzeugnisse der bildenden Künste und des Handwerks, die in Schlesien entstanden sind oder zu Schlesien Beziehungen haben, sammeln und wissenschaftlich geordnet öffentlich ausstellen soll. Damit ist der Begriff eines schlesischen Landesmuseums gegeben. Unser Museum besitzt weitaus die besten, vielseitigsten und zahlreichsten Denkmäler der alten künstlerischen Kultur des Landes. Weil kein Institut, mag es auch mit den grössten Mitteln arbeiten, jemals diesen Vorsprung einholen könnte, muss unser Museum die Pflichten oder Lasten, die mit diesem Besitze verbunden sind, in ihrer ganzen Konsequenz tragen oder zu tragen wenigstens den guten Willen haben. Ein Landesmuseum kann aber nach den heutigen Forderungen nicht eine Aufstapelung von Gegenständen in indifferenten, nichtssagenden Räumen sein, es muss diese in den alten ursprünglichen Zusammenhang bringen und die letzten, höchsten Einheiten schaffen. Das ist nicht der Innenraum, das einzelne Zimmer, bei dem man gewöhnlich stehen bleibt, sondern das Haus. Das Haus allein kann wenigstens von gewissen Seiten der alten künstlerischen Kultur, von dem Leben bestimmter Volksklassen an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten eine ausreichende Vorstellung geben, aus der heraus man erst das einzelne Stück verstehen und würdigen lernt. Besonders gilt dies für unsere volkskundlichen Sammlungen.

Unser Museum sammelt seit seiner Gründung sogenannte Bauernaltertümer aus Schlesien. Wir dürfen uns dabei nicht damit rechtfertigen, dass sich sonst niemand dieser Dinge erbarmen würde, also uns einer Guttat rühmen, sondern müssen klipp und klar anerkennen, dass das Sammeln schlesischer Bauernaltertümer in den Pflichtenkreis unseres Museums als integrierender Bestandteil gehört, wenn dieses ein abgerundetes Bild von der alten Kultur Schlesiens geben will, soweit sie sich in den Schöpfungen der

menschlichen Hand äussert. Hier gehen — bei den geistigen Schöpfungen mag es ja anders sein — die Beziehungen zwischen Stadt und Land zu innig hin und her, als dass sich ein trennender Schnitt machen liesse, der hübsch bequem rechts die städtische, links die ländliche Kultur hinlegt. Vieles von dem, was wir Volkskunst nennen — Kunst hier wieder im weitesten Sinne für das Erzeugnis der menschlichen Hand genommen — ist einmal städtische Kunst gewesen oder aus ihr hervorgegangen, oder es repräsentiert uns nicht mehr vorhandene Anfänge der städtischen Kunst. Und wem die wissenschaftlich-historische Bedeutung der Volkskunst gleichgültig ist, der wird wenigstens ihre ästhetische anerkennen oder sich darüber belehren lassen, dass das Kunstempfinden unserer Zeit auf die Volkskunst längst nicht mehr vornehm von oben herabsieht, sondern sogar sehr viel von ihr lernt. Also wir sammeln schlesische Bauernaltertümer und haben schon sehr gute Erwerbungen auf diesem Gebiete gemacht; aber wenn ich die Abteilung jemandem zeige, dann muss ich immer an einen alten Sammler denken, der mir einmal seinen Besitz zeigte und bei jeder wunden Stelle entschuldigend sagte, „es ist nur ein Anfang", als ob jeder Anfang schlecht sein müsste; und nach seinem Muster beeile auch ich mich immer zu sagen: es ist nur Anfang. In einem einzigen kleinen Raume stehen die verschiedenartigsten Dinge, die Möbel des Hauses und die Geräte der Wirtschaft, Kostümfiguren, ein Webstuhl und unzählige Sächelchen so dicht gedrängt, dass hier nachgerade jede ordnende Hand versagen muss und keine Stimmung hervorrufen kann. Die reiche Sammlung der Kostüme ist in Truhen verschlossen, weil der Platz mangelt, sie aufzustellen, die bemalten Vertäfelungen und Möbel der Krummhübler Bauernstube liegen im Depot. Ihre Aufstellung im Museum würde so weitgreifende Veränderungen und Verschiebungen in der bisherigen Verwendung der Räume im ganzen Hause bedingen, dass die Direktion sie nicht eher befürworten und beantragen kann, bevor sie weiss, ob damit auch wirklich ein Definitivum geschaffen wird. Selbstverständlich aber konnte die Sorge um die Aufstellung dieses Zimmers uns nicht einen Moment abhalten, für seine Erwerbung einzutreten, als sie reif wurde, denn es handelte sich um das einzige vertäfelte und noch ursprünglich eingerichtete Bauernzimmer, das in Schlesien noch existierte oder wenigstens bekannt ist. Und durch unverständige Behandlung wurde es jeden

Tag mehr dem Ruin entgegengeführt. Hier musste die Frage der Aufstellung hinter der der Rettung zurücktreten, wie überhaupt jedes Museum seine Daseinsberechtigung verloren hat, das man dazu verurteilen würde, innerhalb der ihm zugewiesenen Aufgabe nur die bestehenden Verhältnisse ängstlich zu berücksichtigen und nicht an die Zukunft zu denken. Die Geschichte des Museumswesens ist gerade in Schlesien zu reich an solchen Leidensstationen, Versäumnissen und halben Massregeln, als dass man nicht die Zeit vorbereiten müsste, die nach dem in den letzten Jahren glücklich Erreichten die volle Erfüllung aller berechtigten Wünsche bringen wird.

Nicht nur die Raumverhältnisse für die Aufstellung der schlesischen Bauernaltertümer lassen in unseren Museen alles zu wünschen übrig, sondern auch das vorhandene Material selbst. Dem Kenner wird nicht entgehen, dass es nur zufällig zusammengekommen ist. Zu einem Sammeln von Erzeugnissen der Volkskunst, das sich nicht oberflächlich mit ästhetisch schönen Stücken begnügt und auch das Unscheinbare, aber Charakteristische nicht übersieht, gehört Systematik, diese aber hat zur Vorbedingung eine gründliche Kenntnis, die das für die Volkskunst einer bestimmten Gegend Typische herauszufinden weiss. Eine derartige Sachkenntnis muss sich aber entweder auf eine schon vorhandene ergiebige Literatur stützen, oder sie muss erst frisch erworben werden von einem Manne, der das Gebiet der Volkskunst zu seinem Lebensstudium machen will, der mit kunsthistorischer und technischer Bildung ausgerüstet ist, der die Gabe besitzt, mit dem Volke verkehren zu können, der Zeit, Geld und körperliche Kräfte genug hat, um abseits von der Heerstrasse des modernen Verkehrs das Land zu durchstreifen. Bei intensiver Arbeit könnte uns ein solcher Forschungsreisender in zwei Jahren ein abschliessendes Programm darüber vorlegen, was und wie ein Museum für schlesische Volkskunst zu sammeln hätte. Eine derartige Arbeit zu leisten ist aber unser Museum nicht in der Lage, da es keinen seiner Beamten solange entbehren kann. Man wird die Arbeit teilen müssen, was natürlich lange nicht so bald und gründlich zum Ziele führen wird. Aber die Arbeit muss, so oder so, gemacht werden, ehe es zu spät wird.

Und damit wende ich mich an die schlesische Gesellschaft für Volkskunde. Nach § 1 ihrer Satzungen verfolgt sie einen all-

gemeineren und einen besonderen Zweck; sie will das Interesse für volkstümliche Überlieferungen überhaupt beleben und pflegen und will alles, was sich von solchen Überlieferungen in Schlesien erhalten hat, möglichst selbständig sammeln. Den besonderen Zweck sucht die Gesellschaft, wie § 3 ausführt, zu erreichen, indem ihre Mitglieder nach besten Kräften dazu beitragen, dass die im schlesischen Volke lebenden Sagen, Märchen, Volkslieder, Sitten, Gebräuche, mundartlichen Eigentümlichkeiten und Verwandtes nach einem bestimmten von der Gesellschaft anzugebenden Plane in schriftlicher Aufzeichnung gesammelt und der Gesellschaft zugänglich gemacht werden. Es muss der Gesellschaft zum Lobe gesagt werden, dass sie, wie ihre reichhaltigen „Mitteilungen“ beweisen, den besonderen Zweck immer mehr zum Hauptzweck macht; ich darf daher an sie den Appell richten, den Begriff volkstümliche Überlieferungen in Schlesien nicht so eng zu fassen, wie es der § 3 mit seiner Beschränkung auf die Äusserungen des geistigen Lebens tut, und auch die Äusserungen der Volkskunst in Schlesien in seinen Arbeitsbereich zu ziehen. Punkt VI der von der Gesellschaft herausgegebenen Fragebogen nimmt ja dazu schon einen Anlauf, indem er Auskünfte über Hausbau und Volkstracht, Eigentümlichkeiten derselben und Unterschiede vom Nachbarorte mit dem Vermerk: „Zeichnungen sehr erwünscht“, von seinen Mitgliedern verlangt. Gerade so wie ein schlesisches Landesmuseum ohne ausreichende Vertretung der schlesischen Volkskunde nur ein Torso bleiben muss, ist auch die Wissenschaft der schlesischen Volkskunde ohne Erforschung der Volkskunst unvollständig. Darin ist unser Museum auf die Gesellschaft und diese auf uns angewiesen. Und wer möchte leugnen, dass über unserem Wissen von der volkstümlichen Kunst in Schlesien noch ein schwerer Schleier liegt. Die vorhandene Literatur ist sehr dürftig. Ihre Aufzählung bei Partsch, Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien, nimmt unter den Rubriken Hausbau und Tracht etwas mehr als eine Seite ein. Die Studien und Veröffentlichungen über den Hausbau sind durchwegs summarischer Art, die Beschäftigung mit der Tracht hat seit den siebziger Jahren keine Fortsetzung mehr gefunden. Beobachtungen über die Dorfanlagen und die Hausbautechniken gibt es nur sehr wenige, über Innenausstattung des Hauses, über Mobiliar, Haus-, Hof- und Feldgeräte, über Bauerntöpferei, bäuerliche Textilkunst und Bauernschmuck, über

die Ornamentik und den Farbensinn meines Wissens noch gar keine. Wie so etwas gemacht werden muss, lehren viele Aufsätze in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, deren Verfasser sich eine Zeitlang in einer bestimmten Gegend festsetzen und dann von der Dorfanlage an alles bis auf das letzte charakteristische Gerät analysieren und durch viele Zeichnungen erläutern. Es wäre sehr zu wünschen, dass ein oder das andere Mitglied unserer Gesellschaft für Volkskunde einmal einen ähnlichen Versuch in einer dazu günstigen Sommerfrische unternimmt. Freilich liegen bei uns die Resultate nicht mehr so offen zutage wie in dem von der nivellierenden Kultur weniger berührten Österreich-Ungarn. Pessimisten werden sagen, es lohne sich in Schlesien überhaupt nicht, die Volkskunst zu studieren und zu sammeln, denn der Osten Deutschlands sei doch nur ein Proletarier der Volkskunst gegen den Westen und besonders Nordwesten. Gewiss, so imposant, so behaglich reich, so alt in der Tradition und so naturwüchsig präsentiert sich unsere Volkskunst nicht wie in Hessen, den Vierlanden oder in Schleswig. Sei's drum, dass wir ärmer sind, — das gestattet uns doch nicht, nur so in allgemeinen Redensarten von unserer Armut zu sprechen und den Umfang des geringen Gutes überhaupt nicht kennen lernen zu wollen. Aber nur dort, wo man nicht hinsieht und sucht, findet man nichts. Wie belebt sich jetzt das früher so leere Bild der Geschichte des schlesischen Kunstgewerbes in überraschender Weise und nimmt eine Gestalt an, die uns selber und den Fremden Achtung einflösst, seitdem unser Museum sich intensiv mit ihr beschäftigt und mit Mitteln ausgerüstet ist, um zu verhüten, dass die Dokumente dieser Geschichte für das Land und die Wissenschaft sowie früher im Antiquitätenhandel spurlos verschwinden.

Nicht nur der wissenschaftliche Fachmann, sondern auch der Künstler und der Amateurphotograph kann im Dienste der schlesischen Volkskunst erspriessliches leisten. Bis jetzt existieren und sind veröffentlicht nur sehr wenige Aufnahmen von schlesischen Bauernhäusern in dem grossen Bilderatlas der schlesischen Kunstdenkmäler von Lutsch und in der vom Verbande deutscher Architekten und Ingenieurvereine herausgegebenen Publikation über das Bauernhaus im deutschen Reiche und seinen Grenzgebieten. Diese beiden Publikationen müssen sich natürlich auf das Notwendigste beschränken, können nur das Typische herausgreifen und die Fülle

der Einzelerscheinungen nicht erschöpfen. Soweit ich Schlesien kenne, finde ich es sehr lohnend und notwendig, dass Künstler und Amateurphotographen bei uns recht zahlreiche Aufnahmen von Bauernhäusern machen, bevor diese den rapide fortschreitenden Entstellungen durch Umbau zum Opfer fallen. Worauf es ankommt, würden die Betreffenden wohl sehr schnell lernen. Bald ist ein Haus wegen seiner Lage interessant, bald wegen seiner Bauformen, bald wegen Details, wobei auch der Hof nicht zu vergessen ist. Besonders möchte ich wünschen, dass auch das malerische Element seine Berücksichtigung finde. Dem alten Bauernhaus und seiner Umgebung ist oft ein wunderbarer Zusammenklang von Natur- und Menschenwerk eigen, in dem ich eine der schönsten Äusserungen der Volkskunst erblicke. Auch dieses künstlerische Empfinden, das spielend die lieblichsten Bilder hervorzaubert, geht mit Riesenschritten seinem Ende entgegen, seitdem der städtische Baumeister das flache Land mit seinen nüchternen Kästen, den mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Miniaturausgaben der städtischen Mietskasernen beglückt. Ausgezeichnete Aufnahmen von Bauernhäusern aus Osterreichisch-Schlesien hat das Troppauer Museum durch den Maler Zdrasila anfertigen lassen, archäologisch getreu und doch künstlerisch empfunden; nur dass Zdrasila absichtlich die Umgebung des Hauses unterdrückt hat, um das Format nicht unnötig zu vergrössern, während ich sie in manchen Fällen als etwas sehr wesentlich betrachte. Was dem kleinen Troppau möglich war, müsste doch auch bei uns zu erreichen sein. Natürlich dürfte man nicht frisch drauf los mit gemalten Aufnahmen anfangen, bevor man eine gewisse Übersicht gewonnen hat.

Liegt nun erst ein Corpus vorwiegend photographischer Aufnahmen von alten Bauernhäusern aus allen Teilen des Landes vor, übersieht man die Typen und ihre besten Vertreter, dann ist die Zeit gekommen, um der schlesischen Volkskunst als Ganzem und in ihren Teilen in Breslau ein würdiges museales Heim zu bereiten. Die Krummhübler Stube findet, darüber wird wohl niemand ein Wort verlieren, ihre beste Aufstellung in einem alten Bauernhause aus jener Gegend, und ebenso bedürfen unsere übrigen Bauernaltertümer der entsprechenden Umgebung. Schon der bisherige Besitz, bei dem man nicht die reichen im Depot liegenden Trachtensammlungen vergessen darf, würde ein Haus bequem füllen. Aber

vor allem müssten Häuser und Bauten selbst, welche die verschiedenen Typen volkstümlicher Baukunst in Schlesien repräsentieren, Sammelobjekt werden und ein Museum bilden. In grossartigster Weise ist dieser Gedanke in den Hauptstädten der skandinavischen Länder durchgeführt, ich erinnere an das berühmte Museum Skansen in Stockholm und das erst vor wenigen Jahren mit fünf oder sechs Häusern und einer riesigen Sammlung alter landwirtschaftlicher Geräte eröffnete Museum in Lyngby bei Kopenhagen, das, soviel ich weiss, fast nur aus privaten Mitteln zusammengebracht wurde. Ich fürchte nicht, dass ein solches Freiluftmuseum auf schlesischer Grundlage der Vielseitigkeit ermangeln würde. Den Mittelpunkt würde etwa eine der schlesischen Holzkirchen bilden, von denen die Stadt Breslau vor wenigen Jahren eine der schönsten und originellsten, die von Mikultschütz, angeboten bekam, aber refüsierte, bis sie im Stadtpark von Beuthen Unterkunft fand; daran müssten sich die charakteristischen Typen von Wohnhäusern und sonstigen Bauten volkstümlicher Art aus allen Teilen des Landes schliessen, wobei man sich nicht sklavisch an die Grenzen halten dürfte, denn ob man sich eine besonders charakteristische Gebirgsbaude von der schlesischen oder der böhmischen Seite holt, halte ich für gleichgültig. Natürlich wird ein solcher Komplex sich nur an der Peripherie der Stadt ausbreiten können: so etwa im Scheitniger Park, wo die einzelnen Gebäude die entsprechende landschaftliche Lage erhalten können. Man darf wohl annehmen, dass ein solches Museum sich volkstümlicher Beliebtheit erfreuen und in den Nachmittagsstunden der schönen Jahreszeit viele Besucher des Scheitniger Parkes anlocken würde. Erholung könnte sich hier mit Belehrung und ästhetischem Genusse verbinden. Gerade für die idyllische Verbindung von Natur und Menschenwerk, in der der Kampf ums Dasein seine brutale Schärfe zu verlieren scheint, für den stillen Frieden eines efeuumsponnenen, in die Blumen des Gärtchens versenkten und von Bäumen überragten Bauernhauses sind die Grossstädter sehr empfänglich, und ich bin überzeugt, dass eine solche Anlage sehr dazu beitragen würde, in Breslau für das Einfamilienhaus Stimmung zu machen, von dem allein eine Gesundung unserer gesamten Wohnungs- und künstlerischen Kultur zu erwarten ist. Breslau ist nicht reich an Sehenswürdigkeiten; warum soll es nicht einmal etwas erhalten, was andere deutsche Städte noch nicht be-

sitzen und mit einer echt nationalen Idee vorangehen, für deren Verkörperung der am weitesten nach Osten vorgeschobene Vorort deutscher Kultur wie keine andere Stadt berufen erscheint? Zur Durchführung des Projektes gehört nur ein gewisser Unternehmungsgeist, Entschlossenheit und das Zusammenwirken öffentlicher und privater Faktoren. Die Höhe des erforderlichen Anlagekapitals schätze ich viel geringer als das, was man mehr als einmal für minderwertigere Zwecke vorübergehender Veranstaltungen ohne Murren geopfert hat, und die Betriebskosten würden zum Teile durch einen Restaurationsbetrieb eingebracht werden, in dem ich keine Entwürdigung der ernsten Aufgaben eines Freiluftmuseums erblicke. Es bleibt der Phantasie anheimgestellt, sich auszumalen, wie hübsch es sein müsste, in einer solchen stimmungsvollen Umgebung den Nachmittagskaffee zu schlürfen und ländliche Freuden schon vor dem knappen Sommerurlaub zu geniessen. In der Gerhart-Hauptmann-Nummer der „Jugend“ hat ein Schlesier, ohne Verbitterung, ganz als etwas Selbstverständliches von seiner Heimat gesagt: „Zum Torso bestimmt, es ist das Schicksal alles Schlesischen“. Hoffen wir, dass diese Worte auf unser schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer keine Anwendung finden, und dass es den Ausbau zu einem schlesischen Landesmuseum erleben wird.

---

# Einiges über Rhythmus, Wort und Weise.

Von Dr. Konrad Gusinde.

Im Anfange war der Rhythmus!

Unsere Rede ist nicht nur die Summe einzelner, ihren Eigenton tragender Worte, sondern Sätze und Satzteile haben ihre besondere sprachrhythmische Gliederung, ihren besonderen Satzakzent, der über den Wortakzent und das streng Taktische triumphiert [1]).

Werden nun die Worte nach bestimmten Zahlenverhältnissen geordnet, wird die Sprache zum Verse, so muss auch hier der Satzakzent zur Geltung kommen. Ein zu starkes Betonen des Worttaktes (Skandieren) wäre, abgesehen vom Auszählreim, ein arger Fehler, der das Charakteristische des kindlichen Vortrags ausmacht. Das Kind klebt an Wort und Verstakt, verständiger Vortrag folgt den Linien des Sprachrhythmus.

---

[1]) Sievers PBB. 13, 121 ff.

Tonhöhe, Kraft und zum Teil auch Dauer machen das Wesen des Akzentes aus. So hat die Sprache und der gesprochene Vers schon eine Art von melodischem Element, hervorgebracht durch die sprachrhythmische Gliederung und Betonungsabstufung unter der Herrschaft des Satzakzentes. Es sind allerdings nicht wie beim Gesange verschieden hohe, fest bestimmte Töne, sondern meist Gleittöne, und die Intervalle der sprachlichen Akzentuation sind viel beschränkter als die des Liedes. In den Sprachen mit musikalischem Akzente wird diese Beschränktheit weniger hervortreten. Der Inder regelte die Satzbetonung nach besondern Gesetzen, in den griechischen Akzentregeln befolgt jeder Tertianer unbewusst dieses Gesetz. Aber auch im Lateinischen erkennt die Wissenschaft die Wirkung des Satzrhythmus, der stärker ist als der Wortakzent. Und mag in unserer Sprache auch der dynamische Akzent herrschen, Tonhöhe und Tondauer gehören doch auch mit zum Wesen dieses Akzentes.

Für den Vortrag einer Dichtung ist, abgesehen vom Tempo, vor allem die Tonlage von Wichtigkeit, ob hoch oder tief, ob stetig oder mit wechselnder Stimmhöhe, ferner die Grösse der Intervalle[1]). Alles dies sind im Grunde musikalische Elemente. Unsere metrische Wissenschaft ist längst nicht mehr lediglich sprachlicher Art, sondern sie zieht all diese sich mit dem Sprachlichen verbindenden Faktoren mit in ihren Kreis, um so auch die Erkenntnis des rein Musikalischen zu fördern.

Wie Sievers[2]) gezeigt hat, bilden sich geradezu melodische Typen heraus, die selbst für die Echtheitskritik wertvoll werden können. Der eine Dichter hat fast durchweg am Ende seiner Verse Tiefschlüsse, der andere steigende, Hochschlüsse[3]). Goethe verwendet diesen Unterschied sogar zur Charakterisierung der Personen, so dass die eine mit Tief-, die andere mif Hochschlüssen spricht (Faust, Natürliche Tochter).

---

[1]) Vgl. Sievers, Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung, Rektoratsrede, Leipzig vom 31. Oktober 1901 S. 27.

[2]) a. a. O. S. 28 ff., wo es eine beachtenswerte Analyse des Faustmonologs nach der sprachrhythmischen und sprachmelodischen Seite hin gibt. — Siehe auch Saran, Melodik und Rhythmik der „Zueignung“ Goethes in den Studien z. dtsch. Phil. Festgabe für die 47. Philologenvers. Halle 1903.

[3]) So sind nach Sievers' Meinung auch in dieser Beziehung die Lenz'schen Friderikenlieder durchaus verschieden von der Goetheschen Melodik der 6 echten (S. 32).

Äusserst feine Apparate dienen heute zur graphischen Aufzeichnung gesprochener und gesungener Texte, wobei alle Faktoren, die den Vortrag gestalten, wie Höhe, Stärke, Tonfärbung in den Lautkurven eingetragen werden. Sicher ist von diesen Versuchen eines Rousselot und eines Scripture noch eine grosse Förderung unserer Einsicht zu erwarten.

Woher hat nun der Rhythmus seinen Ursprung?

Er steht am Anfange aller poetischen Entwickelung. Rhythmus regelte seit je und regelt noch heute die Arbeit des Menschen, vor allem die körperliche des auf niederer Kulturstufe stehenden[1]. Man beobachte Drescher oder Steinklopfer bei der Arbeit. Noch deutlicher wird die eigenartige, die Arbeit wesentlich erleichternde Bedeutung des Rhythmus beim Lasten bewegenden Arbeiter. Wie bei einem militärischen Befehle sind Ankündigungs- und Ausführungskommando zu scheiden, jenes langgezogen und tiefer, dieses kurz, scharf betont, hoch, um eine Quart oder Oktave höher als jenes. Oder man denke an den selbst die müdesten Glieder zusammenreissenden Marschrhythmus, der um so straffer wirkt, je einfacher er ist, für den selbst der jeder Tonhöhenbewegung bare Trommelmarsch ausreicht.

Zur Erleichterung der Arbeit dienend und ihrer Eigenart angepasst, wurde dann der Rhythmus angewandt bei feierlichen Veranstaltungen, die in Ton und Pantomime zunächst Nachahmungen der Arbeit waren[2]. So begann der Rhythmus sich allmählich selbständig zu machen.

Waren in den angeführten Fällen tonale Elemente mitvertreten, so stehen sie doch in zweiter Linie. Der Klang der Arbeitswerkzeuge mag häufig ihnen zugrunde gelegen haben[3].

Und erst ganz allmählich kam zum Rhythmisch-Tonalen, d. h. zum Musikalischen das Sprachliche hinzu. Klangmalende Naturlaute gingen voraus. Schliesslich handelte der Text über die Arbeit selbst oder eine sonstwie den Menschen berührende Angelegenheit. Er wurde zum Preis eines Gottes, zur Darstellung eines Ereignisses, Erlebnisses, Zustandes. Aber von vorn herein war das Sprachliche

---

[1]) K. Bücher, Arbeit und Rhythmus³, Leipzig 1903.

[2]) Wundt, Völkerpsychologie I 1, Leipzig 1900, S. 263 ff.

[3]) Wundt a. a. O.

im Verhältnis zum Melodischen ganz und gar Nebensache, wie das Melodische seinerseits weit hinter dem Rhythmus zurückstand.

Und doch sind Rhythmus und Tonalität miteinander eng verwandt. Beides sind Bewegungen, jener nach der Breite, diese nach der Höhe. Beide Arten sind durch Zahlen darstellbar, und es wird kaum Zufall sein, dass die grössten Mathematiker unter den alten Philosophen, die Pythagoräer, zugleich die bedeutendsten Musiker des Altertums waren.

Hatte sich zur Melodik ein regelrechter Text gefunden, so war die Verbindung da, die auch heute noch das Grundwesen vertonter Poesie ausmacht. Wenn aber heute etwa ein Lyriker einen Text dichtet, und irgend einmal später ein Tondichter ihn vertont, so ist das nicht das Ursprüngliche. Wort und Weise, Dichter und Komponist, waren von Hause aus eins. Ja, der Vortragende und Begleitende war meist auch noch in derselben Person vereinigt. Dichter und Komponist gehörten im Altertum zusammen, sie sind auch im Mittelalter noch vereinigt. Walther von der Vogelweide und Neidhart sind als Musiker wahrscheinlich ebenso hervorragend wie als Dichter gewesen.

Später war das eine Seltenheit. Fast immer aber, mit Ausnahme des Volksliedes, das vorhandene Volksweisen aufgreift, ist der Musiker der zweite. Drum ist es auch unnatürlich, wenn man z. B. Mendelssohns Liedern ohne Worte oder Schumanns Kinderszenen nachträglich Texte unterlegen will.

Was ist aber Melodie? [1])

Das Wesen der Melodie liegt zunächst in der Abwechselung verschieden hoher Töne. Darauf beruht der Choral. Und in seiner

[1]) Vgl. H. Rietsch, Die deutsche Liedweise, Wien und Leipzig 1904. Ein für allemal sei auf dieses klare und verständliche Buch hingewiesen. Die folgenden Ausführungen sollen zugleich seiner Empfehlung dienen und benutzen mehrfach Rietschens Ausführungen.

Im Anhange druckt Rietsch die Weisen der Sterzinger Mischhandschrift, von denen ich die Neidhartweisen in der „Festschrift des germanistischen Vereins in Breslau“ 1902 S. 223 veröffentlicht habe. Ausserdem gibt er eine genaue Beschreibung der Hdschr. (wozu für mich keine Veranlassung vorlag) unter Ergänzung von Zingerles Bericht (Sitzungsber. der phil.-hist. Kl. der Akad. d. Wissensch. 54. Bd., Wien 1867 (Jahrg. 1866 S. 293 ff.). —

In der Anm. zu 10 (S. 239) hat R. mich missverstanden. Das Zerreissen des Podatus fällt lediglich dem Lithographen zur Last. Was sollte auch das

vormetrischen Zeit hat auch das weltliche Lied auf dieser Stufe gestanden, wobei nur der Sinn der Textworte den Vortrag regelte. doch für unsere Anschauung genügt die Erklärung nicht. Man kann heute dieselbe Aufeinanderfolge von Tönen zu wesentlich anderen Melodien machen, je nachdem man Längen und Kürzen verteilt oder etwa $^3/_4$, $^4/_4$, $^6/_8$ oder sonst welchen Takt zugrunde legt. Für uns gehört also zum Wechsel verschieden hoher Töne auch ein rhythmisches Element.

Der Umfang einer Melodie kann ganz verschieden sein. Der geringste Umfang ist eine Quart. Eine Reihe volkstümlicher und Kinderlieder begnügt sich mit der Quint. Nach der anderen Seite setzt die Fähigkeit der menschlichen Stimme die Grenze. Die Naturstimme wird selten die Undezime (Oktave + Quart) überschreiten; die geschulte geht oft beträchtlich darüber hinaus. In jenen Grenzen wird der Volksgesang sich halten, der Kunstgesang überschreitet sie meist. Die natürlichen Stimmgrenzen werden auch von der mittelalterlichen Musiktheorie berücksichtigt, wenn z. B. die authentische Tonart bis zur Oktave steigt und nur einen Ton unter die Tonika geht, während die plagale Tonart in der Regel bis zur Sext steigt und bis zur Unterquart fällt. Überschreitet einmal die authentische die Grenze nach oben, die plagale nach unten, so wird der Ton ausdrücklich als Ausnahme, als Plusquamperfektus bezeichnet.

Mag es nun wahr sein, dass keltisch-germanische Völker den Sinn für Mehrstimmigkeit in höherem Grade besitzen als die Südeuropäer, jedenfalls können wir uns heute kaum noch den Unisonogesang der Griechen vorstellen, ja wir halten es fast für undenkbar, dass ein sonst künstlerisch so hochstehendes Volk wie die Griechen in der Musik sich mit einer uns äusserst einfach erscheinenden Form begnügt habe. Wir sind eben heute an simultanharmonische, akkordliche Musik gewöhnt, so dass wir selbst bei einer einstimmigen Melodie die nötige akkordliche Ergänzung hinzudenken, obwohl wir es nur mit einer Sukzessivharmonie zu tun haben.

Und doch ging auch bei uns der Zeit der Mehrstimmigkeit eine Zeit völliger Einstimmigkeit mit blosser Sukzessivharmonie

einzelne c ohne Textsilbe? — Zu der S. 241 ausgesprochnen Vermutung, in von der Hagens Handschrift stünden die ersten drei Noten des Abgesanges möglicherweise eine Linie höher, bemerke ich, dass nach meiner Abschrift sämtlicher Neidhartweisen aus c tatsächlich d c c e d usw. in der Handschrift steht.

voran, ohne genaue taktische Messung, so wie etwa der Choral im wesentlichen eine Aufeinanderfolge verschieden hoher Töne ist. Das tonale Empfinden war, sozusagen, noch nicht vertikal, sondern nur horizontal.

Die Melodik des Minnesanges erblühte aus dem Gregorianischen Kirchengesange. Sie war ein Seitenschössling neben der kirchlichen Kunst, der mit der Mensuralmusik noch nichts gemeinsam hat. Dieser neue Zweig entwickelte sich nun selbständig zu blühendem Leben [1]).

Geistlich erzogen, waren die Fahrenden in der geistlichen Musik gut zu Hause. Im 12. Jahrhundert übernahmen die Ritter, aus deren Stande die Minnesänger herkamen, die Kunstübung, um sie nach dem Verfall des ritterlichen Minnesanges am Ende des 13. Jahrhunderts wieder an die Fahrenden zurückzugeben [2]). Jetzt setzt zwar die Mensuralmusik ein, aber die alte Kunstübung fand ihre zopfige Pflege nun weiter bei den Meistersingern, die im letzten Grunde auf den Überlieferungen des Minnesanges fussen und mit der Mensur nichts zu tun haben. Wusste doch z. B. Adam Puschmann mit mensurierten Handschriften gar nichts anzufangen.

In der Zeit der Einstimmigkeit herrschte keine taktische Gebundenheit. Noch die Lieder der Jenaer Handschrift sind durchaus choraliter zu denken. Den Vortrag regelte lediglich der Versrhythmus. Neumenzeichen, in denen die Lieder der Minnesinger notiert waren, geben überhaupt nichts Bestimmtes über die Dauer der Töne und über den musikalischen Rhythmus an. Was dem sprachlichen Sinne nach zusammengehörte, wurde auch musikalisch zusammengefasst. Die Versrezitation gab dem Liede seine rhythmische Gliederung, das noch unmetrisch war, also keinen streng durchgeführten Takt kannte. Auch im modernen Liede darf ja das rein Taktmässige nicht den Grossrhythmus zurückdrängen. Richtiges Atemholen beobachtete und beobachtet heute äusserlich in rein technischer Hinsicht diese Vorschrift sprachrhythmisch-musikrhythmischen Vortrags.

---

[1]) H. Riemann, Geschichte der Musiktheorie S. 212; K. Burdach, Reinmar und Walther S. 175.

[2]) Liliencron in Pauls Grundriss [2] III 564.

Der Vers stand gleichberechtigt neben dem Gesange, oder vielmehr, der Gesang bedeutete nur eine Ausdruckssteigerung, nicht wesentlich Verschiedenes[1]). Einfache, kurze Tonverzierungen, Melismen, machten Zeilenenden und Absätze kenntlich, ohne das Wesen der Melodie zu berühren[2]). Auswüchse darin sind offensichtliche Spuren des Verfalls. Unverständige Nachsänger und Abschreiber ergingen sich gern in solchen „Verzierungen“[3]). Vershebung und -senkung liegen in vorakkordlicher Zeit auf gleich langen Tönen. Die Hebung tritt nur dadurch hervor, dass sie als gutes Taktteil des Verses auch stärker betont wurde. Der $^2/_4$ Takt oder ein Vielfaches davon ist damit die gegebene Vortragsart für die ganze vormensurale Musik. Auch eine Auflösung einer metrischen Silbe schafft noch keinen $^3/_4$ Takt, sondern die rhythmische Zeit einer Silbe wird auf mehrere Töne verteilt. Bei umfangreichen Tongruppen handelt es sich nicht mehr um Ligierung, sondern um Melismen[4]). Die Begleitung lieferte in einfachen Formen der Dichterkomponist selbst, der meist auch sein eigener Vortragender war. Gemeinsamer Gesang brachte wohl eine oberflächliche, aber doch nicht verbindliche Taktgliederung hinein. Nur das Tanzlied, in dem der Rhythmus die Hauptsache, die Melodie Nebensache ist, musste natürlich von vornherein nicht die Deklamation, sondern den regelmässigen Takt hervorheben.

Auf einer jüngeren Stufe als die Lieder der Jenaer Handschrift stehen die des Mönchs von Salzburg. Hier bedeuten vier zweistimmige Lieder schon den Anfang der Mehrstimmigkeit.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts finden sich schon dreistimmige Lieder. Es beginnt die Blütezeit des Kontrapunktes. Das 1450

---

[1]) Nach Coussemakers Vermutung sind die Neumen geradezu aus den griechischen Akzentzeichen entstanden.

[2]) R. v. Liliencron-W. Stade, Lieder und Sprüche aus der ältesten Zeit des Minnesanges übers., für gem. u. Männerchor, 4 stimm. bearbeitet, S. 7.

[3]) Bohn, Zwei Trobadorlieder, im Archiv f. d. Studium der neuen Sprachen u. Literatur Bd. 110 S. 111.

[4]) Es entstehen bei der Auflösung einer Trochäussenkung unechte Daktylen. nicht $^3/_8 + ^1/_8 + ^2/_8$, sondern $^2/_8 + ^1/_8 + ^1/_8$, vgl. Köster, Deutsche Daktylen, Z. f. d. A. 46, 113 ff. — Es ist sehr zu bedauern, dass Rietsch beinahe geflissentlich über Hugo Riemann, seine Ansichten und seine Verdienste hinweggeht. Vergebens sucht man eine Auseinandersetzung über Riemanns Dreiertheorie. Und doch ist diese Frage von grösster Bedeutung für die gesamte altdeutsche Musik und konnte nicht ganz beiseite gelassen werden.

niedergeschriebene Lochheimer Liederbuch birgt einen reichen Schatz hauptsächlich dreistimmiger Lieder.

Eine gewaltige Umwälzung erfasst mit der Entwickelung der Mehrstimmigkeit das gesamte musikalische Empfinden.

Zur Singstimme, dem Cantus, der als Melodieträger nun auch Tenor heisst, gleichviel bei welcher Stimme er liegen mag [1]), tritt zunächst eine Gegenstimme, die in entgegengesetzter Richtung und höherer Lage sich bewegt und von ihrer Gegenbewegung Discantus, als Oberstimme Sopranus genannt wird. Diese Zweistimmigkeit entwickelt sich zur Dreistimmigkeit, indem sich neben den Tenor eine in etwa gleicher Tonlage sich bewegende Stimme stellte, der Contratenor, der bald über, bald unter den Tenor ging. Diese, die Melodiestimme umrankende Stimme, spaltete sich später in eine unter und eine über dem Tenor liegende Stimme, in Altus und Bassus. Heute fallen von den vier Stimmen zwei den Männer-, zwei den Frauenstimmen zu. Im 18. Jahrhundert wurde die Altstimme noch häufig von Tenoristen gesungen. Noch Händels Altarien sind zum Teil für Männerstimmen gedacht.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts bekommt der vierstimmige Satz die Oberhand über den dreistimmigen. Aber es war bald mehr eine Formenkunst geworden, mehr ornamental, als neu schaffende Kunst. Es sind durchaus nicht immer neue Weisen, die hier auftreten. Vor die Zeit der Entwickelung des Kontrapunktes fiel die reiche Blüte des Volksgesanges. Und so griff man gerade auf die alten Volksweisen zurück, die nun von Fachmusikern für mehrstimmigen Gesang bearbeitet wurden [2]). Aber in dieser Behandlung herrscht doch reiches, gestaltungsfreudiges Leben.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. trat eine durchgreifende Änderung ein. Der Tenor verlor seinen Vorrang. Die Melodie gab er an den Sopran ab als die höchste, hervorstechendste Stimme, Grundstimme wurde der Bass. Jetzt muss der Bass mit der Finalis enden, nicht mehr der Tenor, ja der eigentliche Tenorschluss geht vollständig verloren, und der Bassschluss kommt zur Herrschaft. Der Bass wird das Rückgrat aller übrigen Stimmen.

---

[1]) Lochheimer Liederbuch usw., bearb. v. Fr. W. Arnold, hgg. v. H. Bellermann, SA. S. 42.

[2]) Goedeke-Tittmann, Deutsche Dichter des 16. Jahrh. I S. XII.

Der mehrstimmige Gesang hatte noch eine andere wichtige Folge. Der mittelalterliche Kirchengesang, der cantus planus, und ebenso das weltliche Minnelied beobachteten keine fest bestimmten Quantitäten. Die Änderung kam nicht über Nacht. Das Tanzlied hatte seit jeher aus Gründen, die in seiner Bedeutung liegen, eine Ausnahme gemacht. Der Massengesang musste zu einer gewissen metrischen Regelung führen (s. o.), wenn ein gleichmässiger Vortrag ermöglicht werden sollte. Sollten aber verschiedene Stimmen sich selbständig bewegen, so war das Messen nach bestimmten, feststehenden Zeiteinheiten erforderlich. Eine bloss konventionelle Regelung wie beim einstimmigen Massengesange genügte nicht mehr. Die Beobachtung eines festen musikalischen Metrums, des Taktes, ist die Folge. Nicht mehr der Sprachrhythmus bedingt jetzt allein den musikalischen Vortrag, sondern der regelmässige Takt wird durchgeführt, wenn auch für einen sinngetreuen Vortrag die Beobachtung des sprachlich-musikalischen Grossrhythmus Erfordernis blieb. Im Tanzliede hatte, wie gesagt, der strenge Takt seit je geherrscht, denn hier war der Takt Hauptsache, die Tonalität Nebensache. Vom Tanzliede beeinflusst, war die Instrumentalmusik dem mehrstimmigen Liede in der Durchführung des Taktes vorangegangen.

Die Weisen des Lochheimer Liederbuches, Namen wie Isaac, Ludwig Senfl, Heinrich Finck, Benedikt Ducis, Hans Leo von Hassler, Heinrich Schütz, der Komponist der Opitzschen Daphne, der ersten deutschen Oper, Johann Hermann Schein, der Leipziger Thomanerkantor, Heinrich Albert, der Freund Simon Dachs und Neffe Schützens, bezeichnen die Höhepunkte einer fast 200jährigen Entwickelung des mehrstimmigen deutschen Liedes, das trotz reichen italienischen Einflusses, der nach Senfl schon sich geltend zu machen beginnt, in seinem Wesen doch immer kerndeutsch blieb [1]).

[1]) Vgl. Emil Bohn, 50 historische Konzerte in Breslau 1881—1892. Nebst einer bibliographischen Beigabe: Bibliothek des gedruckten mehrstimmigen weltlichen deutschen Liedes vom Anfange des 16. Jahrh. bis ca. 1640. Breslau 1893. — In den Bohnschen historischen Konzerten, einer Einrichtung, die in dieser Art nirgends anders auf der Welt besteht und die hoffentlich nicht einschlafen wird, sind wir Breslauer immer wieder auf den herrlichen Quickborn schönster Lieder aus der Blütezeit des deutschen Liedes hingewiesen worden. — Welch ästhetisches und kulturgeschichtliches Verdienst könnten sich Schulchorleiter und Gesangsvereinigungen mit der Wiedererweckung dieser wunderbaren Zauberschätze erwerben!

Dass aber so unverfälschtes, frisches, gesundes Leben im Kunstliede des 15./16. Jahrh. herrscht, kommt einzig daher, dass der Kunstgesang unmittelbar auf dem lebendigen Volksgesange fusste und daraus seine besten Kräfte schöpfte. Heute, wo die Schulen aller Gattungen nur für den Geburtstag des Herrschers, für Sedan und allenfalls noch für den Kirchenchor Gesang treiben, wo der Tingel-Tangel-Gassenhauer selbst in der Spinnstube, im Stall und auf der Heide sich spreizt, ist uns eine so melodiefrohe, treffsichere Zeit wie die Blüte die weltlichen Kunstliedes und die unmittelbar vorangehende Blütezeit des Volksliedes wie ein Traum.

Wir dürfen aber auch nicht vergessen, welch furchtbarer Sturm gerade über unser schönes Vaterland dahingebraust ist. Wie die dramatische Kunst die schönsten Ansätze für eine gedeihliche Entwickelung im geistlichen wie im weltlichen Drama bot, die sämtlich vernichtet wurden und ohne Nachfolge blieben (man denke nur an Hans Sachs und besonders an Gryphius), so stand auch die Musik in Deutschland in herrlicher Blüte, die von dem verfluchten dreissigjährigen Kriege vollständig daniedergetreten wurde, so dass nachher auf die Zeit vollsten Lebens eine lange tote, öde Zeit folgte. Es ersteht das weltliche Lied mit Begleitung. Der Basso continuo wird Mode. Italienische Muster herrschen allenthalben. Am Ende des Krieges ist das weltliche deutsche a capella-Lied so gut wie tot.

Das Verhältnis von Wort und Weise kann nun sehr mannigfach sein. Das Sprachliche kann ganz in den Hintergrund treten und die musikalische Gestaltung zum Selbstzweck werden[1]), oder das Sprachliche kann sich so geltend machen, dass die Melodie nur sein verstärkter Ausdruck ist und beinahe untergeordnet erscheint. Zwischen diesen beiden Gegensätzen liegt eine lange Reihe von Möglichkeiten.

Damit hängt es zusammen, wenn die Melodie fest steht und der Text sich ändert oder umgekehrt. Jenes ist besonders im Volksliede der Fall. Der Text ringt hier nach Ausdruck und sucht sich eine beliebige Form. Er ist in den einzelnen Strophen verschieden, die Melodie ist das Gegebene, Feststehende. Der Text kann sogar

---

[1]) Im neueren Liede finden sich zahlreiche Beispiele dafür, dass der Komponist selbstherrlich den Text beiseite lässt und einzig der musikalischen Linie, dem melodischen Motive folgt. Man denke nur an Weber.

durch einen ganz anderen ersetzt werden, wie in den zahlreichen geistlichen Umdichtungen weltlicher Lieder. Die Melodien sind eben typisch, nicht individuell.

Anderseits kann ein und derselbe Text verschieden vertont werden, je nach der individuellen Auffassung des Komponisten, ja sogar von demselben Tonsetzer (Beethoven, Schubert, Schumann, Franz). Mitunter erreicht eine Vertonung für ihre Zeit den Höhepunkt vor allen übrigen. Eine spätere Zeit findet vielleicht eine andere (Hugo Wolf).

Bei der Behandlung des Sprachlichen ist einmal eine schablonenhafte Anlehnung ans Versschema möglich, ohne Rücksicht auf den Satzakzent, also absichtliches Hervorheben des Taktmässigen, wie es im Tanzliede seinen richtigen Platz hat. Auf der andern Seite steht die äusserste Anpassung des Musikteils an den Sprachrhythmus. Der Vortrag wird dann deklamatorisch. Die Satzprosodie siegt über das rein Taktmässige. Ein vortreffliches Beispiel unter vielen ist Schuberts „Doppelgänger“. In dreifacher Steigerung geht es bis „Schmerzensgewalt“, den aufschreienden Schmerz in dem hohen Tone malend. Und noch zweimal fällt es um eine Oktave und wieder zweimal steigt es zu noch klagenderer Höhe, um die dumpfe Verzweiflung und die gellende Klage zu veranschaulichen.

Text und Melodie vereinigen sich zu einem einheitlichen Gebilde, so dass eins dem anderen gerecht werden kann, während die einseitige Beurteilung des Textes ein einseitig falsches Bild ergibt. Einer Dichtung in kurzen Reimzeilen schmiegen sich kurze musikalische Perioden an, während einem reichen Zeilen- und Strophenbau eine reiche musikalische Gliederung entsprechen kann. Gerade in der älteren Literatur sind wir dabei leicht ungerecht, wenn uns der musikalische Teil fehlt und wir nur nach dem Texte urteilen können. Tadeln wir etwa ein Gedicht als gekünstelt, so vergessen wir wohl, dass eine reiche ornamentale Musik das Gesamtbild vielleicht vorteilhaft verändert haben mochte [1].

Hat nun das strophische Lied immer noch etwas Typisches an sich, so wird das durchkomponierte Lied ganz und gar dem Deklamatorischen gerecht. Dort überwog eine bestimmte allgemeine Grundstimmung, hier treten alle Abwandlungen der Stimmung zutage. Nach dem Muster des dramatischen Gesanges wird diese

[1] Liliencron-Stade S. 3 f.

Art hauptsächlich in der Ballade am Platze sein, jene wird im volkstümlichen Liede und im Volksliede seine Stätte finden. Unsere Zeit gehört dem durchkomponierten Liede. Im Mittelalter lässt sich ihm am ehesten der nicht strophisch gegliederte Laich vergleichen. Es hat lange gedauert, bis das duchkomponierte Lied sich seine Geltung verschaffte. Wir wissen, wie Goethe von seinen musikalischen Freunden Reichart und besonders von Zelter beeinflusst von Loewes „Erlkönig" nichts wissen wollte, ebenso wie er aus demselben Grunde Beethoven nicht gerecht werden konnte. Und als Schiller sein „Lied an die Freude" schrieb, konnte man es zunächst sich nicht anders vorstellen als strophisch nach einer volksmässigen Weise, bis Beethoven später dem Dichter gerecht wurde.

Eine merkwürdige Entwicklung hat auch das Gefühl für Tonschritte durchgemacht. Bei weitem das bevorzugteste Intervall ist die Sekunde. Grosse Tonschritte werden vermieden[1]), verboten ist der Tritonus, d. i. die Aufeinanderfolge dreier ganzer Töne, z. B. f g a h; er wird durch Alteration beseitigt. Eine scheinbare Ausnahme befindet sich beim Mönch von Salzburg[2]). Da steht „das nachthorn, vnd ist gut zu blasen", „das taghorn, auch gut zu blasen, vnd ist sein pumhart dy erst note vnd yr vnderoctaua slecht hin", „das kchühorn" und „dy trumpet vnd ist auch gut zu blasen". Die Weise klingt wie zerlegte Akkorde, mitten in der vorakkordlichen Zeit. Doch es scheint nur so. Es liegt in Wirklichkeit gar kein akkordliches Empfinden zugrunde, sondern es ist nur Zufall. Die Beischriften der Lieder weisen selbst auf die Bestimmung für Instrumentalvortrag hin. Wir haben es hier mit der Skala der Naturtonreihe zu tun, auch im Gesange, der eine absichtliche Nachahmung eines Blasinstrumentes ist, und Blasinstrumente sind an die Naturtonreihe gebunden.

Das spätere Kunstlied ist in dieser Beziehung viel freier. Die Einwirkung der Instrumentalmusik führt zu einer weit grösse-

---

[1]) Sehr lehrreich ist Rietschens Zusammenstellung (Die deutsche Liedweise S. 102 und 111) über die Häufigkeit der verschiedenen Intervalle. Das Verhältnis von Sekunde : Terz : Quart : Quint ist nach 8 alten Liedern der einstimmigen Zeit 395 : 70 : 28 : 8. Lange nicht so häufig, aber doch immer noch vorherrschend ist die Sekunde in neuerer Zeit. Hier treten zu den genannten Intervallen noch Sept, Septime und Oktave. Das Verhältnis ist da nach 7 Liedern von Schubert, Schumann, Löwe, Brahms und Wolf 984 : 156 : 97 : 65 : 35 : 12 : 5.

[2]) F. A. Mayer und Heinr. Rietsch, Die Mondsee — Wiener Liederhandschrift und der Mönch von Salzburg (Acta Germanica III 4 und IV) S. 317 ff.

ren Freiheit in Tonschritten und zu weitgehender Chromatik, für die das Instrument als Stütze dienen kann. Überhaupt haben die Anschauungen über Erlaubtes und Unerlaubtes (z. B. Quintenschritte) nicht immer unverrückt bestanden.

Das alte Lied konnte der Begleitung ganz entraten, zum mindesten stand sie im Hintergrunde. Die Entwickelung der Instrumentalbegleitung brachte ein ganz neues Wesen hinein. Heute ist sie Erfordernis geworden. Nur das Volkslied und sein widerwärtiger Bastard, der Gassenhauer, verzichten darauf.

Die älteste Form einer Instrumentalbegleitung diente lediglich zur Hervorhebung des Rhythmus. Sie mag auch früher im deutschen Liede vorhanden gewesen sein, zu belegen ist sie jedoch nicht mehr, während sie bei Naturvölkern noch gang und gäbe ist. Den Instrumenten sind nicht so enge Grenzen gesteckt wie der Stimme. Sie sind viel umfangreicher und beweglicher. Sie treten zunächst als Stütze der Singstimme bescheiden auf. In der vorinstrumentalen Zeit dienten Melismen der strophischen und Versgliederung. Diese Aufgabe übernimmt nun die Instrumentalbegleitung. Sie umrankt dann das Lied, führt oft als Vorspiel ein, um das Thema an den Gesang abzugeben und nimmt die Weise am Schlusse auf, um sie als Nachspiel zu Ende zu führen. In grösseren Einschnitten vereinigt sie beide Aufgaben in der Gestalt des Zwischenspiels.

Hierbei bleibt die Instrumentalbegleitung immer noch in enger Verbindung mit der Singweise. Sie kann aber auch selbständig auftreten, eine Ergänzung des Worttextes geben und sich zur selbständigen Linie gestalten. Selbständig füllt sie die Cäsuren aus wie das stumme Spiel eines Schauspielers. Während die Singstimme eine bestimmte Stimmung ausdrücken kann, kann das Instrument verwandten oder entgegengesetzten oder wesentlich verschiedenen Stimmungsgehalt haben. Es tritt tonmalend auf oder es hält im Gegensatz zu der die fortschreitende Empfindung charakterisierenden Singstimme ein bestimmtes Grundmotiv fest [1]).

[1]) Wir Breslauer denken da am besten an das 81. Bohnsche Konzert über das Spinnrad in der Musik. Bekannt ist auch die Verwendung der Marseillaise in Schumanns Grenadieren. Auch Rich. Wagner hat sie in seiner Vertonung der französischen Übersetzung des Heineschen Textes angewandt. Bei Cornelius hat die Begleitung des Dreikönigsliedes die Weise: Wie schön leucht't uns der Morgenstern.

Indem nun das Instrument Tonmalerei und Stimmungsmalerei zum grössten Teile übernimmt, kann die Singstimme ganz und gar phonetisch gestaltet werden. Sie wird deklamatorisch. Die Einwirkung des dramatischen Gesanges ist unverkennbar.

Mannigfach waren die Schicksale des weltlichen deutschen Liedes. Soweit wir seine Geschichte verfolgen können, von den Minnesängern bis auf Wagner und Wolf herrscht das Streben, zwischen Wort und Weise einen Ausgleich zu schaffen oder vielmehr beide zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

---

# Alte Arzneibücher.

Von Dr. J. Klapper.

Für die Erklärung und die Geschichte des heutigen Volksglaubens und -brauches finden sich viele bemerkenswerte Stellen in den deutschen Arzneibüchern des 14. und 15. Jahrhunderts. Es wäre daher wünschenswert, wenn die zahlreichen Handschriften, die fast auf allen Bibliotheken anzutreffen sind, und deren vollständige Veröffentlichung nie zu erwarten ist, auf ihren Gehalt an volkstümlichen Überlieferungen hin durchgesehen würden. Im folgenden bringe ich Auszüge aus drei Breslauer Handschriften, die ich der Kürze halber mit 1, 2, 3 bezeichne.

Nr. 1 gleich R 291 der Breslauer Stadtbibliothek; Perg. Folio des XIV. Jahrhunderts.

Nr. 2 gleich III. F. 20 der Kgl. u. Universitätsbibliothek; Papierhandschrift des XV. Jahrhunderts.

Nr. 3 gleich IV. O. 6 der Kgl. u. Universitätsbibliothek; Pergamenthandschrift des XV. Jahrhunderts; sie stammt aus dem Kloster Kamenz und scheint auch in Schlesien abgeschrieben zu sein.

Alle drei Arzneibücher führen auf eine gemeinsame Grundlage zurück, nämlich, ebenso wie das von Franz Pfeiffer (Zwei deutsche Arzneibücher aus dem XII. und XIII. Jahrhundert. Wien 1863. S. 20—55) veröffentlichte, auf eine deutsche Übersetzung des lateinischen Werkes, das betitelt ist: „introductiones et experimenta Bartholomaei magistri in practicam Hippocratis, Galieni, Constantini, graecorum medicorum“ und vor 1260 entstand.

Wir beginnen mit dem hochbedeutsamen Abschnitte über die Pflanze Verbena, Eisenkraut, der sich auch in Pfeiffers Arzneibuch S. 43 findet, und der aus unserer Hs. Nr. 1 schon bei Hoffmann, Fundgruben I 326 abgedruckt ist. Um eine Vergleichung möglich zu machen, gebe ich hier die Stelle aus Hs. Nr. 3 fol. 138.

Von der togent der Isenhart. Eyn crut heisset verbena daz ist zcu manchen dingen gut. von dem selbien crute saget vns macer der beste meister der ye wart daz es also manche togent habe also zcincken vss der erde wachssen. wer dy wortz graben wel der sal des selbin tages gehin da dy wurtz stehe vnde sal dy vmme crisse mit golde vnde mit silber vnde dar dar ober sprechen eyn pater noster vnde eyn aue maria vnde credo in deum vnde sal sprechen: Ich gebite dy edele wortz verbena In nomine patris et filij et spiritus sancti vnde by den zcwen vnd sobentzig namen des almechtigen gotis vnde by den vier engelen michaele gabriele rapphaele Antoniele vnde by den vier ewangelisten Johanne matheo luca marco daz du der cheyner crafft in der erden lasest, due stest in myner gewalt mit der crafft vnde mit den selbien togenden alz dich got geschaffen hat vnde gezciret Amen. Des selbin nachts saltu by der wurtzeln lasen legen golt vnde silber. des andern tags, er dy sonne uff gehe, so saltu dy wortzelen graben daz du sy mit dem ysen nicht rurest. dy selben wurtz wasche mit wine vnde lass sie wihen an vnsser liebin fraüwen tage wortzelwie. Dy selbe wortz ist gut den frauwen, so sy kindere sullen gewynnen. Welcheme kinde man dy wortz vmme bindet, daz ertzornet nummer vnde hat gute rüwe vnde kan nymant versprechen. Item welch wip ader man verbenam by sich hat, wen er da mete beruret der wert eme holt. Item welch mensche nicht geslaffen mag, hat er verbenam by sich, he gewynnet gute ruge. wer verbenam by sich hat, der darff nummer keyne zcoüberige geforchte. Item wer verre riten sal, der sal verbenam vnde arthemisiam dem pherde vnder den zcopph binden, es erliget nummer vnde wert ouch ummer czüre[1]. Item den der alp trüget, rouchet her sich drystunt mit verbena, yme wertet[2] also balde nicht. Item wer verbenam by sich hat, der wert des weges nummer erre ader selden mude. Verbena macht den menschen geneme vnde zcü allen dingen frömütigk.

In Hs. Nr. 2 findet sich der Passus nicht. Interessant ist es, wirklich einmal die Stelle zu vergleichen, auf die als Quelle verwiesen ist. In dem Buche Henrici Ranzovii editio duorum librorum Macri, Lipsiae 1590 finden wir unter Nr. 66 De Verbena, nachdem sie zu verschiedenen Heilzwecken empfohlen ist,

Hanc herbam gestando manu si quaeris ab aegro,
Dic frater quid agis? bene si responderit aeger,
Vivet: si vero malè: spes est nulla salutis.
— — — — — — — — — — — — —
Et quod quisque petet hac impetrare perunctum
Sic et amicitias captari posse potentum.

[1]) Vgl. mhd. *zürch* „Mist, Kot"? S.

[2]) schadet.

Am Schluss aber wird skeptisch bemerkt:

Vana tamen nobis et anilia iure videntur.

Den ersten drei Versen entspricht in unserer Hs. Nr. 3 der Abschnitt über die Verbena auf fol. 88.

Item zcu der versuchunge des sichen. wer das krut in der hant treit vnde fraget he den siechen wy ferstu. spricht he, ich fare wol, he genesit. Spricht he, ich fare obel, he sterbit. mache eynen trangk darabe, es verget yn . . . . . (fol. 89) Plinius sait, das si weder ste allen suchen vnde wer sich da mete bestrichet, das werde war, was er betet. Also gewynnet man der hulde.

Damit vergleiche man den sonderbaren kurzen Bericht über das Eisenkraut in Conrad von Megenbergs Buch der Natur, das um 1350 entstand (Ausgabe von F. Pfeiffer. Stuttgart 1861. S. 424), sowie die Bemerkungen im Anhange zu Grimms Mythologie S. 355.

Die in unserer Hs. Nr. 1 auf fol. 110a mitgeteilten Zeichen, an denen man erkennen kann, ob ein Kranker sterben oder genesen werde, übergehe ich hier, da die Stelle inhaltlich genau, oft auch wörtlich mit der in Pfeiffers Arzneibuche S. 27 enthaltenen übereinstimmt und schon in der 32. Predigt des Berthold von Regensburg vorkommt.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei den wundertätigen Kräutern! Fast derselben Wertschätzung wie die Verbena erfreut sich Betonica; von ihr heisst es in Hs. 1 fol. 66, nachdem ihre Heilkräfte angegeben worden sind:

Item den slangen vnde den nattern. wer eynen ring von betonien macht vmme nattern ader slangen, sy erbissen sich selber vnder einander, ehir sy ober den ring gingen. Onomatus eyn meister heyset sy zcü allen artztigen thun, wann sy kommet dem magen. aber plinius eyn meyster spricht: wer sy by eme hat, dem kan kein zcoubernisse nicht geschaden.

Nun müsste man glauben, auch die Alraunwurzel könne grosse Wunder tun; davon aber ist weder in Pfeiffers Arzneibuche noch in den drei hier in Betracht gezogenen etwas erwähnt; ihr wird nur ganz im allgemeinen eine bedeutende Wirkung zugeschrieben. In Hs. Nr. 1 fol. 141a heisst es:

Algarita heizet alrune. die ist in dem ersten grade heiz vnde in dem andern trucken vnde ist zweierhande. Eine man, di ander wip. Des wibes nature ist doch bezzer. Di alrune gestozen vnde genutzet ist gut vor di uergift. . . . . . Wizzet daz die alrune ist gut genutzet zu allen ziten.

Als Mittel gegen das Fieber wird Crementilla empfohlen. Hs. 3 fol. 165:

Trementilla heysset eyn krüt, wo du daz findest, darober sprich eyn pater noster vnde grab danne daz crüt. Wer daz fieber hat, dem daz crut mit wurtzeln vnderley, das he is nicht enweyss, wanne her daruffe entsleffet, so werret eme das fieber nicht.

Dasselbe Mittel findet sich in Hs. 2 fol. 119a nur heisst hier das Kraut Trementilla, ebenso bei Pfeiffer S. 47.

Bybus hat die Kraft, vor Müdigkeit und Zauberei zu schützen (Hs. 3 fol. 122b).

Die folgende Anweisung aus Hs. 1 fol. 96a gegen die fallende Sucht hat auch in die deutsche Mythologie S. 1124 Aufnahme gefunden. Grimm kannte sie aus dem 1. Bande der Hoffmannschen Fundgruben; sie lautet:

Fur daz uallende ubel. Du salt warten swenne iz en an ge. so nim einen hirrinen riemen vnde bint im den umbe den hals di wile im we si vnde sprich. In nomine patris et filii et spiritus sancti. so binde ich hie den sichtum dises menschen in disem knopfe. vnde nim den selben riemen denne vnde knupfe einen knoten dar an. Den selben riemen sal man denne binden dem siechen umbe den hals. vnde der selbe mensche sal sich denne enhalden uon dem wine vnde uon dem uleissche biz daz er kume da man einen toten man begrabe. da sal man den riemen losen dem siechen uon dem halse. vnde sal den selben riemen begraben mit dem toten manne. wan der selbe rieme sal dem toten geleget werden under di schulder. vnde sal einer sprechen der den riemen leget. In nomine patris et filii et spiritus sancti. so begrabe ich mit disem toten des menschen sichtum. vnde disem menschen nimmer mer gewerre biz daz dirre lichnam an dem iungisten tage erste. mit den worten sal man den riemen begraben dem toten vnder der schulder. Ist der da nicht der den riemen des ersten umbe bant, so mac in ein ander wol losen abe, vnde begraben in als in iener tun solde. der sichtum gewirret nimmer mere.

Damit ist die Fassung zu vergleichen, die dieser Abschnitt in Pfeiffers Arzneibuche S. 44 hat. Ein anderes Mittel gegen die fallende Sucht bringt die Hs. 3 fol. 163, nachdem auf fol. 162b einige Rezepte „wedder daz vallende obel“ vorausgegangen sind:

Item eyn crut stet in dem walde by den boymen vnde hat eynen langen stam also venchel vnde glichen samen. wer des crutes wurtzeln in der hant heldet vnde ruret er eyn der in disser suche vellet, der stet zců hant vff vnde der dy selbin wurtzeln by em treit, der ginessit von der suche. daz selbe crut heiset pentetamum ader ferula.

Wörtlich finden wir die Stelle auch in Hs. 2 fol. 118a, nur heisst hier der letzte Satz: daz crůt heisit pencedanum adir fortila.

Ich lasse hier einen Segen gegen cotidiana = Fieber folgen; er steht in Hs. 3 fol. 119a.

Wiltu abir ym schire helfyn, so nym eynen appil vnde teyl den in drÿ teil vnde schrÿp an eyn teil den versyn. Increatus pater, an daz andir Immensus

pater. An daz dritte Eternus pater. vnde gyp ym dy drŷ teil drŷ tage czu nůczyn nůchteryn. Enhilfet daz nicht, so nym drŷ louchbletere vnde schrŷp an eyns. „Dextera domini fecit vertutem“ an daz andere „dextera domini exaltavit me“. An daz dritte „Dextera domini fecit vertutem“. dy sal her drŷ morgyn nůchtirn essyn. Enhilfet daz nicht, so schrŷp an eyn oblate. „O febrem a laude colendam“ an der andirn „O langworem sanitatis et gaudiis ascribendum“. An der drittyn „pax max“. das sal der siche nůczczyn nůchtirn. Enhostu also breyt nicht der oblatyn, so schrŷp ys an eine rinde brotis.

Ein ganz ähnlicher Segen ist zu finden Hs. 2 fol. 165:

Vor den rethen.

Nem dry louches bletter vnde schrib an eyns „dextera domini fecit vertutem“ + an daz andere „dextera domini exaltavit me“ + an daz dritte „dextera domini fecit vertutem“ + vnde der sieche sal sie nüchtern esse. Adder schrib an eyn oblaten + „febrem omni laude tolenda“ + an der anderen + „O langwores sanitati et gaudiis asscribendum“ + an der dritten + „max + paxt“. dy sal der sieche dry morgen nüchtern essin.

Die beiden folgenden Rezepte zeigen insofern innere Verwandtschaft, als in beiden das Geschlecht des Kranken auf die Wahl des Heilmittels Einfluss ausübt.

Hs. 3 fol. 185.

Vor dy gelensucht.

Wer dy gelensucht hat, ist her eyn man, so sal her eyne bockes hut winden vmme sich also frisch alse man sie abe geschindet. Iss eyn wip, so sal sie eyne zcegen hut vmme sich winden. vnde daz sullen sy vmme sich habin eynen tag vnde eyne nacht.

Hs. 2 fol. 121a: Wer snellich tobinde wirt vnde vremde dink redyt adir okost, ist is eyn mannysname So snŷt snellich eyn böckelin vnde nym dy longe also heis vnde lege sy ym uf daz hôupt So daz sy daz allir beuohe vnde bewint ym daz houpt allir in eyme tuche. Ist ys abir eyn wŷbes namyn So lege yr eyne czegŷne longe vf den hals als vor gesprochyn ist, so sŷstu wundir wy sere daz hilfet. Idoch hot eyn arczt genant yoseph gesprochin, daz man daz tun sůlle mit schofis longe.

Ein Segen gegen Gicht findet sich Hs. 3 fol. 186b.

Vor allerhande gicht.

Du salt nemen wines vnde wassers in der mase alz man in den kelch güset. daz saltu nemen in eynen schonen becher vnde salt sprechen: „Consumatum est“ vnde salt es also teylen daz du dry truncke dar uss machst vnde salt den ersten thun in deme namen des vaters, den andern in deme namen des sons, den dritten in dem namen des heŷligen geistes. da mete saltu es uss trincken vnde sprich „per cor ihesu christi“. Ich spreche disse wort + herre ihesus christus Ich bethe dich durch dynen heiligen tod. Maria muter ich bete dich dorch dyne barmehertzikeit, daz der kalden gicht, der heysen gicht, der zcetteruen gicht, der bebenden gicht, der blutenden gicht also leyt sie zcü mynem libe Also dem tufle waz da maria unsern herren genas. Alle tage saltu sprechen funff pater noster vnde funff aue maria. in der ere der heiligen marter

unseres hern saltu es halden dy wile du lebist alle tage zcü sprechene daz gebete also vorne geschriben sted. dü salt nicht trincken da zcu eynem male des endarffstu nicht me vnde salt ouch keyne buse dar vor thün.

Ein Segen, das Blut zu stillen, findet sich in Pfeiffers Arzneibuch S. 34, ebenso S. 47; ein davon ganz verschiedener in Hs. 3 fol. 185.

Dyss ist eyn brieff zcu vorstehene daz blüt in der wünden Ader ab eyme menschen dy nase zcü sere blutet, dy sie eme nymant konde verschretin, so sal man disse wort sprechin + „Got ist mensche, das ist gut + denne wart gestochen eyn wünde, daz ist gut + vss der wünden get wasser vnde blüt, daz ist gut + Ich beswere dich blut mit dem heiligen blute, daz dü stille stest vnde nergen gest". Sprich funff pater noster vnde funff aue maria den heyligen funff wunden unsers hern.

Ein anderer Blutsegen Hs. 3 fol. 135:

Item vor daz blut, der nasen. wer zcu der nasen alczu sere blutet, so schrib mit des selbin menschen blute ime selber: Caspar, melchior, balthasar.

Ein Segen gegen Augenkrankheit findet sich bei Pfeiffer S. 20; ein davon verschiedener Hs. 1 fol. 30a.

Ne tibi oculi doleant.

Qum primo hyrundinem videris, hoc dic ter: „Rogo te hyrundo ut hoc anno oculi mei non lippeant nec doleant".

Ein Segen gegen Zahnschmerzen, ähnlich dem bei Pfeiffer S. 32 findet sich Hs. 3 fol. 186.

Ad dolorem dentium.

Wiltu daz schire busen, so schrib an dy wangen „+ rex + pax + max + In Christo filio" so wert dyr bass.

Wurmsegen.

Hs. 3 fol. 135: Item vor dy worme des pherdes schrib dissen brieff: Sanctus Job sedet in sterquilinio vermibus saturiens et ille idem sanctus Job sanat hunc equum cum virtute dei et cum omnipotentia dei tam subito ut possit terram tangere et inspicere Amen. hec litera ligetur ad collum equo.

Hs. 3 fol. 123b: Wiltu den wurm sprechin. So sprich: „der wurme woryn drŷ, di sente Job bissyn. der eyne der was wŷs, der andir swartz, der dritte rot. Herre sente Jop lege der würme tot + obtrayson + magula + iob conubia magula + zarabuntis + In nomine patris + et filij + et spiritus sancti + amen.

Ein Zaubermittel, um zu verhindern, dass die Hunde einen anbellen, ist bei Pfeiffer S. 41 angeführt; dasselbe Mittel findet sich auch Hs. 2 fol. 121a und Hs. 3 fol. 162:

Wer da machen wel daz en dy hunde nicht an bellen, der trage in eyner hant eyner weseln zcagel vnde hasen har in der andern hant. Ader habe eine hundes zcungen under den henschühen.

Einen Brief zum Schutze gegen die Nachstellungen der Feinde enthält Pfeiffers Arzneibuch S. 41; vollständig davon verschieden ist der in Hs. 3 fol. 191b:

Benedictio.

⊞ Rex qui regnas ⊞ in trinitate ⊞ ne derelinquas corpus meum ⊞ in inimicis meis in potestate ⊞ agremon ⊞ agria ⊞ consamentana ⊞ ibridis ⊞ ibrida ⊞

Dieselbe Hs. 3 bringt fol. 222 einen Waffensegen.

Coniuratio.

Ich beswere alle woffen güt
mit des heiligen cristus blut
des heiligen cristus adem
daz sy erstechen vnde ersniden lasen
vnde sint also gut
kein mynem fleisch vnde mynem blut
Also myner frouwen sente marian ir sweiss was
Da sie des heiligen cristes genas.
Des heiligen cristes blut
daz an dem spere nyder wut
geseyne myn fleisch vnde myn blut.
der heilige crist stiess syne ruten in den Jordan
Daz der Jordan weder stunt.
Also müssen alle woffen bose vnde gut
vermiden myn fleisch vnde blüt,
daz ye gesmedt wart,
sint der heilige crist geboren wart,
Ane daz myne alleyne;
daz müsse snide fleisch vnde gebeyne.
wan daz kommet vss myner hant,
so sie es zcü den andern getzalt.
des helffe mir der heilige got
der an dem crutze leit den bittern töd.

Der Segen steht in der Hs. unabgesetzt und mitten unter Rezepten gegen Geschwüre. Ebenso steht unter Rezepten gegen Harnkrankheiten in derselben Handschrift fol. 233 ein kurzer Bienensegen:

Daz dy been dyr nicht entflien, so sy swermen an eyne blümen: „In nomine patris et filij et spiritus sancti. manete hic et mella facite".

Hs. 2 fol. 113b bringt als Mittel, um zu erfahren, ob ein Weib Kinder bekomme, folgendes:

Wiltu wissen ap daz wŷp mȏge kyndes bekomyn, so sal her harn gisyn uf dy wilden papelyn. ist daz dy papelyn vbir drŷ tage doreyn, so ist daz

wŷp vnvruchtber; blŷbet abir dy papele grûne, so mak daz wŷp kŷndes wol bekomŷn.

Das Geschlecht des noch nicht geborenen Kindes im voraus festzustellen, gibt dieselbe Hs. fol. 113b folgende Anweisungen:

Wiltu wissen ap daz wŷp trage eynen knecht adir eyne mait, nym eppe mit wurczil vnde lege uf ir hoûpt, daz sy des nicht en wisse. nennyt sy denne allir erste eynen mannys namen, so treit sy eynen knecht. nennit sy abir eynen wŷbes namyn, so treit sy eyne mayt. Wiltu daz andirs vorsûchyn, So nym des ebene war, so daz wŷp uf stet vnde wil gen, welchyn fus se czu erstyn yrhebit. ist der rechte vus allir erste, so treit sy eynen knecht, hebit sy den linken czu dem erstin, so treit sy eyne mayt.

Darauf folgt ein Brief, um die Geburt zu erleichtern:

Wenne daz wŷp in erbeit get, so sal man ir den brif legyn uf den buch. „De viro vir, de virgine virgo, leo de tribu iuda, maria peperit Christum. elizabez sterilis peperit Johanem baptistam. Adiuro te, infans, per patrem et filium et spiritum sanctum, ut sy masculus es aut femina, ut exeas de vulva ista exinanite exinanite". Als daz kint geboryn ist, so sal man den brif schire abe nemyn.

Zum Schluss noch ein gutes Hausmittel und zwei probate Rezepte. Hs. 3 fol. 121a.

Der dy vlôe welle tôtyn, der neme eyn meslich tôpflyn, daz nûwe sŷ vnde smere daz mit bôckŷme vnsleyde vnde setze daz bŷ sin bette, so sammŷn sich dy vlôe alle do hyn, so mak her sy tôtyn. Abir wedir dy vlôe: czegyn blut czu los adir menge ys mit longe vnde sprenge ys wo dy vlôe sint, als du sy vortrŷben wilt.

Hs. 1 fol. 151a gegen den Schorf:

Wazzerkroten gebrant ze pulver. vnde muse mist mit weichem peche getempert tut dazselbe.

Hs. 1 fol. 110a:

Der zene måchen wille den menschen, di vz sint geuallen, der neme des wilden raben mist vnde puluere den vnde se in in di stat.

# Ein Freund und Förderer der schlesischen Volkskunde vor hundert Jahren und seine Zeitschrift.*)

Von Dr. Karl Olbrich.

Im Anfang des Jahres 1800 vereinigten sich zu Breslau der Buchdrucker Barth und der Kupferstecher Endler mit drei schriftstellerisch tätigen Freunden, um eine neue Zeitschrift herauszugeben. In der Form von Erzählungen, Briefen und Notizen sollte sie über die wichtigsten Tagesbegebenheiten, über interessante Gegenstände des Wissens und der Kunst, über Merkwürdiges aus Provinz und Hauptstadt berichten und durch anmutige und belehrende Lektüre „auf wahren Gemeinsinn in moralischer Hinsicht abzwecken". Der „Breslauische Erzähler" erschien jede Woche am Sonnabend in der Stärke eines Bogens, war jedesmal mit einem Kupfer geziert und für 1 Silbergroschen 6 Pf. zu kaufen. Schlesien besass bisher nichts derartiges; so kam das Publikum dem neuen Unternehmen mit Neugier und Interesse entgegen. Trotzdem gelang es der Zeitschrift zunächst nicht, einen weiten, gesicherten Leserkreis zu gewinnen, bis mit dem 14. Stücke (5. April 1800) ein Wechsel in der Redaktion eintrat. Denn der Mann, der jetzt die Leitung übernahm, prägte dem Blatte sofort den Stempel seiner eigenen sympathischen Persönlichkeit auf. Es war Georg Gustav Fülleborn, der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache Professor am Elisabetanum. Er war geboren am 2. März 1769 zu Glogau als Sohn eines Hof- und Kriminalrates, der an der Ausbildung seines Sohnes sich selbst lebhaft beteiligte. Schon während dieser auf der Stadtschule unter der Leitung des tüchtigen

*) Benutzte Quellen für Fülleborns Lebensbeschreibung:
Schummel: Breslauer Almanach für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts (Grass u. Barth 1801) S. 157.
Breslauischer Erzähler, Jahrg. 1803, S. 147.
Schlesische Provinzialblätter, Jahrg. 1803, Februarheft S. 188f. (vgl. Anhang 107f., 153).
Schummel: Garve und Fülleborn (Breslau 1804), Ad. Gehr.
Schlichtegrolls: Nekrolog der Teutschen für das neunzehnte Jahrhundert, III 101 ff.
Allgemeine Deutsche Biographie, VIII 194.

Rektors Uhse sich tüchtige Kenntnisse erwarb, versuchte er sich bereits in schriftstellerischer Tätigkeit, arbeitete wohl auch gemeinsam mit seinem Freunde Ersch an der „Bunzlauer Monatsschrift“ mit. 1786 zog er auf die Universität Halle, um Theologie und Philologie zu studieren, und wurde eines der ersten Mitglieder des philologischen Seminars, das der berühmte Professor Wolf soeben gegründet hatte. Wenn er sich hier gründliche Fachkenntnisse und eine sichere Methode aneignete, so erweiterte er durch fleissiges Selbststudium und weite Reisen innerhalb Deutschlands seinen geistigen Gesichtskreis. Nach ehrenvoller Disputation kehrte er 1789 in seine Vaterstadt Glogau zurück, wo er seine Zeit zunächst zwischen Schriftstellerei und der „wieder hervorgeholten“ Theologie teilte. Schon war er zum dritten Diakonus an der evangelisch-lutherischen Kirche Glogaus gewählt, als man ihm die durch Gedikens Abgang frei gewordene Professur am Breslauer Elisabetanum anbot. Ohne Zögern vertauschte nun Fülleborn, seiner inneren Neigung folgend, die Kanzel mit dem Katheder und trat, erst 22 Jahre alt, am 19. Oktober 1791 das neue Amt an. Fülleborn war, wie der Nachruf in den Provinzialblättern (1803 S. 188) rühmend hervorhebt, ein vorzüglicher Schulmann, der das Nötige von dem Entbehrlichen sicher zu trennen wusste und seine Schüler nicht nur in der Gelehrsamkeit, sondern auch im Geschmack zu bilden suchte. Eine glückliche Ehe (seit 1794) half ihm die Sorgen eines mit materiellen Gütern wenig gesegneten Standes ertragen; vor allem aber fand er stets angenehme Erholung in einer ausgedehnten literarischen Tätigkeit, wobei er die mannigfaltigen Kenntnisse und Fähigkeiten, die er in sich vereinte, glücklich verwenden konnte. Ausser Beiträgen zur Geschichte der Philosophie, altphilologischen und germanistischen Arbeiten beschäftigten ihn reichlich Artikel für unterhaltende Zeitschriften. Es ist erstaunlich, wie dieser Mann, der jeden Vormittag der Schule und nachmittags noch manche Stunde den Korrekturen und dem Seminar widmen musste, den kleinen Rest seiner Zeit auszunützen verstand. 1797/98 lässt er bei W. Gottl. Korn die „Kleinen Schriften zur Unterhaltung“ erscheinen, 1799 und 1800 gibt er bei C. G. Meyer die „Nebenstunden“ heraus; 1798 waren bereits die „Volksmärchen der Deutschen, nicht von Musäus“ von ihm herausgekommen. Von 1800 an nahm dann die Redigierung des „Breslauischen Erzählers“ ihn fast völlig in Anspruch. Schon

damals befürchtete sein Kollege Schummel, als er Fülleborns im „Breslauer Almanach für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts“ (1801 S. 157) rühmend gedachte, der Vielbeschäftigte werde bei so angestrengter Tätigkeit ein „Opfer des Stubenfleisses“ werden. Und in der Tat hatten sich bereits bei ihm starke asthmatische Beschwerden eingestellt, die schliesslich trotz des Gebrauches der Bäder von Landeck und Altwasser (vgl. sein „Taschenbuch für Brunnengäste“ aus dem Nachlass 1806) ihn im Alter von noch nicht 34 Jahren am 16. Februar 1803 dahinrafften. Wenige Stunden vor seinem Tode diktierte er noch an einem Aufsatze für das letzte Blatt des Erzählers (26. Februar 1803), das unter seinem Namen erschien.

Der Antrag, die Redaktion dieser Zeitschrift zu übernehmen, war Fülleborn überraschend gekommen, doch griff er die neue Aufgabe mit Kraft und Lust an. Ihm war es ein Lebensbedürfnis, wie er in dem innig empfundenen Gedichte „An meinen Vater zu seinem siebzigsten Geburtstage 1798“ sang, „zu lesen, schreiben oder heiter zu scherzen, wie Horaz, sein Lehrer und Begleiter“. Er besass aber auch die für einen Gelehrten nicht leichte Kunst, „dem grossen Publikum nicht vorauszueilen, sondern mit ihm Schritt zu halten“, und was die törichte Kritik damals an dem „Erzähler“ tadelte, dass er sich zum Geschmack und der Fassungskraft des Volkes herabliess und dem Laien auch entferntere Dinge verständlich und anziehend zu machen verstand, ist gewiss nicht sein letzter Ruhm. Fülleborn hatte nur wenige Mitarbeiter — Honorar konnte die Zeitschrift nicht zahlen —, auch bei dem Publikum, das er wiederholt zur Mitarbeit anzuregen versuchte, fand er nur wenig Unterstützung. So blieb ihm nichts übrig, als den allergrössten Teil des Blattes selbst zu schreiben, weshalb er es auch mit gutem Rechte seit 1802 mit vollem Namen zeichnete. Wir aber verdanken diesem Umstande den eigenartigen Charakter der wenigen von ihm redigierten Jahrgänge, den man freilich erst dann voll erkennt, wenn man die Stücke vor seinem Eintritt und die Jahrgänge nach seinem Tode damit vergleicht. Da offenbart es sich, dass wir hier ein Werk vor uns haben, das wie schon Schummel, wenn auch aus anderen Gründen, meinte, „nicht nur für die Mitwelt seiner Zeitgenossen, sondern auch für die Nachwelt geschrieben ist“ — es ist eine Zeitschrift für schlesische Volkskunde.

Denn Fülleborn ist seinem Heimatlande mit treuer Liebe ergeben. Bereitwillig stellt er zwar Ansichten und Meinungen Fremder über Breslau und Schlesien, oft mit schalkhaftem Humor, zur Debatte[1]), aber der gutmütige Gelehrte kann doch sehr zornig werden, wenn er in neueren Erd- oder Reisebeschreibungen falsche Notizen über seine Heimat findet[2]). Mit patriotischem Stolze zählt er Schlesiens Reichtum an Dichtern und Tonkünstlern auf[3]), auf Grund sorgfältig gesammelter alter Komödienzettel gibt er Beiträge zur Geschichte des Breslauer Theaters[4]) und freut sich, durch eine Zusammenstellung berühmter schlesischer Schauspieler beweisen zu können, dass die Schlesier sich mit demselben Rechte, wie die Griechen, eine natio comoeda nennen könnten[5]). Er erneuert die Erinnerung an berühmte oder seltsame Menschen, die in Schlesien geboren wurden oder dort weilten (Herzog Heinrich IV., der „erste schlesische Dichter", Johann von Kapistrano, Wallenstein, Trozendorf und Arletius, Stranitzky, der „erste deutsche Hanswurst", Christian von Wolf u. a. m.[6]). Er betrachtet den reichen Bilderschmuck der Breslauer Kirchen und sucht in oft recht mühevoller Untersuchung Verfertiger, Bedeutung und Kunstwert festzustellen[7]). Er durchstöbert alte, gedruckte und handschriftliche Chroniken und Annalen schlesischer Städte und zieht aus ihnen „Denkwürdigkeiten", „Kuriosa", „Altertümer" und „Anekdota"[8]). Aber alles dieses fällt ja, ebenso wie die zahlreichen Beiträge zur Geschichte Schlesiens und Breslaus, nicht in das eigentliche Gebiet der Volkskunde und findet hier auch nur Erwähnung, um Fülleborns umfassende Tätigkeit zu charakterisieren. Dagegen befinden wir uns bereits auf volkskundlichem Gebiete, wenn wir Fülleborn beschäftigt sehen, die in Schlesien häufiger vorkommenden Familiennamen und die Namen der Häuser in Breslau zusammenzustellen, die an letzteren angebrachten Inschriften und Bilder aufzuzeichnen und

[1]) 1801, 329; vgl. 1800, 672.

[2]) 1801, 484, 564, hierzu vgl. man seine Abhandlung in der Lit. Beilage der Provinzialblätter, 1793 S. 1 ff.

[3]) 1801, 356; 1803, 18. [4]) 1800, 722, ebd. 826. [5]) 1800, 742.

[6]) 1802, 468, 485; 1800, 771, 792; 1800, 634; 1802, 258, 274; 1800, 280 u. 1801, 188; 1802, 487, 497, 549; 1801, 205 usw.

[7]) 1800, 404, 417 u. a.; 1802, 238.

[8]) Vgl. z. B. 1800, 423, 582; 1801, 265 u. v. a. m.

zu deuten, die ursprünglichen Namen der Strassen und Ortschaften zu ermitteln und auszulegen [9]).

Wie Fülleborn selbst mit spielender Gewandtheit in einem trefflichen Stile schreibt, so wehrt er mit Spott und ernstem Tadel den „Sprachbarbarismen“, wo sie ihm nur immer in Anschlägen oder Zeitungsanzeigen entgegentraten, und geisselt die törichte Sucht seiner Zeit, sich mit französischen Federn zu schmücken [10]). Aber auch dem Dialekt seiner engeren Heimat bringt er lebhaftes Interesse entgegen. So stellt er alphabetisch geordnete Nachträge zu einem 1787 in Stendal erschienenen Schlesischen Idiotikon und den Sammlungen in den Schlesischen Provinzialblättern zusammen [11]), er bringt Proben von dem eigenartigen Dialekt der Kräuter und der Glogauischen Mundart [12]) und zieht Sprachbemerkungen aus einigen älteren Dichtern, namentlich aus Tscherning [13]). Überaus wertvoll, aber bisher, wie es scheint, noch nicht ausgenutzt, sind seine ausgezeichneten Sammlungen schlesischer Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten. „Sprichwörtern“ sagt er einmal [14]), „welche ein grosser Teil der Nation im Munde führet, liegt stets etwas Wahres zum Grunde. Sie sind die Formen, in welche das Volk seine oft teuer erkauften Erfahrungen giesst, und ein Volk, welches viele Sprichwörter hat, kann wohl lasterhaft, aber

[9]) Häusernamen: 1802, 746 (132); Familiennamen: 1802, 780, 791; Inschriften und Bilder an Häusern: 1800, 377, 503, ebd. 384, 515, 803; 1801, 53, 367, 384, 515, 739; die des Schweidnitzer Kellers findet man 1800, 225, 644, 665; 1801, 97, 138, 193 (Fetzpopel und Bruder Alex mit Buntbild); Namen von Strassen und Ortschaften: Tschepine 1801, 95; Reuschegasse ebd. 110, 121; Altbüsserstrasse u. a. ebd. 185 u. 1802, 708; Kugelzipfel 1801, 185; Pfaffengraben ebd. 202; Hummerei ebd. 606, 662; Morgenau ebd. 286; im Volksmunde verdorbene Strassennamen zusammengestellt: 1800, 375 (Katternstrasse, Nickelsstrasse, Morgenau, Grulms, Zimpel, Margaretenmühle, Packeihof, Hundhäuser, Harnschstrasse).

[10]) 1800, 582, 632, 688; 1801, 110, 569; 1802, 289; 1800, 379 u., vgl. 1802, 124 ff.

[11]) 1800, 598, fortges. ebd. 663 (vereinzeltes 1801, 262, 284, 310, 489, 728).

[12]) 1801, 671 (Silesiasmen aus einem alten Liede in der Kräutersprache) fortges. ebd. 675; vgl. Schummels Almanach, 170 und Br. Erzähler 1800, 468; 1800, 474 (Lied eines jungen Bauern, Probe des ländlichen Dialekts im Glogauischen).

[13]) Nebenstunden II, 18 ff. — Sein lebhaftes Interesse für ältere schlesische Dichter beweist auch die mehrmalige Beschäftigung mit den Minneliedern Herzog Heinrichs (Pr. Bl. Liter. Beil. 1793, 101; Br. Erz. 1802, 468, 485).

[14]) 1801, 78 Anm. 2.

nicht mehr ungebildet sein". So legt er eine Sammlung von Redensarten an, die auf Personen, Gegenden und Begebenheiten anspielen und sich auf Schlesien beziehen[15]; zu ihrer Erklärung zieht er eine Menge alter Anekdoten und Sagen heran. Er beginnt auch bereits das Gefundene zu ordnen; so stellt er einmal die Redensarten der Schlesier zusammen, welche sich auf die Narren[16], ein anderes Mal die, welche sich auf das Lügen[17], ein drittes Mal die, welche sich auf die Trunkenheit beziehen[18]. — Fülleborn besass auch eine handschriftliche Sammlung alter schlesischer Volkslieder, aus welcher er gelegentlich Proben mitteilt, so: „Ein alt Lied, von der Tartarfürstin, die zu Neumark meuchelmörderisch getötet worden"[19], das „Lied vom Herzog Hanns und den Glogschen Thumherren"[20], „Ein Lied von einem Müller und seiner Frau", „Das schöne Alter"[21]. Zu dem bereits anderswo mitgeteilten „in Breslau sehr gewöhnlichen" „Liede vom Könige Ladislav" merkt er sogar einige abweichende Lesarten an und rühmt von ihm, dass es sich „an Geist und Leben dreust mit mancher neuen Ballade messen" könne[22]. Einer kurzen Beschreibung von Trebnitz fügt er „ein nicht ganz schlechtes altes Volkslied über die Erbauung und Benennung dieses alten Stiftes" bei[23]. Mit Witz und Laune schreibt er einen „Herzenserguss über das Schlesische Volkslied: „Unser Bruder Malcher, der wollt' ein Reiter werden" in der Form eines ästhetischen Kommentars[24]. Er dichtet ein „Zechlied am St. Martinstage, nach einem alten Volksliede"[25], und benutzt die ersten Zeilen eines „beliebten schlesischen Volksliedes" für Anfang und Ausgang einer eigenen Dichtung[26]. Alte Volksreime, die fast wie Unterschriften zu einem „Totentanze" klingen, führt er unter dem Titel „Der Tod in Breslau" (1680) an[27]; ebenso gehören unter den Begriff Volkslied (in weiterer Bedeutung) die von ihm herausgehobenen Stellen aus „Alten Reimen über die Breslauischen Kirchen[28]. An gleicher Stelle finden wir ein nach Form und Inhalt echtes Volkslied: „Lob der Stadt Breslau, aus 1623". Fülleborn äussert bei dieser Ge-

[15]) 1800, 220—226, 275 f., 296, 469—472, 518—520, 546—548, 648—650; 1801, 26—29, 469—472; 1802, 345 f.; dazu 1800, 678 und 690 (Hünerfresser und Eselsfresser).

[16]) 1801, 345. [17]) 1801, 631. [18]) 1801, 135, 147. [19]) 1801, 68.

[20]) ebd. 94. [21]) ebd. 242. [22]) ebd. 92. [23]) 1801, 434. [24]) 1801, 638.

[25]) 1801, 707. [26]) 1800, 639. [27]) 1802, 678. [28]) 1801, 154.

legenheit Gedanken über die Volksdichtung, wie sie erst in unseren Tagen durch die Vereine für Volkskunde in weitere Kreise getragen worden sind, wenn er mit einer gewissen Bitterkeit sagt: „Man hat beinahe in allen Städten dergleichen alte Reimereyen über merkwürdige Ortsgeschichten, Gebäude, Feste und dergleichen; aber wir haben vielleicht zu wenig Patriotismus, das heisst hier, Vorliebe für die Altertümer unsers Vaterlandes, als dass wir sonderlich darauf achteten. Die Engländer beschämen uns in diesem Stücke sehr, und die Franzosen ehedem auch. Der gemeinste Leberreim, der einen vaterländischen Gegenstand betraf, war und ist ihnen wert, indessen wir die interessantesten Poesieen aus älteren Zeiten entweder nicht kennen, oder verächtlich auf die Seite werfen. Ich begehre keineswegs, dass jemand dieses und ähnliche Reimstücke als etwas Besonderes ansehen und bewundern soll; meine Absicht ist nur, dann und wann dergleichen Überreste von alter Art und Kunst zu sammeln; wozu? das wird die Zeit wohl lehren!" —

So hält er es auch nicht unter seiner und seiner Zeitschrift Würde, von mancherlei Aberglauben zu berichten, wenn es auch meistens in der für sein Zeitalter charakteristischen Absicht geschieht, aufklärend und belehrend zu wirken. Was er beim Durchstöbern alter Chroniken von dergleichen Dingen findet, verfehlt er nicht anzumerken, so: ein landesherrliches Edikt vom Jahre 1742, wie man eine Feuersbrunst durch die mit magischen Zeichen bemalten „Feuerteller" löschen solle[29]), eine seltsame Pestkur durch Gebetformeln in Breslau 1568[30]), und „Simplicissimi ausführlichen Bericht vom Galgenmännlein" oder Alraun[31]). Sorgfältig beobachtet er auch, was noch in seiner Zeit an abergläubischen Ansichten und Gebräuchen lebendig war. Er „registriert die Überreste eines alten Religionsgebrauches am Johannisabende in Schlesien"[32]), erzählt von dem „Aberglauben, der in der Christnacht sein Wesen treibt"[33]), und weist in einer kleinen Erzählung auf das Bleiorakel am Andreasabend hin[34]). In das Gebiet der Volkszauberei und

[29]) 1803, 90. [30]) 1801, 510; vgl. dazu 1800, 504 f. (Bibenellkraut).

[31]) „Nebenstunden" II 11, aus einer Schrift, 1673 von Israel Fromschmidt (eig. D. Joh. Ludwig Hartmann, Superintendent in Rotenburg) herausgegeben.

[32]) 1801, 422 (Johannisfeuer, vorher eine Sammlung aus Sachsen).

[33]) ebd. 804.

[34]) ebd. 774 (hier auch einige Beispiele für die naive Deutung der Namen der Heiligen).

„medicin“ gehören seine hochinteressanten Mitteilungen über den „Evangelienschlüssel“ zur Ermittelung eines Diebes und über das „Krankenmessen“[35]), sowie über sympathetische Kuren“ durch Aufbinden eines magischen Zettels[36]). Mit letzterem zusammenzustellen wären die von ihm aus einer schlesischen Chronik ausgezogenen „himmlischen und höllischen Briefe“[37]) und das in seiner Zeit noch lebendige „Christophelgebet“ als Beschwörungsformel, um reich zu werden[38]). Auch sonst erzählt Fülleborn gelegentlich von einem zu seiner Zeit noch verbreiteten Aberglauben: z. B. über die Ursachen eines plötzlichen Sturmes[39]), über die Bedeutung der Kometen[40]), über den Glockenschlag[41]), über das Umgehen von Gespenstern[42]), oder er plaudert über seltsame, weitverbreitete Ansichten und grübelt ihren Ursachen nach[43]). Besonderes Vergnügen bereitet es ihm, wenn er die sagenbildende Phantasie des Volkes mitten in der Arbeit überraschen kann, z. B. bei der Breslauer Sage von „der reichen Fremden mit dem Schweinskopfe“[44]). Er zeigt, wie das Volk Namen, die ihm unverständlich waren, durch eine frei erfundene Sage sinnig zu deuten (die Breslauer Volkssage von Scheitnig)[45]), wie es Figuren, deren wahre Bedeutung ihm verschlossen war, keck durch eine Erzählung zu erklären sucht (der sterbende Fechter und die Laokoongruppe im „Fürstengarten“ zu Scheitnig)[46]). „Wie erfinderisch“, so ruft er hier aus, „ist doch die Volkssage, und wie leicht macht sie sich's nicht, die seltsamsten Dinge zu erklären!“ In dasselbe Gebiet der ätiologischen Sagenbildung gehört auch die von ihm mit mancherlei Ausschmückungen erzählte Sage von der „Hahnenkrähe“[47]) bei Breslau, die Wappensage des Ritters Schafgotsch[48]), wohl auch die Sage von dem „diebischen Ratsherrn in Schweidnitz“[49]). Die im letzten Grunde

[35]) ebd. 566; vgl. Mittlg. IV 65. [36]) 1800, 297.

[37]) 1800, 562; vgl. Mittlg. III 59, IV 68. [38]) 1802, 270.

[39]) 1801, 82 unten, vgl. Mittlg. XII 76. [40]) 1802, 482; vgl. 570 unten.

[41]) 1801, 443. [42]) 1802, 646.

[43]) 1800, 348 (Ursache der Dürre), 551 (Kalender usw.); 1801, 191 (Weisskäufer).

[44]) 1802, 22 (diese „berüchtigte Prinzessin mit dem Schweinerüssel“ erwähnt auch Platen in der „Verh. Gabel“ V. Akt Vers 12); vgl. 1801, 484.

[45]) 1801, 338; vgl. Mittlg. I 21. [46]) 1800, 277; 1801, 601.

[47]) 1800, 388—393 (man beachte die Anm.) Mittlg. XI 90. [48]) 1800, 580.

[49]) 1802, 626 (sie schloss an das früher noch vorhandene Steinbild einer Dohle an, vgl. die Breslauer Sage von der Dohle an der Kreuzkirche).

sicher auch ätiologische Legende von der heiligen Kümmernis, die erst kürzlich in unserem Vereine eingehend erörtert wurde, tritt uns in dem Aufsatze „Die Jungfer mit dem Barte" entgegen[50]. Der Legende schenkte Fülleborn besondere Beachtung; er erzählt von der warnenden Geschichte, die einst neben dem Pestbilde am Schweidnitzer Pförtchen in Breslau dargestellt zu sehen war[51], von den Wundertaten des berühmten Dominikaners Ceslaus in Breslau und seines Bruders Hyazinthus in Oppeln[52]; mit Vorliebe aber verweilt er bei dem Sagenkranze, mit welchem Schlesiens fromme katholische Bevölkerung die heilige Hedwig umwob[53]. Er freut sich feststellen zu können, dass die berühmte Lübecker Sage vom „Tode eines Domherrn" einstmals „auch in Breslau zu haben gewesen" und führt zum Beweise ein paar im Chor angeschriebene lateinische Verse an, die es als ein Wunder des heiligen Vinzentius preisen[54]. Neben die Legenden der Heiligen treten die Teufelsagen: wir finden die bekannte Erzählung vom Satan, der die Schwenkfelder am Spitzberge bei Goldberg ausschüttet[55], vom Bösen, der eine gewaltige Arbeit in kürzester Zeit vollendet und zu Christian Tzessels Bekehrung ebenso verhilft[56], wie die teuflische Schar aus dem wüsten Ritter Stillefried einen milden und frommen Mann macht[57]. Die Ritter- und Burgsage entsprach offenbar dem Geschmacke des Zeitalters ganz besonders. Den „Sprung vom Kynast" hat Fülleborn nicht nur in einer reich ausgeschmückten Erzählung behandelt[58], sondern ihn auch „der alten Volkssage, die alle Trümmer und alte Burgen mit Abenteuern ausstattet" in der „Schlesischen Musikalischen Blumenlese" nachgedichtet[59], wie er auch die Schweinhaussage in einer Romanze verherrlichte[60]. Er erzählt von dem versteinert aufgefundenen Leichnam des Ritters Hans von Mühlheim und der anknüpfenden Sage[61] und vom Ritter Pusch auf Gross-Schwein, dem der Geist seines Bruders auf seinen Wunsch den Tod acht Tage vorher verkündete[62]. Die Sagen von Siegmund von Nostitz, dem Löwen-

[50]) 1802, 307; vgl. Mittlg. VI 81 (eine ätiologische Sage erwähnt 1800, 745).

[51]) 1800, 503. [52]) 1802, 284.

[53]) 1801, 662 ff., 672 ff.; 1800, 754 (der heiligen Frau Hedwig Ruhestein bei Burg Lähn), vgl. ebd. 544 Anm. 2.

[54]) 1801, 319. [55]) 1801, 788. [56]) 1801, 499 (Schwentnig bei Zobten).

[57]) 1802, 441 (Neurode). [58]) 1800, 455 ff., 472 ff.

[59]) a. O. 2. Jahrg. 1. Heft; vgl. 1802, 466. [60]) 1802, 783.

[61]) 1801, 594 (Pläsewitz bei Schweidnitz). [62]) 1801, 34.

ritter[63]), und dem „Herzog Ludewig von Brieg und seinem Pagen“[64]) gehen bereits in das Gebiet der sagenhaften historischen Erzählung über. Solche finden wir von Fülleborn mehrfach behandelt: so rühmt er die tugendhafte „Bunzlauische Lukrezia“[65]), zeigt, wie die Weiber von Weinsberg auf schlesischem Boden sich in den Frauen von Frankenstein wiederfinden[66]), und besingt „das gerettete Goldberg oder die gebratene Katze“[67]). Auf ein anderes Feld der Sage versetzt uns die eigenartige Erzählung „Der Hechelkrämer“, welche Fülleborn angeblich einem Enkel der beteiligten schlesischen Grafen verdankt, die sich aber bald als echte Venezianersage entpuppt[68]). Fülleborn gibt später noch einmal interessante Notizen über diese seltsamen Bewohner des Riesengebirges im Anschluss an „Axtelmeiers Naturlicht“[69]). Auch der grosse Dämon dieses Gebirges, Rübezahl, wird bei Fülleborn wiederholt erwähnt. Er versucht eine neue Ableitung seines Namens zu geben[70]); er bittet, ihm den Verbleib „dreier seltener Stücke aus der ziemlich ansehnlichen Literatur dieses Spukgeistes“ anzugeben[71]). Auch weiss er von ihm manchen Schwank und manches Märlein zu berichten. Leider kann man bei seinem lebhaften Erzählertalent nie genau feststellen, wieweit vielleicht seinen phantasievollen Geschichten noch eine Volkssage zugrunde liegt. Fülleborn war, wie schon der Titel eines seiner Bücher beweist (s. o.), durch den geistreichen Verfasser der deutschen Volksmärchen, der selbst sich aus Schlesien manchen Stoff holte, lebhaft angeregt worden. Er meint zwar in seiner bescheidenen Weise, die „originelle Laune“ eines Musäus könne er nie erreichen; doch zeigt er unverkennbar das Streben, in dessen leichter und volkstümlicher Sprache zu reden und „den geringfügigen Stoff durch die Zutat passender Erdichtungen und eingestreute moralische Bemerkungen zu erheben“[72]). Dies ist bei seinen zahlreichen Rübezahlmärchen und auch bei den drei Sagen von der Glatzer Jungfrau geschehen[73]). Sie sind reine Unterhaltungslektüre, ebenso wie die in den „Kleinen Schriften zur Unterhaltung“ enthaltenen „Schlesischen Märchen“ vom Jahre

---

[63]) 1800, 409 (vgl. 756). [64]) 1801, 210. [65]) 1802, 314. [66]) 1800, 576.
[67]) 1800, 823. [68]) 1801, 167. [69]) ebd. 826. [70]) 1801, 57. [71]) 1802, 806.
[72]) Dies verlangte man damals, vgl. Provinzialblätter 1800 die Rezension eines anderen Märchenbuches, Anhang hinter 444 S. 7.
[73]) Rübezahlschwänke: 1801, 249, 270; 1801, 517; 1802, 123, 141, 178, 209, 326, 339, 363, 647, 802; 1803, 12, 21; Glatzer Jungfrau: 1803, 100, 115, 135.

1797: Die Geister des Zobtenberges — drei Rübezahlmärchen — der Drachenberg, genannt der Klenz, im Reichensteiner Gebirge[74]). Was uns, vom Standpunkte der Volkskunde aus gesehen, hier als ein Mangel erscheinen möchte, war in den Augen seiner Leser sicherlich ein Vorzug — und für diese schrieb er doch zunächst, oft „leider um des Lohnes willen". Es ist der „Fehler" eines dichterischen Gemütes, dem selbst Philo von Walde in seinem „Schlesien in Sage und Brauch", wie Weinhold in dem Vorworte leise mahnte, noch nicht völlig entging. — Reichlich aber werden wir für das, was uns hier vielleicht verloren ging, auf einem anderen Gebiete der Volkskunde entschädigt: für Sitte und Brauch, häusliches Leben und Volkstrachten der Schlesier sind die von Fülleborn redigierten Jahrgänge des Erzählers eine fast unerschöpfliche Fundgrube. Denn der Professor der klassischen Sprachen warf die philologischen Scheuklappen beiseite; er beobachtete gern und sorgfältig das ihn umflutende Leben seiner Zeit und gab es in poetischer Form wieder. In den leicht hinfliessenden Distichen seiner „Edulia" belehrt er uns darüber, was damals dem Schlesier zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehörte[75]), ein anderes Mal lässt er uns die Breslauer Bürger bei ihren „Winterfreuden" oder in ihren „Gärten und Lustörtern" belauschen[76]). Er erwähnt so manchen an bestimmte Tage oder Jahreszeiten geknüpften Brauch seiner Landsleute, vergleicht ihn mit ähnlichen aus anderen Gegenden Deutschlands und versucht ihn zu deuten: im März den Gregoriusumgang der Lehrer und Schüler[77]), die Maskeraden und Schauspiele der Juden am Purimsfeste[78]), den Umgang der Kinder mit dem „Mayen" und das Totaustreiben[79]) (mit einem wertvollen Bilde!), im April das Aprilschicken[80]), zu Ostern die „Osterprügel" und das „Schmagostern"[81]), das „Eyerlesen" der Tuchmacherbrüderschaft am ersten oder zweiten Sonntage nach Ostern[82]), zu Pfingsten den Lattichkönig oder Rauch-

[74]) a. O. 154 ff., das gleiche gilt in verstärktem Masse von den „Volksmärchen der Deutschen" vom Jahre 1798, welche völlig freie Phantasiegebilde sind. — Beiläufig will ich hier am Schluss des Abschnittes über die Sagen noch erwähnen, dass sich bei ihm auch zwei polnische finden: 1802, 565 und „Nebenstunden" II 165.

[75]) 1800, 485, 496, 528, 560, 609; 1801, 8; 1802, 306, 392, 616.

[76]) 1801, 768, 785; 1801, 151, 171, 181, 215; 1802, 404.

[77]) 1802, 169 (hinter S. 186). [78]) 1802, 194. [79]) 1801, 161 (vgl. 1801, 155).

[80]) 1800, 226. [81]) 1800, 238, 253, 271 (327). [82]) 1800, 273.

fihs[83]), die Hahnenkämpfe am St. Gallustage[84]), die Kirmesbräuche[85]), St. Martinifest im November mit Gänsen und Hörnern[86]), das Nikolausfest im Dezember[87]), die Krippel zu Weihnachten[88]). Fülleborn gibt uns, häufig durch ein gutes Bild unterstützt, auch Beschreibungen alter, eingegangener oder zu seinen Zeiten noch bestehender Volksbelustigungen: der Fechterwettkämpfe zu Breslau[89]) — des Schwerttanzes der Kürschner[90]) — des Hahnenschlagens des Schneidermittels zu Pöpelwitz[91]) — des alten Wettreitens und Pelzrennens in Breslau (beides mit Bildern)[92]) — längere Beiträge zu dem Breslauischen Pfingstschiessen (mit Bildern)[93]). Einmal stellt er als einen „Beitrag zur Kulturgeschichte" alle „eingegangenen Schau- und Lustbarkeiten der Breslauer" übersichtlich zusammen[94]). Fülleborn verfolgt nicht minder aufmerksam den Wandel in der Tracht seines Zeitalters und rügt die Auswüchse der Mode bei beiden Geschlechtern mit einem den alten „Modeteufeln" kongenialen Spotte. Mit Bedauern aber sieht er, wie „die eigensinnige Mode seit 1756 immer mehr die gefällige und idyllenmässige Kleidung (des Landvolkes) verdrängt". Offenbar auf seinen Wunsch hat der Kupferstecher nicht selten diese Trachten im Bilde festgehalten: die Festkleidung beim „Erndtekranze" (auch als Beitrag zur Volkssitte zu benutzen)[95]), ein Breslauisches Kräutermädchen (Buntbild)[96]), alte Breslauer Kräutertrachten[97]), ein ländliches Brautpaar (Buntbild)[98]), ein ländlicher Hochzeitsbitter (Buntbild)[99]), eine Breslauer Hochzeitsbitterin (Buntbild)[100]), oberschlesische Trachten der Landleute (Oppeln)[101]), alte Trachten der Neisser Landleute[102]). Es wäre gewiss eine schöne und dankenswerte Aufgabe des Vereins für Volkskunde, diese Trachtenbilder sowie einige der oben erwähnten Darstellungen alter Volksbräuche durch Reproduktion auch einem grösseren Publikum wieder zugänglich zu machen.

---

[83]) 1800, 353. [84]) 1801, 457. [85]) 1802, 709 (1800, 527).
[86]) 1800, 488, 726 (1801, 707). [87]) 1800, 787.
[88]) 1802, 5, hierher gehören auch das „Feuerfest in Wansen"; 1802, 282 und der „Schwadian" in Breslau; 1802, 473.
[89]) 1800, 789. [90]) 1802, 456. [91]) 1802, 615.
[92]) 1802, 145, 163; 1801, 294; 1801, 522; 1802, 561.
[93]) 1801, 321; 1800, 341; 1802, 578. [94]) 1801, 520.
[95]) 1800, 527. [96]) ebd. 447. [97]) 1801, 65. [98]) ebd. 815. [99]) ebd. 719.
[100]) 1800, 671. [101]) 1802, 114. [102]) 1801, 129.

So sehen wir Fülleborn auf fast allen Gebieten der schlesischen Volkskunde tätig[103]), und gerade dies verleiht seiner Zeitschrift einen dauernden Wert. Mit Recht heben die Provinzialblätter, als sie 1800 (Anhang S. 493) das neue Unternehmen anzeigten, hervor, dass es „reich sei an interessanten und merkwürdigen Materien", deshalb sei nicht zu fürchten, dass „es unter der Menge gewöhnlicher Flugblätter weggeworfen werde". Und Fülleborn darf gewiss, wenn er der ehrenvollen Erwähnung seines Blattes in Schummels Almanach gedenkt, hinzufügen: „Der Wert dieses Erzählers ist doch vielleicht zu gering angeschlagen, wenn er bloss auf vorübergehende Unterhaltung berechnet wird. Da diese Zeitschrift heutige Anlagen, Sitten, Gebräuche u. dgl. beschreibt und erläutert, Altertümer von allerlei Art untersucht und ins Andenken bringt und manches Anekdoton aus Handschriften, manchen Auszug aus unbekannten oder vergessenen Büchern liefert, so könnte sie wohl noch etwas länger dauern, als das vorübergehende Vergnügen des flüchtigen Lesers"[104]). Fülleborn ist im Verständnis für volkskundliche Fragen seiner Zeit weit voraus. Denn er sammelt nicht nur, was er erreichen kann, ohne sich durch den Vorwurf, solche Dinge seien „albern und unnütz", stören zu lassen; sondern er ahnt auch bereits die Mittel und Wege, deren sich die Volkskunde in unseren Tagen mit Erfolg bedient. Immer und immer wieder fordert er das weite Publikum zur Mitarbeit an diesen Dingen auf und sucht es durch Fragen dazu anzuregen[105]), auf verschiedenen Gebieten (Dialekt, Sprichwörter, Namen usw.) beginnt er bereits geordnete Sammlungen anzulegen (s. o.); er meint, eine „Vratislavia subterranea" wäre gewiss keine verwerfliche Idee[106]), und wenn er schliesslich den Vorschlag macht, eine „Schlesische Monumentensammlung anzulegen, worin nicht bloss die grösseren in Kirchen und Schlössern befindlichen, sondern auch die kleineren hin und wieder zerstreuten

[103]) Lebhaft angeregt zu solchen Studien wurde Fülleborn jedenfalls auch durch die von Grätner herausgegebene germanistische Zeitschrift Bragur, deren Mitarbeiter er seit 1793 war (Pr. Bl. 1793 Lit. Beil. S. 269). Man vgl. z. B. Br. Erz. 1801, 420 mit Bragur II 2. Abt. 185.

[104]) 1801, 614

[105]) Vgl. z. B. 1801, 36 (dazu 1802, 132) und 317 (11 Fragen an „Kenner der Breslauischen Altertümer").

[106]) 1802, 164 (er meint Reste alter Bauten).

Denkmäler und Denksteine, mit und ohne Inschriften, gesammelt und in Abbildungen erhalten würden"[107]), so hat er auch unser „Museum schlesischer Altertümer" im Geiste vorausgeschaut.

Im kräftigsten Mannesalter wurde der emsige Gelehrte, der treue Freund und treffliche Kenner seiner schlesischen Heimat, vom Tode dahingerafft; zahlreiche Nachrufe bekunden, welche Liebe und Verehrung er sich bereits erworben hatte; aber auch die schlesische Volkskunde wird im Hinblick auf das, was er in so kurzer Zeit für sie leistete und künftighin zu leisten versprach, in die wehmütigen Worte eines seiner Freunde einstimmen müssen:

„. . . . Zu früh ist er von uns geschieden,
Zu früh für uns beschloss er seine schöne Bahn!
Wer hat, im Frühlinge des Lebens schon hienieden,
Fürs Heimatland soviel, soviel wie er getan!"

---

# Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen[1]).

Von Professor O. Knoop in Rogasen.

## I. Liebe, Brautstand, Hochzeit, Ehe.

1. Will ein Mädchen wissen, welchen Bräutigam es bekommt, so zündet es einen alten Besen an und beobachtet den Rauch. Von dort, wohin der Rauch zieht, kommt der Bräutigam.

2. In früheren Jahren gingen am Silvesterabend die Mädchen hinaus ins Freie, und von welcher Seite sie einen Hund bellen hörten, von der, meinten sie, würde ihr zukünftiger Mann kommen (Gnesen, Kujawien).

3. Wenn ein Mädchen wissen will, woher der Bräutigam kommt, soll es einen Hund nehmen und mit demselben auf einen Kreuzweg gehen; dort soll es beobachten, nach welchem Wege gerichtet der Hund bellt. Aus der Gegend kommt der Bräutigam.

4. Am Weihnachtsabend und ebenso in der Andreasnacht werfen die heiratslustigen Mädchen einen Schuh über den Kopf.

---

[107]) 1800, 753.

[1]) Die nicht durch Ort oder Kreis bezeichneten Stücke sind deutschen Ursprungs, die übrigen stammen aus polnischer Quelle.

Nach welcher Richtung die Spitze des Schuhes hinschaut, aus der Gegend wird der Bräutigam kommen (Kr. Grätz).

5. Wenn ein junger Mann und ein Fräulein durch sich gegenüber liegende Türen mit einem Lichte in der Hand in eine Stube treten, so soll in dem Hause eine heimliche Braut sein.

6. Unweit Smogulec bei Gollantsch liegt auf einer kleinen Anhöhe eine Kapelle, in welcher in einem Glassarge eine junge Gräfin liegt, die in der Blüte ihrer Jahre an gebrochenem Herzen gestorben ist. Wenn sich an diesem Sarge eine unverheiratete weibliche und männliche Person treffen, so sollen, nach alter Überlieferung, diese beiden Personen nach kurzer Zeit eine eheliche Verbindung eingehen. Vgl. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen, V S. 127.

7. Ein Mädchen, das seine Arbeiten zuletzt beendet, bekommt einen alten Mann (Brudzyn).

8. Wer im Bette pfeift, bekommt eine dumme Frau (Brudzyn).

9. Wer beim Mittagessen zuletzt fertig wird, bekommt eine kahlköpfige Frau, und wer bei Tische pfeift, bekommt überhaupt keine Frau (Kujawien).

10. Junge Mädchen nehmen einen Witwer höchst ungern zum Manne. Sie sagen: Kto wychodzi za wdowca, to beczy jak owca, d. i. wer einen Witwer nimmt, blökt wie ein Schaf (Kujawien).

11. Wenn junge Mädchen beim Waschen das Unglück haben, dass sie von dem herumspritzenden Wasser nass werden, so prophezeit man ihnen, dass ihre zukünftigen Männer Säufer sein werden (Brudzyn).

12. Will ein Mädchen den Namen seines Zukünftigen erfahren, so muss es einen Apfel in einem langen Streifen schälen und die Schale auf die Erde fallen lassen. Aus der Form, welche die Schale bildet, kann man den Anfangsbuchstaben des Namens des Zukünftigen ersehen (Kr. Rawitsch).

13. Wenn man einen Apfel abschält und es gelingt, die Schale ganz zu erhalten, so soll man dieselbe über den Kopf werfen; die Schale bildet dann einen Buchstaben, gewöhnlich E oder J, und das ist der Anfangsbuchstabe von dem Vornamen des zukünftigen Bräutigams oder der zukünftigen Braut.

14. Junge Mädchen dürfen das Spinngewebe nicht ausfegen, denn sie fegen damit auch den Bräutigam aus (Kr. Rawitsch).

15. In den Ringfinger (den vierten Finger) soll eine Ader

direkt vom Herzen endigen; deshalb steckt man auch den Ring an diesen Finger (Kujawien).

16. Wenn ein Mädchen einen jungen Mann gern haben will, so gibt sie dem Auserkorenen in die Speise Mäuseschwänzchen (Kr. Schroda).

17. Weibspersonen sollen den Männern ihr getrocknetes und zu Pulver geriebenes Blut in die Speisen mischen; davon sollen die Männer sterblich verliebt werden. Andere sollen den Männern Semmel zu essen geben, welche sie in der Achselhöhle getragen haben und die von ihrem Schweiss benetzt wurde (Kujawien).

18. Junge Mädchen ziehen an den Fingern, dann knacken diese. Aus der Anzahl des Knackens prophezeien sie sich die Zahl der Bräutigams (Kujawien).

19. Wenn ein junges Mädchen sich eine Haube auf den Kopf setzt, so wird es sich nie verheiraten können (Brudzyn).

20. Spielt ein Fräulein gern mit Katzen, so bleibt es eine alte Jungfer (Janowitz).

21. In dem Hause, vor dem ein Lumpensammler seinen Wagen umwendet, bleiben die Mädchen alte Jungfern (Brudzyn).

22. Junge Mädchen dürfen sich nicht auf ein Sofa setzen, sonst bleiben sie alte Jungfern (Brudzyn).

23. Wenn ein junges Mädchen ein Stück Butter anschneidet, so wird es eine alte Jungfer werden, oder es muss noch zehn (sieben) Jahre auf einen Mann warten.

24. Ein junges Mädchen darf nicht an der Ecke eines Tisches sitzen, sonst muss sie noch sieben Jahre warten, bis sie sich verheiratet, oder sie wird eine alte Jungfer.

25. Am Silvesterabend nehmen Herren und Damen eine Schüssel mit Wasser; auf dieses Wasser setzen sie Schalen von Nüssen und auf diese kleine Lichtchen. Jeder merkt sich seine Schale. Der Herr und die Dame, deren Lichter zusammenkommen, heiraten sich.

26. Heiratslustige Mädchen nehmen am Weihnachtsabend einige Hände voll kleingehacktes Holz und zählen die einzelnen Stücke; haben sie eine gleichpaarige (grade) Anzahl von Hölzern ergriffen, so glauben sie, dass sie sich noch in dem Jahre verheiraten werden (Kr. Grätz).

27. Am Christabend stellt sich das Mädchen mit dem Rücken nach der Tür und wirft den Pantoffel hinter sich. Fällt der Pan-

toffel so, dass die Spitze nach der Schwelle weist, so wird sie noch in demselben Jahre heiraten (Kr. Rawitsch).

28. In der Weihnachtsvigilie werden von den unverheirateten Frauenspersonen einer Familie Knochen auf den Boden gelegt, und hierauf wird ein Hund in die Stube gelassen. Das Mädchen, dessen Knochen der Hund zuerst erhascht, wird zuerst heiraten (Kujawien).

29. Ein Fräulein, welches in der Nacht zum 1. Januar viel von Blut träumt, wird sich noch in demselben Jahre verheiraten.

30. Das Mädchen, welches sich bei den Neujahrsumgängen (kolenda) zuerst auf den vom Geistlichen benutzten Stuhl gesetzt hat, wird sich zuerst verheiraten (Kr. Rawitsch).

31. Am ersten Ostertage werden die Mädchen von den Dorfjungen mit Wasser begossen (Dyngus). Dabei sträuben sie sich zwar und suchen zu entfliehen, aber nur, um der Sitte zu genügen. Denn wenn ein Mädchen nicht begossen wird, so wird es sich in diesem Jahre nicht verheiraten (Kr. Schroda).

32. Am 1. April gehen die Mägde vor den Schweinestall und klopfen einige Male an die Tür desselben. So oft dann das aufgescheuchte Schwein grunzt, nach so viel Jahren werden sie sich verheiraten. Andere werfen auch ihre Schürzen auf das Ziegeldach des Hauses, und wieviel Ziegel die Schürze bedeckt, so viele Jahre müssen sie noch bis zur Heirat warten (Kr. Kosten).

33. Am Johannistage winden bei Sonnenuntergang die jungen Mädchen einen Kranz und werfen ihn auf einen Baum. Bleibt er oben hängen, so meinen sie, dass sie sich noch in demselben Jahre verheiraten werden; fällt er aber herunter, so müssen sie noch bis zum nächsten Jahre warten (Mlynkowo).

34. In manchen Ortschaften bei Samter ist es gebräuchlich, dass in der Johannisnacht die jungen Mädchen einen aus neunerlei Blumen gewundenen Kranz gegen einen Weidenbaum werfen, welchem dabei aber der Rücken zugewandt sein muss. Das Mädchen, dessen Kranz bis zum nächsten Morgen in den Baumzweigen hängen bleibt, wird sich noch in demselben Jahre verheiraten; fällt dagegen der Kranz herab, so wird das in dem Jahre nicht der Fall sein (deutsch).

35. Vor dem hl. Johannistage verschaffen sich die Mägde drei Birkenzweige; dem einen von diesen lassen sie die vollständige Rinde, der andere bleibt nur halb mit Rinde bedeckt, und der dritte behält gar keine Rinde. Beim Schlafengehen lassen sie sich diese drei Zweige von einer andern Magd unter die Kissen legen, und

am nächsten Morgen ziehen sie angstvoll einen von den Zweigen heraus, der ihre Zukunft bestimmen soll. Wenn nun das Mädchen den ganz mit Rinde bedeckten Zweig herauszieht, so wird sie ein reicher Mann heiraten; zieht sie den nur halb mit Rinde bedeckten Zweig heraus, so bekommt sie einen mässig reichen Mann zum Gatten; zieht sie aber den ganz von Rinde entblössten Zweig heraus, so wird ein ganz armer Mann sie zum Weibe nehmen (Kr. Kosten).

36. Am Johannisvorabende wird das Fest der wianki gefeiert. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts begeben sich an Seen oder fliessende Gewässer, um ein jeder einen Kranz in die Fluten zu werfen. Man ist des Glaubens, dass, wie sich die von den Wellen bewegten Kränze treffen, so auch die Herzen der werfenden Männlein und Fräulein sich zu einem Paare finden werden (Warthegebiet).

37. In der Andreasnacht [1]) werden von heiratslustigen Mädchen Töpfe mit Wasser gefüllt und auf dasselbe von zwei entgegengesetzten Seiten zwei Nähnadeln gelassen. Diese schwimmen gegeneinander, und wenn sie sich treffen, so verheiratet sich das betreffende Mädchen noch vor dem Frühling (Kr. Grätz).

38. In der Andreasnacht [1]) kommen in den Dörfern mehrere Mädchen zusammen, von denen jede eine frisch gebackene Semmel mitbringt, auf welche sie den Namen eines jungen Menschen aufgezeichnet hat. Die Semmeln werden nun in einer Reihe auf die Diele gelegt, und darauf wird ein Hund in die Stube gelassen. Das Mädchen, dessen Semmel der Hund zuerst ergreift, wird sich zuerst verheiraten (Kr. Grätz).

39. In der Andreasnacht [1]) soll nur ein einziger Stern fallen, und das Mädchen, welches diesen fallenden Stern zuerst sieht, das wird sich zuerst verheiraten (Kr. Grätz).

40. Am Abend vor dem Andreastage (30. November) legt man vor der Mahlzeit unter Teller eine Haube, einen Ring, einen Kranz und Asche. Die unverheirateten Fräulein kommen dann herein, und jedes wählt sich einen Teller. Dann sehen sie zu, was unter dem Teller liegt. Finden sie die Haube, so werden sie sich im Laufe eines Jahres verheiraten; den Ring, so werden sie sich verloben; den Kranz, so werden sie sich niemals verheiraten; die

[1]) Der Berichterstatter gab hier den 10. November an, der auch ein Andreastag ist, doch wird auch hier der 30. November zu verstehen sein.

Asche, so werden sie in einem Jahre sterben (Kr. Wongrowitz und Wirsitz).

41. Am Silvesterabend werden von heiratslustigen Mädchen Wergkugeln angezündet. Wessen Kugel zuerst verbrennt, die verlässt zuerst das väterliche Haus und verheiratet sich (Kujawien).

42. Wenn man eine einzelne Trappe fliegen sieht — diese Vögel sind in der Provinz selten —, so gibt es bald eine Hochzeit (Kr. Obornik).

43. Wenn eine unverheiratete Schneiderin etwas genäht hat und das ihr übergebene Stück Zeug reicht grade aus, so wird sie noch in demselben Jahre Hochzeit halten (Brudzyn).

44. Dasjenige Fräulein, welches sich zuerst auf den Stuhl setzt, auf welchem die junge Frau nach der Trauung zuerst gesessen, wird sich bald verheiraten (Gnesen).

45. Wenn bei einer Hochzeit einer unverheirateten Dame eine Spinne auf den Kopf fällt, so wird sie im nächsten Jahre heiraten (Rogasen).

46. Während des Hochzeitsessens bemüht sich jeder der jungen Männer, der jungen Frau den Pantoffel zu nehmen, und den muss sie dann loskaufen. Derjenige, der den Pantoffel erhaschte, wird sich noch in demselben Jahre verheiraten (Kr. Gnesen).

47. Wer aus einer Ortschaft zuerst im Frühjahr einen Storch erblickt, wird sich im folgenden Jahre verheiraten (Rogasen).

48. Hat sich ein Storch auf irgendeinem Gehöfte ein Nest gebaut, so wird sich aus demselben im folgenden Jahre jemand verheiraten. Legt der Storch das Nest auf dem Wohnhause an, so wird derjenige, über dessen Zimmer sich das Nest befindet, sich bald verheiraten (Rogasen).

49. Wenn sich einer von den Dorfbewohnern mit einem Mädchen verheiraten will, so schickt er zwei Freunde als Brautwerber zu den Eltern des erkorenen Mädchens hin. Hier sagen die Brautwerber: Wir haben gehört, dass Ihr eine Färse zu Verkauf habt, und wir haben einen guten Käufer herbeigeholt. Aus der Antwort der Eltern ergibt sich dann das Weitere (Kr. Schroda).

50. Wenn die Eltern einen aus der Familie zu verheiraten beschlossen haben und der Ehe nichts mehr im Wege steht, so geht die Hausfrau mit einer feierlichen Miene in die czeladnia und macht die Verlobung und bevorstehende Heirat ihres Kindes dem Gesinde auf folgende Weise bekannt:

Oj czyście spodnie, czyście kamrele,
Cieszcie się, chłopcy, będzie wesele, d. i.
Haltet die Hosen und Westen bereit,
Freuet euch, Jungen, bald wird Hochzeit sein.

Am Abend vor der Hochzeit geht die Hausfrau (gospodyni) wieder in die czeladnia und singt folgendes:

Szykujcie buty, szykujcie kamrele,
Spieszcie się, chłopcy, jutro wesele, d. i.
Reinigt die Stiefel, reinigt die Westen,
Beeilt euch, Jungen, morgen ist Hochzeit.

Dabei tanzt sie einen besonderen Tanz, die vivata (Kr. Schroda).

51. Wer sein erstes Aufgebot hört, hat sein ganzes Leben hindurch Kopfschmerzen (Polajewo).

52. Wenn ein Paar heiraten will, so wird das gewöhnlich drei Wochen vor der Vermählung vom Priester in der Kirche verkündigt. Da dieser das Aufgebot von der Kanzel herab meldet, so sagt man von der Braut: Spadła, sie ist gefallen. Eigentlich müsste man noch hinzufügen: z ambony, von der Kanzel, aber dies wird gewöhnlich weggelassen (Kr. Schroda).

53. In einigen polnischen Dörfern der Provinz ist es Sitte, dass, wenn sich zwei verheiraten, sie sich vor der Trauung gegenseitig einige Haare abschneiden und sich dann in den Arm ritzen. Diese Haare werden in das hervorquellende Blut eingetaucht und zwischen Braut und Bräutigam gewechselt. Dieser Gebrauch soll ein Zeichen ihrer unzertrennlichen Ehe sein (Kr. Gnesen).

54. In manchen Dörfern ist es Sitte, dass die Brautleute sich mit einem zierlichen Bande aus weissem Stoff, welches eine Anverwandte gefertigt hat und welches in das Blut eines geschlachteten Hahnes eingetaucht ist, je eine Hand zusammenbinden. Das soll ebenfalls ein Zeichen der unauflösbaren Ehe sein. Wenn die Ehe mit Söhnen gesegnet ist, so wird mit dem aufbewahrten Bande dem erstgeborenen Sohn über die rechte Backe gestrichen, zum Zeichen der Treue gegen die Eltern (Kr. Gnesen).

55. Wenn die Braut die Katze schlecht gefüttert hat, so regnet es an ihrem Hochzeitstage (Kujawien).

56. Wenn es während der Trauung regnet, so wird der Ehemann sein Weib prügeln (Kr. Schroda).

57. Regen am Hochzeitstage ist eine schlimme Vorbedeutung

für die Braut. Man sagt, dass dieselbe im Leben so viele Tränen vergiessen muss, als Wasser im Regen zur Erde fiel (Kujawien).

58. Wenn am Hochzeitstage gutes Wetter ist, werden die Eheleute glücklich sein, wenn es regnet, unglücklich. Andere sagen: Der Tag der Ehe war nicht schön, aber das Leben wird glücklich sein (Gnesen).

59. Wenn das Brautpaar in die Kirche zur Trauung geht und auf dem Boden einen Faden liegen sieht, so ist es der Meinung, dass es in kurzer Zeit auseinandergeht, weil es glaubt, den Faden habe ein neidischer Mensch absichtlich hingelegt (Pleschen).

60. Wenn die Braut zur Trauung geht, so steckt sie sich ein Geldstück in den Schuh; sie wird alsdann reich werden. Zu dem gleichen Zwecke stecken ihr auch Bekannte ein Geldstück in die Tasche (Kujawien).

61. Wenn der Bräutigam zur Kirche fährt und hat vergessen, Geld mit sich zu nehmen, so bedeutet das ein Unglück in der Ehe (Gnesen).

62. Will die Frau nach der Hochzeit die Kasse führen, so muss sie sich, bevor sie in die Kirche treten, von dem Bräutigam etwas Geld fordern.

63. Wenn der Bräutigam und die Braut auf dem Wagen sitzen, um zur Kirche zu fahren, dann kommt die Mutter der Braut mit einem Teller, welcher mit geweihtem Wasser gefüllt ist, und besprengt die Insassen des Wagens. Darauf werden drei Pistolenschüsse abgefeuert, und die Musik fängt an zu spielen. Unter Musik fahren die Brautleute in die Kirche (Jankowo bei Gnesen).

64. Sieht sich eine Braut, wenn sie zur Trauung geht, in der Kirche um, so bedeutet das häufige Todesfälle in der Familie (Kr. Grätz).

65. Wenn sich die Brautleute bei der Trauung die Hand reichen, so legt die Braut ihre Hand nicht in, sondern auf die Hand des Bräutigams, weil sie meint, sie wird dann die Oberherrschaft im Hause haben (Gnesen).

66. Wenn die Brautleute vor dem Altar niederknieen, so sucht die Braut auf dem Rock des Bräutigams zu knieen, weil sie dann die Herrschaft im Hause haben wird (Gnesen).

67. Will die Frau im Hause das Oberkommando haben, so sorge sie dafür, dass sie nach der Trauung mit einem Fusse früher über die Schwelle des Hauses trete als der Mann. Doch hüte sie

sich, ganz und gar vorzulaufen, denn sie würde dann alles allein machen müssen, und der Mann würde sich um nichts kümmern.

68. Wenn während der Trauung in der Kirche zufällig ein Licht ausgeht, so bedeutet das ein Unglück in der Ehe, oder es wird eins von den Eheleuten bald sterben (Gnesen).

69. Wenn bei der Trauung die Kerzen auf der einen Seite des Altares schwächer brennen, so wird der Teil, auf dessen Seite das geschieht, früher sterben (Kr. Rawitsch).

70. Wenn die jungen Eheleute von der Kirche zurückkommen, so fährt der junge Herr auf einem besonderen und die junge Frau auch auf einem besonderen Wagen. Die Kutscher der Wagen fahren um die Wette. Derjenige Kutscher, welcher zuerst auf der Grenze des Dorfes ankommt, springt vom Wagen herunter, hält die Pferde an und zerbricht entweder die Peitsche oder legt sie vor die Pferde, indem er sagt, dass er nicht weiter fahren könne, da ihm die Peitsche zerbrochen sei. Und er hält so lange, bis ihm die betreffende Person, der junge Herr oder die junge Frau, einen Taler für eine andere Peitsche gegeben hat. Dann erst fährt er weiter. Er hat aber noch eine andere Peitsche im Wagen versteckt, die er jetzt gebraucht. Wird ihm nichts gegeben, so wirft er den Wagen um. Wenn die Wagen aus der Kirche nach Hause kommen und nacheinander vorfahren, so wird bei dem Ankommen jedes Wagens gespielt, und der Älteste auf jedem Wagen muss den Musikanten etwas geben (Kr. Gnesen).

71. Bei dem Hochzeitsessen essen nur die Verheirateten und das junge Ehepaar. Die übrigen jungen Leute bleiben stehen, singen und bedienen die Alten. Vor dem jungen Ehepaar steht auf dem Tische ein Dornzweig, welcher einen Baum darstellen soll. An diesem Zweig hängen viele Äpfel. Es wird vor dem stehenden jungen Paare die Jugendzeit, sowie das zukünftige Eheleben des jungen Ehepaares besungen (Biskupitz, Kr. Schildberg).

72. Nach dem Essen tanzt die junge Frau mit jedem Manne, und jeder muss der Musik etwas geben (Kr. Gnesen).

73. Nach Mitternacht setzt sich die junge Frau auf ein Stuhl in der Mitte der Stube. Vor ihr ist ein Tisch, und auf diesem stehen ein Teller und ein Licht. Ihr wird nun der Schleier abgenommen, und jeder, der nun um sie tanzt, muss etwas auf den Teller legen für die Haube, mit welcher die junge Frau nun bedeckt wird (Kr. Gnesen).

74. Wenn der Schleier der Braut am Hochzeitstage zerreisst, so wird die Ehe glücklich sein.

75. Wenn der Braut zum Zeichen, dass sie jetzt in den Ehestand getreten ist, die Haube aufgesetzt worden ist, so werden ihr die Augen verbunden, und die Brautjungfern gehen im Kreise um sie herum. Sie hält einen Kranz in den Händen und setzt ihn einer der Brautjungfern auf den Kopf. Diese wird sich von allen zuerst verheiraten (Gnesen).

76. Gesang einer verheirateten Frau bei Aufsetzung der Haube der jungen Frau (Kr. Wongrowitz):

Zdejmuję Ci wieniec z głowy,
Świeży, woniejący,
A za to wkładam Ci nowy
Czepek blaskiem śniący.
Nie płacz, nie płacz, moja młoda,
Ozdobnego wianka,
Za to chociaż jego szkoda,
Męża masz z kochanka.
Noś ten czepek z złotą siatką

Tak, jakeś nosiła wieniec;
Bądź taką mężatką,
Jakąś panną była.
I nasz stan ma swe słodycze,
Choć nie jest bez troski;
Błogosławieństwa Ci życzę,
Szczęścia, łaski Boskiej.

Ich nehme dir den Kranz vom Kopfe ab,
Den frischen, den wohlriechenden,
Und dafür setze ich dir auf eine neue
Haube vom Glanze strahlend.
Weine nicht, weine nicht, meine junge
Wegen des schönen Kranzes, [Frau,
Dafür, obgleich es um ihn schade ist,
Hast du einen Gemahl aus dem Geliebten.
Trage diese Haube mit einem goldenen
Netze
So, wie du den Kranz getragen hast;
Sei eine solche als Gemahlin,
Wie du als Fräulein warst. [keiten,
Auch unser Stand hat seine Erfreulich-
Obgleich er nicht ohne Sorgen ist;
Ich wünsche dir (viel) Segen,
Glück, Gnade Gottes.

77. Nimmt die junge Frau das Haus des Mannes in Besitz, so soll sie beim Betreten des Gehöftes in den Brunnen schauen und sich in dem Wasser spiegeln. Tut sie das nicht, so stirbt sie bald (Kujawien).

78. Um in der Ehe Klatschereien über sich zu verhüten, kniee die Braut bei der Trauung ganz dicht neben den Bräutigam hin, so dass niemand zwischen ihnen beiden durchsehen kann.

79. Will jemand bewirken, dass Eheleute sich nicht vertragen, so stecke er der Braut Stecknadeln in das Traukleid.

80. Junge Mädchen pflanzen in einen Blumentopf ein Myrtenbäumchen, dessen Zweige einst den Brautkranz abgeben sollen. Will ein Myrtenbäumchen nicht fortkommen, so prophezeit man der Besitzerin Unglück in der Ehe (Kujawien).

81. Brillantringe bedeuten Tränen in der Ehe (Kujawien).

82. Wenn zwei Trauungen hintereinander stattfinden, so soll bei der zweiten Unzufriedenheit in der Ehe herrschen (Kolmar).

83. Im Monat Mai soll man keine Hochzeit halten. Es ist dies ein schlimmer Monat. Alle in diesem Monat geschlossenen Ehen enden unglücklich (Kujawien).

84. Wird von zwei Bewerbern einer abgewiesen, so rächt er sich dadurch, dass er ein Schloss abschliesst und dies unter das Dach des Hauses, in dem die Neuvermählten wohnen, legt. Die Frau bleibt dann kinderlos, bis er das Schloss fortnimmt und wieder aufmacht. Oder er nimmt Erde von einem Grabhügel und schüttet sie auf die Schwelle, über die das junge Paar in das Haus gehen muss. Die Folge ist, dass ihnen alle Kinder sterben.

85. Hat jemand den Trauring verloren oder ist er ihm entwendet worden, so findet man ihn auf folgende Weise: Man nimmt ein Sieb und das Trautuch eines Verstorbenen. Hält man dies Sieb in dem Tuche, so fängt es an, sich in die Runde zu bewegen. Man muss nun darüber nachdenken, wer den Ring wohl genommen haben könne. Trifft man die Person, so bleibt das Sieb augenblicklich stehen. Doch soll man dies nicht ohne Not tun, da sich sonst der Verstorbene, dem das Trautuch gehörte, dabei im Grabe umdreht. Statt des Siebes und des Tuches kann man auch einen Schlüssel und ein Gebetbuch nehmen.

## II. Mutter und Kind.

1. In einem Hause, in welchem sich eine schwangere Frau befindet, darf am Sonntage das Spinngewebe nicht ausgefegt werden, denn das würde Unglück bedeuten (Kr. Rawitsch).

2. Wenn eine Frau, die guter Hoffnung ist, die Deichsel eines Wagens übersteigt, so wird das geborene Kind der grösste Taugenichts werden und gegen die Gebote Gottes sündigen (Pleschen).

3. Ist ein Kind geboren, so darf dieses frohe Ereignis den Nachbarn nicht im selbigen Augenblick mitgeteilt werden. Wird von diesen nämlich dann etwas vom Hofe genommen, so wird das Kind nie auf einen grünen Zweig kommen und in späteren Jahren stets Unglück haben (Kujawien).

4. Neugeborene Geschöpfe — auch von Tieren gilt das — darf man, wenn man sie zum erstenmal ansieht, nicht plötzlich neugierig anschauen, sondern man muss sich zuerst auf die Nägel und dann auf die Geschöpfe schauen, sonst werden sie krank.

5. Nach der Geburt suchen die Eheleute dem Kinde einen Namen aus. Man nimmt gewöhnlich das Gebetbuch, schlägt den Kalender auf und verfolgt die Heiligennamen vom Geburtsdatum an. Findet sich kein passender Name, so wird der vorhergehende Monat aufgeschlagen. Niemals aber darf man die Heiligennamen aufwärts (von unten nach oben) verfolgen. Das Kind würde alsdann klein bleiben. Früher war es Sitte, dass man den Heiligennamen des Geburtsdatums nahm, mochte er passen oder nicht (Kujawien).

6. Nach der Geburt eines Knaben hat der Ehemann das Recht, mit seinen Nachbarn das popielcowe zu feiern. Dabei wird viel auf das Wohl des zukünftigen Mannes getrunken. Nach der Geburt eines Mädchens tun das die Nachbarinnen, die alsdann Asche herumstreuen. Davon hat dieser Gebrauch wohl seinen Namen (Kujawien).

7. In bezug auf die glückliche oder unglückliche Geburtszeit existiert im Volke ein Verschen, welches also lautet:

Sonntagskinder — Glückskinder,
Montagskinder — kluge Kinder,
Dienstagskinder — reiche Kinder,
Mittwochskinder — Schlabberkinder (d. i. schwatzhafte),
Donnerstagskinder — Zorneskinder,
Freitagskinder — Unglückskinder,
Sonnabendskinder — Todeskinder.

In der Nacht geborene Kinder gelten als schläfrige, am Tage geborene dagegen als muntere Kinder. Bei Vollmond sollen schöne und gesunde, bei abnehmendem Mond kränkliche und schwächliche Kinder geboren werden. Als rechte Glückskinder sind die zu Ostern und Pfingsten geborenen Kinder anzusehen.

8. Sehr gefährlich für die kleinen Kinder ist die Zeit von der Geburt bis zur Taufe nach der Ansicht vieler abergläubischer Leute, denn während dieser Zeit kann das Kind leicht beschrieen werden. Kein Weib, dessen Augenbrauen über der Nasenwurzel zusammengewachsen sind, darf sich dem Kinde nähern, denn sonst könnte das Kind durch bösen Blick berufen werden. Gegen das Beschreien und Berufen wendet man verschiedene Schutzmittel an. So wird dem Kinde an das Häubchen mitten über die Stirn eine Geldmünze oder ein rotes Bändchen genäht. Gegen das Berufen wird das Kind auch dadurch geschützt, dass man ihm ein Kreuz

an die Stirn leckt oder mit Holzkohle ein solches auf die Stirn malt. Bisweilen hängt man dem Kinde auch ein Amulett um den Hals, oder man bindet ihm ein rotes Bändchen um das Handgelenk, dann kann es nicht beschrieen werden.

9. Vor der Taufe haben die Podziomki (Unterirdischen) freien Zutritt zu dem Kinde und können es stehlen. Um dies zu verhindern, legt man dem Kinde den Rosenkranz oder einen andern geweihten Gegenstand an (Kujawien).

10. Wenn ein Kind noch nicht getauft ist, so legt die Mutter ihm ihre Nachtmütze unter das Kopfkissen, damit nicht etwa eine Hexe kommt. Denn wenn eine Hexe kommt und das ungetaufte Kind ansieht, so wird es auch eine Hexe (Hohensalza).

11. Der Charakter des Kindes richtet sich nach dem Charakter der Paten seines Geschlechts (Kujawien).

12. Die Paten geben dem Kinde nach der Taufe ein Geldstück, gewöhnlich einen Taler, den wiązarek, Gebinde. Tun sie das nicht und stirbt das Kind, so hat es im Grabe keine Ruhe (Kujawien).

13. Verstorbene Kinder sollen sich bei ihren Paten, wenn dieselben kein Patengeschenk gegeben haben, weinend hören lassen.

14. Wenn die Paten Kupfer- und Silbermünzen zusammen einbinden, so wird der Täufling zeitlebens kränklich sein; auch wird er von verschiedenen Unglücksfällen betroffen und leidet an schlimmen Augen.

15. Wenn der Geistliche bei der Taufhandlung etwas vergisst oder sonst einen Fehler macht, so wird der Täufling mondsüchtig oder ein Alp und drückt als solcher die Menschen im Schlafe. Um den Täufling von diesem Übel zu befreien, muss er noch einmal getauft werden.

16. Bei der Taufe soll der Priester auch das Wort morus aussprechen. Wenn er sich nun verspricht und statt morus mora sagt, so wird die auf diese Weise getaufte Person eine mora, ein Alp (Czerleino, Kr. Schroda).

17. Manche Frauen haben ziemliche Bärte. Das kommt, wie die Leute vielfach sagen, davon her: Wenn der Priester bei der Taufe ein Mädchen mit einem Knaben verwechselt und demselben ebenso die Oberlippe salbt wie sonst nur dem Knaben (in Wirklichkeit geschieht auch dies nicht), so wächst ihr der Bart (Czerleino).

18. Schreit das Kind in den ersten Tagen und während der Taufe viel, so wird aus ihm später ein tüchtiger Sänger werden (Kujawien).

19. Die Paten werden nach der Lehre der katholischen Kirche miteinander verwandt. Nach der Taufe tragen sie das Kind um den Altar herum und legen dabei ein Geldstück in den Opferkasten. Infolgedessen bleiben sie gewöhnlich einen Augenblick hinter dem Altar stehen. Man neckt sie alsdann damit, dass sie sich so lange geküsst hätten. Früher war nämlich der Brauch, dass die Paten hinter dem Altar einander küssten (Kujawien).

20. Leute, welche aus Kujawien nach Czenstochau pilgern, passieren auf ihrem Wege einen Wald, kumoterski bór, d. i. Patenwald genannt. An diesem Wege im Walde soll noch vor Jahren ein Stein gelegen haben, welcher die Form eines bespannten Wagens hatte. An denselben knüpfte sich folgende Sage: Vor Jahren wohnten in der Gegend ein Mann und eine Frau, die in einem unerlaubten Verhältnisse miteinander lebten. Nun wurden sie einmal zu Paten geladen, und sie fuhren auch mit dem Kinde zur Taufe. Dadurch waren sie geistig miteinander verwandt geworden. Als sie nach Hause fuhren und durch den Wald kamen, begingen sie die Sünde von neuem. Für solche Missetat strafte sie Gott: sie wurden samt Pferden und Wagen zu Stein (Kujawien).

21. Wenn die Mutter ihrem Säugling 24 Stunden lang nicht die Brust gibt, so kommt derselbe, wenn er erwachsen ist, dadurch in die unangenehme Lage, wider seinen Willen Menschen und Vieh „verrufen“ zu müssen.

22. Wenn ein Kind 24 Stunden lang keine Brust bekommt und dann wieder gesäugt wird, so bekommt es den przyrok, den bösen Blick (Kujawien).

23. Müttern, welche die Kinder nicht an ihrer Brust saugen lassen, werden in der Hölle junge Hunde an die Brust zum Säugen gehalten (Janowitz).

24. Wenn die leere Wiege gewiegt wird, so bekommt das Kind Kopfschmerzen.

25. Vielfach ist es üblich, dem Kinde an seinem ersten Wiegenfeste verschiedene Gegenstände vorzulegen, um seinen zukünftigen Beruf zu erfahren. Greift dasselbe z. B. nach dem Gelde, so wird es ein Kaufmann werden; das angefasste Buch deutet auf einen Gelehrten usw.

26. Hat das Kind ein Jahr hinter sich, so wird vor ihm am Geburtstage auf dem Tische ein Schnapsglas, ein Gebetbuch und ein Talerstück gelegt. Greift das Kind nach dem Gebetbuche, so wird es Geistlicher; wählt es das Glas, so wird aus ihm ein Säufer; streckt es seine Hand nach dem Taler aus, so wird es später reich werden (Kujawien).

27. Im ersten Lebensjahr darf man kein Kind auf den Kirchhof mitnehmen, sonst muss es bald sterben.

28. Kinder unter einem Jahr darf man nicht in den Spiegel sehen lassen, sonst werden sie krank.

29. Wenn man ein kleines Kind auf den Tisch setzt, dann lernt es schwer sprechen.

30. Auf dem Lande haben die Leute die Gewohnheit, wenn ein junges Kind zum erstenmal geschoren wird, ihm die Ohren mit Wachs zu verstopfen, denn sie glauben, wenn das Kind das Knarren der Schere hört, wird es später verrückt (Gnesen).

31. Man darf ein Kind nicht mit einem Besen hauen, sonst wird es mager und stirbt (Kujawien).

32. Ein Kind darf man nicht mit Tiernamen schimpfen, sonst wächst es nicht (Kujawien).

33. Wenn ein Kind durch ein Fenster steigt, so wächst es nicht mehr.

34. Über ein auf der Erde liegendes Kind darf man nicht hinwegschreiten, sonst wächst es nicht.

35. Kinder haben oft die Unart, dass sie rückwärts gehen. Sie fallen alsdann oft hin und ziehen sich auf diese Weise einen Schaden zu. Solchen Kindern ruft man zu, dass sie durch ihr Rückwärtsgehen Vater und Mutter in die Hölle führen. Wenn ein Erwachsener das tut, so sagt man, er führt sich selbst in die Hölle (Gnesen, Kujawien).

**(Ein weiterer, dritter Teil soll „Krankheiten, Tod und Begräbnis und das Leben nach dem Tode“ in Aberglaube und Brauch behandeln.)**

---

# Die älteste Probe schlesischen Volksdialekts im Drama.

Von Dr. phil. Alfred Lowack.

Unter dem Titel „Die älteste Probe des schlesischen Volksdialekts“ veröffentlichte Hermann Palm im 6. Bande der Schles. Provinzialblätter (Neue Folge 1867) die schlesischen Dialektpartien aus des Löwenberger Arztes Tobias Kober Drama: Idea Militis vere Christiani . . . . (Liegnitz 1607). Auch noch vor kurzem erschien in der „Schlesischen Zeitung“ (Jahrg. 1904, Nr. 568, vom 14. August) ein Aufsatz: „Die schlesische Dialektdichtung vor Karl v. Holtei“, in dem ausdrücklich Kobers Schauspiel als die älteste Probe des Vorkommens der schlesischen Mundart in der Dichtung bezeichnet wird. Es gibt aber noch ein um fast ein Vierteljahrhundert älteres Drama, das den schlesischen Dialekt verwendet: nicht Kobers Drama, sondern dieses bietet also die älteste Probe der schlesischen Volksmundart. Das einzige mir bekannte Exemplar des Stückes befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Göttingen. Der Titel lautet: „Die fart Jacobs des Heiligen Patriarchens und der Ursprungk der Zwölff Geschlecht und Stämme Israel, aus dem Buch der Schöpffung Comedienweise auff Hochzeiten und sonsten zu Spielen gestellet durch Georgium Göbeln, Kayserlichen offenbaren Notarium und deudtschen Schulmeister zu Görlitz. Gedruckt zu Budissin durch Michael Wolrab“; das Druckjahr 1586 steht erst am Schlusse des Stückes.

Der Ort der Aufführung, Görlitz, legt die Vermutung nahe, dass es sich nicht um einen im engeren Sinne schlesischen Dialekt handle, sondern um den der Oberlausitz. Freilich ist ja auch möglich, das Göbel gar kein Görlitzer war; leider ist über ihn nichts zu erfahren. Der treffliche Kenner der Altgörlitzer Verhältnisse, Herr Professor Dr. Jecht, Sekretär der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, teilt mir auf meine Anfrage gütigst mit, dass auch er von dem Verfasser nichts Näheres wisse. Doch scheint Göbel zur Zeit der Abfassung des Stückes noch nicht lange in Görlitz tätig gewesen zu sein: Herr Professor Jecht hat verzeichnet, dass 1582 Martinus Rosa, Hans Rothe und Andreas

Barthel in Görlitz „deutsche Schulhalter" sind; damals also scheint Göbel das Amt noch nicht bekleidet zu haben. Übrigens stimmen die Lautverhältnisse des Dialektes in unserem Stücke so sehr zur Eigenart des Schlesischen im engeren Sinne, dass wir ihn — von manchem inkonsequenten Wechsel mit schriftsprachlichen Formen abgesehen — getrost als „schlesisch" bezeichnen dürfen[1]). Darauf wird in den Anmerkungen noch eingegangen werden.

In der Vorrede sagt Göbel, dass er in seinem Drama diejenigen, die schon vor ihm „biblische Historien reimweise beschrieben" hätten, nachahmen wolle. Er verspreche sich für die Zuhörer einen praktischen Nutzen: man verstehe und merke sich eine solche Geschichte besser, wenn man sie vorgestellt sehe, als wenn man sie bloss lese. Der Inhalt sei dem 1. Buche Mosis (Kap. 27—32) entnommen. Im vergangenen Jahre habe er das Stück mit seinen Schülern zu Görlitz „publice agiret".

Der Inhalt entspricht dem biblischen Berichte von Jacobs Betrug um die Erstgeburt, seiner Flucht, seinem Dienst bei Laban, seiner Werbung um Rahel, seiner Rückkehr und der Aussöhnung mit Esau.

Das Stück ist in paarweise gereimten Versen geschrieben, die bei stumpfem Ausgange achtsilbig, bei klingendem neunsilbig sind. In der schlesischen Mundart sprechen die Hirten Matz, Contze und Hentze, die in der 3. Scene des 2. Aktes und in der 2. Scene des 5. Aktes auftreten.

### Actus 2. Scena III.

Matz, Contze, Hentze, Jacob, Rahel, Laban.

(Die Hirten kommen aus dreien Orten zusammen.)

Matz.

Gott geh dir glück me lieber Contz,
Wo blebt so lang het unser Hentz.
Ich ducht hä würde schun hie seen,
So stist nach wie e stock aleen.

Contze.

5 Mey lieber Matz ist nicht de spat,
So vergell dirs der liebe Gott.
Ich hal hä wird nu och schir kummen,
Hir, hir, hir, hir, dort hirst ihn brummen.
In seene Sackpfeiff ludelt er,
10 Hä brummet wie e zeedel Baer.

[1]) Hierfür sprechen besonders zwei Erscheinungen: 1) Neuhochd. *ei* = mhd. *î* ist durch *ê* vertreten, z. B. *dree* drei, *pfeel* Pfeil, *seen* sein, *gleech* gleich usw., während die Lausitz hier den *ai*-Laut hat; 2) die Formen *saate* sagte, *saan* sagen, *fro* frage usw. müssten in der Lausitz *soite* usw. lauten, ebenso wie in dem Gebiete, das ungefähr durch eine Linie Guben — Bernstadt — Bischofswerda — Marklissa — Jauer — Brieg — Hundsfeld — Ostrowo — Czempin — Crossen — Guben umschrieben wird. *Ss.*

Matz.

Ey seem sin dunckt hä machts gar guht,
Ih sich hä hat een newen hupt,
Wir dochten du werst gar gestorben.

Hentze.

Ich kust e wing mit Labans Urben,
15 Der saate mir grosse schwinde haer,
Ihm het ettran ä Schoff ä Baer.
Und wer zu pusch mit een gewuscht,
A het seine humbde hä noch gehuscht.
Den grussen der so meuse faal,
20 Und den klen mit dem grussen zaal.
Die wern ihm uff den halss gehockt,
Und haten ihn ey den peltz gezwogt.
Und ass hä mit den förder tatzen,
Hatte wolt noch den humbden kratzen.
25 Und sich su tapffer hat geweert,
So hatt es Maul ern uff gespert,
Do waren raus gefalln das Schoff,
Pleck, pleck, pleck, pleck, e vollem loff.
Hat sichs zur herde zu gemacht,
30 Ich haell ich hatte mich zu lacht,
Es wer mirs maull baal uffgerissen.

Contze.

Ih hat hess nicht zu Tudt gebissen?

Hentze.

Ich haele das du gar nersch bist,
Ih wenn das Schoff wer Tudt gewest,
35 So wirsch Ju nicht geloffen seen,
Es iss vorwor gut lachen deen.
Ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, he,
Ich lach das mir der bauch thut weh.

Matz.

Du machst das ist gleech och mus saan,
40 Wie sichs mit mir hot zugetraan.
Heut kam e wulff wul aus den Eechen,
Her gar mit leesen trit geschlichen.
Geleet hat ich mich uff den bauch,
In schaaten undern hasel strauch.
45 Da lausch ich und saag jm feen zu,
Ich ducht was wird hä machen nu.
So kript hä sich gar in een schwung,
Und that een grussen luffte sprung.
Do stund een zieg beem breemen dorn,
50 Die seelck erwuscht hä be em horn,
Ich wuscht gschwindt uff wie e pfeel
Schlug uff den kopp ihn mit der keuel.
Das hä sich ass e Aff vordreet,
Und bleb da liegen uff der steet.
55 Und dreet die zincken all eppor.

Hentze.

Contze glebstus och: obs och iss wor?

(Contze beschawet Matzes Keule.)

Contze.

Mit der hicke hie? O das gleb ich nicht.
Sie muste haan e grösser gewicht.
Ich haal du wirst ihm haan gelaust,
60 Ih ja wens meene wer geweest.
Die hot en feenen grussen knorn,
Ich schneet sie von een haanedorn.

Matz.

Ih wenn meene Keule gleech ist kleen,
Sisse doch wull so schwer wie steen.
65 Ihr hach gethon en guden possen.
Ich ha sie vull mit blee gegossen.
Ich geb sie nicht für deener vier.

Contze.

Ich tauscht och nicht das gleebe mir,
Und wenn du mir gleech zu welst geen,
70 Noch silcher Keulen dree mal zeen.

Hentze.

Ihr seed mit ewren grausam stoltz,
Schot mene siss vo schissber holtz.
Es wird och nicht die schlimbste seen,
Ich geb sie nicht für ewer een.

(Matz beschawet Zeintzes Keule.)

Matz.

75 Ho, ho, hot sie doch ke geschick,
Siss och nicht dün, siss och nicht dick.
Siss och nicht lang, siss och nicht kurtz,
Darzu hot sie een krumen sturtz.

Contze.

Ein jedern dünckt die schinste seen,
80 Drumb wil behalten ich die meen.
Denn siss och wull daller guts best,
Sie hot viel knurren und viel est.

Hentze.

O lieber lut von zanck der keulen,
Es mochten sist draus werden beulen.

85 Genug von dem een anders heer.
Wens ewer aller wille weer,
So wellen wir es triplicirn,
Die pfeeffen feene Concurdiren.
Bis Labans Rahell kompt herbee.

Matz.

90 So sitz wir nieder alle dree.

(Sie fallen alle drey nieder.)

Contze.

Du bist im gsesse grausam schwer,
Es war etzwee wens gleesern wer.

Hentze.

Ih was wern wir nu pfeeffen was,
Ih hart Ih lut uns pfeeffen das.

Matz.

95 Ih was darffs lange viel Cramantz,
Lut uns pfeeffen den Scheeffer tantz.

Contze.

Ih nu wull ahn, so fanget ahn.

(Sie ludeln untereinander.)

Hentze.

Halt still saet was kompt für e Mahn,
Gegangen übers feeld die queer.
100 Hä giht gerad uff uns do heer,
Lut horchen, was hä doch wird woln.

Jacob.

Gegrüsset seit ihr lieben gesellen.
Wem steht ihr zu? wo seit ihr heer:
Zu sagn mir habt kein beschwer.

Hentze.

105 Lieber frind wir seen von haran.

Jacob.

Kent ihr des Nahors Sohn Laban.

Hentze.

Ju e iss gar wul bekandt.

Jacob.

Wie hat es mit ihm ein zustandt,
Lebet er wol ist er gesund.

Hentze.

110 Wissen nicht anders zu der stundt.
Hä iss an haab und guttern reech,
Zwu töchter hot hä seuberleich.
Rahel die Jungst dort kompt eeben,
Den Schoffen wird zu trincken geben.

Jacob.

115 Ihr lieben Freund der Tag ist noch,
Fast lang secht auff, die Sonn steht hoch,
Und dünckt mich noch zu zeittlich sein,
Das man die Schaff wolt treiben ein.
Trencket und weidet die noch meh,
120 Bis die Son besser unter geh.

Matz.

Wir könn sie noch nicht trencken jh,
Sie seen denn all zu male hie,
Ih Rahll wir han gehart noch dir.

Rahel.

Ich bit seid doch zu fried mit mir,
125 Die Schaff hatten sich seer vorsteckt,
Vor hitz unter die streuch gelegt.
Ich must mit müh sie suchen auff,
Bis das ich sie bracht all zu hauff.

Contze.

Wir woln nu unse och heer treeben,
130 Ih Rahl du magst der weel hie bleeben.

(Die Hirten gehen ab.)

Nun gibt sich Jacob zu erkennen:

„Ich bin ewrs Vaters schwester sohn,
Dort aus dem Lande Canaan,
Euch zu besuchen kommen her“.

Rahel geht gleich den Vater holen, der denn auch bald kommt und Jacob bewillkommnet. Damit schliesst der 2. Akt.

In der 2. Szene des 5. Aktes begegnen wir den Hirten noch einmal. Jacob befindet sich auf der Heimkehr und heisst die

Hirten vorauseilen und seinem Bruder Esau einen Teil der Herden zum Geschenke bringen.

Hentze.
Wir wollns wol thun me lieber Hirr,
Ich fürchte mich geschwinde sihr,
Wenn häss ack nicht jrn schlüg zu Todt.

Jacob.
Wol wird uns alle behutten Gott.

Contze.
135 Ih lieber Hirr ich saa vorwor,
Mir stin meen hoor all empor,
Es graust mir grausam für der sach.

Matz.
Ich fro wul nicht gaar viel dernoch,
Dann das ist mir das aller betzt,
140 Ihr zieht voran und ich zuletzt.
Gihts ubel zu so reess ich auss.
Und lass euch baden e dem strauss.
Ih butz jessschend ich bleibe nicht.

Jacob.
Geht fort und mein beuehl vorricht.

**Sprachliche Bemerkungen.** Die Abweichungen unseres Dialektes von den Gesetzen der hochdeutschen Laut- und Formenbildung entsprechen durchaus der Eigenart des Schlesischen: *a* = mhd. *o*, z. B. Zeile 4 *nach* noch (vgl. dazu K. Weinhold, Die Laut- und Wortbildung und die Formen dor schles. Mundart, Wien 1853, S. 24, im folgenden durch WG. bezeichnet); *ê* für hd. *ei*, mhd. *î*, z. B. Z. 2 *blebt* bleibt; *é* = hd. *au* + *i*-Umlaut, z. B. Z. 57 *gleb ich*; *i* für *e* in *Hirr* Herr, Z. 131 (WG. 39); *i* = *ê* Z. 4 *stist* stehst (WG. 40); *î* = *ö* Z. 8 *hir* hör(e) (WG. 40); *i* = mhd. *ü* (*u*) Z. 84 *silch* solch, Z. 70 (WG. 41), vgl. Z. 105 *frind* = mhd. *vriunt, vrünt* WG. 41); *o* oder *u* für *a* Z. 13, 3 *dochte, duchte* dachte (WG. 51, 60); *o* für *au* in minderbetonten Silben wie *och* auch Z. 39, *schun* schon Z. 3 (WG. 53, 56); *u* für *i* in *gewuscht* gewischt Z. 17 (WG. 56); *u* = *au* in *uff* auf Z. 21 (WG. 60).

**Erklärung einzelner Worte und Wortformen.** Z. 1: *me* mein; auslautend oft Abfall des n (WG. 68). — Z. 3: *hä* für mhd. *hê* (Nebenform von *ër*) nicht auffallend, da für mhd. *ê* auch sonst im Schlesischen *æ* (*ae*) begegnet (WG. 38). — Z. 6: *vergell* vergelte; noch heute ganz gebräuchlich; ebenso Z. 11 *hal* = halte dafür, glaube. — Z. 10: *zeedel Baer;* vgl. z. B. Campes Wörterbuch der deutsch. Sprache, 5. Teil (1811) S. 869: *zeedel Baer*, ein kleiner, dicker Bär, der dem Honig besonders nachgeht, den er aus den wilden Bienenstöcken zeidelt, d. h. nimmt; *zeideln* = den Bienen den Honig nehmen (mhd. *zîdelen*). Die Redensart: *brummen wie e zeedel Baer* ist, wie mir berichtet wurde, noch heute in der Gegend um Frankenstein üblich; man empfindet aber jetzt *zeedelbär* dort als „Zottelbär“, d. h. zottiger, struppiger Bär. — Z. 12: *hupt* = Hut; das *p* vergleicht sich dem unorganisch eingefügten *b*; dieses ist im Auslaute und in Konsonantenverbindungen, namentlich nach Kürzen, wohl in *p* übergegangen (vgl. WG. 71, 72). Oder ist es Verschreibung? — Z. 14: *kust* koste; *kosen* = plaudern. — *Urben* Urban. — Z. 16: *ettran* enttragen, fortgeschleppt. Deutsches Wörterbuch (DWb.) III, 579. — Z. 17: *gewuscht* gewischt; *wischen* = sich schnell bewegen: Campe, Bd. V, 744. — Z. 18: *humbde* = Hunde. Vor Lippenlauten geht im schles. Dialekt *n* in *m* über (WG. 69). Das *b* ist unorganische Einfügung (WG. 72). — Z. 18: *nach gehuscht* = nachgehetzt. DWb. IV, 2, 1975. — Z. 20: *zaal* (*zagel, zahl*) = Schwanz. — Z. 30: *zu lacht* = zerlacht; über *zu* für *zer*

im schles. Dialekte vgl. WG. 57. — Z. 47: *kript sich* = krümmt sich; hier: macht sich sprungbereit. Inf.: *krippen;* DWb. V, 2326. — Z. 49: *breemen dorn. breeme* = mhd. *brâme* = Brombeerstrauch, überhaupt jeder Strauch, in den man sich mit den Kleidern verwickeln kann; DWb. II, 293. — Z. 50: *seelck*, entstanden durch Zusammenziehung aus mhd. *sëlbic*. — Z. 54 *bleb* blieb (*ê* = mhd. *ei*: vgl. WG. 34); ist aber nicht nordschlesisch). — Z. 57: *hicke* Hacke? — Z. 62: *haanedorn* = Hagendorn. — Z. 95: *cramantz* „Höflichkeit, Ziererei", ist aus französisch *grand merci* entwickelt.

# Der schlesische Bergmann unter und über Tage.

Von Dr. Drechsler in Zabrze.

Oberschlesien ist weiteren Kreisen noch immer eine terra incognita, ein unbekanntes Land. Es liegt den meisten da unten, „fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches", wie anno 1790. — Als ich vor nunmehr sechs Jahren nach Oberschlesien, das ich gar nicht kannte, versetzt wurde, entliess man mich von Breslau mit Worten des Bedauerns, wie wenn ich auf dem Wege der administrativen Verschickung nach Sibirien hätte ziehen müssen. Man riet mir in allem Ernste, mich schleunigst in den Besitz eines Revolvers und eines polnischen Wörterbuchs zu setzen, da man ohne diese beiden Begleiter im Industriebezirke schlechterdings nicht auskomme. Ich habe bis heute beides noch nicht vermisst. — Vor einigen Jahren hörte oder las ein Beamter im heiligen Cöln am Rheine, Oberschlesien treibe viel Bergbau und Beuthen liege am Fusse des Riesengebirges. Bergfroh, wie er war, beantragte er seine Versetzung nach Beuthen, er erhielt sie. Sofort nahm er sich ein ebenso berglustiges Weiblein und schickte an das Beuthener Stadtblatt ein Inserat, worin er eine Wohnung suchte, deren Fenster auf die Riesenberge hinauslägen. — So wenig kennt man Oberschlesien und den darunter meist verstandenen Industriebezirk; daher entspringen die unglaublichsten Vorstellungen, die schaurigsten Mären.

Es lebt sich in Oberschlesien im grossen ganzen nicht anders als in Mittel- und Niederschlesien. Nur ein Unterschied wird dem aufmerksamen Betrachter klar: im Industriebezirke ist eine Fülle von Intelligenz und Schaffenskraft zusammengedrängt wie auf gleich kleinem Raume wohl in keinem Teile Schlesiens.

Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
Grosses wirket ihr Streit, Grösseres wirket ihr Bund.

Weise und fürsorglich verfährt Mutter Natur: wo sie ihre schmückende Hand nicht über die Oberfläche streifen liess, wo die Gegend farb- und reizlos erscheint, da hat sie in die Tiefen ihre Gaben gesenkt, ihre reichen Wunder. Und diese Schätze hebt Menschenwitz und Menschenlist.

Da lernt man die Bezeichnung „amerikanische Verhältnisse" verstehen. Wo vor 30 Jahren Wildnis und Wüsterei war, dehnen sich heute Ortschaften mit Tausenden von Einwohnern. Wo das Jahr zuvor Kartoffeln stunden, erhebt sich heute ein stolzer Bau und ladet mit Theaterraum und Konzertsaal, mit Lesesalon und Bismarckzimmer, mit erlesenen Speisen und Getränken zu geistigem und leiblichem Genusse ein. Noch weniger bekannt als dieses Oberschlesien mit seinen Naturschätzen und seiner raschen Entwickelung auf technischem und kulturellem Gebiete ist das Leben des Bergmanns, des Knappen in dem Ringkampfe mit der Natur.

„Ihr arbeitet schon lange im Bergwerk?" fragt in Zolas Germinal der Maschinenschlosser Etienne Lantier den „bergfertigen" (invaliden) Karrenschieber Bonnemort.

„Lange, ach ja!" sagt er. „Ich war noch keine acht Jahre alt, als ich zum ersten Male hinunterfuhr, und jetzt bin ich achtundfünfzig. Rechnet mal ein bisschen nach! Ich habe dort unten alles gemacht, bis meine verdammten Beine nicht mehr mitwollten und der Arzt gemeint hat, ich sollte oben bleiben. Was? Das ist ein Spass! Fünfzig Jahre im Bergwerk, und davon fünfundvierzig Jahre unten!"

Fünfundvierzig Jahre unter der Erde! Das klingt uns, die wir vermeinen, nicht leben zu können, wenn wir nicht das Licht der Sonne sähen, schier unglaublich; und wenn wir im Industriebezirke mit der Strassenbahn rasch von Ort zu Ort sausen oder im Hüttenparke auf- und abwandeln, und wir hören: dort neben und unter der Strasse, die wir fahren, hier, wo wir eben gehn und stehn, unten in einer Tiefe bis 500 m leben und schaffen Menschen, nicht zehn, nicht hundert, sondern Tausende warmblütige Menschen wie wir — Tag für Tag, Jahr um Jahr, das dünkt manchem eine Erzählung aus tausend und einer Nacht.

Doch die Lohnkämpfe der letzten Zeit, die Hunderttausende von Streitern um vermeintlich vorenthaltene oder verkürzte Rechte, sie sprechen die kalte Sprache der Wirklichkeit und mahnen an die menschlichen Maulwürfe da unten, an das Heer von Bergarbeitern und Kohlengräbern, die in angeblich menschenunwürdigen Verhältnissen „im finsteren Stollen auf schlüpfrigem Boden gebückten Leibes und mit Werkzeug beladen arbeiten und mit dieser Arbeit, unter beständiger Lebensgefahr, jahrein jahraus das reichliche Drittel des Tages ausfüllen".

Man muss auch hier zwischen Dichtung und Wahrheit unterscheiden und sich vor Übertreibungen nach dieser und jener Seite hin hüten. Die Zeiten sind vorüber, wo man denjenigen, dessen sehtrunkener Blick in den Mineralschätzen wühlen, dessen Kunst und Fleiss sie heben durfte, staunend bewunderte und mit der Dichtung Strahlenkranz umwob.

Der Dolmetsch dieser Stimmung ist der Dichter-Bergmann Novalis in seinem „Heinrich von Ofterdingen". „Der Bergbau muss von Gott gesegnet werden!" ruft er aus; „denn es gibt keine Kunst, die ihre Teilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte als der Bergbau". Mit Wehmut lesen wir heute diese Worte, deren Fortsetzung: „Arm wird der Bergmann geboren, und arm geht er wieder dahin" aus dem Zusammenhang gerissen den Grundton sozialer Verhetzung und aufreizenden Klassenhasses bildet und in der Behauptung gipfelt: wer noch leugnet, dass es weisse Sklaven gibt, der gehe in die Kohlenreviere! — Das mag von den Bergwerken Sibiriens gelten, dieser Hölle auf Erden, den Schwefelminen Siziliens, wo die Förderjungen von ihren eigenen Eltern an gewissenlose Unternehmer um ein Sündengeld verhandelt werden, ja, das mag von den Bergwerken Englands gelten — von den Kohlengruben Deutschlands gilt das nicht!

Allerdings bringen gewisse Zeitungen seitenlange Berichte über das tiefe Elend, die Not und den Hunger der Bergleute; sie sind so wahr wie jene merkwürdige Reisebuchnotiz „man brauche in den Kohlengruben Oberschlesiens ein noch völlig unbekanntes Tier, koń genannt (polnisch: Pferd), wie die Lappländer ihre Hunde, als Zugvieh!" —

Man unterscheidet Erz- und Kohlenbergbau. Der Erzbergbau blickt auf eine lange Vergangenheit zurück. Seine Anfänge sind zwar wie jeder Anfang in Dunkel gehüllt, aber soviel steht fest, dass ihn deutsche Bergleute aus Franken in unserer Heimatprovinz eingeführt haben. Darum sind die alten bergmännischen Ausdrücke samt und sonders deutschen Ursprungs, auch die von Veith in seinem Bergwörterbuch als slavisch angesprochenen Bezeichnungen „Stollen" und „Lehn" [1]).

Nichtdeutsche Bezeichnungen sind Lehnwörter jüngerer Zeit, wie „kutten" [2]) und „Rabisch" slav. = Kerbholz, oder Provinzialismen wie das oberschlesische „Kurzawka", schwimmendes Gebirge.

Der Bergmann hat sich frühzeitig durch Sprache und Tracht, Brauch und Glauben von der umwohnenden, ackerbautreibenden Bevölkerung abgesondert. Das Bergwerk lag in der Regel abseits von den Verkehrsadern, die Knappschaft, d. h. die auf einem Werke beschäftigten Bergleute, schloss sich im Bewusstsein eines besonderen Standes zusammen. Angesichts der Gefahren, mit denen täglich, ja stündlich gerechnet werden muss, vertiefte sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit: gegenüber elementaren Katastrophen rettet nur das todesmutige, das Leben einsetzende Beispringen der Kameraden, das entschlossene und rechtzeitige Eintreten aller für einen und eines für alle. Wenn sich auch das Gefühl der Gefahr, so z. B. gegenüber den Sprengstoffen, dem Sprengzeug, dessen Einführung die alte Schlägel- und Eisenarbeit verdrängt hat, allmählich abschwächt, wozu Leichtsinn und stumpfe Gleichgültigkeit beitragen, so ist doch der ältere Bergmann, der Weib und Kind daheim hat, ernst und demütig. „Tiefe schafft Bescheidenheit" lässt Scheffel im Trompeter von Säckingen den Erdmann zu Jung Werner sagen.

Wer einmal in einen Schacht eingefahren ist, den wird es gedenken, wie feierlich ihm zumute ward, als ihn die Förderschale in der Tiefe, „unter Tage", absetzte. Eine tiefe Stille, ein grosses ernstes Schweigen umgibt ihn, in unsichtbarem Rinnsal rauschen die Wasser, dunkel und verschlungen kreuzen sich die Gänge, hie und da taucht im Lichte der Grubenlampe ein Schatten auf und

---

[1]) Heinrich Veith, Deutsches Bergwörterbuch. Breslau 1871.

[2]) Kutten trs., die Halden umgraben und das noch darin vorhandene Erz auslesen, von dem böhmischen kutiti, ausgraben, nachgraben.

huscht gespenstisch vergrössert über das Gestein, in der Ferne hört man dumpf die Schritte der Fahrenden, dumpf bricht sich das Echo der Schüsse in anderen Bauen oder eines kurzen Rufes. Die Einsamkeit schafft grübelnde Gedanken, lässt die Wunderblume der Frömmigkeit wurzeln, aber auch die Schlingpflanzen des Aberglaubens üppig aufschiessen.

Dies alles hat zusammengewirkt, um die Eigentümlichkeiten des deutschen Bergmannes zu schaffen und zu bilden. Doch haben sie sich nur dort erhalten, wo Erzbergbau von alters her, von erbgesessenen Arbeitern getrieben wird. Aber auch da ist schon vieles anders geworden. In den Kohlengruben fehlen die alten Sitten und Gebräuche ganz; nur die Sprache ist geblieben. Der Kohlenbergbau ist jungen Datums. Unter der Regierung des grossen Preussenkönigs wurde der Grund zu seiner Entwickelung gelegt. Friedrich dem Grossen, Heinitz und Reden ist es zu verdanken, dass Oberschlesiens Industrie in Bahnen gelenkt ward, die zu ungeahnter Höhe führten. Der Kohlenbergbau wird nicht von erbgesessenen Arbeitern betrieben. Im Kohlenreviere lassen sich Leute, die den Winter über wenig oder nichts zu tun haben, wie Maurer, Zimmerleute, selbst Weber und Bauern als Bergleute „anlegen“ (zur Arbeit annehmen), bis ihnen der kommende Frühling in ihrem eigentlichen Berufe wieder angenehmere Beschäftigung über Tage bringt. Es ist begreiflich, dass sich unter solchen Verhältnissen keine Traditionen erhalten oder entwickeln können, dass überhaupt die Liebe zum Bergmannsstande, der einst so geachtet und angesehen, von Poesie umwoben, durch Lieder und Gesänge verherrlicht war, verloren geht: der Kohlenbergbau erhebt sich zwar an Bedeutung weit über den Erzbergbau, bei dem er einst in die Lehre gegangen ist, ist aber ein Gewerbe wie jedes andere.

Eines scheint sich gegenüber dem nivellierenden Zuge der Zeit zu erhalten: die alte, deutsche Sprache des Bergmanns; sie ist dem Erz- und Kohlenbergbau gemeinsam, sinnlichanschaulich und reich an Kraft und Fülle. Die Sprache des Alltags und der Wissenschaft verdankt ihr manchen treffenden, kernigen Ausdruck. Für den Nichtkenner ist sie ebenso schwer verständlich wie die Jäger- und Schiffersprache.

„Der Bergbau ist nicht eines Mannes Sache“. Heute arbeiten in Schlesien über hunderttausend Bergleute, auf der grössten fiskalischen Grube Oberschlesiens, der Königin-Luise-Grube in Zaborze

zwischen 6- und 8000, auf der grössten Privatgrube, der Concordiagrube in Zabrze, 4000 Mann.

Die nach Stunden bemessene regelmässige tägliche Arbeitszeit des Bergmanns heisst Schicht. Es gibt eine Tag- und Nachtschicht, jene beginnt um 7 Uhr morgens und endet um 4 Uhr nachmittags, diese hebt um 8 Uhr abends an und schliesst um 5 Uhr morgens. Über die Anzahl der Stunden, welche auf eine Schicht gerechnet werden, herrscht weder im Gesetze noch in der Übung Gleichheit. Es gibt z. B. auf nassen Nummern, in Grubenbauen, wo schlechte Wetter (Luft) sind, oder wo ein Querschlag rasch ins Feld zum Aufschluss gehen soll, 6stündige, dann 8- und 10stündige Schichten. In den Kohlengruben Oberschlesiens werden gegenwärtig durchgängig 10stündige Schichten verfahren, auf die man 9 Stunden wirkliche Arbeitszeit annehmen kann; denn 1 Stunde erfordert die Ein- und Ausfahrt.

In der Sprache des Bergmanns heisst jede Fortbewegung in der Grube Fahrung. Er „fährt" in einer Strecke, wenn er sie durchschreitet, er „fährt" im Schacht, wenn er auf Leitern, „Fahrten" genannt, auf- und absteigt, er „fährt" aber auch, wenn er im Förderkorbe, auf der Förderschale sitzend oder stehend durch die Maschine in die Grube hinabgelangt oder „zutage" (ans Tageslicht) gezogen wird.

Die vielbesprochene Überschicht kommt nur ganz ausnahmsweise vor; Überschichten von 2—3 Stunden werden mit Viertel-, meistens halber Schicht bezahlt.

Die Bergleute teilt man im allgemeinen in zwei Gruppen, in die Bergleute von (nach) der Feder, die nur theoretisch gebildeten Bergleute, insbesondere die Bergbeamten, welche lediglich oder doch vorzugsweise mit Schreibarbeiten beschäftigt sind, und die Bergleute vom (nach dem) Leder, die praktisch ausgebildeten Bergleute.

Das Berg- oder Fahrleder, ein halbkreisförmig geschnittenes Stück Leder, das mittels eines Gürtels und einer Schnalle um die Hüften befestigt rückwärts — „an der Fortsetzung des Rückens" — getragen wird, und die Grubenlampe sind heute die wesentlichsten Stücke der Bergmannsausrüstung. In den Galmeigruben trägt nur der Häuer, also der eigentliche Bergmann, das Fahrleder, während in den Kohlengruben diese Beschränkung nicht besteht.

Während die Kleidung von der Strasse immer mehr schwindet, fällt wohl dem, der in den Industriebezirk verschlagen wird, am ehesten der Bergmannsgruss „Glück auf!" ins Ohr. Dieser Gruss wird in manchen Gruben, aber auch im dienstlichen Verkehr über Tage so gebraucht, wir wir „Guten Tag" oder „Adieu" gebrauchen; es wird mit ihm ein gewisser Kultus getrieben. Und doch ist er nicht altes Erbgut; wenigstens ist er nach den mir bekannten Quellen nicht vor 1680 zu belegen. In dem alten Bergbüchlein von 1534, das die älteste bekannte Sammlung bergmännischer Ausdrücke enthält, und bei Christian Berward, Interpres phraseologiae metallurgicae oder Erklärung der fürnembsten Terminorum und Redearten — bei den Bergleuten —. Frankfurt am Mayn 1673 kommt der Gruss nicht vor. Berward erwähnt als „Berggruss" p. 41: Gott grüsse euch alle mit einander, Bergmeister, Geschworene, Steiger, Schlegelgesellen, wie wir hier versamblet sein; mit Gunst bin ich aufgestanden, mit Gunst will ich mich niedersetzen, grüsste ich das Gelach nicht, so wäre ich kein ehrlicher Bergmann nicht.

Auch Mathesius, der in der Sarepta (Nürnberg 1562) ein treues und vollständiges Bild der Bergmannssprache seinerzeit gegeben hat, erwähnt nicht ein einziges Mal den Gruss „Glück auf!"

Im gewöhnlichen Leben lautete der Begegnungsgruss: Glück zu! Wie sich die Bergleute durch ihre Tracht und Sitte, ihre Sprache und Gebräuche von den andern Ständen unterschieden, so stellten sie in den Jahrzehnten nach dem 30jährigen Kriege, der den Bergbau fast völlig vernichtet hatte, vielleicht zunächst in den sächsischen Gruben, dem Alltagsgrusse „Glück zu" den Bergmannsgruss „Glück auf!" entgegen: das Glück möge wieder aufgehn! Denn, sagt Mathesius a. a. O., „da Gott einem Bergmann ein Glücklein giebt, hat (er) gut Geding (= Leistung), bekommet ein guts Küxlein (Berg- oder Grubenteil)". Der Gruss bürgerte sich ein, und 1684 eifert Meltzer in der Beschreibung der Churf. Sächszischen Bergkstadt Schneebergk S. 671: Glück zu ist nicht Bergkmännisch. Glück auff ist Bergkmännisch. Glück auff! auff! heisst es, nicht Glück zu! Bergleute leiden die Formel nicht, sie dancken auch gar nicht gerne einmal auff das Glück zu; aber auff das Glück auff dancken sie fleissig". So wollte man wie durch eine Zauberformel das Glück sich sichern.

Bald suchte man auch eine Erklärung für diesen „neuen, bedeutungsvollen Gruss", wie ihn Novalis 1797 nennt, und die

Chemnitzer Rockenphilosophie teilt als Aberglauben der Zeit mit: „In den Bergzechen soll man nicht sagen „Glück zu“, sondern „Glück auf“, es fällt sonst das Gebäude ein“, d. h. bergmännisch: es geht sonst das Bergwerk und mit ihm alles Glück zu Bruche. Diesen Glauben hat auch der 1768 zu Königsberg geborene Zacharias Werner in seinem Drama „Die Weihe der Kraft“ (1806) Akt 1 Szene 1 benutzt: Ein Bergmann kommt in die Grube mit dem Grusse:

Glück zu!

*Die Bergleute in der Grube.*

Bist Du von Sinnen? willst Du uns
Die Grube über'm Kopf zusammenstürzen?
Glück auf ist Bergmanns Losung!

*Erster Bergmann.*

Nein, Glück zu!
Zu schliesst sich neue Hoffnung, neues Glück,
Der Doktor Luther ist im Bann.

„Glück zu“ schliesst also das Bergwerk, „Glück auf“ erschliesst es zu neuer Hoffnung, neuem Glück. Diese Erklärung gibt auch schon Herttwig im Neuen und Vollkommenen Berg-Buch. Dresden und Leipzig 1710 S. 178a: „Glück auff! ist der Bergleute gewöhnlichster Gruss. Und würden sie es sehr übel empfinden, wenn einer sagen wollte: Glück zu. Indem die Klüfft und Gänge sich nicht zu-, sondern auffthun müssen“.

Übrigens habe ich bemerkt, dass die katholischen Bergleute Oberschlesiens diesen Gruss nicht lieben, und dass er ihnen auch nicht geboten wird.

Wenn die Bergleute ihre Gebete im Zechenhause vor dem Bilde der hl. Barbara, ihrer Schutzpatronin, verrichtet, ihre frommen Lieder gesungen haben, von ihrem Steiger verlesen und mit den Schlussworten: Gehet mit Gott! auf die verschiedenen Arbeitsorte verteilt sind, fahren sie ein. Sie gehn zunächst aus dem Zechenhause nach der Schachtkaue, einem Überbaue über einem Schachte, und halten, indem sie sich hier einzeln auf die Fahrten (Leitern) begeben, ihr erstes Bergamt ab, d. h. sie erzählen sich Neuigkeiten, Erlebnisse u. a. Die Tiefe solcher Einfahrtsschächte auf den Erzgruben beträgt selten über 50 m. Sie warten alsdann im Füllort, dem Raum unter dem Schachte, aufeinander; wenn alle beieinander sind, wird in der Regel erst das richtige Bergamt gehalten, wie es schon im Jahrbuch des schles. Vereins für

Berg- und Hüttenwesen 1859 S. 411b heisst: „Sie arbeiteten mehr mit den Zungen als mit den Fäusten; sie sassen vor Ort am Pulverbrette, um allda Bergamt zu halten, über tausenderlei Dinge, von denen sie doch nichts verstanden". — In den älteren Zeiten sassen die Häuer (die eigentlichen Bergleute) als Respektspersonen von den Schleppern, den Bergarbeitern, getrennt, und es hätte derjenige, der noch kein Fahrleder besass oder vielmehr besitzen durfte (das Fahrleder stand früher nur den Bergleuten vom Lehrhäuer aufwärts zu), nicht gewagt, bei den Häuern Platz zu nehmen. Auch mussten sich vorher noch die Schlepper um das nötige Holz zur Zimmerung[1]) bekümmern. — Bei solchem Bergamt kamen auch alle möglichen abergläubischen Geschichten zutage.

Die wichtigste Rolle im Glauben des Bergmanns spielt der Berggeist. Anfang März des Jahres 1903 ging durch die Tagesblätter des Industriebezirks folgende Nachricht: Aufsehen erregte am Freitag den 27. Februar auf Myslowitzgrube (bei der Stadt Myslowitz im Kr. Kattowitz) das plötzliche Verschwinden des Grubenarbeiters Lücke. Am Donnerstag fuhr der genannte Arbeiter zur Nachtschicht auf Myslowitzgrube ein, legte die bei der Arbeit hindernden Kleidungsstücke ab und blieb seit dieser Zeit verschwunden. Erst am Sonnabend nachmittag tauchte der Vermisste im Ostfelde der Grube, also auf einer ganz abgelegenen Stelle, auf, mit der brennenden Lampe in der Hand. Auf Befragen, wo er solange gewesen sei, gab Lücke an, er habe plötzlich ein schönes, blauweisses Licht gesehen und sei ihm bis heute nachgegangen. Er wollte nicht glauben, dass er dabei über 40 Stunden in der Grube herumgeirrt sei. — Das Merkwürdige bei der Geschichte, schrieb mit Recht die Kattowitzer Zeitung, ist, dass der Bergmann über 40 Stunden Licht gehabt haben will und ebenso sauber und rein, wie er eingefahren war, wieder ausgefahren ist, obgleich er die schlechtesten und gefährlichsten Wege passiert hat. Sämtliche Bergleute sind der festen Meinung, dass der **Berggeist** den Arbeiter in der ganzen Grube herumgeführt habe!

Aus diesem Vorgange, der ganz einfach zu erklären sein dürfte, geht zur Genüge hervor, dass der Glaube an das Wirken

---

[1]) Holzwerk zum Schutz der Gruben gegen Einsturz.

des Berggeistes bis zur Stunde noch lebendig ist. Der Glaube an den Starbnik, wie der Berggeist in Oberschlesien heisst, den Schatzmeister, den Herrn der Schätze, ist so alt wie der Bergbau selber. In ewig junger Frische lebt dieser Glaube in den Erzgruben (Galmei-, Blei-, Silbererz- und Eisenerzgruben), auf den Kohlengruben nur da, wo Erzgruben in der Nähe liegen und Erzbergleute und Kohlengräber in unmittelbarem Verkehr und Gedankenaustausch stehn wie in Oberschlesien. Erst das letzte grössere Unglück, das Anfang April 1903 das Ostfeld der Königin-Luise-Grube in Zaborze heimsuchte und 22 Todesopfer forderte, warf grelle Streiflichter auf diesen Glauben. Ist man doch bis zur Stunde fest davon überzeugt, dass unten im Reiche des Berggeists immer zu bestimmter Zeit, besonders aber vor den hohen Festtagen, ein Unglück eintreten muss, und wohlfeil sind dann die vaticinia ex eventu, die nachträglichen Prophezeiungen.

Und fragt man, weshalb der Bergmannsaberglaube so fest wurzelt, so lautet die Antwort: Der Grund davon liegt in der eigenartigen, gefahrvollen Beschäftigung des Bergmanns und in den steten Kämpfen mit den Elementen. Fahren wir einmal in eine Galmeigrube!

Hier liegen die Arbeitsorte mitunter weit voneinander und sind mit einem Häuer und einem Schlepper belegt. Kommt der Häuer „vor Ort“, so zieht er zunächst seinen Kittel aus, macht das Kreuzzeichen und begibt sich an die Arbeit. Er hat zu bohren und zu sprengen, während der Schlepper die gewonnene Förderung auf einem Karren nach dem Rollloch schiebt und ausstürzt. Der Häuer, der genügend Förderung gemacht hat, ruht jetzt, namentlich wenn er sich vor seinem vorgesetzten Steiger, der bereits „das Ort“ befahren hat, sicher fühlt. Der Schlepper bleibt bisweilen lange fort, und so befindet sich der Häuer so ganz allein in der unheimlichen Stille, zu seinen Seiten die grossen abgebauten finsteren Räume, in denen nur zeitweise Gesteinsmassen herabstürzen. Es ist kein Wunder, dass ein solcher Mann, wenn sich in ihm noch eine gewisse angeborene Ängstlichkeit regt, die die Erinnerung an alte Bergbaumären noch vermehrt, vom Schauder befallen wird und auf alle möglichen Gedanken und Vorstellungen kommt, die ihm als Wirklichkeit erscheinen.

Auf den Kohlengruben arbeiten die Leute selten oder gar nicht vereinzelt, sondern in grösseren Gruppen auf ganzen Brems-

schachtfeldern; auch das Arbeiten selbst wird intensiver betrieben und lässt zu Grübeleien nicht Zeit.

Der Bergmann kann sich die verschiedenen Ablagerungen der Erdschätze nicht erklären; er glaubt, ein mächtiges Wesen habe sie aufgespeichert und sei Besitzer dieser Schätze. Er lasse sie auch durch fromme und gottergebene Menschen ausbeuten und sich zunutze machen. Daher darf ein Bergmann in der Grube weder fluchen noch lästern, ja, sogar nicht einmal pfeifen[1]).

Hierzu kommen die mannigfachen Unglücksfälle. Bergleute ersticken im Schwaden (böses Wetter oder giftige Luft) oder werden durch stürzendes Gestein oder Kohl[2]) erschlagen, schlagende Wetter entzünden sich und vernichten blühendes Leben, wilde, schnelle und mächtige Wasser lassen dem Tode nicht entrinnen, und wie viele werden verschüttet! Dieses alles ist wohl geeignet, neben dem gütigen, freundlichen Wesen eine unheimliche und unheilbringende Macht zu erzeugen: die Verkörperung dieser Vorstellungen und Gedanken ist der Berggeist, der bald dem wackeren Bergmann zu reicher Förderung verhilft, ihn vor Todesgefahr warnt oder gar bewahrt, ihn neckt, bald den Frevler, den Treulosen, den Meineidigen schwer büssen lässt. Letzterer Zug tritt, je jünger die Sage ist, immer schärfer hervor.

Der Berggeist erscheint in verschiedenen Gestalten. Häufig tritt er als Bergmann auf, als Steiger oder höherer Beamter, von dem man bestimmt weiss, dass er nicht zur Stelle sein kann, aber auch in Zwerggestalt. Man bekreuzigt sich bei seinem Anblick

[1]) Auch böhmischer Glaube. Eine Erklärung gibt Wrubel (nicht wie Wuttke-Meyer, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Berlin[3] 1900 S. 47 anmerkt: Strubel), Sammlung bergmännischer Sagen. Freiberg in Sachsen (1882) S. 6: Das Verbot des Pfeifens in der Grube, welches die Sage vom Berggeiste selbst ausgehen lässt, „damit er nicht im Schlafe gestört werde“, soll in Thüringen aufgekommen sein. Nach alten Berichten hat es in den dortigen Gruben in Gestein eingeschlossene giftige Gase gegeben. Wenn das Gestein durch den beim Abbau entstehenden Druck einen Spalt bekam, zwängten sich die bösen Wetter durch diesen engen Spalt hindurch, und so entstand ein schrilles Pfeifen. Dies war das Zeichen für die Bergleute, sich schleunigst zu retten. Um nun dieses von der Natur gegebene Rettungszeichen, dieses charakteristische Pfeifen nicht mit dem menschlichen Pfeifen zu verwechseln und so unnötige Aufregung zu ersparen, soll man das Pfeifen unter Tage den Bergleuten streng untersagt haben. Von Thüringen kam dieses Verbot auch nach Schlesien, wo man es auch gegenwärtig noch, selbst in einzelnen Steinkohlengruben, kennt.

[2]) Bergmännisch: das Kohl.

oder flieht oder wirft sich platt auf die Erde und lässt ihn über sich hinweggehen, wie man sich beim Erscheinen der wilden Jagd lautlos aufs Gesicht wirft und den Zug über sich hinwegbrausen lässt [1]). Versucht ein Vorwitziger neben ihm vorbeizukommen, so wird er wohl an den Stoss (die seitliche Begrenzungsfläche eines Grubenbaus) gequetscht.

Der Berggeist fordert von jedem, der ihm begegnet (gleichsam als ein Opfer) Feuer für seine Pfeife. Darum reicht der Bergmann, wenn ihn jemand um Licht bittet, das Grubenlämpchen nicht mit der Hand, aus Furcht, der Berggeist könnte ihm gegenüberstehn und ihm mit der Lampe zugleich den Arm oder die Hand mitfortnehmen, sondern hängt das Licht irgendwo an oder reicht es am Helm (dem Stiele) der Keilhaue, mit der Schaufel oder auf einem Holzscheit hin. Fordert der Berggeist irgend ein Tun oder Unterlassen, muss man sofort gehorchen, sonst erwächst Schaden oder Lebensgefahr. Oft erscheint er plötzlich in der Gestalt des diensttuenden Steigers vor Ort und heisst die Arbeiter augenblicklich an ein anderes gehen. Kaum haben sie das Ort verlassen, so geht es zu Bruche, und die Bergleute sind dem Tode entronnen. Einst legte sich ein Bergmann, als er allein vor Ort war, vor Müdigkeit hin und schlief ein. Da rief jemand: Jacek stan! (Jakob steh auf!) Als er erwachte und niemand sah, schlief er wieder ein. Nachdem er aber den Ruf zum dritten Male wahrgenommen hatte, sprang er auf und lief erschreckt davon. Kaum dass er mit seinem Schlepper zurückkehrte, fand er die Stelle, wo er gelegen hatte, vollständig verschüttet. Der Bergmann glaubte fest, der Warnungsruf habe vom Berggeist hergerührt, der ihn vom sicheren Tode retten wollte.

Gewöhnlich tritt der Geist plötzlich aus dem Gestein heraus und verschwindet ebenso plötzlich darein, ohne dass eine Öffnung sichtbar bliebe.

In den ältesten Sagen tritt immer nur ein Berggeist auf. Sobald von Berggeistern die Rede ist, ist die Sage nicht mehr rein, sondern mit der Zwergsage vermengt. Auch tritt in jüngeren Erzählungen der Berggeist in den Kreis der Schatzsagen; so wenn es heisst: Verschwindet der Berggeist in das Gestein, so sieht man in der Öffnung eine Menge Gold, Silber und Edelsteine

[1]) Vgl. Drechsler, Mythische Erscheinungen im schlesischen Volksglauben. Progr. Zabrze 1902 S. 10 f.

glänzen. Gelänge es einem Bergmanne, irgendein Stück des Gezähes in die Öffnung hineinzuwerfen, dann würde ihm der Gang mit all seinen Schätzen offen bleiben. Warum wird das niemand zuteil? Weil jeder von der plötzlichen Erscheinung des Berggeistes so erschreckt oder von dem Glanze der „blühenden“ Schätze so geblendet ist, dass er den günstigen Augenblick unbenützt vorübergehen lässt.

Wenn im Schacht irgendein Insekt (das vielleicht der Bergmann mit dem Essen heruntergebracht hat), etwa eine Fliege, sich zeigt oder in der Stille plötzlich summt, erschrickt alles und bekreuzt sich, denn der Berggeist nimmt auch Tiergestalt an. Wo sich die Geisterfliege hinsetzt, dort fallen infolge ihrer Schwere Gesteinsmassen herab. Auch zeigt er sich als Spinne: sie glüht, und die Fäden ihres Netzes zischen wie Zündschnuren. Er rollt sich aber auch plötzlich als feurige Kugel oder Rädchen vor die Füsse des erschreckten Bergmanns. Alles Geisterlicht, alle Geisterflammen zeigten blaue Färbung. Oft erscheint er auch als grosse Flamme, geht vor dem Bergmanne her (wie auf der Myslowitzgrube) und verschwindet plötzlich in der Firste der oberen Begrenzungsfläche eines Baues.

Vor etwa zwei Jahren, erzählt ein Beamter der Concordiagrube, ist der Anschläger von der oberen Bühne eines Bremsberges fortgelaufen und hat eine grosse Störung bei der Förderung verursacht. Er wollte gesehen haben, dass ein sehr grosses Licht und das schreckliche Gesicht eines Greises aus dem alten Manne (abgebauter, mit Gesteinsmassen ausgesetzter Raum) herauskam, über seine Bühne hinwegging und unter lautem Knistern in den Kohlenstoss verschwand.

Gern erscheint der Berggeist auch in der Gestalt einer Maus; hiervon gehen zahlreiche Sagen. So erschien in einer Erzgrube einem Häuer täglich eine Maus, die er mit einigen Brocken Brot fütterte. Aus Dankbarkeit kratzte diese Maus dem Bergmanne, noch ehe er zu arbeiten begann, mehrere Löcher im Erze heraus, die er dann nur zu besetzen und abzuschiessen brauchte. Sie wurde für den Berggeist gehalten.

Ein alter und kränklicher Bergmann, dessen Leistungen sehr gering waren, förderte seit einer Zeit auf einer schlechten Nummer das Doppelte. Seine Kameraden wunderten sich darüber und meinten, dem Erfolge könnten nur zauberische Kräfte zugrunde

liegen. Weder Bitten noch Drohungen vermochten den Häuer zur Aufklärung zu bringen. Drei Jahre bewahrte er das Geheimnis. Als er jedoch an einem Lohntage im Kretscham zuviel Branntwein getrunken hatte, griff er nach einer Semmel und sagte: „Täglich opfere ich dem Berggeist eine Semmel, dafür arbeitet der dumme Tropf für mich". Am nächsten Tage fuhr er wieder ein. Die Zieher erstaunten, als sie statt eines mit Kohlen beladenen Wagens einen mit Semmeln gefüllten herauszogen. Wie erschraken sie jedoch, als sie unter den Semmeln den Bergmann, der sich der billigen Geisterhilfe gerühmt hatte, als Leiche fanden! Das war die Rache des Berggeistes an dem Verräter des Geheimnisses. Nach anderer Version war ihm der Berggeist entgegengetreten und hatte ihm eine Semmel in den Mund gedrückt und ihn erstickt.

Glücklich ist der Bergmann, dem der Geist Öl in die Lampe giesst; es nimmt nicht ab, solange das Geheimnis gewahrt wird. Es ist dies ein Zug, der in den Sagen von den Wichten und Zwergen oft begegnet: wahrt man das auferlegte Schweigen, wird man belohnt, wogegen die Übertretung des Gebotes sich sogleich rächt. Auch in Goethes Gedicht „Der getreue Eckart", wozu der Stoff aus einer thüringischen Chronik aus dem Jahre 1738 geschöpft ist, sind die Kannen voll Bier, „und wenn sie auch davon getrunken, so hätte doch das Bier nicht abgenommen, solange sie geschwiegen; als sie (die Kinder) aber die Sache gesagt und das Stillschweigen gebrochen, so wäre auch das Bier alle gewesen".

Wenn der Berggeist als Häuer auftritt, dem aus dem linken Ärmel oder Rockschoss Öl träufelt, so scheint eine Eigentümlichkeit des Wassermanns auf ihn übertragen zu sein: die Herkunft des Wassermanns verrät bekanntlich der nasse Saum des Gewandes. Auch erscheint er in Rossgestalt[1]). Endlich zeigt er sich noch als grosser schwarzer Vogel ohne Kopf, um die Bergleute zu warnen.

Der Berggeist durcheilt Hunderte von Meilen in Augenblicken. Ein Bergmann machte mit ihm die unterirdische Reise von Oberschlesien nach den Bergwerken Englands und zurück in fünf Minuten.

[1]) Auch dies ist jüngere Übertragung einer Erscheinungsform des Wassermanns; vgl. Drechsler in Z. d. V. f. V. 1901 S. 201 f.

Besonders belohnt der Berggeist Ehrlichkeit und Redlichkeit. Auch davon eine Sage: Einem wackern Bergmanne ging es sehr schlecht; der Verdienst reichte trotz allen Fleisses nicht zu, die starke Familie zu ernähren. Eines Tages besuchte den Bergmann vor Ort ein altes kleines Männchen mit einem grossen Barte und erbot sich, ihm zu helfen: der verdiente Lohn möge „christlich“ geteilt werden. Jedoch solle der Bergmann niemandem hiervon etwas erzählen. Das Männchen fand sich täglich ein, und die Arbeit ging so schnell vorwärts, dass der Häuer nach einem Monate zur Verwunderung seiner Kameraden 99 Taler einige Silbergroschen und Pfennige verdiente. Man begab sich zur Teilung in eine Schachtkaue. Hier setzten sie sich quer über ein Brett, und der Bergmann zählte jedem genau die Hälfte des erhaltenen Lohnes zu. Zuletzt blieb ein Pfennig über, den der Bergmann dem Männchen zuschob. „Der gehört noch dir“, meinte er dabei, „du hast mehr geschafft als ich“. Das Männchen sträubte sich anfangs, den Pfennig anzunehmen. Als es aber sah, dass der Bergmann darauf bestand, sprach es: „Dein Glück ist es, dass du so redlich bist. Ich bin der Berggeist. Hättest du anders gehandelt, ich würde dich in die Tiefe gestürzt haben“. Der Bergmann bemerkte mit Schrecken, dass er über der Schachtöffnung auf einem Strohhalme sitze. Diese Sage ist im Kreise Beuthen, Tarnowitz und Zabrze in verschiedenen Abweichungen bekannt. Das nämliche gilt von der folgenden:

Ein Häuer wurde von seinem Steiger, der das Ort befuhr, aufgefordert, mit ihm zu gehn. Sie gingen überall herum, und vor ihnen öffneten sich die festen Stösse, in die sie hineingingen, und schlossen sich hinter ihnen wieder. Von dem Glanze der Silberschätze war der Häuer ganz geblendet. Als er sich endlich umsah, war der Steiger verschwunden, der Bergmann befand sich vor seinem Arbeitsorte und hörte die Schicht schlagen. In der Annahme, er habe geträumt, fuhr er aus. Allein wie erstaunte er, als er einen fremden Steiger und unbekannte Bergleute erblickte! Er begab sich nach Hause, fand aber weder Weib noch Kind und wurde von den Bewohnern kopfschüttelnd betrachtet. Man konnte sich nur schwach erinnern, dass vor sehr vielen Jahren ein Mann in der Grube verloren gegangen sei. Nach kurzer Unterhaltung mit den Arbeitern fing er plötzlich an zu altern und wurde zum Greise; bald starb er.

Diese schöne Sage, die ich erst vor acht Tagen in neuer Fassung hörte[1]), erinnert uns an die verwandten Erzählungen vom Mönche von Heisterbach und besonders an die von Rip van Winkle, die uns Washington Irving in seinem Skizzenbuche meisterhaft ausgeschmückt hat. In andern, jüngeren Fassungen zeigt sich den Blicken des Bergmanns auch der König der Berggeister im Purpurkleide mit goldener Krone auf dem Haupte und silbernem Fäustel in der Hand. Eine Bergkapelle spielt liebliche Weisen, und eine Schar von Zwergen zieht mit lautem „Glück auf“ vorüber. In den Zwergsagen hören wir oft Musik in den Bergen: da sind die Zwerge bei Tanz und frohem Gelage, ein musikfrohes Völklein. Gesang und Zitterspiel gehörten früher auch zum Leben des Bergmanns, und und Novalis lässt den Alten erzählen: „Musik und Tanz sind eigentliche Freuden des Bergmanns; sie sind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen helfen die mühsame Arbeit erleichtern und die lange Einsamkeit verkürzen“.

In der ursprünglichen Sage erscheint der Berggeist immer allein und niemals über Tage. Dadurch unterscheidet er sich vom Rübezahl. Seine Macht erstreckt sich nur auf die unterirdischen Räume und auf den Schacht bis zur obersten Fahrt oder bis zur Hängebank, der Mündung eines Schachtes. Wer diese erreicht, ist seiner Gewalt entrückt.

Selten erscheint der Starbnik als böser Dämon oder, unter christlicher Umbildung, gar als Teufel mit Pferdefuss und feurigem Höllengesichte. In der Geschichte der Ermordung des Pfarrers von Beuthen, den die Bürger der Stadt im Jahre 1363 im Margarethenteichel an der Beuthen—Zabrzer Strasse ertränkten, ist der Sage nach ein böser Berggeist der Verlocker zu dieser Tat und deren Mitvollbringer. Auch sein Name wird genannt: er hiess Szarlen, etwa roter (Höllengeist), und es wird erzählt, wie der Pfarrer ertränkt worden sei, habe man den Geist mit der Jungfrau Maria kämpfen sehen. Mit dem Namen Szarlen hängt offenbar der Name des Dorfes Scharley bei Beuthen zusammen. Vgl. Steinbeck, Gesch. des schles. Bergbaus II S. 142. Von diesem boshaften, zornigen Berggeiste wird auch erzählt, dass er den Häuer,

[1]) Von Herrn Berginspektor May auf Concordiagrube, dem wie Herrn Direktor Kirschniok ich die meisten oben mitgeteilten (aus dem Munde von Bergleuten aufgezeichneten) Sagen verdanke.

der sich etwa weigere, auf seinen Befehl weiter zu arbeiten, lebendig fresse.

Seine Macht und seinen Zorn zeigt der Berggeist auch dann, wenn er in seinem Revier gerufen und namentlich höhnisch gerufen wird.

Der Berggeist soll früher ein Bergmeister gewesen sein, der solche Freude am Bergbau hatte, dass er auf dem Sterbebette den lieben Gott bat, er möge ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubnis geben, bis auf den jüngsten Tag in Gruben und Schächten umherzufahren und den Bergbau zu besichtigen. Diese Bitte sei ihm auch gewährt worden. Auch aus dieser Auffassung spricht der gutmütige Charakter des Berggeistes, zugleich aber auch, dass die Erlösung des umgehenden Geistes nicht in Frage kommen kann: sein Fortleben ist nicht die Folge einer Sündenschuld, sondern geknüpft an das Bestehen des Bergbaus und die dadurch gewonnenen Schätze, deren „Meister“ er ist.

In den Gipsgruben von Dirschel bei Katscher ist ein weibliches Seitenstück des oberschlesischen Berggeists zu Hause, die sogenannte Dirschelmutter: sie ist so lange an die Erde gebannt, „bis die ihrer Aufsicht vertrauten Schätze dem Schosse der Erde entnommen, das Unrecht, das einst ihr tyrannischer Gemahl, der König Babor, verübt hat, den Nachkommen vergütet und die Gegend, in der er geherrscht hat, zu erfreulichem Wohlstande gelangt ist“. (Minsberg.)

Wenn wir hören, dass im Harz dieselben Berggeistsagen wie in Schlesien bekannt sind und dieselben Züge aufweisen, so gedenken wir des geschichtlichen Zusammenhanges. Die ersten Bergleute stammten aus dem Frankenlande. Sie richteten auf dem Rammelsberge südlich von Goslar schon im Jahre 968 den Bergbau ein und kamen später in wiederholten Einwanderungen nach Nieder- und Oberschlesien. In der Schlacht bei Wahlstatt (9. April 1241) haben nach alten Berichten 500 Bergknappen aus Goldberg und je 150 aus Löwenberg und Bunzlau ihr Leben im Kampfe für die neue Heimat eingesetzt. Mit ihnen und ihrer Kunstfertigkeit wanderten auch die Sagen vom Berggeist in Schlesien ein und wurden in allen Erzgruben heimisch. Und wenn wir hören, dass auch Rübezahl eigentlich im Harze zu Hause ist und durch Harzer Bergleute ins Riesengebirge übertragen worden ist, was nach einer höchst wertvollen Mitteilung des Herrn Professor Zacher (Mitteil. X

S. 47 Anm.) schon 1619 in der Tirolischen Chronik des Matthias Burklechner ausdrücklich ausgesprochen ist, dann drängt alles dem Schlusse zu: Der Berggeist unter und Rübezahl über Tage ist eine und dieselbe mythische Gestalt, deren ursprünglich einheitlicher Charakter dem verschiedenen Aufenthaltsorte entsprechend verschieden aufgefasst und allmählich nach zwei Seiten hin verkörpert worden ist.

Wie die schlesische Sage erzählt, soll der Berggeist früher ein Bergmeister (doch wohl im Harz) gewesen sein. Das ist Erinnerung an den Bericht der erwähnten Chronik, wonach der Geist Ruebzagel ein Bergwerk im Ram(mels)berge bei Goslar besessen hat. Wenn es dort weiter heisst, er habe einmal „seine Knappen vor der gewöhnlichen Zeit aus der Grube fahren heissen, und zwar sich zu beeilen, da sei die Grube zugeschlagen und habe dem letzten ausfahrenden Arbeiter ein Bein abgeschlagen, alle übrigen in dem Berg arbeitenden Knappen aber seien umgekommen“, so gemahnt das an die Vorschrift: man müsse dem Geheiss des Berggeists unverzüglich nachkommen, und die letzte Fahrt zu erreichen oder mit den Händen die Hängebank zu berühren suchen: was nicht so glücklich sei, sei ihm verfallen. Auch das Sprichwort, „das die Pergkleuth daselbsten noch heutigen tags haben, wann sie ain Khnappen sechen, der da hinckht, oder nur ainen fuess hat, so sprechen sie, das ist auch des Ruebzagels seiner Arbaiter ainer gewesen“, hat in Oberschlesien ein Gegenstück. Wenn ein Bergmann (infolge einer Schlägerei oder eines Falles) ein geschwollenes oder zerschundenes Gesicht hat, sagt man scherzhaft: den hat der Berggeist hübsch gezeichnet. Wir beobachten die Sage auf der Wanderung, wenn die Chronik schliesslich erzählt, dann habe sich dieser Ruebzagel „in die Schlesj begeben, auf ain zinnghaltiges Khupffer Perckhwerch, haist das Risengepürg, so den Gözschen geherig“. Gemeint ist das alte Kupferbergwerk zu Giehren und Greiffenthal, zu dessen Hebung die Grundherrschaft der Schaffgotsche fremde Bergleute im Anfange des 16. Jahrh. ins Land zog. Mit ihnen kam der Berggeist in die schlesischen Erzgruben, während er als Rübezahl auf den Bergen sein Wesen trieb, bald aber noch viel mehr in den literarischen Erzeugnissen. Vielleicht gelingt es, von dieser meiner Behauptung aus, die ich heute allerdings nur mit allem Vorbehalt ausspreche, durch eine

erneute, vergleichende Durchforschung der Berggeist- und Rübezahlsagen diese verwickelten Fragen einigermassen befriedigend zu lösen.

Kehren wir zum Bergmann zurück. Von den alten Lustbarkeiten, den sogen. Bergpredigten und Knappschaftsschmäusen, hat sich nur noch das Bergbierfest erhalten. Die fiskalischen Gruben veranstalten es jährlich im Sommer. Es dauerte früher zwei, auch wohl drei Tage; jetzt beginnt es gewöhnlich nachmittags und endet nachts zu unbestimmter Stunde. Am Bergbier nimmt alles teil, Beamte und Arbeiter sowie deren Frauen, Kinder und Bräute. Die Teilnehmer erhalten freies Bier und an Speise Wurst und Semmel. Den Hauptteil des Bergbiers bildet der Tanz, zu dem die Bergkapelle unermüdlich aufspielt und zu dem sich, trotz Sturm oder Regenwetter, alles, was zur „Bergpartie" in Beziehung steht, besonders das weibliche Geschlecht, einfindet. Besondere Tänze hat der Bergmann in Schlesien nicht.

Am Barbarafeste, dem Festtage der hl. Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute (4. Dezember), findet feierlicher Kirchgang statt. Bei diesen Bergaufzügen wird eine dunkle, mit schwarzem Samt- oder goldgesticktem Kragen und Samtaufschlägen versehene Jacke, das Fahrleder und die Grubenmütze mit einem Federbusche getragen.

Das Leben des Bergmanns ist zwar mühe- und gefahrvoll, aber durchaus nicht so drückend und erbärmlich, wie es bei den Lohnkämpfen und Ausständen mit leicht erklärlicher Entstellung und Übertreibung geschildert wird. Gibt es doch Arbeiter, die 40 Jahre lang ihre Schicht tun und ihr Leben nicht als ein freudenloses bezeichnen, die bei nüchterner, mässiger Lebensweise einen hübschen Sparpfennig zurücklegen und, unterstützt aus der Knappschaftskasse, einem frohen Lebensabend entgegensehen. Endlich kommt bei allen die Zeit, wo „der Bergmann anklopft", d. h. wo der Arbeiter gebrechlich, „bergfertig" wird. Dann verfährt er mit Freudigkeit und Wehmut die letzte Schicht. Sein letzter Wunsch ist, dass er sich den edelsten Gang erschürft haben möge, der ihm am grossen Lohntage den letzten Anschnitt, eine ewige Ausbeute und seligen Schichtlohn gewähre. —

---

# Hexen und Hexenzauber,

nebst einem Anhang über Zauberer und Hexenmeister.

Von Dr. Kühnau.

## I. Hexen.

1. In welcher Gestalt erscheinen die Hexen?

Meist als alte, hässliche Weiber, denen man aus dem Wege geht, weil sie bösartig sind und Schaden zu stiften suchen. Sie haben aber auch die Fähigkeit, sich zu verwandeln und zeigen sich als Katze, als Kröte, als Strohhalm.

Die Hexe als Katze[1]). Die Franken, eine Beerenfrau aus Weissbach über der Grenze drüben bei Jauernig, erzählt, sie habe eine Katze gehabt, die nicht recht gesund war, sie habe sie daher einem Manne gegeben, der sie schlachten wollte. Nach einiger Zeit sagte ihr der Mann, das mit der Katze sei merkwürdig gewesen. Er habe das Tier totgeschlagen, und als er über die Brücke gegangen, habe er es mit dem Kopfe noch gegen das Geländer gehauen, so dass es tot sein musste. Dann habe er die Katze abgezogen und auf die Bank gelegt. Aber als er wieder dazu gekommen sei, da war sie weggelaufen. Das sei keine Katze gewesen — eine Hexe müsse es gewesen sein. — Eine Pilzfrau aus Ober-Gostiz unterhalb der Heidelkoppe drüben im Österreichischen erzählt folgendes:

Dô wâr ich Ihn amôl de Geschichte vo Gurschdruff erzähln. Dô woar ei enner Bauerwertschoft a Knecht gewast und dar hotte anne Liebste gehoat. Uba ei Friedeberg (in Österreich-Schlesien) woar Tanzmusik gewast und dô woar a nuff ganga. Und wie a ei der Nacht hêm gîht, dô îs dô om Wa'ge a Schuppa. Und eim Verbeigîhn hîrt a anne Môsike aus der Remise kumma, und wie a nôchsitt, do sitt a halt lauter Kotza ei dam Schuppa rimspringa und mitta drunder ô die grusse schworze Kotze vô sêm Hofe, und doas woar goar de Hauptmachern gewast. Nû gîht a hêm, und a andern Tag dô sitzt a om Tische und dar schworze Koater nâbern. Und dô spricht

[1]) In der Grafschaft Glatz glaubt man, dass die Katzen mit 7 Jahren Hexen werden (Glatzer Vierteljahrsschr. III S. 287).

a zunem: Na, du hust dich ju gestern recht lustig gemacht ei dam Schuppa draussa! Du hust ju goar olls oangefuhrt! Und wie a doas spricht, dô springt dar Koater oanem ei de Hîh und schlägt-n mit der Totze doas rechte Auge aus. — Nôch a poar Wucha dô gîht der Pauer salber amôl nuff uf Friedeberg, und a kimmt dô oa êner Wiese verbei ei der Nacht und hîrt vô drîba ô woas ufspieln. Und dô gîht a nähnder, und do seins lauter Kotza, die honn sich oan-a Pfota und tanza uf a Hinderbeen. Und dô hoat a anne Weile dôgestanda. Wie a aber hêm koam, dô hoat a ganz geschwiega vô dam, wie's-m dô geganga îs. Doas hoat a kêm Mensche mucht soagen.

Von der Hexe, die als Kröte den Kuhstall zu erreichen sucht, weiss ich aus meiner Kinderzeit. Die alte abergläubische Frau ist mir noch lebhaft gegenwärtig, wie sie von der Kröte erzählt, die sie mit ihren glühenden Augen angesehen und schnell ein paar Sprünge nach dem Kuhstall hin gemacht habe. Wart, alte Hexe, hätte sie geschrien und mit einer Mistgabel hätte sie das Tier totgeschlagen.

Als Strohhalm kommt eine Hexe durchs Schlüsselloch in ein Zimmer, in dem Soldaten schlafen, richtet sich an der Erde auf und geht von Bett zu Bett, um die Soldaten zu drücken. (Nach einem Bericht von Dr. Wilpert in den handschriftl. Sammlungen unserer Gesellschaft.)

Verbreitet ist auch die Anschauung, im Wirbelwinde eine Hexe zu sehen. In der Grottkauer Gegend werden die Kinder von den Eltern recht eindringlich ermahnt, sich vor dem Wirbelwinde ja in acht zu nehmen. Kämen sie wirklich einmal in einen solchen hinein, so sollten sie, um nicht Schaden zu leiden, dreimal ausspucken und rufen: Pfui, alte Hexe! — In der Gegend von Ausche zwischen Liegnitz und Neumarkt ist man der Meinung, dass jemandem eine Krankheit (böse Hand, böses Bein, Reissen in den Gliedern u. a.) „gemacht“ werden könne. Am häufigsten geschieht dies, wenn jemand über eine „böse Spur“ gegangen ist. Man sagt das namentlich bei bösartigen Ausschlägen und meint, der betreffende sei in einen „Zwirbel“ (= Wirbelwind) gekommen [1]).

[1]) In der Glatzer Vierteljahrsschr. III 371 wird von der Hexe von Lewin aus dem Jahre 1345 berichtet, dass, als man sie verbrannt habe, etliche Tage ein Wirbelwind an dem Orte zu sehen war, wo sie verbrannt worden war. Vgl. hierzu auch Mitt. I S. 8.

2. Die Hexe als Alb.

Soeben ist schon ein Beispiel dafür angeführt worden, dass die Hexe auch als Alb umgeht und die Menschen drückt. Sie erschien als Strohhalm und kroch durchs Schüsselloch, um die im Zimmer schlafenden Soldaten zu drücken. — Eine Frau erzählt: Als sie vor langen Jahren in Wysoka am Annaberge war, habe sie immer einer Bettlerin ein Stück Brot gegeben. Einmal in der Nacht bemerkt sie, wie aus dem Gewölbe neben ihrem Zimmer (man nannte dieses Gewölbe in der dortigen Gegend Strach) die Alte herauskam mit der gestreiften Schürze und dem „Stabel“ in der Hand, wie sie immer kam, und plötzlich hatte sie sich über die Erzählerin gelegt, so dass sie keinen Atem mehr bekam. Sie setzt hinzu, sie habe die Alte ganz genau erkannt, sie war, wie sie leibte und lebte. Erst als sie um Hilfe rufen konnte, sei sie ebenso plötzlich verschwunden. Am andern Morgen habe sie ihr Erlebnis in der Küche erzählt, und ein polnisches Mädchen meinte: Sie hätte es schon immer gesagt, die Gendarmka (die Bettlerin war eine verwitwete Gendarmenfrau) sei eine Hexe.

Ich will aber hier bemerken, dass beide Erzählungen, von der Hexe als Strohhalm und von der Gendarmka, aus polnischem Gebiete stammen. Aus deutscher Gegend ist mir bisher nicht bekannt geworden, dass man die als Alb umgehende Person Hexe nennt[1]). Dagegen kennt man die Hexe hier in einer anderen Eigenschaft, die sie mit dem baumdrückenden Albe auf gleiche Stufe stellt. Eine alte Frau teilte mir mit, sie habe vor langen Jahren eine Köchin in Breslau gekannt, die eine Hexe war und immer auf den Tauentzienplatz ging, um die Bäume zu drücken. Sie stieg dabei auf den Baum hinauf, dort haben sie Leute sitzen sehen; es hiess aber, man solle sie dann nicht anrufen, sonst fiele sie herunter. Die Hexe tritt hiermit in die Reihe der Vegetationsdämonen, wie der Alb, und wenn dieser sterben muss, sobald der Baum abgehauen wird, den er zu drücken pflegt (Mitt. I 8 und III 26), so wird uns auch von einer Hexe berichtet, dass sie in engster Beziehung zu einem Baume stehe — Herr Obl. Wilpert teilt aus Leobschütz mit, dass in einer Linde eine Hexe wohne (Mitt. II 67). Ja, die übereinstimmende Beziehung der Albe und

[1]) Vgl. jedoch Mitt. Heft VI S. 32, wo eine „Besprechungsformel für Hexen, die das Vieh bezaubern und den Menschen plagen (als Alb)“, mitgeteilt ist.

Hexen zur Vegetation tritt noch bestimmter hervor in dem Mittel, durch welches man sich vor dem Albe ebenso gut wie vor der Hexe schützen kann. Dem Albe befiehlt man, alle Bäume abzublatten, alle Ströme zu durchwaten, alle Berge zu besteigen usw. Vgl. Mitt. III 25 und IV 45. Und ebenso nötigt man in der Grafschaft Glatz die Hexen, alle Blättchen an den kleinen Birkenbäumchen zu zählen, die man während der Walpurgnisnacht vor die Haustür stellt. Denn nicht eher, glaubt man, können die Hexen ins Haus gelangen, bevor sie diese Arbeit getan haben. Vgl. Glatzer Vierteljahrsschr. III S. 297, 298.

3. Hexenzeiten.

Die Tätigkeit der einzelnen Hexe ist zwar an keine Zeit gebunden, jedoch pflegen sie zu gewissen Zeiten in ganzen Scharen umzugehen und sind dann natürlich am gefährlichsten. Ich nenne drei solche Zeiten.

a) Die Christnacht. Immer wieder begegnet man dem Aberglauben, dass die Hexen in der Christnacht gesehen werden können. Man muss zu dem Zwecke Kirschenzweige zeitig genug vor Weihnachten, gewöhnlich am Andreasabende, abschneiden, manche sagen auch abbeissen, und sie stillschweigend nach Hause tragen (darf dabei aber über kein Wasser gehen, verlangen einige). Die Zweige setzt man in Wasser und an einen warmen Ort, etwa auf den Ofen, so kommen sie bis Weihnachten zur Blüte. Diese blühenden Zweige nimmt man mit in die Christnacht und vermag nun die Hexen zu sehn. Aus Zinkwitz im Münsterberger Kreise erhalte ich folgenden Bericht: Dô hoan de Leute Hexa gesahn, diede Malkgelta ûf-n Kuppe hotta. Wenn ober de Christnacht auswoar, dô mussta de Leute macha, doss se furtkoama, denn de Hexa woarn immer dicke hindarn hâr. O hotta die Leute kenn Nutza vum Vieche, denn de Hexa silla de Kühe schunt immer gemulka hoan. — Aus Woitz bei Ottmachau erzählt ein 16jähriger Bursche: Man muss vor Weihnachten Zweige vom Kirschbaum abbrechen und in einen Winkel der Stube stellen, dann treiben sie „Palmen“. Diese Palmen muss man abbrechen und ins Gebetbuch legen. Nimmt man sie dann mit in die Christnacht, so sieht man die Hexen, die umgekehrte Melkgelte auf dem Kopf. Wenn aber der Pater „Sanctus“ sagt, so muss man schon aus der Kirche hinaus sein und auf einem Querwege (Quârwâ'ge) stehn, sonst brechen einem die Hexen das Genick. Einem sei das wirklich geschehen,

der war nicht schnell genug zur Kirche hinaus. Nach einem Bericht aus Patschkau müssen die Kirschenzweige am Andreasabende unter streng beobachtetem Stillschweigen mit den Zähnen abgebissen und nach Hause getragen werden. Sind sie dann bis zu Weihnachten zur Blüte gebracht, so nimmt man die blühenden Zweige mit in die Christnacht und kann dann die Hexen sehen. Sie stehen im Mittelgange der Kirche, aber vom Altare abgewandt und tragen die Melkgelte in der Hand. Wenn man aber aus der Kirche herausgeht, muss man schnell machen, sonst brechen sie einem das Genick. Man muss nur sehen, dass man schnell unter eine Traufe kommt, dann verlieren sie die Macht.

b) Die Walpurgisnacht (Nacht vom letzten April zum 1. Mai). In unserer (Patschkauer) Gegend habe ich von der Walpurgisnacht und ihren Hexenfahrten noch nichts gehört. Wohl aber berichtet die Glatzer Vierteljahrsschr. III S. 297, 298, dass in der Grafschaft nach dem dortigen Volksglauben die Hexen in der Walpurgisnacht unter dem Schutze der Finsternis den Menschen auf alle mögliche Weise zu schaden suchen. Um sich gegen sie zu schützen, bringt man am Tage zuvor kleine Birken vor die Haustür und ist der Meinung, dass sie erst alle Blättchen an diesen Bäumchen zählen müssen, ehe sie ins Haus gelangen können. Bei dieser mühsamen Arbeit erscheint der Tag, und die gefürchteten Gäste müssen sich in ihr Reich zurückziehen.

c) Die Johannisnacht. Auch in der Johannisnacht sind die Hexen besonders eifrig bemüht in die Häuser der Menschen zu dringen. Die Mutter Kuppen brachte am 23. Juni d. J. einige kleine Zweige von Eichen und meinte, wir sollten sie ans Fenster stecken, damit die Hexen nicht hereinkämen. Das müsse man zu Johanni immer tun. — Am Johannistage (24. Juni) pflegen hier in Patschhau die älteren Bürger Kränze am Fenster auszuhängen. Die Kränze bestehen aus Eichenlaub mit eingeflochtenen bunten Blumen. Neuerdings kommt die Sitte mehr und mehr ab, aber alte ortsangesessene Familien lassen sich den Gebrauch nicht nehmen. Was das zu bedeuten hat, besagt eine Mitteilung aus Zinkwitz im Münsterberger Kreise: Wenn mä oan Johanne kenn Kranz ver de Thire hängt, dô kumma ei dr Nacht im Zwelwe Hexa eis Haus.

4. Tanzende und musizierende Hexen.

Der Hexentanz ist ein durch ganz Deutschland verbreiteter

Glaube und leitet sich ganz natürlich von der im Wirbelwinde (s. Nr. 1) einhertanzenden Hexe ab. Für Schlesien ist mir der Glaube von den tanzenden Hexen im Vergleich zu der sonstigen Häufigkeit selten genug vorgekommen. Ich vermag ihn nur zu belegen durch die in Nr. 1 erzählten zwei Begebenheiten, wo Hexen in Katzengestalt einmal in einem Schuppen, das andere Mal auf einer Wiese gemeinschaftlich tanzen. Beide Male wird auch aufgespielt, und wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt ist, so sind doch wohl Katzen als Musikanten anzunehmen. Auch das Musizieren findet in der Windsnatur der Hexe seine ungezwungene Erklärung. Ganz eigenartig ist der Bericht, den die Geflügelfrau Wagner aus Patschkau gibt. Ihr Schwiegervater behaupte, als Kind die Hexen selbst gehört zu haben. Mit dem Grossvater (also seinem Vater) sei er einmal vom Rocken (Spinnabende) um Mitternacht nach Hause gegangen. Da hätten beide ganze Scharen von Hexen durch die Luft fliegen sehen und die hätten herrlich gesungen und Musik gemacht. Die anderen Rockenleute hätten daraufhin vermieden, um 12 Uhr nach Hause zu gehen. Entweder wären sie vorher gegangen, oder sie hätten die Geisterstunde erst vorübergelassen [1]).

5. Verbannung der Hexen.

Wie von den Fenixmännchen erzählt wird, dass sie „verboant" worden seien, so auch von den Hexen. Nur den Unterschied finde ich, das jene Verbannung immer wieder erwähnt wird, wenn von den Fenixmännchen erzählt wird. Von den Hexen dagegen ist sie mir nur einmal berichtet. Der hier gemeinte Bericht der Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau lautet:

> Mei Junge îs amôl nôch Werba (Würben) ganga zum Mâdel (Tochter, die dort bei einer Bauersfrau diente), und wie a oan de Bricke kummt, dô begâ[i]nt-n eene Frau, die gîht ô dasalba Wâ[i]g. Nu fängt der Wald oan, durte sôl sîch enner derhanga hoan. Dô hoat a nu gebatt fer de orma Seela. Und doas Weib hoat-n gefroat, warum doss a batte. Nu, de Hexa sein doch uf 100 Jôhre verboant und nôchert kumma se

[1]) Hierzu bemerkt eine alte Frau, die dieser Erzählung mit zugehört hat: Sie habe als Kind mit anderen Kindern in der Dunkelheit Ziegen meckern hören, die seien durch die Luft gekommen, immer hintersammen her und hätten gemeckert. Die andern Kinder hätten gesagt, das wären die „Himmelsziegen". — Sonst nennt man auch ein altes abgemagertes Pferd eine „Himmelsziege".

wieder. Ma wêss ju nĭ, êb die 100 Jôhre schunt rim sein. (Er hatte also wohl gefürchtet, die ihn begleitende Frau könnte eine Hexe sein.) Frau Meisel setzt hinzu: Ma soat doch immer, de Hexa sein uf 100 Johre verboant.

## II. Hexenzauber.

Die Hexe ist ein durchaus böses Wesen, ihre Aufgabe ist Schaden zu stiften. Dazu besitzt sie geheimnisvolle Kräfte, die sie befähigen, bösen Zauber zu üben. Bisweilen beruht die Zauberkraft lediglich auf der Anwendung eines Hexenbüchleins, einmal auf dem Besitz eines blauen Steinchens.

1. Das „Hexabüchla".

Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau erzählt:

Frîher sein Hexa ei Woitz gewâst. Eene hoa ich salber gekannt, 's woar ne Pauerschtochter, de Schneidern, die hoat a Hexabüchla gehoat, doas hoat-r dr Bruder weggenumma. Jitze îs se tût, und ma hoat ôch nischte meh gehîrt vu anner Hexe.

Uf der Strôsse liess se de Fûder imsterza. — Der êgne Bruder kimmt amôl mîd-am Fûder Getreide gefoahrn. Und groade gîht se mîd-am Schaffla Wäsche iber a Wâ'g zum Schwêfa. Gleih fällt der Woañ im und der ganze Wêsse uf de Strôsse und eis Wosser. „Woas machst denn du wieder, Honne?" spricht-a zûn-er. „Doas wâr ich dr aber vertreiba, du konnst kenn Menscha zufrîde lôn". Und mir Kinder, mir stonda im de Gorba rim, und dô schwomma se eim Wosser, und woas uf-n Truckna loage, dô woarn de Kerner rausgefolln. Doas woar amôl a Schoada. Dô hoat aber der Bruder olle Bîcher zesommagesucht, die se hotte, 's woar a sû a Stûss, und olles hoat a dorchgesahn, bes a doas Hexabichla funde. Doas hoat a-r weggenumma. Und seit dar Zeit hoat se nimmeh lange gelâbt. Der Bruder aber hotte doas Bichla no lange. Und wie se begroaba wurde, dô hoan de Leute ock immer Dreck uf se geschmissa, doss se ni sullde wiederkumma.

Die alte Gottwalden aus Patschkau erzählt: In Schwedelndorf bei Glatz, da sind einmal die „Pauern" zur Schullehrern gekommen. Und die war gerade beim „Puttern". Und da sieht der eine, wie sie oben von der Stubendecke, wo ein Balken quer durch das Zimmer ging, ein Büchel herunternimmt, ein Kreuz über das Butterfass macht, dann ein paar Mal „uf- und obputtert", und

schon war die Butter fertig, und das war ausgezeichnete Butter. Da denkt der Bauer bei sich: Wenn du das Büchel kriegen könntest! Wie also einmal die Schullehrern den Rücken kehrt, reicht er das Büchel herunter vom Balken und steckt's in die Tasche. Zu Hause spricht er dann zu seiner Frau: Nu bring einmal das Butterfass her, wir werden buttern. „Och, Moan — spricht se — ich hoa doch nischte zurechte gemacht; wie wull-mer denn puttern?“ Breng ock hâr, soat a, und wenn's blanke Milch îs. Nun bringt die Frau, er nimmt das Büchel aus der Tasche, macht das Kreuz, und wirklich — ein paar Stösse, und die Butter ist fertig, ganz ausgezeichnet. Nun schlägt er doch das merkwürdige Buch auf und fängt an zu lesen. Da sind es lauter Hexensprüche, und wie er liest, wird ihm so angst und immer ängstlicher zumute — bis er die Sprüche wieder rückwärts liest (vgl. Drechsler, Das Rückwärtszaubern im Volksglauben, Mitt. VII S. 45 ff.). Nun hat er die Geschichte angezeigt, und da ist das Hexenbüchel gerichtlich verbrannt worden.

2. Das blaue Steindel.

In einem anderen Falle erscheint die geheimnisvölle Zauberkraft der Hexe an den Besitz eines blauen Steinchens gebunden. Die alte Gottwalden in Patschkau erzählt: Ihre Eltern hätten in Lewin gewohnt, und da war im selben Hause auch eine Hexe. Ihre Mutter hat oft mit ihr gesprochen, und sie war immer freundlich zu ihr. Diese Frau hatte einen Sohn, der erst bei ihr wohnte, und der hat selber erzählt, seine Mutter hätte ein blaues Steindel in der Tasche, und er hätte sich oft bemüht, das Steindel zu erwischen, aber er hat es nicht bekommen. (Über ihre Zaubereien später unter Nr. 4.)

Die schädigende Wirkung der Hexen erstreckt sich auf die Gesundheit und auf den Besitz der Menschen. Einfluss auf die Gesundheit gewinnt die Hexe, indem sie der betreffenden Person Brot überreicht[1]). Einfluss auf den Besitz verschafft sie sich, indem sie allerlei Gegenstände aus dem Haushalt eines Menschen borgt oder durch Berührung Gewalt über sie erhält.

[1]) Überhaupt soll man von unbekannten Gebern nichts zu essen annehmen oder etwas Essbares aufheben, was man irgendwo findet. Denn die Hexen suchen den Menschen dadurch zu schaden. Durch Esswaren, die jemand von ihnen empfängt, erlangen sie Macht über Menschen und ihr Vieh. Vgl. Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg I § 215 und 215 i. Birlinger, Aus Schwaben I S. 322 f.

3. Die Hexe schädigt die Gesundheit des Menschen.

Von jener Hexe in Woitz, die sich auch im Besitze eines Hexenbüchleins befand (s. II 1), erzählt Frau Meisel ferner:

Meiner Mutter hoat se's oagethoan, doss se bâle gesturba wär, a su hoat se-r 's Been verhext.

Eene Pauerschfrau (sie nennt den Namen), die hotte se als Ausziglern bein sich, und dô wullde ser immer Futter macha gihn fer de Kuh. Nê, nê, luss ock doas Futtermacha, soate de Frau (sie wollte nicht, dass die Hexe durch das Futter auf die Kuh bösen Einfluss gewinne), doas werd schunt de Schworzern (die Mutter der Erzählerin) macha. 'S wullde halt kê Mensch mîd-r, der Schneidern, zu thun hoan, weil se's wussta, doss anne Hexe woar. Meine Mutter aber nimmt sich de Sichel und giht ufs Feld hinga naus, wu se wullde 's Futter obsichan und reitroan. Und wie se hinga naus kimmt, do stiht de Schneidern und hoat a Kristla (eine Brotkruste) ei der Hand. „Wû gihste denn hî, Schworzern?“ „„Nu, Futtermacha““. „Ach — soat se — luss mich ang Futter macha; hî huste a Kristla, anne Brûtkruste, du bist jinger wie ich, du hust gûde Zähne, du konnst-s derbeissa“. Meine Mutter nimmt doas Kristla, lässt se aber kê Futter macha. Und wie se nu fertig îs und giht a Rên verlang, dô sticht-s-r ei der Färsche (Ferse), und wie se wetter giht, do sticht-s wieder, und wie se reikimmt ei de Stube, do koan se schunt nimmeh lôfa, und der Voater mûss se eis Bette hëba. Und se krigt a Been, a su dicke, und rût und schworz underlaufa. Dô schickt nu der Voater zum Dukder uf Uttmachau. — Se wârn-a ô gekannt hoan, a Hannuschke. Und wie a sich doas Been besitt, dô mênt-a: Hî koan ich ni halfa, doas îs a richtiger Hexaschûss. Do missa Se sahn, doss Ihn de Hexe an gûda Rôt gibt, die hoat-s gemacht und die koan allêne halfa. Wie de nu de Schneidern amôl verbeine kimmt, dô nimmt der Voater de Mutter und trä'̂t se uf de Eecha ver de Thiere (der Mann war „Büttner“ = Böttcher und hatte Eichenhölzer vor der Tür liegen). Uf dam Hulze sitzt se nu, und do bleit de Schneidern stihn und spricht: „Nu woas fahlt der denn, Schworzern?“ „„Ach — soat de Mutter — ich hoa's asu eim Beene, gî mer ock an gûda Rôt, bis ock gebâta““. „Ich wêss doch kenn Rôt“, soat

se und giht verbeine, und meine Mutter kunnde bitta, wie se wullde, se hîrte nich.

Dô kimmt der Gevotter Nahwer (Gevatter Nachbar), der Nupper (andere Form für Nachbar), rim und spricht: Weesste woas, soat a zu mĕm Voater, gîh ei de Stoadt und kêf der an neua Tôp und aus drei verschiedna Geschäfta Noadeln: Kuppnoadeln, Nähnoadeln und Stecknoadeln, und die thĭste ei a Tôp mît Wosser und klabst a Deckel mîd Lehme feste drûf und stellst-a uf de Plotte. Und wenn's werd kocha, do werd se schunt kumma, aber du lässt se nî zer Plotte, mâg se bitta, wie se wîl, bes se werd gehulfa hoan. Und der Voater macht doas asu und feuert unda ei und lässt a Tôp kocha, doss ock asu gebrodelt hoat. Dô woarsche gleih dô und gleih bei der Plotte. „Woas kochste denn?“ soat se. „Doas stinkt ju, nîm ock doas Tippla runder“ — und wullt-s vô der Plotte reissa. „„Weg hî, soat der Voater; ich hô der anne Wâtsche (Ohrfeige), doss der Hîrn und Sahn vergiht; du lässt doas Tippla stihn““. Nu sâg se doch, doss ni andersch woar, und do froate se de Mutter: „Nu, Schworzern, woas machste denn? Zeig amôl doas Been!“ Und dô hotte se ô gleih anne Solbe mîte, und se fängt oan, doas Been zu bestreicha und Kreuze zu macha und zu bâta. Nu musste se aber, wenn se ûba woar, ô wieder zurücke bâta, wenn's halfa sullde (Rückwärtszaubern s. II 1). Und wenn se kêne Zeit meh hotte und's Wosser woar underweile eigekocht, do musste doch de Mutter starba. Und der Voater liess doas Tippla kocha, wos a kunnde, doss de Scherba zu gûder Letzte vôsomma spronga. Und wenn de Hexe ni wär fertig gewâst mîd-n Bâta, dô hätte se ô missa starba. Aber se woar fertig, und der Mutter ihr Been wurde wieder gutt. Aber irschte wurda Lecher, hî und hî und hî, drei Lecher. Nê — woas mer dô hoan rausgezoin: Fârhôre (Pferdehaare), Sticke vô Fârhûfa, Fârkuttan (Pferdekutteln), Kuhplâtla und olla Dreck.

Zusammengefasst enthält die Erzählung folgende Hauptpunkte: Eine Hexe sucht Macht über eine Kuh zu gewinnen, indem sie sich erbietet das Futter für die Kuh zu schneiden. Ihre böse Absicht wird erkannt, und sie wird zum Futterschneiden nicht zugelassen. Sie rächt sich dadurch, dass sie eine der beteiligten Personen durch Überreichung einer Brotkruste in ihre Macht bringt

und ihr ein böses Bein anhext. — Der gerufene Doktor erklärt sich unvermögend und meint, nur die Hexe selbst könne das Bein heilen. Der Nachbar gibt endlich den richtigen Rat, wie man die Hexe zur Heilung des von ihr angestifteten Schadens zwingen könne. Auf das Herbeikochen der Hexe komme ich unten noch näher zu sprechen.

4. Die Hexe schädigt den Besitz der Menschen.

Um dies zu können, borgt sie allerlei Gegenstände aus ihrem Haushalte oder sucht wenigstens durch Berührung Einfluss zu gewinnen. Kühe oder ihr Erträgnis, Milch und Butter, sind die hauptsächlichsten Gegenstände ihres Angriffs.

Von der Hexe in Lewin, die auch das blaue Steindel hatte (s. II 2), erzählt die alte Gottwalden weiter: Ihr Sohn hatte sich dann verheiratet und hatte das Besitztum der Mutter übernommen. Da ist die Alte nun ins Auszugstübel gezogen. Aber obgleich sie jetzt nur eine einzige Kuh hatte, gab diese doch immer so viel Milch, wie der jungen Leute ihre drei Kühe zusammen. Das kam daher, dass sie sich immer allerlei von den jungen Leuten borgte, bald eine Hacke oder einen Besen oder eine Mistgabel. Das legte sie dann kreuzweise vor die Stalltüre und dadurch nahm sie den Kindern die Milch und führte sie sich selbst zu. Das hatte sich herumgesprochen, und wenn sie zu jemandem andern kam, so borgte ihr niemand etwas, sonst wäre es ihm ebenso ergangen wie den jungen Leuten.

Weiter erzählt die alte Gottwalden: Sie hatte eine Tante in Lewin, die immer sehr schöne Butter hatte. Da hat sie nun einmal das Butterfass nach dem Auswaschen hinausgetragen vor die Haustür und auf einen Holzstoss gestülpt zum trocknen. Als sie dann am andern Tage wieder buttert, da geht es merkwürdig zu, es wird keine Butter. Es ist schon Mittag, und sie bringt keine Butter auf. Nun sieht sie doch nach und findet in dem Butterfasse unten einen Klumpen Butter, der war hart wie Stein. Nun ruft sie ihren Mann, aber wie sie beide wieder zum Fasse kommen, ist der Klumpen weg. Das musste doch verhext sein. Da kommt auch schon der Nachbar herum und spricht:

„Weesste, doas wâr ich der gleih kloar macha. Deine Freinden unda eim Niederdurfe, die îs gestern ei de Kerche geganga. Und dô hoa ich se gesahn, wie se bei dam Putterfosse is stihn geblîn und îs mîd der Hand drinne rimgefoahrn. Die hoat doas

Putterfoss verhext. (Die Frau stand in der Tat im Rufe einer Hexe.) Dô hilft nischt andersch, du musst doas Putterfoass mit Seefe ausschmiern und kochendes Wosser neigissa und mîd eener gliniga (glühenden) Eisastange neifoahrn".

Und das hat sie nun getan. Davon wurde es wieder besser.

Hierher gehört auch der Bericht des alten Gottwald, des Mannes der bisherigen Erzählerin, von der Reichenauer Mühle. Der Müller hatte sechs Kühe, von denen zwei verhext waren, die gaben keine Milch, sondern Blut. Aus besonderem Grunde führe ich diesen Bericht unter der folgenden Nr. an.

5. Auf welche Weise wird der Hexenzauber gebrochen?

Das Feuer scheint das Hauptgegenmittel gegen Verhexung zu sein.

Soeben ist unter Nr. 4 erwähnt, dass das verhexte Butterfass durch Einschmieren mit Seife, Eingiessen kochenden Wassers und durch Hineinfahren mit einer glühenden Eisenstange vom Zauber der Hexe gereinigt wird.

Ein öfter angewandtes Mittel, den Hexenzauber zu brechen, ist das Kochen. Unter II 3 ist bei der besonders bösartigen Woitzer Hexe das Kochen ausführlich erzählt worden. Als die Hexe das böse Bein der von ihr behexten Frau nicht freiwillig heilen will, wird sie auf folgende Art dazu gezwungen. Der Mann der kranken Frau kauft in der Stadt einen neuen Topf und Nadeln aus drei verschiedenen Geschäften: Kopfnadeln, Nähnadeln und Stecknadeln. Er legt diese Nadeln in den Topf, giesst Wasser zu, verklebt dann den Deckel fest mit Lehm und kocht nun diese Mischung auf der Platte. Die Hexe wird hierdurch gezwungen herbeizukommen und das verhexte Bein zu heilen. Denn es handelt sich um ihr eigenes Leben. Ist das Wasser verkocht, ehe sie die Heilung vollbracht hat, so muss sie sterben.

Einen zweiten ausführlichen Bericht über das Kochen als Gegenmittel lasse ich nach der Erzählung des alten Gottwald aus Patschkau folgen. Der Erzähler war seinerzeit Knecht in der Mühle zu Reichenau bei Camenz. Als von den sechs Kühen des Müllers zwei keine Milch, sondern Blut gaben, herrschte grosse Aufregung darüber in der Mühle. Da spricht die Müllern: Wir möchten doch einmal den „Scharfrichter" fragen, der weiss ja in solchen Sachen Rat. (Der sog. „Scharfrichter" war als zauberkundiger Mann bekannt, eine Persönlichkeit, über die ich unten

näheres mitteile.) Kaum hatte sich der Gottwald aufgemacht, um ihn zu holen, da kommt er schon zum Tore herein und spricht:

„Nu woas îs denn lûs! — Du brauchst mersch ni ĕrscht zu soan, ich weess schunt“. Und da geht er schon hinein in die Stube zu der Müllern. Da zeigen sie ihm nun die rote Milch. Wort, wort — sagt er — der wâr mer a Spoass vertarba. Nun war gerade der Bruder von der Frau auf Urlaub da, der stand bei den Ulanen, und's Pferd war zu Hause. Zu dem spricht er: Nu aber reitste gleih nei ei Potschke (Patschkau) und flink — länger wie anderthotb Stunda dorfste ni bleiba. Durt kêfste an Punscheltupp ohne Glätte, wu de drei Quŏrt neigihn. Und du, Robert (d. i. der Gottwald), du gihst und hullst siebnerlee Hulz vô a Sträuchern und dôderbeine ô Schischhulz. (Eingeworfene Frage; Was ist denn Schischhulz? — Nu doas îs Hulz vô ĕm Strauche, dar hoat schworze Beern. Friher hoan se Schĭsspulver drausgemacht.) Und wie der Bruder nu mîd dam Punscheltuppe (eigentl. Bunzlauer Topfe) dôwoar, dan a beim Tepper ei Potschke gekêft hotte, dô wârn de beeda Kihe neigemulka. Und a macht vô dam siebnerlee Hulze a Feuerla und setzt a Tupp drîber, aber a wing hĭcher, doss de de Flomme ni droaschlûg. Sust wärsch ibergekocht, doas turfte aber ni, runderlaufa torft's ni. Und's tauerte ô goar ni lange, dô fung's oa zu bîta und zu bâta ei dam Tuppe: „Och luss mîch ock raus, och luss mîch ock raus, îch wârsch ju nimmeh macha“. Nee, Âle, spricht der Schorfrichter, du kimmst nich raus; de Ôga wâr îch der ausbrenna; du sullst droa gedenka. Abersch hoat ock immer wetter gebatt und immer gewinselt. Und wenn's ruff kumma wullda, dô noahm a a poar Stickla Hulz weg, doss's wieder nunder ging. Und wie's goar asu sihr jommerte, do spricht a: Na dô wâr îch dich nŏ amôl rauslussa. Aber luss dersch gesoat sein, deine Stickla machste nimmeh. Und dô rufft a a Herrn und de Frau und spricht: Wulln Se se sahn? Aber dô îs der Herr ock nausgerannt und hoat gesoat: Ne, ne, îch wîl se nĭ sahn. Ich hoa se ô ni gesahn — setzt der alte Gottwald hinzu — aber der Schorfrichter sahg se. Und jitze, spricht a zu mer, kimmste mîte, jitz wârn mersche lûslôn.

Und da sind sie zusammen mit dem Topfe nach dem Kuhstalle gegangen, bis unter die Krippe.

„Hî rěsste de Steene ûf!“ Und wie ich die Steene ûfgerissa hotte, dô lâga drei schworze Kugeln dô. Doas woarn de Hoare vô da Kihn. Die hoan mer ei da Tupp getoan, und dô sein mer nausgeganga under an Baum, und dô musst’ ich de Årde een holba Meter tief aushäba. Durte hoan mer a Tupp vergroaba. Aber jitze, soate der Schorfrichter, verburgt-er nischte aus-n Hause, drei Tage lang. Jitze werd se kumma, un dô wârn mersch sahn, wârsche gewâst îs, de Hexe. Und richtig — dan andern Murga koam se schunt, dô woarsch de Nuppern (Nachbarin). Dô kloppt se oan und spricht zer Frau: Bîs ock gebâta im a Hackla! Ich hoa meis beim Schmiede. Ne, ich hoa kees, soate die Frau, und hoat-s-r nich gegân. Und jeda Tâg îs se im woas gekumma. Wie de aber drei Tage im woarn, dô îs se weggeblîn. Und de Kihe hotta wieder Milch wie suste.

6. Zaubergewalt der Hexe über den Graswuchs.

Zum Schluss führe ich noch ein Beispiel an, welches die Macht der Hexe über den Graswuchs dartut, so dass sie sich hierin als Vegetationsdämon zeigt — eine Eigenschaft, die bereits I 2 angedeutet ist.

Über die Lewiner Hexe mit dem blauen Steindel entnehme ich noch folgendes dem Bericht der alten Gottwalden: Sie hatte ein Mädel bei sich wohnen, die nannte sie immer ihre „Grasemagd“. Nun ist die Gottwalden, die damals selber noch ein junges Mädel war, einmal mit der alten Hexe und ihrer Grasemagd nach Grase gegangen. Der Vater hatte ihr die Sichel erst frisch „getengelt“, sie war ganz scharf. Aber als sie zum Grasen kam, da sah sie kein Gras stehen und konnte nichts fertig bringen, währenddem die Magd der Alten schon längst die „Schütte“ hatte. Da weinte sie — und die Hexe sagte: Zeig amol deine Sichel her, die schneidt ja nicht. Und da nahm sie den Wetzstein, tat ein paar Striche und reichte sie ihr hin. Und wenn sie vorher kein Gras gesehen hatte, jetzt wuchs es ihr förmlich „eis Gesichte“, und im Augenblicke hatte sie auch ihre Schütte voll.

Hierzu bemerke ich, dass die Mutter Kuppen immer mit der Sichel ein Kreuz übers Gras macht, bevor sie zu grasen beginnt — als ob sie dadurch die feindlichen Dämonen vertreiben wollte.

## Zauberer und Hexenmeister.

Von den Hexen unterscheiden sich die Zauberer und Hexenmeister dadurch, dass die Bosheit sie nicht in gleicher Weise auszeichnet wie jene. Sie schaffen nicht selten auch das Gute und Nützliche. Sie erscheinen unter mancherlei Gestalten.

### 1. Der „Schorfrichter" in Reichenau bei Camenz (vgl. II, 5).

Der alte Gottwald aus Patschkau erzählt: Als er in Reichenau beim Müller fer Knecht diente, da kannte er einen alten 80jährigen Mann, den nannten sie immer den „Schorfrichter", weil er bei einem Scharfrichter als Knecht gearbeitet hatte. Der sagte einmal zu ihm: Robert, willst amôl

'S Oanbinda (das Anbinden)

lerna, du gibst mer zahn Bihma (ein Behm (Böhm) hiess früher der Silbergroschen und jetzt noch das 10-Pfennigstück in Schlesien), dô lern ich dersch. Aber der Gottwald mochte es nicht lernen. — Das Anbinden besteht darin, dass man jemandem durch Zauber die Bewegungsfähigkeit nimmt. Kommt einer, dem man nicht „grün" ist, so wird eine Formel gesprochen, und sofort bleibt der Betreffende, dem die Formel gilt, stehen, sperrt den Mund auf und kann sich nicht von der Stelle rühren. So muss er stehen bleiben, bis jemand kommt und spricht: „Nu woas stihste denn und hältst Mauloffa fêl?" und dabei ihm eine Backpfeife gibt. Kommt aber niemand, so muss derjenige, der ihn angebunden hat, noch vor Sonnenuntergang zu ihm sprechen: „Was stehste denn hier und hältst Maulaffen feil" und ihm eine Backpfeife geben, sonst bricht er in der Nacht das Genicke.

Wie der „Schorfrichter" eine Hexe kocht und ihren Zauber bricht, vgl. II 5.

### 2. Die Zigeuner.

Weit verbreitet ist der Aberglaube, dass die Zigeuner, Männer ebensogut wie Frauen, zauberkundig seien.

In Fürstlich-Langenau bei Katscher pflegen die Leute, sobald eine Zigeunerbande ins Dorf kommt, zu sagen: Gebt nur den Zigeunern; denn sonst nehmen sie Stricke vom Hofe und ziehen sie durch die Obstbäume. Dann vergraben sie die Stricke in die Erde, und so wie sie verfaulen, stirbt der Mensch dahin. Das

ist ihre Rache, wenn man ihnen kein Almosen gibt. — Derselbe Glaube wird mir auch aus anderer Gegend bestätigt.

Die Mutter Kuppen erzählt: Eine Bauerstochter war mit der Magd im Garten beim Arbeiten, da kommt ein Zigeuner vorbei: „Den heirat' ich mir", sagt die Bauerstochter im Scherz. Pfui, Sie werden doch das nicht tun, spricht die Magd entsetzt. Der Zigeuner kommt an den Zaun, heftet den Blick scharf auf sie und sagt: Vergessen Sie ja nicht, was Sie eben versprochen haben. — Nach einigen Tagen ist die Tochter weg, der Vater vermutet aus dem Bericht der Magd, dass sie wirklich mit den Zigeunern fortgezogen sei, spannt sofort an und fährt nach. Er erreicht die Bande am Waldessaum, wo sie lagert, und findet auch die Tochter als Weib des oben genannten Zigeuners wieder. Alle seine Vorstellungen sind fruchtlos, sie weigert sich mit dem Vater zurückzukehren, und er verstösst sie. Nach Jahren kommt endlich dieselbe Zigeunerbande wieder in die Gegend, und als richtige Zigeunerin streicht die ehemalige Bauerstochter im Dorf herum, trifft alte Bekannte und erzählt nun, wie unglücklich sie sich fühle; sie habe zwei hübsche Knaben und werde auch gut behandelt; aber das beständige Herumziehen sei ihr zuwider. Sie könne jedoch nicht fort von der Bande, der Zigeuner, ihr Mann, habe sie damals am Zaune behext (offenbar durch seinen Blick).

3. Der Kammerjäger.

Tschammerhof und Münchhof im Münsterberger Kreise, so sagt mein Gewährsmann, gehörten in früheren Zeiten dem „ersten Landrat" (soll wohl heissen Landeshauptmann) von Schlesien, so zwar, dass Tschammerhof zum Sommeraufenthalt, Münchhof zum Winteraufenthalt der Familie diente. Später ging Tschammerhof in das Eigentum der Familie Grosser über, die es noch heute besitzt, jetzt schon seit 120 Jahren. Grossmutters Urgrossvater (der Erzähler ist selbst ein Glied dieser Familie) sass einmal auf der Terrasse vor dem Schlosse Tschammerhof, da kam ein Kammerjäger, der über die schöne Lage des Schlosses seine Bewunderung aussprach. „Ja, meinte der Urgrossvater, es ist schön, aber die Frösche im Wallgraben, das ist unangenehm, die stören sehr durch ihr fortwährendes Quaken". Das werde ich gleich besorgen, sagte der Kammerjäger, sprach einen Zauberspruch über das Wasser, und seit der Zeit quakt kein Frosch mehr im Wallgraben oder höchst selten nur.

4. Studierte und Doktoren.

Noch immer ist im Volke der alte Glaube nicht verschwunden, dass Studierte und Doktoren Zauberer seien.

Auf einem Hofe zeigte sich immer ein schwarzes Schwein unter den übrigen Schweinen, wenn gefüttert wurde. Es war die verstorbene Frau des Besitzers, die zur Strafe dafür, dass sie den Schweinen immer Brot gegeben hatte, nach dem Tode als schwarzes Schwein umgehen musste. Den Spuk hat einmal einer beseitigt, indem er das Schwein in einer Bierflasche fing, die Flasche auf einen Wagen lud und vierspännig aufs Feld fuhr, wo er sie vergrub. Zu solchem Zauber ist aber nur ein Mann befähigt, der noch keine Sünde begangen und dreizehn Schulen studiert hat. (Bericht aus Zinkwitz im Münsterberge Kreise.)

Merkwürdig ist die Geschichte von den „drei Dukdern".

'S woarn amôl drei Dukder gewâst, die woarn ei a Gosthaus gekumma. Datt fruga se, êb der Herr dô wär. Dô hoat die Frau gesoat: Nê, a wär furtgefoahrn. Und dô hotta de Dukder gefroat, êb a nê bâle wiederkäme. Dô hoat se gesoat, dô sellda se halt no êne Stunde worta. 'N Stunde hotta ober zu lange getauert. Dô sullde se jitz drei Taller hârbrenga, denn se wullda itze woas zu assa hoan. Und dô hoat's blûss no a kleenes Bissla Geschlinke (Gelünge) dogehoat, und dos hotta se gegassa. Itz woar der Herr hêmgekumma, da hotte jitz o wulln woas zu assa hoan. Itz woarsch doch weggewâst, und dô hoat's doch nischte meh gehoat ei dam Kaller. Dô woarsche zum Flêscher gerannt. Da hotte groade geschlacht gehoat. Und dô hoat's wieder a Geschlinke gehoat, und doas hotte der Herr gegassa. Jitze ginga de drei Dukder furt, dô koame se ei enn Wald. Datte schnied sich dar eene a rechta Orm ob, da andre thoat sich's Harze rausgroabe, und wieder der andre 's rechte Ôge. Dô sein se dann wieder oa enn andern Uort (Ort) geganga, und dô sein se mit dam Harze, Ôge und Orme ei enn Kaller gestiega und hoan's datte hîngestallt. Dô woar doas Ôge 'ne Kotze gewâst, 's Harze vu ĕm Schweine, und da Orm vu ĕm Derhangna, da datt eim Kaller hing. (Bericht aus Zinkwitz im Münsterberger Kreise.)

Die Überlieferung des Gegenstandes scheint in Verwirrung geraten zu sein, aber so viel ist klar, dass die drei Doktoren Spukgestalten oder Zauberer sind.

# Sagen vom Alp und der weissen Frau.

(Aus den Kreisen Oels und Trebnitz, aus Tarnowitz und Ratibor.)

Mitgeteilt von Dr. T. Stäsche.

Eine Frau in Schebitz bei Breslau wurde oft von einem Alp gedrückt, besonders wenn sie in Wochen lag. Wenn er sie verlassen hatte, rief sie ihm nach: *Kum hül-der murgn a stĭkł waichbrôtł zum fristĭke!* Dann kam auch der Alp und stellte sich am Morgen stumm in den Besenwinkel in der Stube. Der Alp war aber ein Mann aus den Ruxer Häusern.

Auch in Klein-Ellguth bei Oels glaubte man, die Person des Albes dadurch feststellen zu können, dass man ihm zurief: *Hul-der a Klaibrôtl!* So pflegte man auch in Eisdorf, Kr. Namslau, dem Alp etwas zu versprechen[1]).

Auch unter der polnischen Bevölkerung Oberschlesiens ist der Alp bekannt. Eine polnische Frau in Ratibor, die vom Alp gedrückt worden war, rief, als sie geweckt wurde, aus: *Przyidź rano, dam ci chleba z wasłem* = Komm morgen, ich werde dir ein Stück Brot geben. Früh passte sie dann auf, wer zuerst kommen würde. Da kam ein älteres, vermummtes Weib und stellte sich an die Tür, ohne ein Wort zu sprechen. Die Frau erkannte in ihm den Alp und trieb es mit dem Besen fort. Um sich in Zukunft vor dem Alp zu schützen, stellte sie den Besen immer verkehrt an die Tür. Vgl. Mittlg. 3, 26.

Bisweilen erscheint aber der Alp auch in jugendlicher, schöner Gestalt. So sah ihn die Mutter einer Mühnitzer Bauersfrau. Sie erwachte einmal als Mädchen, sie mochte 17 bis 18 Jahre alt sein, und sah den Alp auf dem Hackeklötzel vor dem Kamin. *A sâg ôs wî a mâ'dl, de ŭfne haure hingn bis uo de schirzebeńdl unt a hat mit-em helzl ê a glinde kauln rumgeschurt*[2]). So beschreibt die Mühnitzer Frau den Alp nach den Angaben ihrer Mutter. Das Mädchen weckte nun die Eltern; diese aber glaubten, es habe nur geträumt. Es träumte aber nicht, sondern sah den Alp ganz deutlich. Als der Vater nun die Magd in der anstossenden Kammer

[1]) Über den Alp, vgl. auch Heft 1, 46 u. d. Aufsatz I 3 ff., bes. S. 7 ff.

[2]) = in den glühenden Kohlen herumschürt.

rufen wollte und an das Kammerfenster klopfte, wurde der Alp zu einem schwarzscheckigem Hunde und hopste zum Kamin hinaus. Vgl. Mittlg. 1, 47.

In Klein-Ellguth lag einmal ein Mädchen im Halbtraume. Da sah es den Alp zum Kammerloch hereinkommen. Er hatte einen hübschen, lockigen Kinderkopf. Das Mädchen packte ihn bei den Haaren und rief: *Vuoter, der ōlp!* Der Vater rief: *Mä'dl, lūs-n gên!* Als sie losliess, wurde der Alp wie zu einem Sieb, streckte sich in die Länge und flog summend zum Kammerloch hinaus.

Nach Erzählungen in Klein-Ellguth und in Eisdorf verwandelt sich der Alp auch in einen Strohhalm und kriecht durch das Schlüsselloch.

Von Schebitz erzählte dieselbe Mühnitzer Frau nach Angabe der 'Mutter Krôse': Deren Schwester war auch ein Alp und drückte einmal einen Pferdeknecht. Dieser fand, als er zur Besinnung kam, *a strôhaiml ūf seńer brust* (Strohhälmchen), nahm es und steckte es an die Wagenachse in das Linloch und drückte den Nagel hinein. Darauf legte er sich wieder schlafen. Am folgenden Morgen stand am Wagen ein junges Mädchen und hatte den kleinen Finger eingequetscht. Das war die Schwester der 'Mutter Krose'.

Aus Ratibor wird erzählt: Ein junges Mädchen, das sehr hübsch war und viel Verehrer hatte, ging oft auf den Tanzboden. Aber es fiel auf, dass sie von diesem immer vor 12 Uhr in der Nacht verschwand. Einmal aber hielten ihre Verehrer sie fest und liessen sie nicht fort. Als es nun wieder 12 Uhr war, wurde sie ganz starr und leblos. Alle Bemühungen, sie zum Leben zurückzurufen, waren vergeblich. Da kam ein Mäuschen in den Saal gelaufen, lief dem Mädchen über das Gesicht, und nun wurde dieses sofort wieder lebendig und munter. Ähnlich Mittlg. Heft II 107 u. III 26.

In Oberschlesien (Tarnowitz, Ratibor) gelten blaue Lippen als Zeichen, dass die Person ein Alp sei, eine *Mora*, wie es polnisch heisst. Ein anderes Zeichen ist, dass solche Personen leicht und häufig einschlafen, auch wenn sie in der Gesellschaft anderer Menschen sind. So gilt in Tarnowitz eine alte Frau als Mora, weil die Hausgenossen sie oft fanden, wie sie auf der Hausschwelle ihres Häuschens eingeschlafen war. Das begegnet ihr

auch oft, wenn sie bei anderen Leuten in deren Wohnung weilt. Sie hat es dann auch immer eilig und sagt: *Musiam iść* = ich muss schon gehen (nämlich drücken). Eine Frau, die mit ihr zusammen in einem Hause wohnte, wurde oft von der Mora gedrückt. Sie wehrte sich mit Erfolg dagegen, indem sie den Besen stets verkehrt an die Tür stellte oder, wie ihre Stieftochter richtig, aber naiv erzählt, sie legte sich auf die rechte Seite, wenn sie von der Mora in der Nacht gedrückt wurde.

Beim alten B. in Schebitz wurde um die Advents- und Fastenzeit vielmals die weisse Frau (cf. Heft III 21) gesehen, aber diejenigen, die sie sahen, durften nicht miteinander reden, sonst verschwand sie sogleich. Der alte B. hatte keine Uhr in der Stube. Einmal schien nun der Mond so hell in der Nacht, dass seine Leute aufstanden; denn sie glaubten, es würde schon Tag. Sie fütterten das Vieh und frühstückten. Da wurde in der katholischen Kirche früh die Morgenglocke geläutet, so spät war es erst. Die Leute blieben am Tische sitzen und unterhielten sich. Eins von ihnen sah zum Fenster hinaus, da ging die weisse Frau gerade um, sie war von grosser Gestalt. Da fing einer an zu reden, und nun verschwand sie. So ist es oft mit ihr geschehen, wenn die Leute zu sprechen anfingen.

Im Garten des alten B. hat es auch öfter blau gebrannt. Dort sollte Geld vergraben sein, aber niemand wollte nachsehen. Vgl. Heft III 41. — Ihn selbst hat es immer in der Nacht nach 10 Uhr beim Kirchhof 'geschmissen', daher ist er dort auch nicht mehr allein gegangen. Sein Bruder sah bei Schweinern (Weidenhof) an der Kiesgrube in der Nacht immer Soldaten exerzieren oder auch einen Reiter ohne Kopf.

---

# Die Gräber der Wöchnerinnen.

Von Dr. **Max Hippe.**

Zu den wenig bekannten, uns heute nur schwer verständlichen kirchlichen Gebräuchen früherer Zeiten gehört die merkwürdige Sitte, Frauen, die im Kindbett gestorben waren, nicht neben die anderen Toten des Friedhofs, sondern an abgelegener, von den übrigen Gräbern streng geschiedener Stelle zu beerdigen. Die be-

klagenswerten Frauen, denen die Geburt ihres Kindes das Leben kostete — und wie zahlreich mögen diese Fälle in den Zeiten mangelnder hygienischer Einsicht gewesen sein! — mussten es sich gefallen lassen, nach dem Tode etwa den Verbrechern und Selbstmördern gleichgestellt zu werden, die man von der Gemeinschaft der übrigen Toten gleichfalls auszuschliessen und in einem verlorenen Winkel des Kirchhofs zu bestatten pflegte. Der Brauch erscheint uns heute brutal und aller Menschlichkeit spottend; dennoch ist er sicher jahrhundertelang in Übung gewesen. Er beruht offenbar auf der Vorstellung, dass Frauen innerhalb der Sechswochen nach der Niederkunft unrein seien, und dass noch nach dem Tode ihr Körper Gefahr und Unheil, z. B. durch Erzeugung schlimmer Krankheiten, bringen könne. Wie weit in der Bestattungsfrage der Gedanke, dass einer verstorbenen Wöchnerin die kirchliche Einsegnung fehlte, mitgewirkt hat, lässt sich nicht entscheiden. Sicher ist nur, dass eine Wöchnerin überhaupt, solange sie noch nicht kirchlich eingesegnet ist, nach volkstümlicher Anschauung leicht ihrer Umgebung Schaden zufügt, und dass bei unvorsichtigem Verhalten mancherlei böse Geister Macht über sie gewinnen können. In Liebau glaubt man, dass, wenn eine Wöchnerin vor dem Kirchgange unter ein fremdes Dach trete, das Haus abbrenne; in Hirschberg wehrt man sich mit dem Besen gegen ihren Besuch; in Jauer darf sie vor der Einsegnung kein Wasser aus dem Brunnen holen, sonst wird er unrein oder trocknet aus. Dass die Frau in den Sechswochen sich sehr sorgsam gegen Hexen, Gespenster, Graumännel usw. schützen müsse, ist mehrfach belegter Volksglaube. (Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien I 204 f.)

So wird es erklärlich, dass man auch die tote Wöchnerin mit abergläubischer Scheu betrachtete, und dass man mit ihr auch auf dem Gottesacker womöglich keine Gemeinschaft haben mochte. Drechsler hat (a. a. O. S. 307) hierzu bereits aus einer Breslauer Kirchen- und Schulordnung vom Jahre 1528 die wichtige Stelle nachgewiesen, in der es heisst: „Es sollen auch die Todtengreber, wo sie eine Sechswecherin begraben wollen, eyn fleissig auffmerken haben, domit sie nicht graben am wege, do man pflegt zu gehen oder viel zu schaffen hot, sondern yndert an eynem winckel, oder an der Mauer, do man am wenigsten zu thun hott“. Es ist selbstverständlich, dass der Brauch selbst, der hier durch eine be-

hördliche Anordnung gewissermassen gesetzlich festgelegt wird, damals bereits in dauernder Übung gewesen sein muss. Aus Niebusch, einem Dorfe bei Grünberg, erzählt Th. F. Tiede in seinen Merkwürdigkeiten Schlesiens (Reichenbach 1804 S. 127): „Hier war es noch im Jahre 1790 gebräuchlich, dass die Leichen der Wöchnerinnen, wie anderswo die Selbstentleibten, nicht auf dem Kirchhof, sondern dicht an der Mauer des Gottes-Ackers begraben wurden. Der Grund eines so abgesonderten Begräbnissplatzes zeugt von dem crassesten, hier herrschenden Aberglauben. Man behauptet nehmlich, dass alle Frauenzimmer zwischen 15 und 49 Jahren zu einer gewissen Zeit im Monathe theuer dafür büssen müssten, wenn sie zufälligerweise über den Grabhügel einer im Wochenbette gestorbenen Frau wegschritten" (Drechsler a. a. O. 306). Neben diesen Zeugnissen gewinnt nun ein Breslauer Aktenstück [1]) aus dem Jahre 1713 besonderes Interesse, welches zeigt, dass die Unsitte noch zu jener Zeit in Breslau, und zwar in den evangelischen Kirchgemeinden, in Blüte stand, dass aber auch andererseits die Behörde sich veranlasst fühlte, gegen den Missbrauch einzuschreiten. Am 25. April 1713 verhandelte das Breslauer Stadtkonsistorium über die Frage, ob man auch weiterhin noch die verstorbenen Wöchnerinnen in „gewisse Gegitter" begraben solle. Der Referent, ein Rechtsgelehrter und offenbar freidenkender Mann, trat mit Nachdruck für die Beseitigung der alten Unsitte ein. Er führte aus: Wie man früher keine Schwangere begraben durfte, ehe ihr die Frucht ausgeschnitten war, so habe man sich auch über die Wahl des Bestattungsortes solcher Wöchnerinnen, die vor der sogenannten Reinigung verstorben waren, vielfach den Kopf zerbrochen, und man sei auf den Gedanken gekommen, dass die Wöchnerinnen ausserhalb der Kirche (dem früher allgemein üblichen Ort der Beerdigung) zu bestatten und ihre Gräber in besondere Gegitter (d. h. wohl Gitterzäune) einzuschliessen seien, um nicht andere Leute durch die Ansteckungsstoffe, von denen die Leiber der Wöchnerinnen voll wären, in Gefahr zu bringen. Aber die vermeintliche Unreinigkeit dieser armen Frauen bestehe doch in einem puren Nichts. Ältere und neuere Rechtslehrer hätten die allen

[1]) Ich verdanke den Hinweis auf dasselbe einem Aufsatze Konrads über den bekannten Breslauer Theologen Caspar Neumann im Korrespondenzblatt des Ver. f. Gesch. d. evang. Kirche Schlesiens VII (1900) S. 72.

einwandfreien Toten gewährte Form der Bestattung in der Kirche oder auf dem Kirchhofe auch den Kindbetterinnen zugesprochen, und auch die Furcht vor Ansteckung sei unbegründet, wenn man erwäge, dass selbst an schweren Seuchen verendete Tiere ohne üble Folgen an Wege und Strassen begraben werden, und dass jene Wöchnerinnen, die zu Lebzeiten nicht einmal ihre Wärterinnen infiziert hätten, schwerlich nach der Beerdigung noch irgend jemandem durch Ansteckung Schaden zufügen könnten. Man solle also die Frauen, die sich durch das Kindergebären ein offenbares Verdienst erwürben, nicht durch ein unehrenhaftes Begräbnis strafen.

Das Konsistorium konnte sich diesen Gründen nicht verschliessen. Es hatte zwar nicht den Mut, die alte Unsitte ein für alle Mal energisch zu verbieten, ein Beweis, wie festgewurzelt sie sein musste; aber es beschloss wenigstens, es solle einem jeden, der vorher die Bitte ausspreche, gestattet sein, die Wöchnerin auch anderswohin als in die „Stacketter“ zu begraben.

Der Rat der Stadt Breslau, vor welchem die Sache am folgenden Tage, den 26. April 1713, zur Verhandlung kam, erteilte diesem Konsistorialbeschluss seine Genehmigung. Der sonderbare Missbrauch war damit für Breslau also nicht beseitigt; aber es war doch der Anfang zu seinem Ende gemacht.

Das merkwürdige Aktenstück, dessen geschraubter Kanzleistil uns heute nicht mehr ganz leicht verständlich ist, lautet mit wenigen Kürzungen folgendermassen.

Auf die Frage, ob die verstorbenen Kindbetterinnen mit Recht in gewisse Gegitter zu begraben?

R[espondetur] Negative.

Es ist . . . bekannt, dass man de Jure romano antiquo die Todten alle insgesammt ausser der Stadt begraben müssen, Und da man darvon abgewichen und die Leuthe in den Städten in die Clöster zu begraben angefangen, hat die Welt auss Religiosität . . . expresse verbothen, dass kein Weib in einem Männlichen und kein Mann in einem Weiblichen Closter hat dörffen begraben werden. Alss aber solcher Lex prohibitiva abgeschaffet worden per non usum, . . . Ist nichts destoweniger Lex Regia . . . quae negat Mulierem Praegnantem humari, anteqvam Partus ei excidatur, so wohl insoweit mit Recht, alss auch in Ansehung derer Weiber, so zwar gebohren, aber post

Partum intra Terminum Purificationis sic dictae, sc. binnen dehnen 6 Wochen, gestorben, was den Orth anbelanget, wo solche hinzu begraben, Vieles Nachdencken ausser dem veruhrsachet. Und sind viele, obschon die Unreinigkeit derer Weiber in einem puren nichts bestehet, wie der H. Waldschmiedt in seinen Dissertationibus Epistolicis (Frankfurt 1689) Epist. 3 p. 96 auf die Gedanken kommen, dass die Sechs-Wöchnerinnen ausserhalb der Kirchen zu begraben und ihre Gräber in gewisse Gegitter eingeschlossen werden sollten . . . auss der angegebenen Ursache, dass nicht andere Leuthe möchten angestecket werden durch die faule Säure, mit welchen die Leiber der Kindbetterinnen angefüllet wären, und daher Krankheiten könnten veruhrsachet werden.

Hiervon nun zu sagen was rechtens. So ist nicht zu läugnen, dass wenig Authores vorhanden, so de hoc Argumento ex Voto geschrieben, Wie der H. Waldtschmidt solches loco citato p. 97 selbst gestehet, dann dass das Jus non scriptum an ein und andern Orthen, wie auch zu Bresslau, solche Leichen von der Gemeinschafft anderer auss Kirchen und Kirchhöffen excludiret. Nachdem aber die Kirchhöfe ad Instar Ecclesiae zu judiciren . . ., so ist, wann wir die Jura rationabilia scripta ansehen, von Beyden Wohl zu sagen: Dass die Kindbetterinnen dahin zu begraben. Immassen Durandus in Rationali Divinorum officiorum[1]) . . ., Auss welchem doch die meisten Legem hanc prohibitivam behaupten wollen, Endlich selbst concludiret, quod licite ejusmodi Mulier in Ecclesiam feratur, und Brunnemann in Jure Ecclesiastico (Frankfurt a. O. 1681) oder vielmehr Stryckius in notis ad eundem . . . saget expresse, dass diese Prohibition Sponte sua hinfille [!]. Bey welchen Umständen zu sehen: quod lege scripta expressa die Sepultura unter andern ehrlichen Leuthen denen Puerperis nirgends denegiret, dann heisset das Besorgnüss, dass andere lebendige von der Evaporation dergleichen Gräber verwahrloset werden sollten, auch nichts. Denn es hat die tägliche Erfahrung biess hieher gewiesen, dass man sogar die Peste inficirte Cadavera der Thiere an die Wege und strassen ohne gefahr begraben,

[1]) Schon im 15. Jahrhundert und seitdem vielfach wieder gedruckt.

und darauss keine inficirenden Kranckheiten entstanden, multo minus von dergleichen Weibern, dehrer leiber Säure, weil Sie im Leben ihre Wärterinnen nicht inficiret, wohl nach dem tode durch ein auf $^6/_4$—$^7/_4$ der Erden gefülltes Grab auf den Kirchhöfen, am wenigsten in den Kirchen durch die Steine, jemanden inficieren werden. Folglich denen gutten Personen ihr Meritum des Kinder Gebährens in kein Odium einer verkleinerl. Sepultur zu detorquiren.

Die 25. April 1713. Conclusum in Consistorio:

Es solle zwar die alte observantz, die Sechswöcherinnen in die Stacketter zu begraben, nicht gäntzl. auf einmahl aufgehoben seyn, jedoch einem jeden, Wer der auch sey, praevia Imploratione gratificiret werden, die Puerperas Anders Wohin zu begraben.

Relatum et Approbatum in Pleno (scil. Senatus), den 26. April 1713 [1]).

Es wäre von grossem Interesse zu erfahren, ob auch an andern Orten Spuren für das einstige Vorhandensein des Brauches, etwa aus alten Stadt- und Kirchenbüchern, nachweisbar sind.

---

# Zur Volkskunde aus dem Goldberg-Haynauer Kreise.

Von Dr. J. Klapper.

## 1. Bräuche im häuslichen Leben.

Was Sonnabends begonnen wird, gelingt nicht.

In der Silvesternacht darf nichts zerbrechen, sonst stirbt jemand im Hause im Laufe des folgenden Jahres. Wäsche darf nicht ins neue Jahr hinüber hängen bleiben.

Die Braut darf nicht mit einem Schimmel in die Kirche fahren, das gibt Unglück. Sie darf nicht beim offenen Grabe getraut

[1]) Das Aktenstück steht in einem Handschriftenbande des Breslauer Stadtarchivs (P. 9 fol. 367 ff.), der unter dem Titel „Acta ecclesiastica 1658—1716“ die Verhandlungen des Stadtkonsistoriums in den genannten Jahren umfasst.

werden, d. h. im Kirchdorfe darf kein offenes Grab sein. Gewitter während der Trauung bringt Unglück. Das erste, was für die Braut ins Haus kommt, muss Salz und Brot sein. Wenn der Bräutigam im Schuh während der Trauung einen Groschen mit dem Gesicht nach unten trägt, kann ihm die Frau nie etwas anhaben.

Den kleinen Kindern hängt man einen Pfennig um, da bekommen sie leicht Zähne und werden nicht von Krämpfen befallen. Wenn die Wäsche der Neugebornen in den Wind gehängt wird, schreit das Kind zu viel.

Wenn jemand stirbt, lässt man die Uhr stehen und verhängt den Spiegel. (Aus Hainwald.)

## 2. Bräuche der Bauern.

Kartoffeln bei abnehmendem Monde gesteckt, taugen nichts.

Wenn die Kuh gekalbt hat, ist die erste Milch kreuzweise im Stalle auszugiessen, dann wird die Kuh nicht krank.

Wenn sich Zigeuner im Gehöfte zeigen und das Vieh verhexen wollen, wirft man einen Besen hinter ihnen her, dann können sie dem Vieh nichts anhaben; jedes Zigeunerweib verlässt da sofort den Hof. Dieses Mittel, Zigeuner los zu werden, ist vom Haynwalder Förster mit Erfolg angewandt worden, wie er mir erzählte. Im Dorf Hermsdorf bei Goldberg hörte ich vom Gutsinspektor, dass dort die Leute Besen übereinander kreuzen, wenn sie die Zigeuner zum Verlassen des Gehöftes zwingen wollen.

Ein Mittel, die bösesten Hunde an sich zu gewöhnen, ist folgendes: Man kaut drei Bissen Brot und gibt sie mit drei Haaren (aus dem Geschäfte) dem Hunde zu fressen; der Hund bleibt dem Betreffenden immer zahm. (Erzählt von dem 34jährigen Dominialarbeiter Lienig aus Goldberg.)

Von einer Hexe erzählte der 35jährige Wirt Göbel des Hermsdorfer Kretschams folgendes: Unser Vieh war verhext; je mehr der Vater die Kühe fütterte, desto verdorrter wurden sie, und am Morgen schwitzten sie Jauche. Der Vater holte den Hexenmeister aus Goldberg; der hat gekocht und gebraten die Nächte hindurch bis früh. Am dritten Tage sagte er: „Nun sieh in den Spiegel. Kennst du die? Die ist aus der 84. (Hausnummer). Die kommt morgen und will sich etwas borgen“. Am Morgen kam sie und wollte einen Strick geborgt haben; aber man gab ihn ihr nicht. Dann fragte der Hexenmeister den Vater: „Was willst du, soll sie

verblinden oder soll in ihrem Hause Krankheit ausbrechen?“ Der Vater wünschte ihr Krankheit, und der Mann der Hexe lag von da an fünf Jahre krank. Das war, als der Erzähler acht Jahre alt war. Wenn die anderen in die Christnacht gingen, sass die Hexe vor der Tür auf der Bank und betete zum Monde.

### 3. Ein Kinderspiel: Kaiser Karolius.

Knaben stellen sich in zwei Ketten einander gegenüber. Die eine Partei ruft: Kaiser Karolius, schicke einen Mann oder komme selbst. Da läuft einer der Gegenpartei herüber und sucht die Kette zu durchbrechen. (Pilgramsdorf.)

### 4. Versprechen und Waffensegen.

Der 70jährige Arbeiter Hahnel aus Goldberg erzählte, dass er einen Hühnerkamm auf dem Daumen hatte. Da erhielt er den Rat, bei abnehmendem Monde mit einem Linden- oder Pappelhölzchen über den Hühnerkamm das Kreuz zu machen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und das Hölzchen dann unter die Traufe zu vergraben. Er tat es, und der Hühnerkamm ging weg.

Der Kretschamwirt in Hermsdorf gibt folgendes Mittel an gegen Hühnerwurzeln: Man macht bei zunehmendem Monde mit einem gefundenen Hufnagel dreimal das Kreuz über die Hühnerwurzel und geht dann schlafen, ohne ein Wort zu sprechen.

Der oben genannte Lienig erzählt, dass in Rosenau bei Liegnitz vor 25 Jahren Leute bei einem Brande um das Feuer geritten sind, um es zu versprechen. Aber sie mussten sehen, dass sie über die Grenze kamen, sonst hätte sie das Feuer gefressen.

Der Krieger Hübner aus Hockenau hat 1864, 66 und 70 mitgekämpft; er erzählt, er sei deswegen aller Gefahr entronnen, weil er eine Münze um den Hals getragen und alle Morgen gebetet habe:

Herr Gott Vater über mir,
Herr Gott Sohn vor mir,
Herr Gott Heiliger Geist hinter mir:
Wer über diese drei, der schade mir.

Dazu mussten drei Kreuze geschlagen werden.

Der 60jährige Ernst Hoffmann aus Rotkirch erzählt, ein Bekannter habe in einem Täschchen einen Schutzbrief getragen; auf diesem habe gestanden: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes

und des Heiligen Geistes sollen stille stehen alle Gewehre und Waffen. Dieser Brief sei von dem eines Kriegers von 1864 abgeschrieben und 1866 und 1870 viel benutzt worden. Die Mutter habe dem jungen Soldaten den Schutzbrief gebracht, als er auszog, und ihn inständig gebeten, er möchte doch daran glauben, sonst nütze er nichts.

### 5. Gespensterglauben.

Der Förster aus Hainwald erzählt: An dem Orte, wo die Gemeinden Pilgramsdorf, Harpersdorf und Hainwald zusammenstossen, standen bis vor kurzem vier Fichten, zwei davon stehen noch. Die eine war sehr schwach, daher gab er einem alten Manne den Auftrag, sie zu schlagen. Der aber weigerte sich beständig und sagte, wenn er das tun würde, fände er im Grabe keine Ruhe. Dorthin wäre der Mühlherr aus Goldberg verbannt.

Ein anderer alter Mann erzählte dem Förster, in Harpersdorf käme in der Nacht um 12 Uhr ein grosser schwarzer Hund, der die Leute nicht vorbei liesse.

Der Pilgramsdorfer Schulknabe Giersch erzählte, dass am Steinberge bei Pilgramsdorf um die zwölfte Stunde, auch in der Nacht, der Graurock kommt. Er gibt Ohrfeigen und verführt die Kinder. Einmal hat er einer Frau eine Ohrfeige gegeben, die hatte davon ganz weisse Backen. Als sie nach Hause kam, hat sie es erzählt, und in drei Tagen war sie gestorben. Der Graurock war früher ein ganz böser Mensch gewesen.

Derselbe Knabe erzählt: Auf dem Münichbusch bei Adelsdorf hat es früher einen Münich gehabt, und wenn die Leute auf den Wiesen mähen waren, hat er die Kleider auf die Bäume verschleppt; jetzt kommt er nicht mehr.

Die Grossmutter dieses Knaben hat in Leisersdorf eine schwarze Katze gesehen; die ist vor ihr her gerannt, und da hat die Grossmutter gefragt: „Mienel, was willst du denn?“ Da hat die Katze lichterloh gebrannt und hat die Grossmutter nach Hause begleitet. Die hat sich bei der Miene dafür schön bedankt; da ist die Katze fortgelaufen, und die Grossmutter ist ein paar Minuten ganz grau gewesen; dann war's wieder weg.

### 6. Alter Brauch.

An der Chaussee zwischen Hainwald und Neuwiese ist ein Platz, der Seifensieder heisst. Dort stand bis vor 15 Jahren ein

Kreuz, das alljährlich von Wanderern geschmückt wurde. An der Stelle soll ein Seifensieder aus Breslau erstochen worden sein.

**7. Sprichwort.**

Vor Tumhet gibt's ke Mittl,
Wie an hibscha Knittl. (Goldberg.)

Diese Aufzeichnungen machte ich diesen Herbst in einigen Dörfern des Goldberg-Haynauer Kreises. Vielleicht enthalten sie einiges bisher Unbekannte.

---

# Lock- und Scheuchnamen für Haustiere.

Von Philo vom Walde.

Die Tierschutzvereine, soweit sie nicht übertriebene Gefühlsverweichlichung grossziehn, haben auf dem Lande ihre Aufgabe verfehlt. Es gibt da wenig oder gar nichts für sie zu tun. Wie freundschaftlich und wie dankbar der Bauer zu seinem Vieh steht, ist fast sprichwörtlich geworden. Ein Stück Vieh gilt ihm mehr — unter Umständen — als ein Mensch. Erst das Vieh, dann die Leute! Dies ist eine überall geübte Lebensregel von alters her. Wird ein grösseres Stück Vieh krank, so gerät das ganze Haus in Aufregung. Allerlei Hausmittel und Besprechungsformeln kommen in Anwendung, und der Tierarzt ist oft in der nächsten Stunde zur Stelle. Bei der Erkrankung eines Menschen hat es keine solche Eile. Das überlässt man vielfach der Naturkraft des Körpers und dem lieben Hergott.

Auch gegen die bösen Geister weiss man das Vieh zu schützen. Kommt ein neues Tier in den Stall, so wird dieser zuvor stets mit Weihwasser eingesprengt, das Tier beim Eingang ebenfalls; ausserdem giesst man ihm Weihwasser ins erste Futter (Zusaufen). An jedem heiligen Abend geht der Hausherr oder die Hausfrau von Stall zu Stall und weiht mit solchem Wasser alle Wände ein. Früher geschah es auch, dass in der Walpurgisnacht alle Fenster und Stalltüren mit sogenannten „Hexenrütteln“ (jungem Lärchenspross) besteckt wurden zum Schutze gegen Spuk und Zauberei. Wer als Gast in einen Stall geführt wird, um sich den Viehbestand anzusehn, darf nie vergessen zu sagen: „Viel Glück“ oder „Na,

Got verleih Gelücke" — sonst würde er's beim Gastgeber sehr „verschütten".

Also das Vieh ist beim Bauer ganz gut aufgehoben. Es hat seine Ordnung und Pflege — und wenn auch die Bäuerin der fetten Martinsgans mit Gemütsruhe den Kragen rumdrehn kann, und wenn auch auf dem Hofe und Felde mehr Fluchworte fallen als Pfennige in den Klingelbeutel: so wollen wir das Landvolk doch keiner grösseren Roheit bezichtigen als die der Tierschützlerinnen ist.

Um die Tiere herbeizulocken oder davonzujagen, hat man in Schlesien die verschiedensten Ausdrücke[1]), und immer ist es der eigenartige melodiöse Ton, der dem Tiere wohl- oder wehetun soll, um ihm so auf dem Wege einer Willensübertragung den nötigen Befehl zu erteilen. Fangen wir beim Geflügel an.

Gänse lockt man, je nach der Gegend, mit: *„Wullwullwull"*, *„Willwillwill"*, *„Willawilla willwillwill"*, *„Pillpillpillpill pilla pilla pilla!"* Man verscheucht sie mit: *„Hutsch! Hutsch weg! Hutsch nei! Hutsch naus!"*

Enten ruft man mit: *„Watsch watsch watsch, gatsch gatsch gatsch, gatschla, gatschla gatsch, gatsch"*.

Hühner werden gelockt mit: *„Puttputtputtputt, tschiep tschiep, tschiepla tchiep"*. Zum Verjagen hat man ein abgebrochen kurzes, kräftiges: *„Scho! Schooh weg, schooh nei, schooh naus!"*

Tauben sucht man heranzuziehen durch: *„Tiesla ties ties!"*

Für das Pferd hat man keinen Kosenamen. Dagegen ruft man das Fohlen mit dem Namen: *„Hans, Hans, Hans!"*

Die Kühe sind beim Ein- und Austrieb[2]) vielfach etwas temperamentvoll und können leicht ein Bein brechen. Um ihnen Ruhe und Vorsicht zu suggerieren, ruft man unausgesetzt: *„Ho, ho, ho!"* *„Ho-a-ho-a-ho!"* *„Horei, horei, Schecke, horei!"* *„Lolololololo, Striemer, lolo!"* *„Horeareareare!"* Befehl zum Fressen im Freien: *„Weda weda weda, Blesse, weda weda!"* Beim Zuschadengehn: *„Giehst de rim! Wart, ich war d'r!"*

Kälbchen ruft man mit: *„Mutzla, mutz mutz!"*

Ziegen lockt man mit: *„Hiebla, hieb hieb"* und jagt sie davon mit: *„Zickzickzick!"*

---

[1]) Man vergleiche die Angaben von Patschovsky aus dem Liebauer Tal, Mitt. IV S. 21, und die von L. K. aus dem Wölfelsgrund VIII S. 55.

[2]) Man vergleiche die Angaben von Siebs, Mitt. XII S. 97 ff.

Schafe gewinnt man für sich durch: *„Hammerla, hamm hamm!“*

Das Schwein, ob gross oder klein, steht im Tierlexikon des schlesischen Bauern eingetragen unter: *„Nuschla, nusch nusch!“ „Nuschkerla nusch nusch!“*

Wir hätten nur noch den Hund und die Katze zu erwähnen, die sich bekanntlich nie zusammen vertragen.

Der allerschlesischeste Hundename ist wohl Ammi. Und da heisst es denn: *„Ammi, dädä!“ „Ammi, such such such!“*

Soll die Katze den Schweiflich kuhwarme Milch aus der Gelte lappern kommen, so schreit die Frau im ganzen Hause herum: *„Kitschla, kitsch kitsch!“* Man braucht dabei durchaus nicht an gewisse Leistungen der modernen Malerei zu denken! Und hat man den naschhaften Kater im Klöselröhr über der Bratwurst ertappt, so läuft man ihm wütend nach mit einem: *„Käätz! Wart, du schwarzer Satan du!“*

---

# Amtliches aus dem 18. Jahrhundert.

Von Oberlehrer P. Dittrich.

## 1. Die Schäfer werden für ehrlich erklärt. 1717.

Wahrscheinlich waren die Schäfer deshalb, weil sie krepierten Schafen die Haut abzogen, also aus ähnlichem Grunde wie die Abdecker, unehrlich. Sie taten sich zusammen und suchten nun ein kaiserliches Diplom nach, wodurch sie für eine ehrliche Handwerkszunft und Innung erklärt wurden. Dies ward vom Oberamte in ganz Schlesien bekannt gemacht. Als Hauptzunftörter wurden ihnen Breslau und Troppau zugewiesen. Sie erhielten auch ein ausgezeichnetes doppeltes Handwerkssiegel: das grössere stellt den guten Hirten auf einem grünen Hügel dar, mit schwarzem Hut, von Strahlenschimmer umflossen, mit blau-rotem Rock, rotem wallenden Mantel, ein Lamm auf der Schulter tragend, eine Hirtentasche an der linken Seite und einen Hirtenstab in der Linken haltend. Die Schafmeister erhielten noch ein kleineres Siegel, darstellend einen auf einem Hügel eingepflanzten Hirtenstab, der von 12 Schafen umgeben ist. Das grössere wird nur als Fahnenstück bei feierlichen Prozessionen gebraucht.

---

[1]) Die denkwürdigen Jahrestage Schlesiens S. 290.

### 2. Abschaffung des Saatreitens. 1786.

In verschiedenen Dörfern des Fürstentums Neisse-Grottkau versammelten sich ehedem am Ostersonntag nach dem Frühgottesdienste Knechte und Jungen vor der Kirche. Sie gingen in Prozession in das Gotteshaus und verliessen es nach Absingung eines Liedes ebenso unter dem Geläut der Glocken. Alsdann umritten sie mit Kirchenfahnen und Glocken unter Führung des Scholzen und Gerichts die Saatfelder, wobei sie Lieder sangen, um Unglück von den Saaten abzuwenden.

Dieser uralte Gebrauch war in ein Wettrennen und in eine Trinklustbarkeit ausgeartet. Schon geraume Zeit vorher stahlen die Knechte ihren Herrn Futter, um die Pferde mutiger zu machen. Am Tage des Ritts versammelten sie sich im Kretscham, zogen angetrunken in die Kirche und brüllten ein Lied. So wie sie aufs Feld kamen, suchte jeder die Saat zuerst zu umreiten, sie drängten einander und zertraten die Saat. Hierauf ritten sie in die Nachbardörfer, zuerst zum Wirtshaus, dann nach der Kirche und den Feldern und schliesslich zum Pfarrer, der ihnen Bier geben musste. Endlich jagten sie betrunken nach dem Heimatdorfe zurück und richteten dabei manches Pferd oder gar sich selbst zugrunde. Daher stellten die Landstände bei der Kgl. Kammer einen Antrag auf Abstellung des Unfugs, die auch am 31. August 1786 erfolgte.

---

# Schlesische Flurnamen.

Von Dr. Th. Siebs.

Höchst wichtig sind für die Volkskunde die Flurnamen. Sie bieten grosses Interesse für den Sprachforscher, weil in ihnen oft Worte enthalten sind, deren appellativer Gebrauch ausgestorben ist; für die Stammeskunde sind sie bisweilen von grosser Bedeutung, weil die Besiedler eines Landes zumeist die Geländenamen aus der alten Heimat auf die neue übertragen haben, und weil sich darum durch Vergleichung der Flurnamen anderer Gegenden bisweilen ein Schluss auf die Herkunft der Siedler ziehen lässt. In schlesischen Gegenden sind die Flurnamen meist nicht leicht zu sammeln, weil sie gewöhnlich nicht in die Mutterrollen und Kataster eingetragen sind; aber auch, wenn das der Fall ist,

erscheinen hier sehr oft unverstandene verstümmelte Formen, und es ist wünschenswert, dass die richtige Gestalt durch Nachfrage bei den Leuten des Ortes ermittelt wird. In Seidorf und Umgebung habe ich folgende Namen gesammelt [1]):

*Hédatilke* (der erste Bestandteil ist unser Heiden-, der zweite ist eine Verkleinerung des Wortes Tülle, das etwa Einschnitt oder Einfriedigung bedeuten kann); *Hexatreppe* (Hexentreppe), *Élisakippe* (auf dem E der ersten Silbe liegt der Hauptton; man spricht auch vom *Élis pauer*; *kippe* meint eine Bergkuppe), *Šténkommĕr* (Steinkammer); *dî Wislîche* heisst ein Berg (*wîslich* ist bekanntlich sonst ein Vogelname, z. B. *rûtwislich)*, und darnach *Wislichlâne* (Wislichlehne); *kåla bark* (kahle Berg), *Klunkerbark*, *Kräberbark*, *Finkahārd* (Finkenherd), *Wímpark* = *Windbark* (Windberg), *Štirnabark*, *Bauerschbark*, *dî āle Brātschnaide* (die alte Brettschneide, Sägemühle), *Lôchmîle* (Lochmühle), *Lûmîle* (Lohmühle), *Gārtnerbark* (Gärtnerberg), *dî Tränke* (die Tränke), *dî Schaibe* (Scheibe), *dar Hellagråba* (Hellgraben), *Klopperštên* (Klapperstein), *Schûl-lôch*, *Štangabark* (Stangenberg, bei der Heinrichsburg), *Nitscha gutte* (der erste Teil *Nitschen-* ist Genitiv des Eigennamens), *Lägerplān* (Lagerplan), *Huppagrunt*, *Suldåtalôch*, *dî Honſen (ûf der Honſen*, ein Bergname), *Tôbakfichte* (Tabakfichte, jetzt verschwunden), *bai a Fibichhoiſan* (bei den Viehweghäusern), *Laiſerhoiſer* (Leiserhäuser), *Langa-Jirja-hibel* (Langejürgenhübel), *Tannicht* (das Tannicht), *Frauaštêne* (Frauensteine), *Lîbichslôch*, *Bäckerhôan* (Bäckerhain), *Hôanbark* (Hainberg), *Motskabark*, *Sekshoiſer* (Sechshäuser), *ai der Glauſent* (Glausnitz), *Nunnateich* (Nonnenteich), *Noiateich* (Neuenteich), *Roschkahoiſer* (Raschkenhäuser), *Gûdabúrnhoifer* (Gutenbrunnhäuser, bei der Annakapelle), *Saiberschau* (Seyfershau), *Hindĕrf* (Hindorf).

Anschliessend hieran seien einige Namen benachbarter Ortschaften genannt: *Òa(r)nstr̥f* (Arnsdorf; das letzte Glied wird meist mit silbischem *r* gesprochen, bisweilen hört man auch *-durf* und *druf)*, *Ā(r)tendr̥f* (*-durf*, Erdmannsdorf), *Mertstr̥f* (Märzdorf), *Pitschdr̥f* (Petersdorf), *Hernsdrf* (Hermsdorf); *ich gî ûf a krumma hibel* (ich gehe nach Krummhübel; also der Name wird noch als Appellativ gefühlt, und er lehrt, wie Ortsnamen aus Flurnamen

[1]) Mit å ist der lange offene o-Laut bezeichnet, ähnlich wie er im Englischen (water) gesprochen wird; *sch* ist zumeist durch *š* dargestellt, stimmhaftes (weiches) *s* durch *ſ*; ^ bezeichnet langen Vokal Die phonetische Schreibung ist absichtlich nicht konsequent angewandt.

entstehen können); *Brickenbark* (Brückenberg), *Štôunsdrf* (Stonsdorf), *Agnétendûrf* (Agnetendorf; hier *-dûrf*, weil ein starker Nebenton auf der Silbe liegt), *Bûschhoifer* (Buschhäuser = Kiesewald), *Hôan* (Hain), *Baberhoifer* (Baberhäuser), *Soidrf* (Seidorf), *Brûdelbark* (bei Stonsdorf), *Hûchštên* (der Hochstein im Isergebirge), *Sâlbark* (Saalberg), *Kwess-faifa* (Querseiffen), *Šmîdebark* (Schmiedeberg), *Büchelt* (Buchwald), *Sêdrich* (Södrich), *Fischboch* (Fischbach), *Bandrf* (Berndorf), *ai Hûwife* (in Hohewiese), *Šilde* (Schildau), *Êchbark* (Eichberg), *Mêwâl* (Maiwaldau), *Kêferschwâl* (Kaiserswaldau), *Gôtschdrf* (Gotschdorf), *Kûnerschdûrf* (Kunnersdorf), *Hêrschdrf* (Herischdorf), *Wêanerschdûrf* (Wernersdorf), *Fû(r)tsdrf* (Vogtsdorf); *ich gî ûf a Kînost* (ich gehe auf den Kynast); *Saiersckdûrf* (Seifersdorf), *Štênfaifa* (Steinseiffen), *Kaschârfa* (Görisseiffen), *Schmutfaifa, Flachfaifa* usw., *Girschtrf* (Giersdorf), *Schraiberhau* (Schreiberhau), *ich gî ai's Uôrmbâd* (ich gehe nach Warmbrunn, eigentlich: ins Warmbad), *Raims* (Reibnitz), *Kâms* (Kemnitz), *Rûrlich* (Rohrlach), *Bôbrštên* (Boberstein), *Štrâups* (Straupitz), *Omsbark* (Arnsberg); für „Hirschberg" sagt man nur *ich gî ai de štât*.

Es wäre sehr dankenswert, wenn uns Flurnamen aus allen Gegenden Schlesiens in reicher Menge für unsere Sammlungen und Forschungen mitgeteilt würden.

---

# Anfragen.

I. Im letzten Hefte der Mitteilungen (XII S. 67) erwähnte ich das Erblinden neugieriger Zuschauer und führte in einer Anmerkung einige Belege für diese weitverbreitete Volksanschauung an. Sollte sich nicht auch die bekannte Redensart: „ein Auge riskieren" darauf zurückführen lassen? Im Grimmschen Wörterbuche fehlt sie unter „Auge"; in Wanders deutschem Sprichwörterlexikon findet sie sich (unter „Auge" Nr. 353) in der Form „een Oge dran wagen" ohne Erklärung verzeichnet. Aus dem Würfelspiel, woher sonst manche Redensart von den „Augen" stammt, vermag ich sie ebensowenig abzuleiten, wie aus den deutschen Rechtsaltertümern, auf die als Quelle man vielleicht verfallen könnte. L. Günther: „Die Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache" (1903) führt sie jedenfalls nicht an. Gombert in Breslau und Kluge in Freiburg um Rat gefragt, konnten auch nicht helfen. Die bekannte Erzählung von der durch den Boden über dem Schulzimmer durchbrechenden und mit halbem Leibe stecken bleibenden Lehrerin oder Lehrersfrau und der dem lüsternen Bengel dabei in den Mund gelegten Redensart ist natürlich nur eine nachträglich zur Erklärung erfundene, scherzhafte

Anekdote, aber keine wirkliche Deutung. Sollte der oben angegebene Weg der Erklärung nicht vielleicht doch richtig sein? Wer hilft weiter? Dr. Olbrich.

Vielleicht tut Dr. Olbrich doch gut, wenn er auf die Rechtsaltertümer als Quelle hinweist. Es sind ja in älteren Quellen vielfach vorkommende und bis in neuere Zeiten bezeugte Strafen, dass man dem Übeltäter Nase, Ohren oder Lippen abschnitt oder ihn auf einem oder beiden Augen blendete. Der Verlust eines Auges galt zuweilen für geringere Strafe als der der Nase; Abschneiden der Lippen scheint besonders die Strafe für falsches Zeugnis gewesen zu sein. Möglicherweise könnte damit die (ja allerdings modern anmutende) Redensart zusammenhängen „eine Lippe riskieren"; und wie es geläufige Wendungen sind, „den Hals, Kopf, Leben an etwas wagen", so auch vielleicht in Anknüpfung an die gerichtliche Strafe „ein Auge dran wagen". Man vgl. Jak. Grimm, „Rechtsaltertümer"[4] II 295 ff., Deutsches Wörterbuch XIII 294 ff. Siebs.

II. Heutzutage, wo die Postkutschen mehr und mehr verschwinden, wäre es wohl auch an der Zeit, die Texte zu sammeln, welche man in verschiedenen Gegenden Deutschlands dem bekannten Postillonrufe untergelegt hat. Zur Kenntnis des Volkscharakters könnten auch sie schliesslich etwas beitragen. Zur Anregung gebe ich einige Proben aus meinen Aufzeichnungen:

(Glatz, Münsterberg, Lüben):

wer då will mittefahrn,
wer då will mittefahrn,
där komm mal hie,
där komm mal har!

(Lublinitz):

oh du mein lieber Gott,
muss ich schon wieder fort
auf der Chaussee,
auf der Chaussee!

oder:

Postmeister ade,
Postmeister ade!

(Dittersbach):

Madel von Ditterbåch
hast de {mei / dei} ringl noch?
weiss e mal hie,
weiss e mal har!

In Ostpreussen sang man nach der Mitteilung eines Freundes:

Auf der Drei-Dittchen-post
fahrn wir nach Insterborch
auf der Chaussee,
auf der Chaussee!

Wer kann weitere Texte mitteilen? Dr. Olbrich.

III. Vor 20 Jahren (nach mir gewordenen, allerdings unsicheren Mitteilungen sogar noch heute) spielten die Kinder auf bestimmten Strassen in Schweidnitz den „Lövla-mann", ein Versteckspiel, das aber eigenartige Bedingungen hatte. Der Name geht offenbar zurück auf die „Lauben", die in Schweidnitz bis zu dem Brande vom Jahre 1716 bestanden. Wer ist imstande, den Verlauf dieses Spieles zu beschreiben? Man würde darnach entscheiden

können, ob es nur im Anschluss an die vorzügliche Schlupfwinkel bietende Örtlichkeit entstand, oder ob sich hier vielleicht eine letzte Erinnerung an das Treiben eines Kobolds erhalten hat, der nach der Volksanschauung diese dunklen Laubengänge bewohnte. Dr. Olbrich.

# Mitteilungen.

Die letzte Sitzung des Jahres 1904 fand am 9. Dezember statt: Professor Dr. Thilenius, Museumsdirektor in Hamburg, hielt den der Gesellschaft freundlich zugesagten Vortrag über „Votivgaben". Er sprach zunächst über die bei diesen Dank- und Bittopfern besonders bevorzugten Heiligen, unter denen der heilige Leonhard eine grosse Rolle spielt; auf ihn lassen sich die sogenannten „Kettenkirchen" zurückführen. Sodann wurden einerseits die Opfergaben, aus Wachs gefertigte menschliche Figuren oder Körperteile und ferner Erzeugnisse des Ackerbaus und der Viehzucht besprochen, anderseits die Votivtafeln und -bilder. Der Brauch, Votivgaben zu stiften, lässt sich bei den europäischen Völkern auf frühe Zeiten zurückführen (ist er doch für Deutschland sogar durch den Indiculus superstitionum bezeugt), und so könnte man an eine Übertragung antiker Sitte denken; aber die Völkerkunde hat gleiche und ähnliche Bräuche fast überall nachgewiesen. Es ist eben eine begreifliche Phase religiöser Entwickelung, dass den in menschlicher Gestalt erscheinenden Gottheiten von den Menschen die ihnen selber wertvollen Gaben dargebracht werden; eine weitere Ausbildung ist es, wenn an deren Stelle wertlose symbolische Dinge und Scheinopfer treten. Eine kleine Sammlung von Votivfiguren, die zumeist aus bayrisch-österreichischen Gebieten stammten, veranschaulichte die Ausführungen des Vortragenden. — Über das inzwischen erschienene Werk von R. Andree „Votive und Weihgaben", das den gleichen Stoff ausführlich behandelt, werden wir demnächst berichten.

Am 16. Januar hielt die Gesellschaft gemeinsam mit dem Museumsverein im Vortragsaal des Gewerbemuseums eine Sitzung ab, in der Museumsdirektor Professor Dr. Masner über „neue Aufgaben der schlesischen Volkskunde" sprach. Der Vortrag ist zu Eingang dieses Heftes gedruckt.

Am 10. Februar fand die Hauptversammlung statt. Zunächst gab der Vorsitzende einen Überblick über die Entwickelung der Gesellschaft während des Jahres 1904, über den Stand der Mitglieder, über die Vorträge und die Veröffentlichungen. Unter anderem teilte er mit, dass unser verdientes Vorstandsmitglied, Dr. Jantzen, aus der Leitung der Gesellschaft scheiden müsse, da er als Direktor der höheren Töchterschule nach Königsberg i. Pr. berufen sei; mit unserem Bedauern verbinden wir den bleibenden Dank für sein Wirken. — Hofkunsthändler Bruno Richter legte als Schatzmeister den Kassenbericht ab. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1904 beliefen sich auf 2422,01 Mark, die Ausgaben auf 1888,28, so dass sich ein Überschuss von 533,73 Mark ergibt. Einschliesslich des Kassenbestandes von 2218,84 M., mit dem wir in das vergangene Jahr hineingegangen waren, belief sich der Saldovortrag auf 2752,57 Mark. Ausserdem besass der Verein am 1 Januar 1905 an Effekten 3100 Mark. Auf Antrag der

Rechnungsprüfer Professor Dr. Appel und Professor Dr. O. Hoffmann ward dem Schatzmeister Entlastung erteilt und der Dank der Gesellschaft für seine Mühewaltung ausgesprochen. — Der bisherige Vorstand ward auf Vorschlag wiedergewählt und besteht somit aus den Herren: Professor Dr. Siebs (Vorsitzender), Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Nehring (Stellvertreter), Stadtbibliothekar Dr. Hippe (Schriftführer), Museumsdirektor Dr. Seger (Stellvertreter), Hofkunsthändler Bruno Richter (Schatzmeister), Verlagsbuchhändler Max Woywod (Stellvertreter), Professor Dr. Hulwa, Professor Dr. Körber, Rechtsanwalt und Notar Justizrat Pavel, Kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Professor Dr. Skutsch, Lehrer Johannes Reinelt (Philo vom Walde). — Sodann behandelte Gymnasialdirektor Professor Dr. Drechsler aus Zabrze das Thema „Der schlesische Bergmann unter und über Tage“; der Vortrag ist in diesem Hefte gedruckt.

Am 24. Februar hielt Fräulein Elisabeth Lemke aus Berlin einen Vortrag zur Volkskunde der westpreussischen Ostseeküste; auf dessen Wiedergabe verzichten wir hier.

Am Himmelfahrtstage, dem 11. Juni, feierte die Gesellschaft ihr elftes Stiftungsfest mit einer Wanderversammlung in Liegnitz, an der sich mehr als 50 Herren und Damen beteiligten. Unter Leitung des Herrn Amtsgerichtsrat Hahn hatte sich dort ein Festausschuss gebildet, der die Teilnehmer vom Bahnhofe durch die Anlagen nach dem Schiesshause geleitete, wo Herr Professor Zumwinkel einen kurzen fesselnden Vortrag über die bauliche Entwickelung und die hervorragendsten Kunstdenkmäler von Liegnitz, besonders das Schloss, die Kirchen und verschiedene alte Bürgerhäuser hielt. Daran schloss sich ein Rundgang durch die Stadt unter Führung der Herren Stadtrat Schöffer, Baurat Pfeiffer und anderer. Um 12 Uhr fand in der ehrwürdigen Aula der Realschule die festliche Sitzung statt, zu der Vertreter der Königl. Regierung, der städtischen Behörden und zahlreiche Gäste erschienen waren. Herr Bürgermeister Charbonnier begrüsste die Versammlung mit einer herzlichen Ansprache, die die wissenschaftliche und nationale Bedeutung der Volkskunde betonte und grossen Beifall weckte. Herr Amtsgerichtsrat Hahn hiess die Gesellschaft im Namen des Altertumsvereins willkommen und wies auf die reichhaltige Ausstellung von Trachten und Hausgeräten hin, die Herr Rentner O. Scholz aus Herzogswaldau zu Ehren des Tages im Saale veranstaltet hatte. Sodann dankte Prof. Dr. Siebs den Herren für ihren Anteil und ihre Bemühungen, namentlich auch Herrn Realschuldirektor Frankenbach, und hielt darauf den angekündigten Vortrag „über die Bedeutung und Ziele der Volkskunde“. Nach einem kurzen Rückblicke auf ihre Entwickelungsgeschichte hob er die nationale Wichtigkeit hervor und zeigte, wie auf ihrem Gebiete Gelehrte und Ungelehrte methodisch zusammenarbeiten können, wie alle Kreise in Schlesien wirken können und sollen zu den hohen Zielen der Gesellschaft, dem weiteren Fortschritte und der Vollendung des grossen Unternehmens „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen“. Wo vor allem auch Nichtschlesier ihre Kraft einsetzten für solche Arbeit, sei es nicht eben erfreulich, wenn so viele Schlesier gleichgültig zuschauten, und besonders sei es befremdlich, dass gerade der schlesische Adel, der doch die Bedeutung der Tradition schätzen sollte, sich der Sache so wenig angenommen habe. Dann ward gezeigt,

wie Ärzte, Geistliche, Juristen, Landwirte, Lehrer so vieles zu unseren Sammlungen beitragen könnten, und — anknüpfend an die in wenigen Tagen bevorstehende Hochzeit des Kronprinzen — erläuterte der Vortragende die volkstümlichen Grundlagen der bei diesem Hoffeste geübten Bräuche und ihre weitere Ausbildung. Sodann ging er auf die Beantwortung einiger besonders für Liegnitz interessanten Fragen über, indem er die Bedeutung der Redensart „auf die alte Hacke“ und die Etymologie des Namens Liegnitz besprach, wie sie von Herrn Professor Dr. Nehring gegeben war. Als zweiter Redner ergriff Superintendent Lic. Koffmane das Wort zu seinem Vortrage über „die Sprachgrenzen zwischen ober- und niederländischer Mundart in der Liegnitzer Gegend“. Nach einigen Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der mundartlichen Sprache in den Werken der meisten neueren Dialektdichter stellte er die wichtigste Mundartengrenze in Schlesien klar: alles links vom Schwarzwasser und in der Katzbachniederung liegende Gebiet sei niederländischer, das übrige oberländischer Sprache, doch biege die Grenze bei Parchwitz aus, und die Sprache stelle sich auch bei Rogau und Koitz in Gegensatz zu der üblichen Trennung; besonders die mundartlichen Übergänge in diesen Grenzgebieten seien beachtenswert. Der Redner wies auf die Diphthongierung des *i* und *o* zu *ei* und *au* hin, hob die Bedeutung älterer Urkunden für die Erkenntnis der Mundarten hervor und stellte als wichtiges Ziel solcher Arbeiten hin, dass die Frage nach der Heimat der Besiedler gelöst würde; hierzu könne besonders die Erforschung der Flurnamen beitragen.

Als dritter Redner sprach sodann Universitätsprofessor Dr. Skutsch über das Thema „Der Name im Glauben und Aberglauben“. Der Vortragende ging davon aus, wie sich der Name für unser Gefühl mit der Person so eng verknüpft, dass er als ein Teil ihrer Wesenheit erscheint, und zeigte dann, wie dies Gefühl zu merkwürdigen und tiefgreifenden Erscheinungen in Sprache, Aberglauben und Glauben geführt hat. Hier werden Person und Name vielfach geradezu als identisch aufgefasst. Wer den Namen eines Geistes weiss, kann ihn damit ohne weiteres zum Erscheinen zwingen. Wie die zauberischen Operationen am Abbild einer Person, insbesondere Bindung und Nagelung, die sog. defixio, die Person selbst treffen (vgl. über die „Rachepuppen“ Heft XII S. 114), so geschieht auch mit einer Person alles das, was mit ihrem Namen geschieht. Daher verwendet man neben den Rachepuppen im Altertum die sogenannten Fluchtafeln, Täfelchen aus Blei oder anderem Material, die ursprünglich nichts als den Namen des zu Verzaubernden trugen und wie die Rachepuppen gebunden und mit Nägeln durchbohrt wurden. Erst sekundär hat hat sich den Namen auf diesen Täfelchen ein erlesenes Arsenal verschiedenartigster Fluchformeln gesellt. Diesem Nebeneinander von Bild und Name als Substrat der Person entspricht es, dass wir Mann und Weib nicht nur als Mannsbild und Weibsbild, sondern auch als Mannsen und Weibsen oder, wie diese Worte noch im Mittelhochdeutschen lauten, als mannesname und wîbesname bezeichnen. In dem durch diese und viele ähnliche Erscheinungen gegebenen Zusammenhang haben in den letzten Jahren Theologen wie Giesebrecht und Heitmüller eine Anzahl alt- und neutestamentlicher Wendungen eingerückt, die allerdings dadurch an Klarheit und Bedeutung nicht unerheblich zu gewinnen scheinen. Dahin gehören z. B. 'Singet dem Herrn und lobet seinen

Namen', 'man danke Deinem grossen und wunderbaren Namen', 'geheiliget werde Dein Name', 'wo zwei oder drei beisammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen', ja die Formel 'im Namen Gottes' überhaupt. An den vorhin erörterten Parallelismus von Name und Bild erinnert es, wenn in den zehn Geboten sowohl der Missbrauch des göttlichen Namens als die Anfertigung von Bildnissen Gottes verboten wird.

Nach Schluss der festlichen Sitzung vereinigten sich die Teilnehmer zum gemeinschaftlichen Mahle im Saal des Gasthofes zum Rautenkranz; Professor Siebs brachte einen Trinkspruch auf die gute Stadt Liegnitz aus, Herr Oberregierungsrat von Neefe und Obischau und Herr Stadtverordnetenvorsteher Peikert sprachen auf die Gesellschaft und ihren Vorstand. War vor dem Mahle das Altertumsmuseum unter Leitung des Herrn Stadtbaurat Oehlmann besichtigt worden, so übernahm nunmehr Herr Stadtbaurat Pfeiffer die Führung in dem prächtigen unter dem Kuratorium von Graf Kospoth erbauten Saale der Ritterakademie und in der hochinteressanten Peter-Paul-Kirche. Auch die herrlichen wohlgepflegten Anlagen der Stadt gereichten den Teilnehmern zur Freude und Bewunderung.

---

Die erste Nummer der „Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde" ist den Mitgliedern zugleich mit dem Titelblatte des (aus Heft XI und XII bestehenden) sechsten Bandes der „Mitteilungen" im Mai zugesandt worden.

---

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von Herren Oberlehrer Professor Dr. Bentzinger und Dr. Josef Klapper in Breslau, Lehrer E. Blaschke in Arnsdorf (Post Löwen), Professor O. Knoop in Rogasen, Dr. T. Stäsche in Tarnowitz. — Für jede Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

---

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei: aus Breslau: die Herren Buchhändler Arnhold Blumenreich, Referendar Ditze, Oberlehrer Dr. H. Gröhler, Apothekenbesitzer a. D. Keylich, Schulvorsteherin Fräulein A. Pfeffer, die Herren Landesrat Schober, Geheimer Medizinalrat Universitätsprofessor Dr. von Strümpell, das Königliche Staatsarchiv; von auswärts: die Herren Oberlehrer W. Bräuer in Schluckenau (Böhmen), zweiter Bürgermeister Charbonnier in Liegnitz, Fideikommissbesitzer und Leutnant d. R. Alfred Gilka-Bötzold in Schwusen (Kreis Glogau), Dr. phil. Karl Glöckner in Jauer, Amtsgerichtsrat Hahn in Liegnitz, Superintendent Lic. theol. Koffmane in Koischwitz bei Liegnitz, Oberlehrer Dr. Merle in Liegnitz, Oberregierungsrat von Neefe und Obischau in Liegnitz, Stadtbaurat Oehlmann in Liegnitz, Kaufmann und stellvertretender Stadtverordnetenvorsteher Peikert in Liegnitz, Königlicher Baurat Pfeiffer in Liegnitz, Fräulein Emma Plätschke in Strehlen, die Herren Stadtrat Schöffer in Liegnitz, Lehrer C. M. Schubert in Liegnitz, Kaufmann Selle in Liegnitz, Professor Zumwinkel in Liegnitz.

---

Schluss der Redaktion: 24. Juni 1905.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.

# Das deutsche Volksrätsel.

Von Dr. P. Feit.

Die meisten volkstümlichen Unterhaltungsblätter widmen ein Eckchen einem allgemein beliebten Spiel des Verstandes, irgend einer Art des Rätsels, mag ein Wort aufgegeben werden, dessen Begriff in geheimnisvoller Umschreibung ausgedrückt wird, das nach seinen verschiedenen Bedeutungen Widersprüche in sich zu schliessen scheint, das vorwärts und rückwärts gelesen Sinn hat, verschieden betont werden, in mehrere sinnvolle Silben zerlegt werden kann, oder mögen mehrere Wörter durch Buchstabenveränderung, -weglassung, -vermehrung oder -umstellung zu bilden sein. Es kommt mir vor, als ob namentlich bei den zuletzt genannten Umformungen nicht selten die zulässige Grenze überschritten werde, und auch sonst fehlt den neueren Rätseln gewöhnlich das, was allein sie zu einer wirklich erfreuenden Unterhaltung machen kann, die poetische Gestaltung, die ein anschauliches Bild des geschilderten Dinges geben soll, oder der treffende humorvolle Witz, der zur Erfindung reizt[1]. Schillers grossartiger Vorgang hat nur spärliche Nachfolge gefunden. Aber wie dem auch sei, in meinen Ausführungen soll von allen diesen Rätseln, Homonymen, Logogriphen, Anagrammen, Palindromen, Charaden u. s. f. nicht die Rede sein, also nicht von denen, die man gelehrte Rätsel nennen kann. Auch diese Gattung ist durch lange Zeiten und durch viele Völker zu verfolgen. Sie blüht auf bei den witzigen Griechen, ist uns minder bekannt aus dem Leben der nüchternen Römer älterer Zeit, wird aber auch von diesen in der Periode des

[1] 'Es wird in künstlerischer Form unkünstlerische Arbeit verlangt, und wenn die geleistet ist, bleibt nichts übrig'. Bonus in der Deutschen Monatsschrift begr. von Lohmeyer 1905 S. 212.

Verfalls gepflegt. Sie ist ein Hauptzeitvertreib der Mönche, die Humanisten haben Hunderte von Rätseln in künstliche lateinische und griechische Verse gebracht[1]), seit dem 16. Jh. sind zahlreiche Sammlungen gedruckt worden, im vorigen Jahrhundert erschienen sogar Zeitschriften, die ganz dem Rätselwesen und -sport bestimmt waren[2]).

Wie anders klingt diesen Rätseln gegenüber, was Gustav Freytag in den 'Brüdern vom deutschen Hause' erdichtet[3]):

'Friderun beugte sich schnell zur Erde und rief die geschlossene Hand emporhebend: Wer vermag zu raten, was ich in meiner Hand festhalte? Vernehmt die Frage:

Aus der Erde sprang es,
auf niederem Stuhle sass es,
und trug in milder Sonne
sein winterlich Gewand,
doch kündet's Heil und Wonne
dem, der es fand

Was ist das?

Da riet der Schüler: Es ist ein weisses Veilchen.

Ihr habt's getroffen, und Ihr sollt es haben, und möge es Euch Glück bringen, antwortete Friderun ihm zunickend.

Der Schüler sprach zu Friderun: Könnt auch Ihr erraten, was ich in meiner Hand halte:

Ich weiss ein festes Haus.
Der dicke Wirt zog aus.
Er ass das volle leer.
Die Tür steht offen,
nur Kehricht fliegt umher.

Der Spruch meint eine hohle Nuss, rief Friderun lachend'.

Die Aufgabe der Jungfrau kennzeichnet die dichterische Anmut, das Verslein des Schülers den frischen Humor dieser volksmässigen Rätsel, von denen ich sprechen will[4]). Wie das Märchen,

---

[1]) Reusner, Aenigmatographia, Frankfurt 1599, Aenigmata 1602, *Γριφολογια* 1602, Lauterbach, Aenigmata 1601. In den ersten dreien sind einige deutsche Volksrätsel.

[2]) Hayn im Zentralblatt für Bibliothekswesen 7, 516 ff.

[3]) Werke 10, 27.

[4]) A. Bonus führt im Kunstwart 1905 S. 437 ff. im Anschluss an Schillers Rätsel vom Blitz und das ihm gegenübergestellte Volksrätsel:

Hoch auf sitz' ich,
hoch auf schweb' ich;
komm' ich herab, so fress' ich sechs Ochsen

treffend aus, dass die Anschauung des Volksrätsels selbst wie der Blitz da ist, und wenn das Eintreten des begrifflichen Elements, durch welches aus den 'uneigentlichen' Rätseln der Weisheitserprobung die eigentlichen Rätsel wurden, sich zur Hauptsache macht, während es ein nur zur Ordnung und Beweglich-

die Sagen und das Volkslied sind sie von Bedeutung in unserer Literatur und von hohem Wert für die Volkskunde.

Die Absicht meines Vortrages ist, durch eine Schilderung und Charakteristik des Volksrätsels zu einer schlesischen Sammlung, die unsere Gesellschaft gleich in dem ersten Fragebogen als eine ihrer Aufgaben bezeichnet hat, erneute Anregung zu geben. Ausser wenigen Proben in Weinholds 'Beiträgen zu einem schlesischen Wörterbuch' und in Drechslers 'Streifzügen durch die schlesische Volkskunde' im zweiten Heft der Mitteilungen liegt bisher nur eine allerdings recht anerkennenswerte Sammlung von Peter vor, 107 Rätsel und Rätselfragen aus Österreich-Schlesien [1]). Andere Teile unseres Vaterlandes sind rühriger gewesen. Schon vor acht Jahren ist ein hervorragendes Werk erschienen, das durch Reichhaltigkeit des Stoffes und der Nachweise in den Anmerkungen längst ein Vorbild für Schlesier hätte sein sollen, Richard Wossidlos Mecklenburgische Volksüberlieferungen, I. Band: Rätsel, Wismar 1897. Es wurde von Vogt in den Mitteilungen Heft IV S. 93 angezeigt.

Fein empfindende Beobachter haben in unsern Sagen und Märchen, in der Spruchdichtung und in Rechtsbräuchen die Richtung auf das Rätselhafte wohl erkannt. So sagt W. Wackernagel [2]): Versinnlichung des Geistigen, Vergeistigung des Sinnlichen, Personifizierung des Unpersönlichen, verschönende Erhebung dessen, was alltäglich vor uns liegt, alles das gehört zum Wesen des Rätsels, wie es zum Wesen und zu den Mitteln der Poesie gehört; und so möchte kaum ein Volk sein, das Poesie besässe und keine Freude an Rätseln [3]). Aber vor allen zeigt sich die deutsche Poesie, die ältere wenigstens, ganz durchdrungen von einem Zuge

---

machung angebildetes Organ sein sollte, ein Lehrgleichnis entsteht, das in der Allegorie erkrankt. Die Hauptsache ist, die eine Anschauung so wesentlich und charakteristisch als möglich hinzustellen. Dann bringt auch die Auflösung durchaus nicht zugleich die Auflösung der Bilder mit sich, vielmehr die Bestätigung und neue Freude. Vgl. Grimms Ausführungen zum Traugemundsliede in den Altdeutschen Wäldern 2.

[1]) A. Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien, Bd. I, Troppau 1865.

[2]) Haupts Zeitschr. für deutsches Altertum 3, 25.

[3]) So finden sich z. B. Volksrätsel bei den Römern in Petrons Satirae 58 und in Vergils Bucolica 3. 104 ff.; s. Ohlert im Philologus LIII S. 745 f., LVII S. 599.

nach rätselhafter Anschauung und Rede. Das Finden und Binden des Dunklen ist nach alter Ansicht ein Hauptmerkmal guter Dichtung. Otfrid rühmt, allerdings mit dem Ausdruck ringend, an den Schriftstellern der Vorzeit, dass sie etwas Rätselhaftes erfanden und zusammenbanden [1]). Wackernagel nimmt Rätsel und Rätsellieder wegen ihrer Verbreitung unter allen germanischen Völkern und wegen der kräftigen Einfachheit, womit in ihnen die Poesie gehandhabt wird, schon für die frühesten Zeiten an [2]).

Einige Beispiele sollen die Altertümlichkeit und die Verbreitung zeigen. Die altnordische Hervara-Sage erzählt, der früher sehr wilde, später massvollere König Heiđrekr habe am Julabend auf den Sühneber das Gelübde getan, jeden Frevel gegen seine Person durch ein Zwölfmännergericht abzuurteilen und jedem Verzeihung zu gewähren, der ihm unlösbare Rätsel vorlege. Aber er löste alle. Da opferte der blinde Gestr, ein reicher Mann, der sich gegen den König vergangen hatte, hilfeflehend dem Ođin, und nun ging der Gott in seiner Gestalt zu Hof, erinnerte Heiđrekr an seinen Eid und legte ihm 30 Rätsel vor [3]). Darunter ist folgendes:

Vier wandeln, vier hangen,
zwei den Weg weisen, zwei Hunden wehren,
einer schleppt nach ein Leben lang, der ist allzeit schmutzig.

Heiđrekr antwortet:

Eine Kuh war es,
die du dort sahest vierbeinig einhergehen.
Vier Euter hängen, der Hörner zwei
den Hunden wehren, der Schwanz hängt hinten.

In Holstein lautet das Rätsel [4]):

Veer Hengels, veer Gängels,
twee wiist den Weg, twee seht den Weg,
een släept achterna; rade mael, wat meen ik da?

---

[1]) 1, 1, 8 iz dunkal eigun funtan zisamane gibuntan. Vgl. Henrici in der Zeitschr. für deutsches Altertum 24, 196, wo dunkal richtig als 'Tiefsinniges' gedeutet wird, aber übersehen ist, dass sowohl dunkal wie zisamane bintan Ausdrücke sind, die vom Rätsel und seiner Formung recht eigentlich gebraucht werden. Über binden, verschränken, knüpfen, knoten, fesseln s. DW. unter Haft und Rätsel. Zu Dunkel vgl. Luther, 1. Kor. 13, 12: tunkel wort für *αἴνιγμα*.

[2]) Lit. Gesch. S. 9.

[3]) Zeitschr. für deutsche Mythologie 3, 124.

[4]) K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg (= SHS.), S. XII.

Aus Mecklenburg führt Wossidlo 22 Formen an, in denen alle Ausdrücke des alten Rätsels vorkommen, wenngleich bald so, bald so verändert, z. B.

Vier hängen, vier gängen,
twee lüchters, twee stöters, eenen napietscher.

Schwäbisch heisst es:

Vieri ganget und vieri hanget;
zwei spitzige, zwei glitzige
und einer zottelt hinten nach.

Von Italien an, in Frankreich, in England, bei den Slawen, den Letten, bis hinauf in den skandinavischen Norden ist die Verbreitung des Rätsels nachgewiesen worden. Und wie gar merkwürdig stimmen Einzelheiten überein, wenn z. B. vom Schwanz in Mecklenburg gesagt wird: Philippus kihrt na, und in der alemannischen Fassung: Basilima gumpt hinde dra [1]).

Auf den Färöer hat sich der Rätselkampf Oðins in Volksliedern wesentlich übereinstimmend erhalten [2]). Zur Ergänzung der fehlenden poetischen Rätsel sind dort prosaische eingeschoben worden. Die Sammlung beginnt mit dem Rätsel vom Schnee:

Ich weiss einen Vogel federlos,
er setzte sich auf einen Wall erdlos,
da kam eine Jungfrau gegangen, sie nahm ihn handlos,
briet ihn feuerlos und ass ihn mundlos.

Der erdlose Wall ist ein Schneehaufen, an dem die Sonne den leichten losen Schnee schmelzt [3]).

Dies Rätsel ist eines der verbreitetsten. Wossidlo hat es in 11 Formen. In Holstein lautet es:

Da köem en Vagel fedderlos
un sett sik op 'n Boem blattlos.
Da köem de Jungfru mundelos
un freet den Vagel fedderlos
van den Boem blattlos.

Also fünfzeilig und offenbar einer alten Gestalt genau entsprechend, da man es nur Wort für Wort ins Althochdeutsche oder Altsächsische umzuschreiben und das eine Wort Jungfer mit Magd zu vertauschen braucht, um eine Strophe von regelmässig gemes-

---

[1]) K. Müllenhoff in der Zeitschr. für deutsche Mythologie 3, 1—20, Wossidlo, Anm. zu 165.

[2]) Zeitschr. für deutsche Mythologie 3, 124 ff., 315 ff.

[3]) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler (= MSD.), zu 7, 4.

senen und alliterierenden Versen zu vier Hebungen zu erhalten. Grimm nennt es ein ausgezeichnetes Stück, das in der alten Edda stehen dürfte[1]). Aber da die Alliteration mit dem 9. Jh. auch in der Volkspoesie ausser Gebrauch kam, so wird man es für älter zu halten haben[2]). Es ist uns schon in einer Handschrift aus dem Anfang des 10. Jhs. als eines der ältesten deutschen Rätsel überliefert, allerdings in lateinischer Übersetzung, die das Altüberkommene sichtlich erweitert und die Alliteration verwischt hat, doch der färöischen Fassung nahe steht[3]).

Sollten diese beiden Rätsel von der Kuh und vom Schnee in ähnlicher Form nicht auch in Schlesien noch im Munde des Volkes irgendwo umgehen?

Wir sahen, dass ein Volksrätsel in die gelehrte Mönchssprache umgesetzt wurde. Das gleiche geschieht in einer Rhetorik aus St. Gallen, deren Handschrift dem 11. Jh. angehört. Um die Redefigur der Synekdoche zu erklären, wird der Vers angeführt:

Porcus per taurum sequitur vestigia ferri,
das Schwein folgt durch den Stier den Spuren des Eisens.

Dieser Hexameter findet sich im 15. Jh. wieder, er wird in der Folgezeit in zwei Disticha umgebildet und gelehrt verbrämt. Deutsch würden sie etwa lauten:

---

[1]) Altd. Wälder 2, 21.

[2]) K. Müllenhoff in der Zeitschr. für deutsche Mythologie 3.

[3]) Spuren dieses Rätsels in den Zaubersprüchen des Marcellus und Pelagonius weist Ohlert im Philologus LIII S. 749 ff. nach. — Lateinisch bei Reusner, Aenigmatographia S. 254, griechisch S. 258. — 'Die in ihm gegebene Vorstellung trat mir einmal noch viel geschliffener mündlich so entgegen: 'Wenn die weisse Gans um Weihnachten brütet, so kommt die Saat gut'. Der Bauer, der dies sagte, wollte damit nicht ein Rätsel aufgeben; er setzte voraus, dass die Anschauung bekannt sei. Im Spätwinter, etwa März, kann man in jedem Bauernhaus die Gans aus der Höhle unter dem Herd, wo sonst das Holz liegt, hervorzischen hören. Da brütet sie. Die Monate vorher brütete oder sollte gebrütet haben auch die grosse weisse Gans, der Schnee. Was sie ausbrütet, das ist die junge Saat, die, wenn der Schnee weg ist, die Erdkruste durchbricht, wie der junge Vogel die Schale. Und der Bauer weiss, was schneeloser Frostwinter für die Saat bedeutet. Nicht Allegorie, sondern ein mit Leben ganz und gar gesättigtes Anschauungsgebild. Es könnte wohl gar in Rätseln aufgegeben werden wie der Vogel federlos'. A. Bonus im Kunstwart 1905 S. 440. Daselbst S. 477, 83 die hübsche Nachbildung:

Es war ein Baum ohne Äste,
es flog ein Vöglein drauf ohne Flügel,
es frass ihn ganz ohne Maul. (Kerze.)

Mich hat die Mutter erzeugt, die des stinkenden Sumpfs sich erfreuet,
ich durcheile die Brust des, der mit Hörnern sich wehrt,
und damit ich die Enge des Weges glücklich durchlaufe,
führen auf meinem Geleis Brontes und Steropes mich.

Aber daneben begegnet die schlichte Form:

Durch einen Ochsen lauft das Schwein
und mit scharpfem Eiserlein
bereitet sich den engen Weg,
dass es im Durchlauf nit zerbrech'[1]).

Gemeint ist die Schweinsborste, die durch das von der Ahle gebohrte Loch im Leder gezogen wird. Auch dieses Rätsel kommt norwegisch und schwedisch vor.

Die Frage, wie solche Verbreitung zu erklären sei, ist bisher nicht endgültig gelöst worden. Es ist unzweifelhaft, dass manche Volksrätsel durch literarische Weiterüberlieferung gewandert sind. Aber das trifft nur für einzelne zu. Ein derartiger Zusammenhang der verschiedenen Formen des Schneerätsels lässt sich nicht nachweisen. Grosse Wahrscheinlichkeit dagegen hat es, dass wie bei Mythen und Märchen auch hier ein uralter Gemeinbesitz der germanischen Stämme anzunehmen ist. Findet sich das Rätsel doch oft in Erzählungen, Märchen und Schwänke eingekleidet und mit Liedern verbunden.

Reste alter kosmischer Märchen sind auch bei den Griechen zu erkennen. Als Circe dem Odysseus warnend von den thrinakischen Herden des Sonnengottes erzählt, sagt sie, es seien dort sieben Rinder- und ebensoviele Schafherden zu je 50. Es würden keine hinzugeboren, noch vergingen sie. Hirtinnen seien göttliche Nymphen, Phaetusa und Lampetie. Das deutete schon Aristoteles auf die 7 mal 50 Tage und Nächte des Mondjahres, die unter der Sonne und dem Monde stehen[2]). Nicht anders gaben die Hebräer ihren Gedanken über die Geheimnisse der Natur Ausdruck, so in den Worten Agurs, Sprüche des Salomo Kap. 30: 'Wer fähret auf gen Himmel und herab? Wer fasst den Wind in seine Hände? Wer bindet die Wasser in ein Kleid? Wer hat alle Enden der Welt gestellet? Wie heisst er, und wie heisst sein Sohn? Weisst

[1]) Wackernagel, Lit. Gesch. S. 74, 17. MSD. XXVI, wo die Verse ohne Not geändert sind.

[2]) Ohlert, Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen, Berlin 1886, S. 70.

du es?' Die Inder hatten ein Rätsel von der Sonne: 'Ich habe einen Hirten gesehen, der niemals seinen Fuss auf den Boden setzte und doch kam und ging auf den Pfaden, und der zwischen den Wolken rund umgeht, dieselbe und doch verschiedene Strassen wandelnd' [1]).

Dem stellen sich nun aus den Eddaliedern an die Seite die Sprüche der Vala über Welt- und Menschenschöpfung, Götterkrieg, Weltsturz und -erneuerung, die sie, ein Beweis ihres Rätselcharakters, oft mit der Frage unterbricht: wollt ihr noch mehr wissen und was? Ferner Ođins Lösung der Fragen des Riesen Vafþrúđnir [2]) und die eigenen Fragen, in denen er sich schliesslich als den Gott zu erkennen gibt, Svipdags Fragen an Fjǫlsviđr, durch die er seine Braut Menglǫđ befreit, namentlich auch Thors Fragen an den Zwerg Alvîs, ein Stück ganz im Geist der Skaldendichtung, die sich an Synonymen, an bildlichem Ausdrucke, wie den kenningar und heiti, erfreute. Diesen poetischen Umschreibungen verglich Vogt in der Anzeige der mecklenburgischen Rätsel mit Recht die in ihnen so stark vertretenen lustigen Wortbildungen zur verhüllenden Benennung der zu ratenden Dinge, von denen lüchters, stöters und napietscher, spitzige und glitzige schon erwähnt sind und andere bald genannt werden sollen.

Den gleichen Charakter wie diese Lieder, aber ins niedrig Komische gewandt tragen in der Epik der gemeinen Spielleute die Rätsel- und Lügenlieder. Eines der ersten Art ist aus zwei Orten des österreichischen Schlesiens bekannt [3]).

Es ritt ein Ritter dieselbige Strassen,
Wo zwei schwarzbraune Mädchen sassen.
Die eine grüsst' ihn, die andere nicht:
Sie hat ihre Arbeit schlecht ausgericht.
Drum will ich der Jungfrau drei Fragen aufgeben,
Wenn sie mir könnt' die drei Fragen auslegen.
Sag' mir, was ist denn so grün wie der Klee?
Sag' mir, was ist denn so weiss wie der Schnee?
Sag' mir, was ist denn so schwarz wie 'ne Kohl'?
Und wenn sie das weiss, heirat' ich sie wohl.
'Der Holunderbaum, spriesst er, ist grün wie der Klee,

---

[1]) Ohlert S. 118.

[2]) Bedeutet „der im Verwickeln, d. h. im rätselhaften Ausdruck Starke“.

[3]) Peter S. 272, zu vergleichen Simrock, Deutsches Rätselbuch, 3. Aufl. S. 179.

Und wenn er dann blüht, ist er weiss wie der Schnee,
Und wenn er zur Reife kömmt, schwarz wie 'ne Kohl',
Ein'm braven Reitersmann geht's immer wohl.'
Noch will ich der Jungfrau sechs Fragen aufgeben,
Ob sie mir könnt' die sechs Fragen auslegen.
Sag' mir eine Jungfrau, die hat keinen Zopf,
Sag' mir einen Turm, der hat keinen Knopf,
Sag' mir ein Messer, das hat keine Spitz',
Sag' mir ein Feuer, das ist ohne Hitz',
Sag' mir ein Häuschen, darin ist kein Tisch,
Sag' mir ein Wasser, darin ist kein Fisch.
'In der Wiege die Jungfrau die hat keinen Zopf,
Der babylonische Turm der hat keinen Knopf,
Ein gebrochenes Messer das hat keine Spitz',
Ein abgemaltes Feuer das gibt keine Hitz',
In einem Schneckenhaus gibt's keinen Tisch,
In einem Krug Wasser ist auch kein Fisch.'
Noch will ich der Jungfrau drei Fragen aufgeben,
Wenn sie mir könnt' die drei Fragen auslegen.
Sag' mir, was ist denn noch höher als Gott?
Sag' mir, was ist denn noch grösser als Spott?
Sag' mir, was schneller ist als ein Pfeil.
Ist sie brav tugendhaft, weiss sie es gleich.
'Die Dornenkron' Christi ist höher als Gott,
Der Menschen Sünden sind grösser als Spott,
Der Menschen Gedanken sind schneller als Pfeil'.
Sie durchlaufen im Augenblick' viel tausend Meil'.'
Noch will ich der Jungfrau zwei Fragen aufgeben,
Ob sie mir könnt' die zwei Fragen auslegen.
Sag' mir eine Strasse, die ist ohne Staub,
Sag' mir einen Wald, der ist ohne Laub.
'Die Milchstrass' am Himmel die ist ohne Staub,
Und jeder Tannenwald ist ohne Laub.'
Und wenn nun die Jungfrau so witzig ist,
Bau' sie ein Häuschen auf einer Nadelspitz',
Und so viel Fensterlein mach' sie hinein,
Als Sterne am grossen Himmelszelt sein.
'Wenn alle Wässer zusammen wer'n rinnen,
Und alle Bäume wer'n Früchte gewinnen,
Und alle Dornen Rosen wer'n tragen,
Dann komm, stolzer Reiter, nach der Antwort zu fragen.'

In derselben Gegend ist ein Lied von unmöglichen Dingen bekannt [1]), das mit einem holsteinischen, und zwar im Anfang fast genau übereinstimmt [2]).

[1]) Peter S. 270.
[2]) Müllenhoff, SHS. S. 473; vgl. Uhland, Volkslieder 1 S. 14.

Määdla, wellste bainm'r dinn,
wellste bainm'r blaiwa,
do musste m'r aus Hååb'rschtruu
d' fainste Saide schpenna.
'Wänn ich d'r säld aus Hååb'rschtruu
d' fainste Saide schpenna,
do misste m'r aus groob'm Ruur
n grååde Schpelle [1]) schnaida.'
Ån wänn ich d'r säld aus groob'm Ruur
n grååde Schpelle schnaida,
do misste m'r a Kendla g'bäärn
ån nooch'n Jomf'r blaiwa.
'Ån wänn ich d'r säld . . . do misste m'r a Wiighla macha
ån kän Schniit dråå schnaida.'
Ån misst ich d'r . . . do misste m'r d' Schtannla zeela,
di åm Himm'l laichta.
'Ån mist ich . . . do misste m'r a Lättala lann,
dåss iich s' kännt d'rschtaigha.'
Ån mist ich . . . dås duu s' kännst d'rschtaigha,
do misste m'r a Fert'l Kraabse
of an Barg nuf traiwa.
'Ån mist ich d'r . . . do misste imm'r hendan giin
dåss känn'r zureck teet blaiwa.'
Ån misst ich . . . do misste m'r da griina Wald
mid ar Sech'l ååschnaida.
Ån misst ich d'r . . . do wiil ich juu schon nimm' mee
mid ar Jomf'r schtraita.

Die letzte Strophe kommt dem Manne zu, also muss etwas ausgefallen sein.

Altes Vorbild dieser Reihen von Fragen ist das Traugemundslied, das in einer Handschrift des 14. Jhs. mit ähnlichen Kettenreimen und Lügenliedern überliefert ist. Diese Dichtungen stammen offenbar aus einem Büchlein, das in den Händen fahrender Leute war. Dessen Spuren lassen sich bis in den Ausgang des 12. Jhs. zurückverfolgen [2]). Jakob Grimm vergleicht mit dem Traugemundsliede die Weidsprüche [3]), und in der Tat läuft eine dieser dichterischen und auf alten Ursprung weisenden Strophen (68) ganz parallel:

Sag mir an, mein lieber Weidmann,
was macht den Wald weiss?

---

[1]) Spindel.
[2]) MSD. XLVIII, 12.
[3]) Altd. Wälder 2, 21. 3, 97. 125.

was macht den Wolf greis?
was macht den See breit?
woher kommt alle Klugheit?
Das will ich dir wohl sagen schone:
Das Alter macht den Wolf greis,
der Schnee macht den Wald weiss,
und das Wasser den See breit.
Vom schönen Jungfräulein da kommt alle Klugheit.

Es sind in beiden Dichtungen Fragen, die der Wirt dem Gast vorlegt, um zu sehen, ob er des Eintritts würdig ist[1]), ganz wie im Vafþrúđnismǫ́l Str. 6—9 und in Handwerkssprüchen.

Eine wohlgelungene kunstmässige Nachbildung dieser Kettenfragen hat Rückert in den Rätseln der Elfen gegeben[2]):

Die Elfen sitzen im Felsenschacht,
Vertreiben mit Reden die lange Nacht.
Sie legen sich lustige Rätsel vor,
Die, wenn sie nicht Gold sind, doch klingen im Ohr.
Und wie ein Windzug dazwischen geht,
So sind samt den Elfen die Rätsel verweht. —
Welch Gold entstammt dem Erdschacht nicht?
Ich hörte von goldenem Sonnenlicht.
Wer borgt sein Silber von fremdem Gold?
Der Mond, der ob unseren Häuptern rollt.
Wo quillt die Trän' aus härtester Brust?
Der Quell im Fels ist mir wohl bewusst.
Wo strömt ein Strom, da kein Strombett ist?
Der Regenstrom, der in Lüften fliesst.
Wo ist auf dem Fluss die breiteste Brück'?
Das Eis ist gebaut aus einem Stück.
Die Flut, die im stetesten Takt sich bewegt?
Das Blut, das im Herzen des Menschen schlägt.
Wer trauert in seinem buntesten Kleid?
Das ist der Baum zu des Herbstes Zeit.
Wer hat tausend Augen und sieht sich nicht?
Der Strauch, der sie treibet und weiss es nicht?
Wer sah nie von innen sein eignes Haus?
Die Schnecke, und kommt doch niemals heraus.
Wo hat man den Kleinsten zum König gemacht?
Der Zaunkönig wird ausgelacht.
Wo tritt der Schwache den Starken nieder?
Den Erdboden des Menschen Glieder.
Was ist stärker als der Erdengrund?
Das Eisen, denn es macht ihn wund.

---

[1]) Altd. Wälder 2, 19. 29.

[2]) Werke, herausg. von Beyer 2, 119.

Was ist stärker als Eisen und Stahl?
Das Feuer schmelzt sie allzumal.
Was ist stärker als Feuersglut?
Die feuerlöschende Wasserflut.
Was ist stärker als Flut im Meer?
Der Wind, der sie treibt hin und her.
Und was ist stärker als Wind und Luft?
Der Donner; sie zittern, wenn er ruft.
Wer ist mächtiger als der Tod?
Wer da kann lachen, wenn er droht.
Und wer, wenn die Erde bebt, kann stehn?
Wer nicht fürchtet unterzugehn.
Warum fliesst das Wasser den Berg nicht hinauf?
Weil's bergunter hat leichteren Lauf.
Warum trägt Kürbse der Eichbaum nicht?
Dass sie dir nicht fallen aufs Angesicht.
Wozu hat der Gaul vier Füsse empfahn?
Damit er mit vieren stolpern kann.
Und warum sind die Fische stumm?
Weil sie sonst würden reden dumm.
Wer löset alle Rätsel auf?
Wer immer was weiss, das sich reimet darauf.
Und warum schweig' ich jetzo still?
Weil ich nichts weiter hören will.

Müllenhoff nimmt an, dass unsere heutigen Rätsel nur Bruchstücke aus solchen dialogisch fortlaufenden Rätselliedern ältester Zeit sind [1]). Denn die Rätsel dienten nicht nur zu gewöhnlicher Unterhaltung. Im Volksbuch vom Apollonius von Tyrus wird geschildert, wie ein tief bekümmertes Gemüt dadurch erheitert wird [2]), von alters her waren sie bei den ernstesten, den festlichsten Gelegenheiten üblich, bei Opfern und bei Gelagen wurde mit ihnen gespielt [3]). Wie mussten sie dann wirken, wenn vor einer grossen Zuhörermenge zwei Redegewandte in einem unaufhaltsamen Strom der Worte sich Fragen vorlegten und sie lösten. Noch heute üben sie eine solche Wirkung auf Island aus, und es entspinnt sich ein Wettstreit, in dem der gewinnt, welcher die meisten weiss und sie am künstlichsten vortragen kann [4]).

---

[1]) Müllenhoff, SHS. S. XII f.

[2]) Simrock, Volksbücher 3, 259 ff. Man denke an die Traumrätsel des Pharao, an die Orakel.

[3]) Ohlert S. 45 ff. und im Philologus LVII S. 596.

[4]) V. Gudhmundsson, Island am Beginn des 20. Jahrhunderts, übersetzt von Palleske S. 32: 'Eine sehr beliebte Beschäftigung ist auch das Aufgeben

Diese Wettkämpfe sind sehr alt. Salomo stritt mit der Königin vom Reich Arabien und nach Josephus mit Hiram von Tyrus. Jene schenkte ihm freiwillig Gold und Gestein, in dem andern Falle wurde für den Unterliegenden eine Geldstrafe festgesetzt[1]). Daran knüpfte wohl die mittelhochdeutsche Spielmannsdichtung an, wo der grobe Bauer Markolf seine volksmässige Derbheit den weisen Aussprüchen des Königs entgegensetzt. In den eddischen Fjolsvinnsmǫ́l ist die Braut des Sieges Preis, so wie Ödipus durch Lösung des Sphinxrätsels Iokaste gewinnt, und Turandot ihre Hand dem Sieger verspricht[2]). Aber selbst um das Leben geht es bei solchem Kampf[3]).

Vafþrúđnir bedingt ausdrücklich (Str. 7 und 19):

> Nimmer lebend verlässt du die Halle,
> erweisest du dich als der weisere nicht . . .
> In der Halle sei das Haupt zum Pfande
> Beim Streit um die Weisheit gestellt.

Im Kriege der Sänger auf der Wartburg soll gar der Erliegende wie ein Räuber mit Schwert oder Strang gerichtet werden:

> Nu wirt gesungen âne vride,
> her Walther, komet balde mit der wide,
> den hâher bringet her.
> von Îsenache Stempfel muoz
> ob uns nu beiden stân alhie mit sinem swerte breit;
> er rihte ab unser eime in roubes site,
> dem man valles jæhe.

Ein merkwürdiger Überrest dieser harten Bedingungen hat sich in Böhmen in Verbindung mit einem Schwerttanz bis ins vorige Jahrhundert erhalten[4]). Beim Zusammentreffen zweier Schwerttanzgesellschaften vor einem Dorf fordert die eine Ergebung und Auslieferung des geschenkten Getreides von der andern. Wenn deren Hauptmann nicht darein willigt, so gibt der Herausforderer ihm Rätsel auf, deren Lösung aber selten gelingt. Eine grosse Rolle spielt hierbei der Narr, der mit seiner Gescheitheit

---

und Lösen von Rätseln, das Erzählen und Deuten von Träumen (!)'. Vgl. Bonus in der Monatsschrift.

[1]) Ohlert S. 6; über Geldeinsatz bei Rätselwettkämpfen der Römer derselbe im Philologus LIII S. 746.

[2]) Vgl. W. Jordan, Nibelungen, Sigfridsage, 14. Gesang und S. 26.

[3]) Jakob Grimm, Mythologie S. 862.

[4]) Mitt. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XXVI (1887) S. 41.

oft aus der Verlegenheit hilft. Versagt auch sein Beistand, so werden die Schwerter um das Getreide in den Boden gesteckt, und es beginnt unter den Klängen der Musik ein harter Ringkampf der Hauptleute und nach dem Falle des einen eine allgemeine Rauferei. Wenn aber die Rätsel gelöst werden, so muss der Hauptmann der anderen Partei in der gleichen Weise Rede stehen. Vermag er es, so geht man in Frieden auseinander. Aber nicht immer ist das der Ausgang, und es kommt zu blutigem Kampf, bei dem es sogar Tote gibt. Davon zeugt z. B. eine Kapelle in Angern bei Kaplitz in Südböhmen, die zur Erinnerung an ein solches böses Ende errichtet wurde.

Wenn sich das Rätselspiel mit dem Schwank paart, so werden die Bedingungen glimpflicher gestaltet. In einem alten Schwank wird der Müller, der für seinen Abt drei Rätsel löst, vom Kaiser mit der Abtei belohnt, in der altenglischen Ballade bekommt der Schäfer vom König Johann wöchentlich vier Nobel, in Bürgers Nachbildung erhält der brave Hans Bendix wenigstens einen Panisbrief [1].

So sind auch die Strafen im Volksrätsel harmloser geartet. Zwar heisst es noch in Süddeutschland, wer nicht erraten kann, der ist tot, ist des Henkers, kommt in die Hölle [2], und in einem schottischen Rätsel: Wenn ihr das Rätsel nicht raten könnt, werde ich euch mit meinem Pistol totschiessen. Aber gewöhnlich werden vielmehr Belohnungen in Aussicht gestellt, so im Kranzsingen: Könnt ihr mir das sagen, so sollt ihr mein Rosenkränzlein von hinnen tragen [3], oder: Waar dås d·rrout, dam wiu ich maen Reing schänke [4], dem will ich mein Herz schenken, der soll eine hübsche Jungfer küssen; der soll haben dreihundert Dukaten; wer dies kann denken, soll sich ein Gläschen Wein einschenken; kannst du dat raden, gäw'k di 'n Braden.

Oft steht nur eine kurze Aufforderung: Etz root, wås dås iis [5]; manchmal ist sie durch den Reim bedingt: Nu rad mal, mien lütt küken; root, mai liib·r Meichu [6]. Auch auf die Schwierig-

---

[1]) Friedreich, Gesch. des Rätsels, Dresden 1860, S. 70—83. Wossidlo S. 239.

[2]) Schlieben, de antiqua Germanorum poesi aenigmatica, Berlin 1866, S. 25.

[3]) Simrock, Rätselbuch S. 181 ff.

[4]) Peter Nr. 371.

[5]) Peter Nr. 383.

[6]) Peter Nr. 326.

keit wird hingewiesen: rate mal, wer's raten kann; so etwas hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen; ihr ratet's in hundert Jahren nicht. Oder es wird eine Ermutigung hinzugefügt: Bist du a praaf·r Jo͡ung, do d·rro͡utst dus wool[1]). Das vorher angeführte Lied von unmöglichen Dingen schliesst in der Fassung, die Simrock S. 179 mitteilt, dem Anfang entsprechend: Ei Jungfer, ich kann ihr nichts aufzuraten geben, und ist es ihr wie mir, so heiraten wir.

Diesen Abschlüssen steht häufig ein besonderer Eingang gegenüber, entweder das einfache: Was ist das? oder es wird, wobei oft der Reim bestimmend ist, ein vorgeblicher Verfasser genannt: Es sagt der grosse Alexander usw. Beliebt ist die Erweckung des Interesses durch Nennung eines Ortes: hinter unserm Hause; in meines Vaters Garten. So im Rätsel vom Ei[2]):

To Wittenborg in'n doom,
dor steit 'ne gäle bloom,
un wer de gäle bloom will äten,
de mööt ganz Wittenborg terbräken.

Aber Wittenborg und Dom dienen hier zugleich schon zur Beschreibung der Eierschale nach Farbe und Form. Ein andres Rätsel ist:

Zwischen Berlin und Kopenhagen
liegt 'ne goldne Uhr begraben;
wer die goldne Uhr will haben,
der muss Berlin und Kopenhagen zerschlagen[3]).

Hier deutet Kopenhagen auf die Kuppe des Eis. Das wird aber vergessen, für die Ortsnamen treten solche ein, die dem Redenden gerade vertraut sind. So nehmen die beiden Rätsel in Schlesien folgende Gestalt an:

Zu Brass·l aim Tuume
iis ·n gaale Bluume.
Waa de will d· Bluume åäbrächa,
muus dan ganza Tuum zuschtächa[4]).

Zwischen Potsdam und Perlin
liegt 'ne guldne Uhr vergroaben,
wer diese will hoan,
muss Potsdam und Perlin zerschloan[5]).

---

[1]) Peter Nr. 344.
[2]) Wossidlo Nr. 31.
[3]) Wossidlo Nr. 32.
[4]) Peter Nr. 332.
[5]) Drechsler, Mitteilungen 2 S. 53, 5.

Aber auch in Mecklenburg wird in Varianten des Rätsels der Kölner Dom, Wittstock oder gar Schönbeck für Wittenborg genannt, und der Anfang zwischen Potsdam und Berlin ist auch dort bekannt.

In niederdeutschen und englischen Rätseln wird mit grosser Vorliebe im Verhältnis zu anderen Landschaften eine einleitende Klangzeile verwandt. Diese gehört oft zu den beschreibenden Elementen, ist aber nicht selten inhaltsleer und nur durch den Reim herbeigeführt. Ludwig Ruge erzählt von seinen Jugenderlebnissen auf Rügen [1]: 'Die Bergener Jugend hatte einen Gesang, eigentlich ein Rätsel, welches sie uns schon aus der Ferne zubrüllten:

Ruge rugerell, vier ruge Fell,
en Klippklapp, ein Gölgapp un en Fideldumpsak!

Das soll bedeuten: einen vierrädrigen Wagen, vier Pferde, einen Kutscher und einen Behälter für Teer, der damals hinten an jedem Fuhrwerk hing. Wir sahen in diesen sinnlosen Versen eine Verspottung unseres Namens, und nichts hätte uns abhalten können, den Spötter, wenn er auch noch so stark war, anzugreifen'.

Diese Einleitung ruge ruge rell und ähnliche, ru ru rell, ri ru rell, ru ru ripp, ru ru runzeljahn, ritze ratze runtzel, finden sich in einer grossen Anzahl niederdeutscher Rätsel, auch in dem bekannten Spielreim ri ra rutsch, wir fahren in der Kutsch [2]. In Schlesien ist von dieser Art, nur dass mit dem Klangwort zugleich Beschreibung verbunden ist, ein Rätsel vom Krebs [3]:

Ruut ruut gutt,
Flääsch ån kå Blutt,
daade dås watt d'rroota,
dam wiil ich 'n Kåpaun'r broota.

Ohne jede Beziehung auf das Rätselwort aber ist es, wenn das niederdeutsche Rätsel vom Schornsteinfeger [4]:

Ritze ratze runzel,
schwarz ist mein funzel,
schwarz ist das Loch,
wo ritze ratze runzel reinkroch

in der schlesischen Form lautet [5]:

[1]) Erinnerungen aus meinem Leben, Berlin 1889 S. 99 f.

[2]) Vgl. Simrock, Volksbücher 9 S. 73 Nr. 259, S. 143 Nr. 555, S. 158 Nr. 630 usw.

[3]) Peter Nr. 337.

[4]) Wossidlo Nr. 127.

[5]) Drechsler, Mitteilungen 2 S. 53, 2.

Konstantinopel —
schwarz wie der pôpel,
schwarzes Loch —
'nein muss er doch.

Ein gutes Beispiel von Klangmalerei ist folgendes[1]):

Gerumpelt, gepumpelt, gefitschelt, gefatschelt, und wenn die gerumpelte, gepumpelte, gefitschelte, gefatschelte nie weiter kann, so mûss se se wêder hêmschaffen. Auflösung: Waschbrett.

An die Klangzeilen grenzen die willkürlichen malenden Namenbildungen, wenn der Hahn ein Mann von Hickenpicken oder Hippenpippen heisst, der Regen Hackelgefackel oder Policker polacker (man meint das Tröpfeln zu hören), die über den Acker stolpernde Egge Hanterlantant, Pferd und Wagen Klimpermann und Klappermann usw. So in Schlesien[2]):

Es kömmt ein Herr von Tippentappen,
schneidet ihr den Bauch auf,
nimmt ihr die Seele raus,
gibt ihr zu trinken und führt sie spazieren.

Es ist die Gänsefeder, der Herr von Tippentappen der 'eintippende' Schreiber[3]).

Wenn dagegen ein Mohnhaupt beschrieben wird[4]):

Mai G·fätt·r Tuut
hood·n brääta Hutt,
a hood asuu fiil Äste,
wii d·r Baam hood Äste,

so hat nur der Reim den Namen bestimmt. Ähnlich ist:

Gickala Gackala
ging iw·rsch Ackala;
wii d· liibe Sonne schiin,
ging Gickala Gackala wiid·r hääm.

Weinhold deutet dies Hähnchen und Hühnchen[5]), Peter merkwürdigerweise der Schatten[6]). Jedenfalls ist die Beziehung zwischen dem Klangwort und dem Rätselwort sehr unklar.

Weit verbreitet ist:

Es gingen fünfe jagen.
Zwei brachten ihn getragen.

---

[1]) Drechsler Nr. 7.
[2]) Peter Nr. 330. Vgl. Reusner, Aenigmatographia S. 316.
[3]) Dieses Rätsel alt- und neugriechisch bei Ohlert, Philogogus LVII S. 600 f.
[4]) Peter Nr. 350.
[5]) Beiträge zu einem schles. Wörterbuch, Wien 1855, S. 27.
[6]) Nr. 319.

sie trugen ihn nach Wälgerwitz,
von Wälgerwitz nach Nagelwitz,
dort haben's ihn erschlagen [1]).

Niederdeutsch ist dies in vielen Formen vorhanden [2]) z. B.:

von Kribliwitz nach Wriwwelwitz,
von Wriwwelwitz nach Tischlewitz,
von Tischlewitz nach Nagelknipps.

Eine schlesische Variante [3]) aber ist so sehr unverhüllte Beschreibung, dass man kaum mehr von einem Rätsel sprechen darf:

Schwarzer Gerber, du musst sterben!
Warum gibst mir keine Ruh?
Dein Leben muss verderben,
drück' deine Äuglein zu!
Warum hast du mich gebissen?
Ei, du schwarzes Rabentier,
jetzt wirst du sterben müssen.
Knix Knax, wie gefällt es dir?

Eingangs- und Schlussformen, Klangzeilen und Klangworte, mit einem Worte die Rahmenelemente hat Robert Petsch in einer Schrift: Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels, Berlin 1899, eingehend behandelt. Er bespricht den Übergang in Bedeutsames und versucht auch dieses, die beschreibenden Elemente, zu klassifizieren, je nachdem ein Gegenstand oder Vorgang als Ganzes durch einen oder mehrere Züge oder in seinen Teilen gekennzeichnet wird, oder mehrere Dinge zusammengefasst werden. Ich glaube nicht, dass darauf die zweckmässige Anordnung einer Rätselsammlung begründet werden kann. Denn die Charakterisierung ist im Volksrätsel zu unbestimmt gehalten, meist genügt ein vieldeutiger Zug, ein andres Mal sind es mehrere, und die Phantasie des Volkes ergeht sich in wunderlichen Sprüngen. Häufig tritt ein hemmendes Element ein, das die Spannung erhöht, indem es auf eine mit allem Gesagten scheinbar unvereinbare Eigenschaft hinweist. Aber welche Rätselart kennt diese Wendung nicht?

Ein eigenartiges Merkmal des Volksrätsels, namentlich des niederdeutschen, soll hier beiläufig hervorgehoben werden, die absichtliche Zweideutigkeit. Viele Rätsel gehen darauf aus, dem Ratenden eine unanständige Lösung nahe zu legen, während der Rätselsteller selbst voll überlegenen Humors mit einer unverfänglichen und harmlosen herausrückt [4]). Diese Neigung hat auch Wossidlo, der sich nicht bedenkt, Derbheiten des volkstümlichen

[1]) Peter Nr. 340.
[2]) Wossidlo Nr. 28.
[3]) Peter Nr. 339.
[4]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, Strassburg 1898, S. 334. Petsch S. 42.

Ausdrucks zuzulassen, schwere Bedenken gemacht und ihn gezwungen viele Stücke in die Anmerkungen zu verstecken. Trotzdem bleibt noch viel Anstössiges, und nur die Erwägung, dass ein wissenschaftliches Rätselwerk keine moralische und ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Volkskunde sein soll, kann dazu bestimmen, an solchen Beispielen nicht vorüberzugehen. Simrock hat alles ausgeschieden, was das Anstandsgefühl verletzen könnte, ist sich aber wohl bewusst, dass er damit ein Opfer gebracht hat[1]).

Wie eine Rätselsammlung anzulegen sei, darüber gehen die Ansichten auseinander. Wossidlo ordnet nach formellen Kategorien: Gesprächrätsel, mehrere Tiere, Ortsbezeichnungen, Ich-Rätsel, Klangzeilen usw. Simrock unterscheidet Rätsel über die Elemente, die Himmelskörper, Zeitliches, Wetter, Weg, Pflanzen, Tiere usf. Elard Hugo Meyer sagt[2]): 'Das Rätsel tummelt sich am fröhlichsten im Dorf und dessen nächster Umgebung und versteckt hier namentlich folgende Dinge, nach denen man es auch am besten ordnet, in ein phantasievolles Kostüm: Feld, Wiese und Bach, die Pflanzen, die Tiere und Tierchen, die Menschen mit ihren Körperteilen und Geschäften, das Haus mit seinem Dach und dessen Dachtraufe, seinem Ofen und Keller, mit dem Haus- uud Ackergeräte, und etwa noch die Kirche mit Wetterhahn, Glocke, Kanzel, und darüber das Wetter und den Wind und den Himmel mit Sonne und Mond und dem Siebengestirn'. Aber da diese Einteilung nicht völlig erschöpfend ist und das Interesse nicht so durch die einfachen zugrunde liegenden Dinge, sondern durch die Art ihrer Schilderung erregt wird, so ist die formale Anordnung doch die allein empfehlenswerte. Hier will ich, weil von der Form bisher hauptsächlich die Rede war, einige Rätsel der Peterschen Sammlung sachlichen Gesichtspunkten nach betrachten.

Das Verhältnis des sich schlängelnden Baches zu einer gemähten Wiese wird in das lebendige Gespräch zweier Personen verwandelt[3]):

---

1) Rätselbuch S. 5 f.

2) Volkskunde S. 334.

3) Nr. 324, Wossidlo Nr. 1 a, Bonus im Kunstwart 1905 S. 477:
Lank Krummumme,
wo wutte hen?
Korte Verschorne,
wo frägste na?
Kann minen Weg bi Dage un bi Nacht finne.

Du Schiine, du Glåtte,
wu giist du hiin?
Du B·scheinte, du B·schååbte,
wås froogst du dreim?

Vom Bach heisst es [1]):

's giid imm·r åns giid imm·r åns iis dåch imm·r aim Bätte.

Aus dem Tierreich: [2])

Es kam ein Mann aus Ägypten,
er hat ein Kleid aus tausend Stücken,
er hat ein knöchern Angesicht,
hat einen Kamm und kämmt sich nicht.

Auch im Niederdeutschen tritt für den Mann aus Hickenpicken der Mann aus Ägypten ein [3]), oberdeutsch heisst er der König aus Engelland, weiss und schwarz ist sein Gewand [4]). Der eitle Herr kann auch zu einem gefährlichen Feinde werden, schlimmer als der bissige Hofhund.

's iis ju dar Lange,
keimt heinde rai gange,
ar säet: Joet m·r d· Hiin·r ån d· Gäns,
forn Hounde fäecht ich mich nii.

So sagt der Regenwurm [5]).

Ins Pflanzenreich führen die überall bekannten:

Erst weiss wie Schnee,
dann grün wie Klee,
dann rot wie Blut,
schmeckt allen Kindern gut [6])

und

's hoot nain Haite,
ån baisst ålle Laite [7]).

Ein Rätsel von der grossen Bohne, dem Kürbis oder der Erbse ist an manchen Orten seiner eigentlichen Natur entkleidet worden und wird als Spielreim beim Ringeltanz oder als Abzählvers von den Kindern gesungen. In Holstein kennt man es folgendermassen [8]):

---

[1]) Nr. 322, 323.
[2]) Nr. 327.
[3]) Müllenhoff, SHS. 506, 12.
[4]) Petsch S. 118.
[5]) Nr. 341, vgl. Wossidlo Nr. 215.
[6]) Nr. 343.
[7]) Nr. 349.
[8]) Müllenhoff, SHS. S. 505, 7, vgl. Wossidlo Nr. 39.

In den Garden stunn en Kutsch,
hier en Kutsch und daer en Kutsch.
In de Kutsch da weer en Duef,
hier en Duef und daer en Duef.
Von de Duef daer flöeg en Fedder usw.
Uet de Fedder word' en Bett usw.
In dat Bett da slöep en Knecht usw.
Vor dat Bett da stünn en Weeg usw.
In de Weeg da slöep en Kind,
hier en Kind un daer en Kind.
Nun rade wat is dat?

In Pommern[1]) und in Berlin[2]) ist eine blosse Reimerei daraus geworden:

Ich will euch was erzählen
von de mumme Reelen.
Mumme Reelen hat 'n Jarten,
hier 'n Jarten, da en Jarten,
und das is en runder Jarten.
In den Jarten steht 'n Baum usw.

Wie in der mecklenburgischen Fassung schliesst die Aufzählung:

Vor dem Bett da steht en Tisch usw.
Auf den Tisch da liegt en Buch usw.
In dem Buch da steht geschrieben:
Du sollst deine Eltern lieben.

Mumme Reelen wird in Berlin nicht mehr verstanden. Der Name Reelen scheint ohne Bedeutung zu sein und ist wohl des Reimes wegen gewählt wie Gevatter Tuut im Rätsel vom Mohnhaupt. Mumme ist entstellt aus Muhme. Die Zeit, wo man die Mutterschwester oder sonst eine Anverwandte so nannte, ist längst vergangen. So weist der Kindervers durch dieses eine Wort schon darauf, dass ihn die Ururgrossväter als Kinder so sangen wie die Jugend heutzutage.

An diese Reimerei klingen die schlesischen vom Berg im freien Feld[3]) und vom Birnbaum in der Au[4]) an. Die letztere beginnt:

Dort oben in der Au steht ein Birnbaum, trägt Laub.
Was ist auf dem Baum? Ein wunderschöner Ast.
Ast auf dem Baum, Baum in der Au.
Dort oben in der Au steht ein Birnbaum, trägt Laub.

Jeder Vers wird länger, der letzte lautet:

Dort oben in der Au steht ein Birnbaum, trägt Laub.
Was ist auf dem Baum? Ein wunderschöner Ast.
Was ist auf dem Ast? Ein wunderschönes Nest.
Was ist in dem Nest? Ein wunderschönes Ei.
Was ist in dem Ei? Ein wunderschöner Vogel.

---

[1]) Petsch S. 116.
[2]) H. Meyer, Der richtige Berliner, 1904, S. 138, 26.
[3]) Peter S. 49.
[4]) Peter S. 52.

Was ist an dem Vogel? Eine wunderschöne Feder.
Was ist von der Feder? Ein wunderschönes Bett.
Was ist in dem Bett? Ein wunderschönes Kind.
Was ist bei dem Kind? Eine wunderschöne Mutter.

Mutter bei dem Kind,
Kind in dem Bett,
Bett von der Feder,
Feder von dem Vogel,
Vogel in dem Ei,
Ei in dem Nest,
Nest auf dem Ast,
Ast auf dem Baum,
Baum in der Au.
Dort oben in der Au steht ein Birnbaum, trägt Laub [1]).

Ähnlich stehen zueinander das Rätsel vom Menschen und der Kinderreim von den Gliedern [2]):

Onda zwee Braatla,
do druuf zwee Schtäckla,
do druuf a Korb,
do druuf 'n Miile,
do druuf zwee Läch'r,
do druuf zwee Licht'r,
do druuf a Wald,
drenne lääft rem jong ân alt.

Deutlicher ist der Reim:

Fussgängla, Beenlängla,
Knieknickla, Beendickla,
Bauchsargla, Harzegriewla, Kinnla rund,
Maulfrassla, Rotztaschla,
Augaguckla, Starndla hûch, Läusepûsch.

Dass der Mensch als Zweibein bezeichnet wird, ist in den färöischen und deutschen Rätseln zu finden. Dahin gehören [3]):

Zweebään setzt of Draibään ân malkt Fiirbään

und

A Zweefuuss ââss an Kiifuuss,
do kwââm a Fiirfuuss,
nââm dam Zweefuss
wäg a Kiifuuss.
Zweefuss nââm a Draifuuss,
schluug da Fiirfuuss,
do kriigt ar wiid'r saen Kiifuuss.

Auf den Färöer wird der Mund ein Haus voll von weissen Gänsen mit einem roten Läufer genannt, in Schlesien lautet es [4]): Es ist ein kleiner Stall, darin sind rund herum Enten, in der Mitte ein roter Hahn. Noch anschaulicher in Liebental [5]):

Ich weess 'n goartn mit lauter weissen lâtten,
es rânt nie nei, es schneit nie nei,
und 's is doch immer nâss.

[1]) Simrock, Volksbücher 9 S. 285 ff.
[2]) Peter Nr. 353, 354. Weinhold, Beiträge zu einem schles. Wörterbuch S. 8. Vgl. Petsch S. 121.
[3]) Peter Nr. 363—365.
[4]) Peter Nr. 357.
[5]) Drechsler, Mitteilungen 2 S. 53, 4.

Ebenso in Mecklenburg, nur ist der Anfang:

In meines Vaters Garten
stehen 32 Leoparden (oder Soldaten)[1].

Vom Innern des Hauses geht ein eigenartiges Gesprächsrätsel[2]):

Einer sagt: Wenn es bald Tag wär'.
Der andre: Wenn es bald Nacht wär'.
Der dritte: Lasst mich klagen, ich muss Tag und Nacht tragen.

Es sind der Ofen, die Tür und der Deckenbalken. Von der Tür wird gesagt[3]):

's giid imm'r âns giid imm'r ân zur Moolz't giits âm efsta.

Entsprechendes gilt vom Perpendikel[4]):

's giid imm'r âns giid imm'r âns kemmt ni fom Fläcke.

Ein grossartiges Bild wird von der Schere gebraucht[5]):

's hängt â d'r Wand,
hoot zwee Pott'rschnita ai d'r Hand.

Durch ganz Schlesien verbreitet ist[6]):

's romp'lt ân pomp'lt ai d'r helz'na Kopalle. Das Butterfass.

Zuletzt noch ein überall bekanntes aus der Landwirtschaft[7]):

Hinten Fleisch und vorne Fleisch und in der Mitte Holz.

Es sind Pferde, Knecht und Pflug.

Die Merkmale sind in diesen Rätseln so unbestimmt angegeben, dass es den Hörern oft gehen muss wie den Philistern, als ihnen Simson, um 30 Hemden und 30 Feierkleider zu gewinnen, bei seiner Hochzeit folgendes vorlegte: 'Speise ging von dem Fresser und Süssigkeit von dem Starken'. Sie konnten in dreien

---

[1]) Wossidlo Nr. 42 a.

[2]) Peter Nr. 359. Sinnvoller im Strassburger Rätselbuch von 1506 (Butsch, Strassburg 1876):

Rot. Ich sach drei Starke, waren fast gross,
ihr Arbeit war on Underloss.
Der eine sprach: Ich wollt, dass Nacht wär',
der ander: Des Tags ich begehr',
der dritt': Es sei Nacht oder Tag,
kein Ruh ich nimmer haben mag.
Antwort: Die Sonne, der Mond und der Wind.

[3]) Peter Nr. 358.

[4]) Peter Nr. 373.

[5]) Peter Nr. 368, Wossidlo Nr. 299.

[6]) Peter Nr. 367. Drechsler Nr. 3.

[7]) Peter Nr. 362.

Tagen das Rätsel nicht erraten und hätten es nicht getroffen, wenn sie nicht mit seinem Kalbe gepflügt hätten. Zu diesen unlösbaren, 'unwirklichen' gehören die geheimnisvollen Fragen der Edda, die kein Scharfsinn, sondern nur grösseres Wissen lösen kann. Es fällt dahin das Märchen [1]), in dem die Königin einem hilfreichen Männlein ihr erstes Kind verspricht, von der Erfüllung des Gelübdes aber befreit werden soll, wenn sie seinen Namen rät. Sie kann das nur, weil das Männlein im Walde belauscht wird, wie es in seiner Freude singt:

Ach wie gut, dass niemand weiss,
dass ich Rumpelstilzchen heiss'.

Von hier aus komme ich auf die merkwürdigen Gebilde der Volksphantasie, die Frischbier Verbrecherrätsel, Koppmann besser Halslösungsrätsel nannte [2]). Der Ausdruck losa hǫfuđ „das Haupt lösen" wird in dem erwähnten Liede von Heiđrekr und Gestr gebraucht [3]), und halslôsinge ist das mittelniederdeutsche Wort für die Befreiung von einer Leibesstrafe.

Eine verurteilte Frau gibt, um ihr Leben zu retten, den Richtern ein Rätsel auf, ganz jener geschilderten uralten Sitte des Wettstreits mit Einsetzung des Kopfes gemäss:

Auf Ilo geh' ich,
auf Ilo steh' ich,
auf Ilo bin ich hübsch und fein.
Rat't, meine Herren, was soll das sein?

Dieses Rätsel hat in Niederdeutschland eine beispiellose Verbreitung [4]), darüber hinaus ist es nur aus der Peterschen Sammlung bekannt [5]):

Of Iisop gii ich,
of Iisopp schtii ich,
Iisop tror ich of mâ͡en Hände.
Waar dâs d'rrôu͡t, dam wi͡u ich mâ͡en Rei͡ng schänke.

Seine Geschichte ist überraschend. In Schottland kommt das Rätsel vor [6]): 'Ich sass bei meinem Liebchen (my love) und trank

---

[1]) Brüder Grimm Nr. 55.

[2]) Über ihren Ursprung vgl. Bonus in der Deutschen Monatsschrift, begr. von Lohmeyer, 1905 S. 210—218.

[3]) Zeitschr. f. deutsche Myth. 3, 125.

[4]) Wossidlo Nr. 962, 963.

[5]) Nr. 371.

[6]) Chambers, Popular rhymes of Scotland, Edinb. 1847, S. 323. S. Müllenhoff in der Zeitschr. f. deutsche Myth. 3.

mit meinem Liebchen, und mein Liebchen sie gab mir Licht. Ich will jedem ein Mass Wein geben, der mein Rätsel richtig rät'. Dazu wird die grässliche Lösung gegeben: 'Ich sass in einem Stuhl, der aus den Gebeinen meiner Geliebten gemacht war, trank aus ihrem Schädel und erhielt Licht durch eine Kerze aus den Stoffen ihres Körpers'. Solche Ungeheuerlichkeit findet sich auch in dem Rätsel von Ungeboren, der sich Handschuhe aus der Haut seiner Mutter machen liess [1]). Durch Kombination zweier mecklenburgischer Überlieferungen gelangt man zu einer Fassung, die sich parallel auch in Holstein findet:

Up miin leew satt ik, up miin leew att ik,
miin leew lücht't mi, un likers [2]) grungt mi.

So spricht eine Frau, deren Mann gestorben ist, auf seinem Sarge. 'Meine Liebe leuchtete mir' hat hier aber keinen Sinn mehr. Die Deutung Simrocks [3]): 'Liebe hält mich aufrecht' ist natürlich unrichtig. Koppmann hat die Verwandtschaft mit dem schottischen Rätsel erkannt und vermutet, dass sich englisches my love, deutsches miin leew durch Zwischenglieder, von denen unter den Dutzenden von Formen miljus und iloff besonders in Betracht kommen, zu Ilo entwickelt hat. Auf diesem langen Wege schwand das Wissen von der ursprünglichen Bedeutung des Rätsels, und die Lösung lautet jetzt gewöhnlich, die Frau habe sich aus dem Fell ihres Lieblingshundes Ilo Schuhe machen lassen, wozu in Schlesien noch Handschuhe kommen. Koppmann fand unter den mecklenburgischen Hundenamen Milo und Ilof. Der Name Milo für einen Hund ist mir auch aus Breslau bekannt, Drechsler in dem Programm von Zaborze 1901 kennt ihn nicht. Öfter habe ich Mylord gehört [4]), was schwerlich dem englischen Worte entstammt.

Das Ilo-Rätsel geht Verbindung mit anderen ein und wird mehrmals offenbar nachgebildet, ich glaube zum Beispiel in dem Rätsel von der Kerze [5]):

Ein Lebendger auf einem Toten sass,
und als der Tote lachen tät,
starb der Lebendge auf der Stätt.

[1]) Wossidlo Nr. 980.
[2]) gleichwohl.
[3]) Rätselbuch S. 173.
[4]) Z. B. in Lübeck.
[5]) Simrock, Rätselbuch S. 65.

Ein zweites in ganz Deutschland und darüber hinaus bekanntes Halslösungsrätsel[1]) bringt Peter aus Odrau und Jägerndorf[2]). Einem Verurteilten, der schon auf der Galgenleiter steht, wird Begnadigung zugesichert, wenn er ein Rätsel vorlege, das die Richter nicht lösen könnten. Er spricht:

Naus ging ich, huuch kååm ich,
siibe Lääbniche ai am Tuute sååch ich,
d'r åchte macht da nainte frei.
Rôût, iir Herrn, wâs sâu dåås sain?

Es ist ein Ausläufer des Simsonrätsels. Er hat auf dem Galgen einen Totenkopf gesehen, in dem Sperlinge nisteten. Die sieben Lebendigen sind die jungen Sperlinge, der achte, die Sperlingsmutter, die davonfliegt, macht auch ihn den armen Sünder als neunten, der auf dem Galgen ist, frei[3]). Die Deutungen der verschiedenen Formen des Rätsels schwanken übrigens vielfach. In Mecklenburg steht ein im Rackerlatein gesprochenes Rätsel nahe, das ich erwähne, um zu einer Nachforschung zu veranlassen, ob derartiges auch in Schlesien in Rätseln vorkommt.

Hoochbomus kreinestus kieldrifus lämmerdanzus semmelsurus[4]).

Die Verurteilte hat auf einem Baum ein Krähennest gesehen, Holzfäller wollten den Baum spalten, ein Schäfer trieb die hüpfenden Lämmer vorbei, und schliesslich fand sie eine alte sauer gewordene Semmel. Scherz mit deutschen Worten, die wie fremde klingen oder lateinische Endungen bekommen, macht schon Fischart; er ist auch in Schlesien nicht fremd:

Alasser pappassi (oder suppassi); Dikurante bissifil[5]).

Auch diese Rätselart geht in das Märchen über. Die Brüder Grimm überschreiben eines ihrer Märchen[6]) „das Rätsel". Es ist die deutsche Form der Turandotsage. Ein Königssohn und sein Diener kommen zu einer Hexe. Sie gibt ihnen einen vergifteten Abschiedstrank, jedoch das Glas zerspringt zum Glück. Der Inhalt spritzt auf das Pferd, und dieses stürzt sogleich tot nieder. Der Diener will den Sattel nachholen, da sitzt ein Rabe auf dem Tier

---

[1]) Wossidlo Nr. 967.
[2]) Nr. 387.
[3]) Vgl. Simrock, Rätselbuch S. 170.
[4]) Wossidlo Nr. 965.
[5]) Peter S. 36; vgl. Simrock, Volksbücher 9 S. 310 ff.
[6]) Nr. 22.

und frisst davon. Er tötet ihn, nimmt ihn mit und lässt davon am Abend in der Herberge, die aber eine Mördergrube war, ein Essen bereiten. Die zwölf Mörder geniessen es und sterben. Nun kommt der Königssohn zu einer übermütigen Prinzessin, die ihre Hand nur dem geben will, dessen Rätsel sie nicht löst, Er gibt auf: 'Einer schlug keinen und doch zwölf'. Zweimal schickt die Prinzessin Mägde, die den Königssohn im Traume belauschen sollen; vielleicht rede er im Schlaf. Der Diener vereitelt die List. Das dritte Mal kommt sie selbst in einem nebelgrauen Mantel. Er sagt ihr sein Rätsel, hält aber, als sie fortschleicht, den Mantel fest. Als sie nun das Rätsel erklärt, sagt der Königssohn: 'Hätte sie mich nicht ausgefragt, so hätte sie's nicht erraten' und bringt als Wahrzeichen den Mantel. Da sprachen die Richter: 'Lasst ihn mit Gold und Silber sticken, so wird's euer Hochzeitsmantel sein'[1]).

Ein zweites Beispiel ist das Märchen von der klugen Bauerntochter[2]). Ein König schenkt einem Bauern ein Stückchen Rodeland. Er findet dort einen goldenen Mörser und will ihn zum Dank dem König bringen. Seine Tochter warnt ihn, denn der König werde dann auch den Stössel haben wollen. Es kommt, wie sie gesagt, der Bauer wird ins Gefängnis geworfen und klagt dort: 'Ach hätte ich meiner Tochter gehört!' So erfährt der König von der Klugheit des Mädchens. Er verspricht sie zu heiraten, wenn sie zu ihm komme nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht ausser dem Weg. Sie wickelt sich in ein Netz und lässt sich von einem Esel schleifen, so dass nur eine Zehe den Boden berührt. So wird sie Königin. Als sie durch einen klugen Rat einem armen Manne zu seinem Eigentum verholfen hatte, und der König davon erfuhr, verbannte er sie wegen Falschheit, erlaubte ihr aber das Liebste und Beste mitzunehmen. Sie gibt ihm einen Schlaftrunk, führt ihn in der Betäubung mit in ihr Häuschen, und der Gemahl ist wieder versöhnt. Dies ist die alte Sage von Aslaug, der Tochter Sigurds und der Brunhild. Sie wird schon im 10. Jh. erwähnt[3]) und ist im Indischen und Finnischen nachgewiesen worden[4]).

---

[1]) Wossidlo Nr. 979.

[2]) Brüder Grimm Nr. 94; vgl. Ohlert im Philologus LIII S. 753 f.

[3]) Brüder Grimm, Märchen 3 S. 171 Anm.

[4]) Wossidlo, Anm. zu Nr. 988.

Der Niederdeutsche bringt Rätselanekdoten gern mit dem alten Fritz in Verbindung. Ein schlesisches Rätsel ist[1]: 'Kumm'n s', do kumm'n s' nii, kumm'n s' nii, do kumm'n s''. So hört der König Fritz einen Bauern vor sich hinsagen, der Erbsen sät. Auf die Frage, was das bedeute, sagt er, es wären viele Tauben in der Gegend. Kämen diese, so kämen die Erbsen nicht auf und umgekehrt.

Zuweilen sind diese Erzählungen schlechterdings unlöslich.

Hier ist der Totenschein
meiner zwei Schwesterlein:
die eine ist gekocht,
die andere gebraten.
Wär' ich nicht davon gerannt,
blieb euch das unbekannt[2].

D. h. Drei Gänse wurden gefangen, zwei wurden geschlachtet, eine entkam.

So komme ich zu den Scherzrätseln und den Rätselfragen. In einem Ratbuch, das im Anfang des 16. Jhs. in Augsburg gedruckt wurde, werden Rätsel und Fragen unterschieden, die ersten sind mit Rat, die andern mit Ein Frag eingeleitet[3]. Während bei den eigentlichen Rätseln die Auflösung sich als die Summe aller umschreibenden Einzelheiten ergibt, so ist es in den Fragen auf einen neckenden Witz oder ein Wortspiel abgesehen, der Ratende soll durch eine Verwechslung grammatischer, logischer oder etymologischer Art, durch Tonversetzung, überhaupt durch irgend eine Mehrdeutigkeit irre geführt werden, und die Lösung ist oft willkürlich. Der Volkswitz zeigt sich hier in seiner ganzen naiven Kraft, Fülle und Vielseitigkeit. Es gibt unzählige solcher kurzer Fragen, und es entstehen beständig neue, wenngleich auch hier ein alter Bestand unerschütterlich bleibt und unter anderer Formung immer wieder durchschimmert. So hörte ich kürzlich: 'Es brennen sechs Lichte, ich lösche zwei aus, wie viele bleiben?' Antwort: Die zwei ausgelöschten bleiben, die andern brennen nieder. Die Zweideutigkeit liegt in dem Doppelsinne von bleiben. Die Frage ist im Grunde dieselbe wie die alte: Was für eine Kerze brennt länger, eine Wachs- oder eine Unschlittkerze?[4] und erinnert an die bekannte Rechenaufgabe von den Sperlingen, von denen einige geschossen werden. Man kann die Frage moderner gestalten:

---

[1]) Peter Nr. 352.
[2]) Peter Nr. 386. Simrock S. 41.
[3]) Wackernagel in Haupts Zeitschr. 3, 25 ff.
[4]) Peter Nr. 422.

'Auf einem Droschkenstand stehen zehn Droschken. Wie viele bleiben, wenn man die erste heranruft?' Antwort: Keine, alle andern rücken vor.

'Jemand sah auf einem Baume Äpfel und versuchte sich etwas herunterzuschlagen. Er hatte auch Erfolg, doch nun sah er weder oben noch unten Äpfel. Wie kam das?' Es waren zwei Äpfel auf dem Baum, einer wurde heruntergeschlagen; so war oben und unten ein Apfel. Der Plural ist das Irreleitende.

'Was ist das Beste am Kalbskopfe?'[1]) Das Kalb.

'Warum läuft der Hase auf den Berg?'[2]) Weil er nicht durch den Berg laufen kann.

'Kannst du in einem Atem zwölfmal sagen Herr Hans, Herr Hans mit der Nase?'[3]) Ich kann es mit dem Munde, aber nicht mit der Nase.

Es gilt die richtige Beziehung der Worte zu erkennen, die durch die Betonung der Frage verdeckt wird.

Um eine Verwechslung grammatischer Art handelt es sich, wenn gefragt wird: 'Wer ist bräutigam und braut zugleich?'[4]). Ein verlobter Bierbrauer; um ein mehrdeutiges Prädikat in den Fragen: 'Eines Vaters Kind und einer Mutter Kind und doch keines Menschen Sohn, was ist das?'[5]) Eine Tochter; oder: 'Welcher Fuss braucht keine Strümpfe und keine Schuhe?'[6]) Der Dreifuss. Gern wird das Rätselwort selbst in der Aufgabe genannt: 'In Odrau hat ein Vater drei Söhne, von denen jeder anders wie sein Vater heisst'[7]). Der Familienname ist Anders. 'Wien, Berlin und Kopenhagen, wie schreibt man das mit drei Buchstaben?'[8]) D a s. Diese Art ist wie überall so namentlich in englischen Kinderspielen beliebt[9]). Häufig wird nach einem superlativischen Begriff gefragt[10]). Solche Sprüche mit folgender geistreicher Begründung legten die Griechen

[1]) Peter Nr. 405.
[2]) Peter Nr. 406.
[3]) Peter Nr. 404.
[4]) Nr. 420.
[5]) Peter Nr. 356.
[6]) Peter Nr. 421.
[7]) Peter Nr. 355; vgl. Nr. 388, 417. Müllenhoff, SHS. S. 503.
[8]) Peter Nr. 416.
[9]) Müllenhoff, Zeitschr. für deutsche Mythologie 3, Petsch S. 37 ff., nach Halliwells und Chambers' Sammlungen.
[10]) Vgl. das Rückertsche Gedicht S. 11.

ihren grossen Weisen in den Mund: 'Was ist das Stärkste?' Die Not, denn sie überwindet alles. 'Was ist das Weiseste?' Die Zeit, sie bringt alles an den Tag. Der scherzende Äsop sagte auf die bei einem Gastmahl gestellte Frage: 'Wann würde die grösste Verwirrung in der Welt entstehen?' Wenn die Toten aufstünden und ihr Eigentum wiederforderten; ein römischer Dichter auf die Frage, welche Ruhe die lästigste sei: wenn einer die Gicht in in den Füssen hat[1]). Dahin gehört: Wååѕ iis hich·r wi Goot?[2]) Die Dornenkrone Christi. An diese Frage liessen sich die mannigfaltigen biblischen und kirchlichen Inhalts schliessen, z. B.: 'Was kommt im Katechismus nach dem Vaterunser?' Der du bist im Himmel, usw. usw. Es wäre, vergeblich, wollte man versuchen, die Vielseitigkeit der Scherze zu erschöpfen oder zu klassifizieren.

Auch diese Fragen gehen in Erzählungen und Rätselmärchen über. Aus dem alten Augsburger Ratbuch teilt Wackernagel folgendes mit[3]):

Es schickt ain ritter über Rein
seiner liebsten frawen fein
guoten wein on glaß
und alle andere trinkfaß,
rat, warinn der wein was.
Antwurt: Er schickt ir trauben: darinn het sy den wein.

Stuenden so vil frawen fein,
als tropfen seindt im Rein,
und wer dir aufgesetzet zuo buoß
sy hinüber zuo fueren truckens fuoß,
on brucken, schiff, steg, karren oder wagen:
ich lob dich frey, kannst du mir es sagen.
Antwurt: Geb ir yegklicher ein Tropfen auf die zung: so beleibt kain wasser mer da.

Die Brüder Grimm haben ein Stück dieser Sammlung geradezu unter ihre Märchen aufgenommen[4]): Drei Frauen waren verwandelt in Blumen, die auf dem Felde standen, doch deren eine durfte des Nachts in ihrem Hause sein. Da sprach sie auf eine Zeit zu ihrem Mann, als sich der Tag nahete und sie wiederum zu ihren Gespielen auf das Feld gehen und eine Blume werden

[1]) Ohlert S. 112 ff.
[2]) Peter Nr. 389, vgl. S. 9.
[3]) Altdeutsches Lesebuch, vierte Aufl. S. 1328 ff.
[4]) Nr. 160.

musste, 'so du heute vormittag kommst und mich abbrichst, werde ich erlöst und fürder bei dir bleiben'; als dann auch geschah. Nun ist die Frage, wie sie ihr Mann erkannt habe, so die Blumen ganz gleich und ohne Unterschied waren? Antwort, 'dieweil sie die Nacht in ihrem Haus und nicht auf dem Feld war, fiel der Tau nicht auf sie, als auf die andern zwei, dabei sie der Mann erkannte'.

Das Hirtenbüblein [1]) antwortet dem König auf die Frage, wieviel Tropfen im Meer seien, erst solle der König die Flüsse verstopfen lassen, dann wolle es zählen. Es macht nach der Zahl der Sterne gefragt auf einen Bogen Papier so viel Punkte, dass einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Die dritte Frage lautet: wieviel Sekunden hat die Ewigkeit? Da sagte das Hirtenbüblein 'in Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, Breite und Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und wetzt sein Schnäbelein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde von der Ewigkeit vorbei'. Sprach der König 'du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser, und ich will dich ansehen, wie mein eigenes Kind'.

So schaut der schlichte Sinn des Volkes diese Fragen an wie die tiefen Probleme über Gott und Welt, die nur die höchste Weisheit entscheiden kann, und mein Weg biegt wieder zu dem Punkte ein, von wo er ausging. Ich habe auf ihm vielerlei berührt, auf deutsche Stämme und fremde Völker, auf einen kleinen Teil des Schlesierlandes Ausblicke getan, an verschiedene Erzeugnisse der Volksdichtung der ernsten und der heiteren erinnert, auf Anziehendes wie auf Abstossendes, Vergangenes und Fortlebendes gewiesen, die Entstehung der eigentlichen Rätsel aus den unwirklichen angedeutet und konnte wegen der Fülle des Stoffes bei dem Einzelnen doch nur flüchtig verweilen. Aber die Übersicht, die in einer kurzen Stunde zu geben war, sollte auch nur das Bewusstsein erwecken oder festigen, dass das Rätsel, so unbedeutend es als Dichtgattung erscheinen mag, doch nicht allein dasteht, sondern von dem unsere ganze Volkspoesie durchwehenden Geiste getragen und mit den übrigen Regungen der Volksseele fest verknüpft ist, dass es einen vorzüglichen Einblick in deutsche Denkart

---

[1]) Brüder Grimm, Märchen Nr. 152.

zu geben vermag, und dass seine genauere Betrachtung auf Grund sorgsamer Sammlungen auch für die Kunde der einzelnen Volksstämme Ertrag verspricht. Es wäre doch zu untersuchen, ob die schlesischen Rätsel gegen die niederdeutschen wirklich so viel an Lebendigkeit des Ausdrucks und Kraft der Wortbildung eingebüsst haben, dass sie nur als Surrogate, Korruptionen und schwache Überreste gelten dürfen [1]. Wenn wir das alte Rätsel vom federlosen Vogel auf dem blattlosen Baum in der Fassung wiederfinden [2]: 'Was ist das? Es fliegt und hat keine Flügel, es sitzt und hat kein Gesäss', so ist allerdings viel von der Kraft und Schönheit geschwunden. Der malerischen und klangvollen Erzählung gegenüber, die in dem mecklenburgischen Rätsel anspricht:

Policker polacker
leep oewer minen vader sinen acker,
hadd mihr sporen
as hunn' horen [3])

erscheint die schlesische Schilderung des Regens, wenngleich höchst anschaulich, doch dürftig und karger:

's giid ems Haus,
backt Lächla aus [4]).

Das allgemein verbreitete Rätsel vom Ei

Entepetente leech up de bänk.
Entepetente feel von de bänk.
Do kemen de herren von Hickenhacken,
künnen entepetente nich wedder heil maken [5])

büsst Form der Erzählung und des Verses, Anschaulichkeit und Naturwahrheit, samt dem Reiz des Naiven ein in der prosaischen Form [6]):

's fällt vom Dache, 's schleet sich azwee,
âns kââns kä Zimm'rmââu mee macha.

Aber ich hege die Hoffnung, wenn der weite Bezirk des ganzen Schlesiens planvoll in Angriff genommen wird, so könne fleissige Schürfarbeit noch manche bisher verborgene Ader auf-

[1]) Petsch S. 100, 105.
[2]) Peter Nr. 321.
[3]) Wossidlo Nr. 108 in 15 Formen mit vielen Varianten.
[4]) Peter Nr. 325.
[5]) Wossidlo Nr. 20.
[6]) Peter Nr. 333, besser Nr. 334: 's iis a Fââs, ân wänns zuschlään iis, kââns kä Bend'r mee benda.

decken, die gediegene Schätze birgt. Sind doch auch in der kleinen Peterschen Sammlung eine ganze Anzahl Rätsel, zähle ich recht 15 unter 70, die Schlesien eigentümlich zu sein scheinen. Vogt hob in seiner Besprechung des Wossidloschen Buches hervor, dass gegen 500 Namen von solchen, die Beiträge zu dem vaterländischen Werke geliefert haben, dem Bande vorangestellt werden konnten, 'ein mahnendes Beispiel für unsere Provinz, vor allem für die schlesische Lehrerschaft!' Ich möchte mich nicht auf einen Stand oder auf das offene Land beschränken, auch in der grossen Stadt, wo sich sonst so vieles verwischt, entdeckt man oft bemerkenswerte Züge, die festgehalten werden sollten; jeder kann in seinen Jugenderinnerungen forschen und mit offenem Ohr auf seine Umgebung hören. Denn das Rätsel ist überall ein gern gesehener Gast, mit Wohlgefallen wird den künstlich verschränkten Worten gelauscht:

'Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich gefunden, da heitert sich jedes Gemüt auf
und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn'.

Möge Goethes Wort bei einer Sammlung und Erforschung schlesischer Volksrätsel an vielen von neuem wahr werden.

---

# Die russische Volksepik.

Von Dr. W. Nehring.

In meinem Aufsatz über die slovenischen Volkslieder im XII. Heft der Mitteilungen habe ich die serbischen Heldenlieder und die russische Volksepik, die byliny, gestreift, indem ich S. 54 darauf hinwies, dass unter den slavischen Völkern nur die Serben, Bulgaren und Russen eine Volksepik besitzen, und dass darin eine Äusserung des Volkscharakters dieser Stämme zu sehen ist, im Gegensatz zu dem mehr lebendigen und rührigen Gemüt der Westslaven, das sich kräftiger in der Lyrik äussert. In dem folgenden Aufsatze sollen zunächst die grossrussischen Heldenlieder, die byliny, kurz charakterisiert werden.

In den nördlichen und nordöstlichen Gouvernements des europäischen Russlands werden vom Volke und wurden früher

auch von Gebildeten epische Lieder mit historischem Hintergrunde gesungen; sie sagen von gewaltigen Helden, oft aus grauer Vorzeit, und sprechen durch eine gewisse Naturwüchsigkeit an: es sind die Byliny. Der dichterische Aufbau, die Versbildung und Vortragsweise (darüber unten mehr) sind kunstlos und höchst einfach; sie werden gesungen meist von älteren Männern in abgelegenen Gegenden der Gouvernements Olonéc, Archangelsk, Perm, Simbirsk, Orenburg, Saratov, also in den „okrainy Rossii" (Grenzgebieten von Russland) wie sich ein Sammler ausdrückt, in langen Versen von ungleicher Silbenzahl, ohne Reim und ohne Strophenbau, mit gleichmässigem Tonfall, trochäischem Rhythmus und gleichmässiger Cäsur, in monotoner Vortragsweise, welche die Mitte hält zwischen feierlicher Deklamation und Rezitativ. Der letzte Fuss ist daktylisch. Der Sänger bedient sich beim Vortrage keines musikalischen Instrumentes, wie es bei den Serben der Fall ist, aber er ahmt es nach, wenn er zu singen beginnt: als ob er den richtigen Ton und den richtigen Rhythmus finden wollte, singt er das Wort teni mehrere Male vor, immer höher in der Tonleiter, die die Saitentöne einer gusl nachahmen: oj, teni teni teni . . . spóteteni! Die tiefere oder höhere Stimme entspricht dem feierlichen oder leichteren Inhalt, auch der Rhythmus und der raschere oder langsamere Fall desselben entspricht dem Inhalt, so dass die Stimme während des Vortrages nach diesem wechselt. Reime kommen selten vor, gewöhnlich ein Reimpaar zur Abwechslung unter einer ganzen Reihe von nicht gereimten Versen; manchmal reimen auch mehr als zwei, ja sogar vier und fünf Verse hintereinander, was nach der richtigen Bemerkung eines Kritikers lebhaft an die Tiraden des französischen Volksepos erinnert, in denen „der Gleichklang der betonten Endvokale in späterer Zeit zum Reim sich entwickelt hat". Bylina heisst soviel, wie ein Lied vom Vergangenen: byl' heisst das Gewesene, bylina bedeutet somit einen Gesang vom Gewesenen, spêv o byli. Im Gouvernement Olonéc nennen die Sänger das epische Gedicht stariná, statt bylina, weil staroe (staroje) „das Alte" und byl' identifiziert werden. Das Volk bezeichnet sehr oft epische poetische Erzeugnisse mit dem Worte pěsń oder pêsnja Lied, im Gegensatz zu skazka: nämlich pêsń bedeutet ein auf dem Boden der Wirklichkeit entstandenes Gedicht, skazka dagegen ist ein Erzeugnis der Phantasie; Aksakov sagt:

pêsnja eto byl', a skazka skladka (Phantasiegebilde, Märchen). Ist die einfache poetische Form zerstört, so heisst das Gedicht pobyval'ština; im Gegensatz zu der (weltlichen) bylina wird das Wort stich, plur. stichi (aus στεῖχος oder στίχος gebildet) gebraucht zur Bezeichnung von geistlichen Liedern; die fahrenden Bettler (kaliki perechožyje) singen meist stichi duchovnyje).

Der grosse Reichtum der Byliny wird in mehrere Zyklen eingeteilt: zunächst ein Zyklus der sog. älteren Helden, Gesänge aus sehr alter Zeit, welche trotz der späteren Änderungen viel Altertümliches bewahrt haben, sie sind meist kurz und wenig zahlreich; darauf folgt ein Zyklus der Wladimirschen Zeiten, von dem gütigen Fürsten Wladimir, dem Begründer des Christentums in Russland, und seinen Helden: Ilja Muromêc (Elias von Murom), Dobrynja Nikitič, Nikita Romanovič, Alëša Popovič (Alexander des Popen Sohn), Čurilo Plenkovič, Djuk Stepanovič, Solovej Budimirovič u. a., welche alle mit „der hellen Sonne", dem Grossfürsten Wladimir, gleichsam eine Tafelrunde bilden. Parallel geht ein Zyklus von Novgoroder Helden, diese zwei Zyklen aber berühren sich nur wenig. Darauf folgt ein Zyklus von epischen Liedern aus den Zeiten Ivans des Grausamen (aus der Zeit der Mongolenherrschaft gibt es keine byliny), sodann aus der Zeit von Michael Fëderovič, Aleksej Michojlovič bis auf Peter den Grossen — abgesehen von südrussischen historischen Liedern. Zu Peter des Grossen Zeit verstummt die Volksmuse, zwar gibt es historische Lieder vom siebenjährigen, vom türkischen und schwedischen Kriege und von der Zeit Katharinas II., auch von dem Kriege gegen Napoleon 1812 und 1813), aber sie sind nach dem Urteil der russischen Kritiker ohne poetischen Schwung und haben auch nicht mehr den echten volkstümlichen Charakter.

Sammlungen der Byliny sind sehr zahlreich: im Jahre 1838 zählte Sacharow in dem verdienstvollen Werke Skazanija russkago naroda (Kundgebungen des russischen Volkes) 1840 deren 126, darunter alle möglichen russischen Liedersammlungen, mit oder ohne Musik, zum Singen bestimmt oder nicht; seit jener Zeit ist die Zahl dieser Sammlungen sehr gewachsen. Die erste derselben, in welcher Byliny vorkommen, ist die unter dem Namen von Kirša Danilov 1804 herausgegebene: Drevnija rossijskija stichotvorenija, bekannt erst aus der zweiten Ausgabe von

1818. Der Name Danilov (Kirša ist Cyrill), welcher in der ersten Ausgabe fehlte, soll auf einem Irrtum beruhen: der eigentliche Sammler war Demidov, der in der Mitte des 18. Jahrh. lebte. Sacharov erzählt, dass noch zu seiner Zeit im Tulschen Gouvernement, seiner Heimat, bei den Bojaren Spassmacher (potêšniki) sich herumtrieben, welche von Hof zu Hof wanderten, um überall gastliche Aufnahme zu finden und den Herrn durch allerlei Kunststücke und Kurzweil zu unterhalten. Sie konnten tagelang auf einem Fusse stehen, ungewöhnliche Quantitäten Wasser trinken usw. „potêšnik dolžen byl i skazyvat' skazki, pêt' pêsni i tvorit' raznyja prodêlki" (der Spassmacher musste Märchen erzählen, Lieder singen und verschiedene Kunststücke machen). Ein schriftkundiger Hofmann oder der Haushofmeister schrieb alles Merkwürdige auf, und so entstanden Sammlungen, von denen eine die Demidovsche war, die unter dem falschen Namen Kirša Danilov bekannt geworden ist. In ihr befanden sich schon Heldenlieder von Wladimir, von Dobrynja, von Čurilo, Alëša, von Solovej, Ilja u. a., also die bekanntesten byliny. Unter den folgenden Sammlungen ist die von Sacharov (im IV. Teil) schon genannt worden; viel wichtiger aber war die von dem namhaften Führer der Panslavisten Kirejevsky, welcher jahrelang russische Volkslieder sammelte; die Moskauer Gesellschaft der Freunde der Literatur erwarb das ganze Material, und in deren Auftrage hat es der hervorragende Kenner der Volksliteratur, Prof. Bezsonov, Oberbibliothekar der Moskauer Universitätsbibliothek, mit vielen wertvollen Kommentaren herausgegeben. Diese heftweise erscheinende Sammlung wurde überflüssig gemacht durch die von Rybnikov, die ich vielfach benutze. Sie ist in 4 Bänden (1861 ff.) erschienen und zeichnet sich besonders aus durch sehr zahlreiche Byliny aus dem Gouvernement Olonéc; freilich sind ebenfalls lyrische Lieder auch aus andern Gouvernements darin enthalten. Unbequem ist die Benutzung der Sammlung dadurch, dass der Stoff in der Reihenfolge mitgeteilt ist, wie er gewonnen wurde. Rybnikov wartete nicht ab, bis alles beisammen und geordnet war, sondern übergab das Gesammelte sofort dem ungeduldigen Publikum, und das nahm jeden Band mit Jubel auf.

Sehr interessant ist die Erzählung Rybnikovs im III. Bande unter den Anmerkungen über seine Erlebnisse und über die Schwierigkeiten des Sammelns.

Rybnikov, ein Administrativbeamter, reiste 1859 von Amts wegen von Petrozavodsk nach Šungsk im Ponevêž'skischen Kreise. Hier erzählte man ihm bei Gelegenheit eines Jahrmarktes, in früheren Zeiten seien stets zahlreiche Bettler scharenweise nach Šungsk zum Jahrmarkt geströmt, um sich vor dem Eingange der Kirche zu lagern und vor einem begierig und fromm lauschenden Publikum allerlei Lieder, nicht immer geistlichen Inhalts, zu singen und reichliche Almosen dafür zu ernten. Dies war von der Polizei verboten worden, wurde jedoch auf die Verwendung Rybnikovs von neuem gestattet, und die Bettler durften wieder kommen und ihre Lieder ertönen lassen. Sie sangen auch vor Rybnikov, aber Byliny kannten sie nicht, sie trugen nur stichi d. h. geistliche Lieder vor. Byliny sollten im Gouvernement Olonéc häufig gesungen werden, so hörte Rybnikov oft sagen; man machte ihm auch einen wandernden Schneider Butylka (= Flasche) namhaft, der angeblich viele Byliny singe, aber der nach Arbeit suchende Schneider-Poet war nicht aufzutreiben noch zu erfragen. Da erhielt im Jahre 1860 Rybnikov einen amtlichen Auftrag, der ihm wie gerufen kam: nach dem Gouvernement Olonéc zu gehen und dort Quellen der Statistik zu ermitteln. Eine solche Aufgabe brachte es mit sich, dass der Beauftragte fortwährend die grosse Strasse verlassen und unter das Volk gehen musste. Sein nächstes Reiseziel war das sog. Pudožskoje pobereže jenseits des Onegasees. Auf einer Insel desselben, wo Halt gemacht wurde, hörte er des Nachts den Gesang eines alten Mannes, der am Feuer sass; er trat an den Sänger heran, lauschte seinen Tönen und machte seine Bekanntschaft: es war Leontij Bogdanovič aus Zaonêže. Rybnikov liess sich mit ihm und seinen Gefährten in ein Gespräch ein, in dem er seinen Wunsch durchblicken liess, recht viele Lieder zu hören und deshalb nach Pudožskoe pobereže zu fahren; seine Reisegefährten beredeten ihn aber, seinen Plan zu ändern und nach Zaonêže zu gehen. Dies geschah, und in Zaonêže quartierte er sich bei Leontij selbst ein, wo er Gelegenheit hatte, mit dem tüchtigsten Bylinysänger Rjabinin und mit Romanov bekannt zu werden. Mit Rjabinin ging die Sache schwer: er wollte anfangs gar nicht singen und schützte Fastenzeit vor, endlich aber liess er sich erbitten und trug viele unbekannte Byliny vor; er wollte jedoch kein Geld dafür haben und nahm nur ein Geschenk an, um sich sofort dafür zu

revanchieren. Leichter ging es mit Romanov, einem sehr freundlichen 90jährigen Alten, der für einige Groschen gern sang. Rybnikov begnügte sich aber nicht, von den wenigen, gleichsam handwerksmässig geschulten Sängern Lieder zu sammeln, er suchte auch von anderen Leuten, selbst von Frauen, zu hören; freilich kam es vor, dass ihm die Leute davonliefen, weil sie vor einem kaiserlichen Beamten Furcht hatten. Andere Liedersammler, dies sei gelegentlich bemerkt, hatten von der Polizei viel auszustehen: man sah sie für Volksaufwiegler an und sperrte sie mitunter ein. Mit Rybnikov war es eine andere Sache: einerseits war er ein hoher Beamter mit kaiserlichem Auftrage, andererseits wusste er mit dem niederen Volke umzugehen, stellte sich mit den Leuten wo möglich auf gleichen Fuss und sang und kneipte mit ihnen. — Alle die Sänger und Sängerinnen im Olonéckischen Gouvernement hatten ihre Lieder von ihren Vätern oder von besonders sangeskundigen Leuten gelernt. Der Einzelne kannte selten mehr als drei Byliny, nicht alle behielten die Lieder gut im Gedächtnis; manche kannten nur Bruchstücke, diese aber ergänzten sich: man brauchte einem Bauern oder Burschen nur den Namen eines Helden zu nennen, und dann sang er, was er von dem betreffenden Liede behalten hatte; freilich hörten die Leute sofort auf, wenn das Gedächtnis versagte, — oder wenn sie merkten, dass man nachschrieb, denn davor hat der Bauer eine gewisse Scheu.

Dem Beispiele Rybnikovs folgte 1871 der hochverdiente russische Gelehrte Hilferding: von jenem wiederholt ermuntert und angeregt, ging er nach dem Gouvernement Olonéc und hielt bei seinem fleissigen Sammeln noch eine reiche Nachlese; infolge der Unbilden des Klimas fand er aber im hohen Norden seinen Tod. Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg gab seine sorgfältige Sammlung der Olonéckischen byliny mit seinem Bildnis und mit dem Bildnis des Hauptsängers, des Bauern Rjabinin, im Jahre 1873 heraus unter dem Titel Onêžskija byliny; dieses Werk, welches bald vergriffen war, erschien in der Publikation Sbornik der Petersburger Akademie zum zweiten Male in drei Bänden (59 bis 61) in den Jahren 1894, 1896 und 1900. Noch sei erwähnt die ebenfalls von der Petersburger Akademie begonnene Ausgabe der Byliny und historischen Lieder im Gouvernement Archangelsk, besorgt von Grigorievič, deren erster Band, mit phonographisch aufgezeichneten Melodien im Jahre 1904 erschienen

ist. Eine Auswahl der Byliny besorgte der russische Gelehrte Avenarius in Moskau unter dem Titel „Das Buch der byliny, Kniga bylin; im Jahre 1893 schon ist es in 4. Ausgabe erschienen. — Die Literatur über die Byliny bildet eine ganze Bibliothek, ich nenne hier die Abhandlungen von Ermann im Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Russland; von A. Boltz: über das russische Heldengedicht im Vergleich mit der Artussage Berl. 1854; Dr. Marthe: Über die russische Heldensage in Gosches Jahrb. für Literaturgesch. 1865; der vornehmste russische Kenner der Byliny, Professor Orest Miller, schrieb auch einen deutschen Aufsatz über die alten russischen epischen Lieder in Herrigs Archiv vom Jahre 1863. Millers bedeutendste Arbeit über die Byliny ist das sehr umfangreiche Werk über den Haupthelden: Ilija Muromec i bohatyrstvo Kievskoje 1869. Höchst verdienstvoll sind die Werke von Ralston, The songs of the russian people L. 1872², und Rambaud, La Russie épique P. 1877. Für die folgenden Darstellungen sind vornehmlich die Sammlungen selbst und russische Arbeiten über die Byliny berücksichtigt; von Nutzen waren mir ferner Mitteilungen des ehemaligen Vizegouverneurs von Kalisch, Herrn Rybnikov.

Es sollen hier nun einige Lebensbilder nach den Byliny gezeichnet werden. Zunächst das des Haupthelden. Ilija (Elias) von Murom hockte 30 Jahre regungslos auf dem Ofen der elterlichen Hütte in Koračarovo bei Murom. Da erschienen wandernde Bettler, gaben dem Krüppel reichlich Met zu trinken, und nun verspürte er Riesenkraft in sich. „Hätte die heilige russische Erde“, so sagt er von dieser Kraft, eine zum Himmel reichende Säule, ich könnte sie ergreifen und das heilige Russland umdrehen“. Die Pilger mässigen diese ungewöhnliche Kraft. Ilija sucht sich ein Heldenpferd aus, nimmt Abschied von den Eltern und geht, nachdem er geschworen hat, kein Christenblut zu vergiessen, auf Abenteuer aus, indem er sich vornimmt, nach Kiew zum Fürsten Wladimir zu ziehen. In gewaltigen Sprüngen über Berg und Fluss jagt sein Pferd; wo seine Hufe stampfen, springen Quellen hervor. Gleich beim Beginn seiner Reise wird er mit dem ältesten Helden Svjatogor bekannt und gleichsam sein Erbe. Er sieht ein prachtvolles Zelt mitten im Felde stehen, betritt es, legt sich zur Ruhe, wird aber bald durch sein Heldenross geweckt, das ihm zuruft, dass der Riese Svjatogor herangeritten

komme; bald dröhnt auch die Erde in gewaltigen Schwingungen, Hufschläge lassen sich hören, und Svjatogor, hoch zu Rosse, erscheint. Ilija versteckt sich im Geäste eines grossen Baumes und sieht zu, wie Svjatogor aus einem mächtigen Glaskasten, den er auf dem Rücken trägt, eine schöne Riesin herausholt und sich dann schlafen legt. Die Frau lockt Ilija vom Baume herab, nötigt ihn zur Liebe und versteckt ihn dann in einer Rocktasche des Mannes. Bei der Weiterreise verrät das Heldenross des Svjatogor die Anwesenheit eines Dritten, der ihm zu schwer sei; der Held tötet seine Frau, verbrüdert sich mit Ilija und unterweist ihn in Heldenkünsten. Ein gewaltiger Sarg liegt am Wege. Für Ilija ist er zu gross, für Svjatogor, der hineinsteigt, passt er, und Ilija wird genötigt, den Deckel darauf zu legen. Jetzt ereilt den alten Helden das Verhängnis: er kann den Deckel nicht heben und auch Ilija ist es nicht imstande, trotzdem der Eingeschlossene durch eine Spalte ihm einen Teil seiner Kraft einhaucht; so oft Ilija mit dem Schwert einen wuchtigen Hieb auf den Sarg tut, legt sich ein neuer Reif von Eisen um den Totenkasten. Der alte Recke stirbt, sein Ross bindet Ilija an den Sarg. Nun reitet er allein seinem Ziele zu. Unterwegs trägt er Sieg auf Sieg über das Schicksal davon. Er findet drei Wege mit folgenden Wegweisern: auf dem ersten stirbt man, auf dem zweiten heiratet man, auf dem dritten wird man reich; Ilija aber tötet auf dem ersten eine Rotte von Räubern, auf dem zweiten überlistet er eine schöne Königin, die jeden Gast berauscht, betört und dann mit dem Liebesbette in einen unterirdischen Keller versinken lässt, so dass er selbst ihr elenden Untergang bereitet, auf dem dritten Wege findet er einen Schatz, bereichert sich aber nicht damit, sondern er bestimmt das Geld zum Bau von Kirchen. — Abgesehen von einzelnen Byliny, die episodenartig hier einzufügen wären, und von Wohltaten an Černigov oder von Krjakov erzählen, folgt jetzt die Hauptheldentat, die Wanderung durch die Urwälder, wo der Held die grundlosen Sümpfe mit himmelhohen Bäumen überbrückt, die er wie Gerten herausreisst, und wo er den tierartigen Riesen Solovej bezwingt, der sein Nest auf mehreren Bäumen gebaut hat und durch sein Gezisch und Gebrüll alles lebendige weit im Umkreise zu Tode niederschmettert; auch das Pferd Ilijas fällt vor Schrecken in die Knie, wird aber vom Herrn mit strafendem Worte aufgerichtet. Mit wohlgezieltem Pfeil wird das Ungeheuer in das

rechte Auge getroffen und „fällt zu Boden wie ein Haufen Heu“. Die Frau und die Kinder des Riesen bieten reiche Schätze zum Loskauf, Ilija aber verschmäht das Anerbieten, bindet den Riesen am Sattel seines Pferdes fest und zieht gen Kiew. Der Empfang am Hofe des Fürsten ist kein freundlicher, man gibt ihm den letzten Platz an der Tafelrunde, und als er unwillig darüber ist, lässt der Fürst ihn ergreifen und hinausweisen, — aber vergeblich, dieser wirft die Angreifenden zu Boden, schiesst die goldenen Kreuze von den Kirchen herab, vertrinkt den Erlös dafür mit dem Pöbel und droht, den Fürsten vom Throne zu stürzen; er lässt sich nur unter der Bedingung versöhnen, dass der Fürst das Volk drei Tage lang in den Schenken von Kiew freihalten müsse, damit es wisse, dass Ilija nach Kiew gekommen sei. Am Hofe nunmehr freundlich aufgenommen, erzählt er seine Abenteuer, führt den gefesselten Solovej vor und lässt ihn pfeifen und brüllen, so dass die Helden Wladimirs zu Boden fallen; den Fürsten und die Fürstin schützt er nur dadurch, dass er seine Arme um ihre Schultern hält. Schliesslich wirft er den Solovej so wuchtig in die Höhe, dass er tot niedersinkt. Nach Eintritt in den Dienst des Fürsten, jagt er auf Wild für die Küche des Herrn, besteht Kämpfe mit Wegelagerern, streitet mit den Feinden Russlands, hält Wache an den Grenzen, verrichtet Botschaften und tut andere Dienste. Wiederholt kämpft er gegen die Einfälle der Tataren, gegen Batyj, Kalin, Mamay und wirkt dabei Wunder von unglaublicher Kraft; in mehreren Byliny wird erzählt, er habe einen Tataren an den Füssen ergriffen und, indem er ihn hin und her schleudert, die ganze tatarische Horde vernichtet. Nicht minder wunderbar war das, wodurch er den Zorn Wladimirs auf sich zog. Die Fürstin hielt einmal dem Gemahl vor, er beschenke seine Helden reichlich, den Ilija aber, der ihn wiederholt von der Tatarennot befreit habe, vernachlässige er; der Fürst verehrt ihm nun einen prachtvollen Zobelpelz, Ilija aber wirft das Geschenk zu Boden und tritt es mit Füssen. Der Herrscher kerkert ihn dafür ein und heisst das unterirdische Gefängnis vermauern. Die Fürstin aber lässt einen Gang graben und den Gefangenen mit Nahrung versehen. Mit Freuden erfuhr dies der Herrscher, als er wieder von den Tataren bedrängt wurde, denn Ilija wurde in Freiheit gesetzt und kämpfte wieder die Feinde nieder. — Der gewaltige Held muss dann auch einen Kampf mit seinem Sohn Sokolnikov

bestehen. Bei einer Begegnung geraten sie in heftigen Streit, der Sohn ist dem Siege nahe, aber Ilija rafft seine Kräfte zusammen, bezwingt Sokolnikov und nötigt ihn zu bekennen, dass er Sokolnikov der Sohn der Latygorka ist. Diese gibt zu, dass sie von Ilija genotzüchtigt sei, und Sokolnikov kehrt zurück, um die Schande seiner Mutter am Ilija zu rächen. Er versetzt dem Vater im Schlafe einen gewaltigen Schlag auf die Brust, aber ohne Erfolg, da Ilijas goldenes Kreuz, das er auf der Brust trägt, ihn schützt. Der ergrimmte Vater wirft den Sohn in die Höhe, wie einst den Solovej, und lässt ihn zerschmettert zu Boden fallen. Dieses ungewöhnliche Leben, mit noch verschiedenen anderen Abenteuern erfüllt, wie z. B. Tötung eines Ungeheuers (idolišče), welches der Fürstin Gewalt antut, endigt auch ein ungewöhnlicher Tod: nämlich wie einst bei Svjatogor, nur dass jetzt ein anderer Held die letzten Dienste tut. Es gibt Byliny, welche erzählen, dass mehrere Helden, darunter auch Ilija, durch ihre Taten und Siege so übermütig geworden seien, dass sie auch überirdische Mächte zum Kampfe herausforderten: da erscheinen zwei Männer und nehmen den Kampf auf; mit dem Schwerte wird ihnen die Hüfte durchhauen, und ihr entwachsen vier andere Männer, den vier Männern wieder acht neue, und sie vermehren sich in wunderbarer Weise, so dass die irdischen russischen Helden vor Schrecken gegen das Gebirge fliehen und — zu Stein werden. — Ein anderer Held, Dobrynja Nikitič (des Niketas Sohn), ein Waffenbruder des Ilija, kommt in wunderbarer Weise zur Welt. Seine Mutter, von einem schlangenartigen Geschöpf überwältigt, gibt ihm das Leben unter ungewöhnlichen Kundgebungen der Natur: in der Stunde der Geburt erscheint eine Menge von Schlangen und anderen Tieren, an der Spitze ein wunderbar gewachsenes Tier Skimen. Sie brüllen und zischen, die Erde erzittert, die Ufer des Dnieper senken sich, der Fluss überschwemmt das Land. Dieser vom Tier erzeugte und von Tieren geehrte Held kämpft ohne Unterlass gegen den Drachen Tugarin, welcher Russen gefangen hält; er zertritt wiederholt seine Brut und tritt ihm überall feindlich entgegen. Als er einmal im Počajflusse badete, kommt der Drache angeflogen., aber Dobrynja füllt seine Mütze mit Erde, schüttet diese dem Ungeheuer in die Augen und blendet es (der Erde wohnt eine wundertätige Kraft bei). Bei der Zauberin Marinka, seiner Geliebten, trifft er einmal den Tugarin, der vor Angst

fliehen will, aber die Zauberin, wütend darüber, verwandelt den Helden in einen Ochsen; sie entzaubert ihn aber wieder, als seine Schwester (auch eine Zauberin) droht, sie in eine Hündin zu verwandeln. Er erschlägt schliesslich den Drachen nach dreitägigem Kampfe und erlöst dadurch die Fürstin und viele Russen, welche von dem Ungeheuer festgehalten wurden. — Das vornehmste Abenteuer Dobrynjas ist die Reise zum Tatarenkhan, die ihm vom Fürsten befohlen ist, um den Tribut zu zahlen. Der Khan sucht den russischen Helden durch Auferlegung vieler schwerer Prüfungen, auch im Schachspiel, zu verderben, aber Dobrynja und seine Gefährten gehen stets als Sieger hervor und werden mit Ehren und mit dem Tribut entlassen. Unterdessen waren zwölf Jahre verflossen und Dobrynjas Frau, welche nach Verabredung nur 12 Jahre auf ihren Mann warten sollte, wurde frei und durfte wieder heiraten. Nur den Alĕša Popovič sollte sie nicht ehelichen. Sie verschmähte jetzt auch seine Werbung, wartete noch 6 Jahre, reichte ihm dann aber doch die Hand. Am Hochzeitstage kehrte Dobrynja zurück und gab sich dadurch zu erkennen, dass er seinen Trauring in den Weinbecher seiner Frau gleiten liess. — Ein anderer Held ist Michailo Ivanovič Potok. Auf einer Jagd erblickt er auf der Oberfläche eines See einen herrlichen weiblichen Schwan (lybed' ist femininum) und will ihn erschiessen, aber in diesem Augenblick verwandelt sich der Vogel in eine wunderbar schöne Jungfrau. Sie heiraten einander und schliessen einen Vertrag, dass bei dem Tode des einen der andere Teil sich lebendig mitbestatten lassen solle. Sie stirbt und Potok lässt sich mit Awdotja Lichovidêvna begraben. Im Grabe tötet er einen Feuerdrachen, der ihn zu verderben droht, bringt mit seinem Blute die Frau wieder ins Dasein zurück und lebt wieder mit ihr glücklich. Einmal, während er abwesend ist, entführt ein litauischer Fürst die Awdotja und bringt sie auf sein Schloss in dem Lande seiner Herrschaft. Potok eilt dem Flüchtling nach, wird aber von der Frau mit Weibertränen und falschen Schwüren getäuscht und schliesslich in einen Stein verwandelt. Ilija und andere Helden finden ihn unter Führung des heiligen Nikolaus, und der gibt ihm die menschliche Gestalt wieder. Nochmals geht er zu der treulosen Frau, wird wiederum getäuscht und — an die Wand festgenagelt. Eine Schwester des Entführers, Anna, verliebt sich in ihn, befreit und heiratet ihn, Awdotja aber wird getötet. — Potok

kommt auch als Haupt einer Pilgerschar nach Kiew, die Fürstin verliebt sich in ihn; da er aber ihre Liebe verschmäht, rächt sie sich an ihm, indem sie in seinen Reisesack einen goldenen Becher verstecken und ihn als Dieb verfolgen lässt. Die Pilger, ergrimmt darüber, begraben ihn lebendig, später aber, bei ihrer Rückkehr, finden sie ihn noch am Leben, überzeugen sich von seiner Unschuld und stellen ihn wieder an ihre Spitze.

Der Held Dunaj Ivanovič lebt lange Jahre an dem Hofe des litauischen Fürsten und geniesst die Liebe einer seiner Töchter; der Fürst, darüber ergrimmt, befiehlt ihn zu töten, aber die Geliebte rettet ihn, und er zieht nach Kiew zum Fürsten Wladimir. Als dieser sich verheiraten will, geht Dunaj noch einmal nach Litauen, wirbt für ihn um die andere Fürstentochter, erzwingt auch die Einwilligung des Vaters und zieht mit der kostbaren Beute nach Kiew. Unterwegs begegnet er einer Riesin, kämpft mit ihr und bezwingt sie nur mit Mühe, er nimmt sie auch mit auf die weite Reise, nachdem er in ihr seine Geliebte erkannt hat. In Kiew werden zwei Hochzeiten gefeiert, und bei dem Hochzeitsschmaus prahlt die Dnêpra, die Gemahlin des Dunaj, indem sie die Vorzüge der Helden aufzählt, sie schiesse besser als ihr Gemahl. Zuerst schiesst sie, und ihr Pfeil dringt genau durch die Mitte des von Dunaj hochgehaltenen Ringes, dann schiesst Dunaj selbst, verfehlt das Ziel und tötet seine Frau. Aus ihrem Leibe schneidet er ein wunderbares Kind, mit silbernen Füssen, mit Händen von Gold, mit Sonne, Mond und Sternen am Kopfe. Dunaj tötet sich selbst aus Verzweiflung; aus seinem Leibe entspringt der Dunaj, aus dem der Dnêpra aber der Fluss Dnêpr. — Ähnlich wird von dem Helden Suchan erzählt, er sei auf der Suche nach einem weissen Schwan einer Tatarenmacht begegnet und habe sie bezwungen; da ihm dies nicht geglaubt wird, so wird er eingekerkert und nimmt sich selbst das Leben, obgleich Dobrynja ausgekundschaftet hat, dass Suchan die Wahrheit gesprochen habe. Aus seinem Leibe entspringt der Fluss Suchan. — Auch der Held Stawr Godinow entgeht der Einkerkerung nicht. Als er bei einem Gelage prahlt, seine heldenhafte Frau könne selbst den Fürsten Wladimir zum besten haben, lässt ihn der Fürst einsperren, aber man hat ihn alsbald selbst zum Narren. Die kluge und reckenhafte Frau des Stawr erscheint als Held gekleidet am Hofe, wirbt um die Tochter des Fürsten und weiss diesen

und seine Umgebung an der Nase herumzuführen, weiss alle Versuche, ihr Geschlecht zu entdecken, oft in der heitersten Weise zunichte zu machen und nötigt schliesslich den Fürsten, ihr seine Tochter zur Frau zu geben, obgleich diese weiss, dass der „Bräutigam“ eine Frau ist. Bei dem Hochzeitsgelage verlangt sie, dass der eingekerkerte Stawr freigegeben werde, damit er die Gäste durch seinen Gesang erfreue; sie erklärt sich als des Sängers Frau und zieht von dannen.

Weniger heldenhaft, als die bis jetzt genannten Gefährten des Fürsten Wladimir sind Alëša Popovič und Čurilo Plenkovič, sie werden indes häufig genannt wegen ihrer Schönheit und als Weiberhelden. Alëša verrichtet keine grossen Taten. Als er einmal dem Feuerdrachen Tugarin begegnet, erfleht er in inbrünstigem Gebet Regen vom Himmel und bezwingt den Drachen, da dieser die durchnässten Flügel nicht gebrauchen kann. Sonst erscheint er in galanten Abenteuern und ist der Liebling der Frauen; wenn er sich auf der Strasse zeigt, so fliegen die Fenster auf, und die Weiber laufen ihm nach. Auch Čurilo ist den Frauen lieb, dabei staunen die Menschen ihn an wegen seines unermesslichen Reichtums. Er hat einen prachtvollen Hof in der Nähe von Kiew und macht wegen seines Aufwandes von sich reden: der Fürst selbst besucht ihn, zieht ihn an seinen Hof und überträgt ihm ein Hofamt, um ihn in seiner Nähe zu haben; aber die Fürstin verliebt sich in ihn und nimmt ihn in ihre Dienste.

In Kiew treten auch fremde Helden auf. Ein solcher ist Solovej Budimirovič. Er kommt mit seiner Mutter aus der fernen Fremde nach Kiew, ihre Reichtümer führen sie auf 30 Schiffen mit sich. Nachdem er zum Fürsten in Beziehung gekommen ist, erbittet er einen Platz in den fürstlichen Gärten, um einen Palast zu bauen. Die Handwerker bauen rasch und geschickt, Solovej lustwandelt in den neuen kostbaren Räumen und spielt auf einem Mundinstrument. Die Tochter des Fürsten kann ihre Neugierde nicht beherrschen, dringt in den Palast, begegnet dem Fremdling, erklärt ihm ihre Liebe und wird, wenn auch mit strafenden Worten wegen ihrer Zudringlichkeit, angenommen; aber die Hochzeit soll erst gefeiert werden, wenn Solovej seine Handelsreise nach einem Jahre beendigt haben wird.

Noch glanzvoller tritt Djuk Stepanovič aus Indien auf. Als er das Leben in Kiew kennen gelernt hat, spottet er über die

Ärmlichkeit desselben ohne Erbarmen, und als Wladimir Kundschafter zu ihm sendet, welche über die Reichtümer des Fremdlings berichten sollen, so bekunden sie, wenn der Fürst Kiew verkaufen und für das Geld Papier kaufen möchte, so würde dieses nicht ausreichen, die Reichtümer des Djuk Stepanovič nur aufzuzählen. Dieser Djuk nun geht einen Wettstreit mit Čurilo ein, wer von ihnen drei Jahre hindurch täglich schönere und kostbarere Kleider tragen wird. Čurilo wird besiegt, will aber seinen Gegner in ritterlicher Kunst überwinden: sie gehen eine neue Wette ein, wer von ihnen den Dnêprfluss auf seinem Heldenross überspringen werde. Zum zweiten Male verliert Čurilo die Wette und wird nur durch Djuks starken Arm aus dem Wasser gerettet; er soll aber mit seinem Leben büssen, weil er es eingesetzt hatte, die Fürstin und andere Frauen erbitten jedoch Gnade für ihn. Später hat er dann sein Leben durch die Rache eines betrogenen Ehemannes verloren.

Die Byliny zeigen uns eine ganz wunderbare Welt: roh, ungeregelt, ohne psychologischen Hintergrund, reich an Worten, arm an Gedanken; es handelt sich meist um rohen Totschlag. Wir fühlen uns in ein Durcheinander versetzt, das die Sinne betäubt, ohne unsere Phantasie zu befriedigen. Ja ein Durcheinander ist es, denn man gewinnt bei dem unmittelbaren Eindruck unter den einzelnen Liedern keinen Zusammenhang. Man hat gemeint, aus den einzelnen „Rhapsodien“ des Wladimirschen Zyklus lasse sich ein Epopöe gestalten, und es ist möglich, dass einmal ähnliches versucht wird, wie mit den serbischen Heldenliedern von der Schlacht auf dem Amselfelde (Kosovo pole); aber dem nüchternen Verstande müssen die jetzt schon sehr zahlreich gesammelten Byliny als eine unübersehbare Reihe von Gesängen erscheinen, die sich nicht zusammenschliessen. Man mag über diese Lieder urteilen, wie man will, man mag mit Orest Müller in Bewunderung geraten oder mit dem bekannten russischen Kritiker Belinskij meinen, dass sich in ihnen die Poesie zur Prosa verhält, wie etwa ein Löffel Honig zu einer Tonne Teer — immer wird man zugeben, dass die einzelnen Lieder sich nicht aneinander schliessen wie Fortsetzung an Vorhergehendes. Es gibt auch keinen Haupthelden, wie in der Odyssee, dem Igorliede usw., und es wäre Täuschung, Ilija Muromec dafür zu halten; so ist auch kein Hauptereignis in den Mittelpunkt zu stellen: es sind vereinzelte Vorgänge, Kriegs-

und Wundertaten. Bei solchen Eindrücken entsteht die wichtige Frage, ob denn die Byliny, zunächst des Wladimirschen Zyklus, überhaupt inneren Zusammenhang haben, und ob die Sänger ein Bewusstsein davon haben? Da ist allerdings zuzugestehen, dass ihnen gewisse Momente gemeinsam sind, und dass sie hin und wieder von den Sängern in Beziehung zueinander gebracht werden. Zunächst bildet das gemeinsame Band, durch das alle älteren Byliny zusammengehalten werden, die Person des Fürsten Wladimir von Kiew, der zwar eine mässige Rolle spielt, da er zu den Helden und den Unternehmungen nicht gehört, oft sogar als eine erbärmliche Person erscheint, indem er sich vor seinen Helden in seinen Pelz verkriecht und gar einmal ein Dummkopf genannt wird, der aber doch schliesslich den Mittelpunkt, die „helle Sonne" bildet; um ihn scharen sich die Helden, ja selbst die Novgoroder und die fremden Helden aus der Ferne, wie Djuk Stepanovič, kommen zu ihm nach Kiew; die Sänger der Byliny beginnen ihre Lieder meist mit einem Schmaus an dem Hofe Wladimirs, z. B. U laskòva u knjazja u Vladimira Byl choroš pir-pirováńice Na mnógich knjaź na bojar, Na russkich mogučich bohatyrej usw. Er regt wohl hin und wieder zu Heldentaten an, aber in seinen Anordnungen ist er beschränkt durch den Willen seiner Helden, welche oft allein anordnen und entscheiden; es kommt vor, dass er um ihren Beistand vergeblich bettelt, er bleibt aber doch der einigende Punkt und spielt eine ähnliche Rolle, wie Artus in der Tafelrunde, und hat auch mit diesem König einige Ähnlichkeit, der in den früheren epischen Gedichten untätig erscheint und erst durch spätere Dichter mit heldenhaften Eigenschaften ausgestattet ist. Noch mehr tritt in den Byliny als einigendes Moment Kiew und das Andenken an die einstige Herrlichkeit dieser Stadt hervor. Kiew ist bekanntlich der älteste Mittelpunkt des geschichtlichen Lebens in Russland: hierhin gehen alle Strömungen des Lebens in allen Machtverhältnissen und im Verkehr und Handel; von hier gehen die Quellen der Wissenschaft, der Kunst und aller kirchlichen und staatlichen Lebensformen in die anderen Lande. Das Andenken an die ehemalige Grösse Kiews ist unzertrennlich von dem Namen Wladimirs des Grossen und Wladimirs Monomach († 1125) und der Wladimir der Byliny vereinigt in sich das dunkle historische Andenken an diese beiden Herrscher; das äussert sich besonders in der Gefangennehmung des Stawr Godinow,

welche tatsächlich vom zweiten Wladimir befohlen und ausgeführt wurde. Ein anderes verbindendes Moment in den Byliny ist die Verwandtschaft der Helden untereinander und der Umstand, dass ihnen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, die immer wiederkehren, selbst in Liedern verschiedenen Inhalts und aus verschiedenen Gegenden; man sieht, die Volksdichter behalten bei jedem einzelnen Helden und jeder einzelnen Heldentat das Ganze im Auge. In einigen Byliny werden die Haupthelden genannt unter Beifügung von charakteristischen Eigenschaften: Dobrynja ist redefertig, höflich und wird zu Gesandtschaften verwendet; Ilija ist der gewaltige Totschläger, dessen Riesenkraft alles bezwingt; Dunaj heisst der stille und der glückliche Werber; Michailo Potok ist mit Zauberkraft ausgestattet; Alëša Popovič ist der Verführer der Frauen, dabei der tollkühne Prahler, doch nur bis zum Augenblick der Gefahr; Čurilo ist der schöne Liebling der Frauen, und diese Eigenschaften werden selbst in der Art von epitheta ornantia gebraucht.

Der Gesamtcharakter der Helden und Heldinnen, die mitunter auch kämpfend auftreten, ist nicht sonderlich ansprechend. Die bedeutendsten Helden sprechen durch keine allgemeinmenschlichen Eigenschaften an, kehren überhaupt keine psychischen Seiten ihrer Persönlichkeit hervor, sondern nur die rohe, brutale, physische Kraft, die jedes Widerstandes spottet und keine Schranke findet: Ilija vernichtet zweimal eine ganze tatarische Armee ohne Anwendung einer Waffe; den Riesen Solovej und seinen Sohn Sokolnikov tötet er, indem er sie in die Höhe wirft und zerschmettert zu Boden fallen lässt. Aber nicht bloss im Totschlagen zeigen die Helden übernatürliche Kraft: sie setzen auf ihren Heldenrossen über Berg und Fluss in gewaltigen Sprüngen, reissen himmelhohe Bäume mit der Wurzel aus der Erde, . . . es ist ihnen überhaupt nichts unmöglich; „wir würden uns nicht wundern, sagt ein russischer Kritiker, wenn ein Held der Byliny gegen einen Fels anrennt und ihn zerschmettert, ohne ein blaues Auge davonzutragen“. Es ist etwas Unheimliches in dem Eindruck, den wir aus dieser Betrachtung gewinnen: man sieht in den Byliny die primitivsten epischen Begriffe vom Heldentum: die rohe Kraftäusserung, die Gewalt der eisernen Faust und des eisernen Schädels; der Begriff der Tapferkeit und der beschränkenden Pflicht fehlt, die einzigen Seelenregungen sind Raub-, Hab- und Prahlsucht. — Auch die Frauen,

die Heldinnen, stehen, mit wenigen lobenswerten Ausnahmen, auf der niedrigsten Stufe der Gesittung. Die Gattin des Dobrynja ist allerdings eine tugendhafte Frau, die entfernt an die Penelope erinnert; auch die Frau des Stawr Godinow und des Danilo Lovčanin machen eine Ausnahme, sonst aber ist die weibliche Welt roh und ungesittet. So die Gemahlin des Fürsten: sie hat mit Alëša ein Verhältnis; sie sucht den Potok, ähnlich wie die Frau des Potiphar den Joseph, zu verführen und dann ihn zu verderben, als sie ihre Verführungskünste vergeblich versucht hat; selbst mit dem Ungeheuer Tugarin unterhält sie ein unzüchtiges Verhältnis, dabei ruht auf ihr der Verdacht der Zauberei und Häresie; möglich, dass in dem allen der Niederschlag eines orientalischen Erzählungsstoffes zu vermuten ist; doch hat an einer solchen Charakterisierung der russische Volksgeist seinen Anteil. Auch die Trunksucht tritt bei den Heldentaten hervor: der russische Mann fasst sie auch heute nicht als Laster auf, mag auch der Vorwurf dieser Untugend stark übertrieben sein.

Wenn man sich mit dem oft absonderlichen Inhalt zufrieden gibt, erscheint die Darstellungsweise meist ansprechend. Die einzelnen Taten eines Helden werden in naiver Weise mit allen Einzelheiten, zwar ohne Motivierung, aber ruhig und durchaus objektiv erzählt. Verknüpfung der Gedanken etwa in perspektivischer Weise, mit Vorschiebung der wichtigeren in den Vordergrund, ist nicht üblich, die gewöhnliche Aneinanderreihung geschieht durch Bindewörter der Zeit, oder die Tatsachen werden einfach erzählt, wie sie zeitlich aufeinander folgen. Dabei sind Wiederholungen beliebt, sie sind bei gewissen Wendungen stehend: wenn z. B. Wladimir seine Helden um Beistand gegen die Tataren bittet, so wiederholt er seine Bitte mit denselben Worten; wenn einer von ihnen einen Auftrag oder eine Gesandtschaft zu erledigen hat, so wird dieser mit den nämlichen Worten erledigt, in welchen er gegeben war; wenn mehrere Helden denselben Auftrag zu vollziehen, denselben Zweikampf zu unternehmen und überhaupt dieselbe Handlung auszuführen haben, so geschieht die Erzählung stets mit denselben Worten, wie das erstemal. Einen recht epischen Eindruck macht — wie schon angedeutet — die Wiederholung einzelner stehender epitheta ornantia, z. B. laskovyj knjaź Wladimir stoljno-Kievskij, krasnoje solnyško, tichyj Dunaj, dobryj bohatyr, mogučije bohatyre (mächtige Helden),

čisto pole, sine morje usw.; auch werden ganze Halbzeilen wiederholt, z. B. die zweite Hälfte des Verses in der ersten Hälfte des nächsten Verses, z. B. „Es lebte der Ilija von Murom — Ilija von Murom des Iwan Sohn — des Iwan Sohn der Heldensohn" usw. Sehr häufig ist auch die Wiederholung von Verhältniswörtern: man findet keine Bylina, die nicht solche Wendungen darböte, z. B. Na naše na selo na prekrasnoje .... Na slaven na Kiew grad Najezžajet sobaka sudar Kalin car; — Na naše na selo na prekrasnoje — Na stoljnyj na gorod na Kiew grad — Najezžajet iz dalěča — iz čista polja — Molodoj mladoj Solovnikov usw. Man könnte solche Beispiele ins Unendliche häufen.

Die Sprache ist sehr einfach und wenig bilderreich. Vergleiche kommen meist in der ursprünglichsten negativen Gestalt vor, wie: „es zeigt sich ein heller Gegenstand, es ist nicht das Schwanenweibchen, es ist nicht Schnee, es ist das weisse Haus des Helden". Äusserungen des Dichters selbst sind äusserst selten: Invokationen, Schlussbemerkungen, wie sie in epischer Poesie häufig sind, erscheinen nur ganz ausnahmsweise; alles ist objektiv gehalten, und dem Gefühl wird nur in Gesprächen der Helden und Heldinnen Ausdruck gegeben. Auch von der Reflexion des dichtenden Geistes in der Darstellung ist so gut wie nichts zu bemerken: keine Erwägungen, keine Urteile, so auch keine Verwicklungen und keine Überraschung. Man weiss meist im voraus, was geschehen wird. Bezeichnend ist das Lied von Ilija bei Rybnikov II, 62. Ilija gibt gleich zu Anfang seine Absicht kund, aus Murom auf geradem Wege nach Kiew zum Fürsten Wladimir zu gehen. Er rast auf seinem kleinen Heldenpferde über Berg und Sumpf dahin. Da, plötzlich, werden wir auf ein Vorkommnis vorbereitet durch einen mächtigen Lärm, welcher zu den Ohren Ilijas dringt. Das sind Tataren, welche Černigow belagern. Ilija nimmt sich vor, die Stadt von der Belagerung zu befreien. Nach den gewaltigen Beweisen der Riesenkraft, welche der Held gegeben, erwartet man ohne grosse Spannung das Gelingen des Unternehmens, und die natürliche Folge ist, dass die Bewohner von Černigow dem Retter danken und ihm die Herrschaft antragen. Aber das Anerbieten wird zurückgewiesen, weil Ilija sich vorgenommen hatte, nach Kiew zu gehen. Die Černigower beschreiben ihm den Weg und die Gefahren der Reise, sie sagen

ihm im voraus, welche Hindernisse er zu besiegen haben wird. So wissen wir vorher die Abenteuer, und nach der riesigen Leistung der Befreiung der Stadt Černigow von der Tatarennot wissen wir auch, dass er die schrecklichen Gefahren und Schwierigkeiten leicht überwinden wird. Wir wissen auch im voraus, dass Ilija sicher nach Kiew gelangt. In ähnlicher Weise sind die allermeisten Byliny gehalten; man übersieht, wenn man einige von ihnen kennt, von vornherein den Gang und Ausgang der Begebenheiten.

Der Inhalt der Byliny weist von selbst Anklänge an bekannte Erzählungsstoffe auf: die Fürstin Nastasia Apraksievna, welche sich in den schönen Potok verliebt und, von ihm verschmäht, den Spröden verderben will — das erinnert, wie gesagt, stark an die Frau des Potiphar und an den keuschen Joseph; auch an andere alttestamentliche Stoffe klingen Vorgänge in den Byliny an; es hat sich auch eine „christlich-mythologische Schicht" auf die Erzählungsstoffe der Byliny gelegt, in welcher selbst Namen, wie Latygorka, Geliebte des Ilija (latinska gora = petra) ihre Erklärung finden; auch weltliche wandernde Erzählungsmotive finden in den Byliny ihr Echo, ohne dass an eine unmittelbare Entlehnung gedacht werden kann, wie der Kampf des Vaters mit dem Sohne (Hildebrant und Hadubrant), wie Episoden aus dem Leben des Herkules und viele andere Motive. Darüber, sowie über die geistvolle Hypothese Stasows von dem Niederschlag asiatischer Stoffe in den Byliny, von dem historischen Untergrund, von dem Alter der Byliny und von Anklängen an dieselben auch in der deutschen Heldendichtung soll ein zweiter Aufsatz handeln.

---

# Beschwörungsformeln bei Gewinnung der Wünschelrute.

Von Dr. J. Klapper.

Die Wünschelrute wird wieder modern. Zeitungen und Zeitschriften beschäftigen sich mit ihr, seit vor kurzem bedeutende Gelehrte sich für ihre Brauchbarkeit zur Erschliessung von Wasseradern ausgesprochen haben. Schon einmal hat ein Kampf unter den Gelehrten um die Wünschelrute stattgefunden. Das war um das Jahr 1700. Die gelehrten Gemüter wurden da erregt durch

mehrere Mitteilungen aus Frankreich, wo die Wünschelrute beim Auffinden von Schätzen und bei der Entdeckung von Mördern fabelhafte Dienste geleistet haben sollte, und während man auf der einen Seite mit Spott und Witz gegen die Wünschelrute agitierte und ihre Verteidiger als unsinnige oder lügnerische Köpfe hinstellte, suchten anderseits ernsthafte Gelehrte ihre Wirkungen aus allgemeinen Naturgesetzen heraus zu deuten, indem sie meist ihre Gründe aus der Atomlehre und der Lehre von den inneren Verwandtschaften der Körper entnahm. Zur ersten Klasse von Schriften gehören die im Jahre 1700 aus dem Französischen ins Deutsche übertragenen „Brieffe oder Send-Schreiben / Vornehmer vnd Gelehrter Leute / welch Die verspottung Der Wünschel-Ruthe vorstellen“. Frankfurt a. M. von Johann Leonhard Martini; und zu den ernsten Abhandlungen der zweiten Klasse vor allem die 1694 in Nürnberg erschienene Übersetzung der Schrift des Franzosen Vallemont: „Der heimliche vnd unerforschliche Natur Kündiger, oder accurate Beschreibung von der Wünschelruthe“ [1]), ferner Gotfried Zeidlers Pantomysterium 1700 [2]).

Nach diesen mit vielen Abbildungen geschmückten Werken wurde die Wünschelrute mit Erfolg in den folgenden Fällen verwandt: zur Auffindung von unterirdischen Brunnen, von Wegen und Stegen zu Lande wie zu Wasser, von Malsteinen, Grenzen und veränderten Wegen, von vergrabenen Münzen und Kleinodien, zur Entdeckung flüchtiger Diebe, Mörder und Übeltäter; um zu erfahren, ob jemand tot oder lebendig, einheimisch oder nicht, gesund oder krank, einem günstig oder ungünstig gesinnt sei, ferner zur Erkundigung in manchen Familienangelegenheiten.

Aber nicht mit der Frage haben wir uns zu beschäftigen, ob die Wünschelrute in der Tat in bestimmten Fällen praktisch verwendbar ist, — das gehört nicht in die Volkskunde, und das mögen Naturkundige und Physiologen unter sich abmachen, — in die Volkskunde gehört die Wünschelrute nur insoweit, als ihre wirklichen oder angeblichen Kräfte nach der dämonischen Seite hin vom Volke gedeutet worden sind, als vom Volke der Versuch ge-

---

[1]) Vallemont, La Physique occulte ou traité de la baguette divinatoire; Amsterdam 1693.

[2]) Aus den Werken Vallemonts und Zeidlers entlehnt seine Argumente, ohne selbst Neues zu bieten, Theophilus Albinus: „Das entlarvte Idolum der Wünschelrute“, Dresden 1704.

macht worden ist, der Rute durch Zauber und Besprechungen die gewünschten Kräfte zu verleihen oder sie dadurch zu willigem Dienste zu zwingen.

Manchem Gelehrten ist die Wirkung der Wünschelrute verdächtig erschienen. Kein Geringerer als Nicole Malebranche war der Ansicht, „dass nichts von diesem allem (den Wirkungen der Rute) ohne die Mitwirkung eines verständigen Wesens geschehen könne; und dieses Wesen könne nichts anderes als ein Dämon sein“ (Mercure galant. Januar 1693). Gegen eine solche Erklärung der Kräfte der Rute wendet sich nun allerdings ganz entschieden der oben erwähnte Zeidler. Damit erweist er aber der Volkskunde einen nicht zu unterschätzenden Dienst, denn er führt uns bei dieser Gelegenheit eingehend alle die „Narrenpossen“ und „Eselspossen“ an, deren sich seine abergläubischen Landsleute bei der Gewinnung der Wünschelrute bedienten, und wir werden sehen, dass sich der Volksglaube seiner Zeit mit dem unserer Tage in diesem Punkte genau so deckt wie mit dem des 15. Jahrhunderts, dass also hier eine fünf Jahrhunderte lange Tradition im Volksglauben und Brauch vorliegt. Zeidler nennt als die Bedingungen, unter denen die Wünschelrute ihre Kraft nach der Meinung des Volkes erhält, folgende: Die Rute müsse ein Jahr alt oder eine Sommerlatte sein, sie sei am kräftigsten, wenn sie in der Christnacht oder am Karfreitage geholt werde; die Rute dürfe zum höchsten auf dreimal gebrochen werden; es müssten bestimmte Charaktere oder ein Alpfuss mit dem Namen Tetragrammaton darauf geschrieben sein; sie müsse vor Sonnenaufgang oder unter einer bestimmten Konstellation geschnitten sein. Was uns aber hier am meisten interessiert, ist, dass er uns eine von den üblichen Beschwörungsformeln überliefert [1]). Sie lautet:

Gotte grüsse dich, du edles Reis, mit Got dem Vater suche ich dich, mit Got dem Sohne finde ich dich, mit Got des heiligen Geistes seiner Macht und Kraft breche ich dich. Ich beschwöre dich, Rute und Sommerlatte bei der Kraft des Allerhöchsten, dass du mir wollest zeigen, was ich dir gebiete, und solches so gewiss und wahr, so rein und klar, als Maria, die Mutter Gottes, eine reine Jungfrau war, da sie unsern Herrn Jesum gebar. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

[1]) Pantomysterium p. 520.

Gibt uns diese Formel eine Probe der Beschwörungen des ausgehenden 17. Jahrhunderts, so führt die folgende, die aus Österreich stammt, uns in das 16. Jahrhundert zurück [1]).

Ich beswer ewch ruetten pey der macht des vaters vnd pey der chraft des suns, pey der warheit des heiligen geysts das Ir mich firt vnd laittet an die rechten warew stat wer das hat. Amen.

Wir werden diese Formel unter denen des frühen 15. Jahrh. fast wörtlich wiederfinden. Den Stand der Formeln des späteren 15. Jahrh. gibt uns ein Abschnitt aus einem Arzneibuch der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (cgm 733) [2]):

Item wann du die Ruetten schneiden wilt, so schneid sy am 3. Tag, so der man new ist. So gee vor der Sunnen aufgang vnd suech wo du heslen zweil findest die im Jar gewachsen sein vnd kher den Ruckhen gegen den aufgang der Sunnen vnd nimb yr ain Ruetten in die lenckh hand vnd sprich: Mit Gott dem vattern hab ich dich gesuecht, mit Gott dem Sohn hab ich dich gefunden; mit Gott dem heiligen Geist schneid ich dich ab. Also schneid 3 oder 4 par ab und allweg ein paar als lang als das ander vnd schneid auf ein jedes holz † † † in dem Namen Gottes des vaters und des Sunes und des heiligen geistes amen. Und kcher den stam gegen ainander und sprich: Ich gebewt dir Ruetten und Sumerlatten bei der craft Gottes des vaters und bei der macht Gottes Sunes und bei der weisheit Gottes heiligen Geistes dass du mir zaigest die ganz lauter clar warheit vmb alles das ich begerend bin vnd dich fragen wird. Ich gebeut dir Ruetten vnd Sumerlatten bei der craft des himels und bei der kraft der engel und bei den 12 Zeichen des hl. creuzes daz du mir weist, naigst, zaigst, die ganz lauter clar warheit um welche ich fragend bin. Ich gebeut dir Ruetten vnd Sumerlatten bei den heiligen drei künigen Kasparn Baltasern und Melchiorn als war sie der Stern gefürt und gewist hat zu dem warn schaz vnseres herrn Jesu Christ: als gewisslich neig und zaig mir die lauter warheit darumb ich dich frag. Im namen Gottes etc. stoss sy dann in ain weichbrunnen im hamen so hast du gerechte ruten.

Auf der Breslauer Königl. und Universitätsbibliothek fand ich bei der Durchsicht der Handschriften eine Sammlung von Beschwörungsformeln für die Wünschelrute, die uns noch tiefer

[1]) Mones Anzeiger 1873 S. 228.

[2]) Mones Anzeiger 1864 S. 96.

in das 15. Jahrhundert zurückführen. Die Sammlung befindet sich in einem Sammelbändchen, das von Julius Max Schottky im Jahre 1818 aus Wien als Geschenk der Bibliothek überwiesen worden ist. Die Sprache ist bairisch-österreichisch, und der Charakter der Handschrift weist in die Zeit vor 1450. Es ist Hs. III. Q. 8.

fol. 14b. Hic Introducitur virgula coruli.

Item ste auf an einem pfincztag oder freitag luna crescente gee zu der kirchen mit gueter andacht vnde mit deme gepett vnde sprich mit dem priester das Confiteor vnde sprich mit im dy mess vnde opfer einen silberen pfenning, In den ern der heiligen drey künig vnde such dann dy zuten der haslen. vnde merck zwo dy nive jaring sein vnde vall nider auf dy knie gegen osten, das ist aufgang der sunn vnde liss ewangelium . . . [1]).

Darnach sprich: O herre erhor mein gepett vnde mein ruffen kom zu dir. vnde sprich III pater noster vnde stee dann auf vnde ker dich gegen der sunn vnd sprich zu den zuten als sy auf dem stam stend: In dem nam des vaters han ich euch gesucht. In dem nome des suns han ich euch gefunden. In dem name des heiligen geistz sneid ich euch ab. vnd nim dann ein messer vnd sneid in dy erst zuten ab bertz ainen snit vnd sprich dy wort; Egrediet virga de radice yesse. Von der wurczen yesse sol auf gen ein zuten. dar nach tue den andern snit ent gegen auch ab wertz vnd sprich: Et flos de radice eius ascendet. Von der selben wurcz sol auf gen ein pluemen. des gleichs sneid dy andern zuten auch ab. dann so nim dy czwo zuten vnd mach sy eben lanck vnd vall nider auf chnie gegen Suden das ist mittag vnd sprich: O ewiger almechtiger lebendiger gotes sunn verhor vnd gedenk czu meiner begir. O Got schepfer himmels vnd der erden. durch deiner gotlicher vnbegreiflicher kraft dy du geborcht hast von anfang der werld, So verman ich dich das du ansehest mein begern vnd mein versuchen in disen zuten das in ir kraft bereit sey czu der sach der rechten warhait dy ich armer sunder beger zu vnderricht werden.

O got santus der ewigen weishait durch alle dy kraft dy du hast geborcht In dem firmament der sunnen des mans aller stern vnd der siben planeten Verleich mir armen sunder deiner creatur

[1]) Gemeint ist das Johannesevangelium: In principio erat verbum.

vnd deinem knecht das ich czu diser hur der stund der gueten zeit gefinden müge an vallirn dy sach dy ich versuechen wil durch alle dy kraft der zuten meisl, dy du in verlihen hast. Amen.

Nw stand auf vnd vall auf deine knie gegen Norden das ist mitnacht vnd schreib an dy ein zuten mit cinken dy funf name: hel heloe heloy celion geree. Auf dy ander dy V name: Sadon sabaoth adonay emanuel tetragramathon. Darnach ste auf vnd knie nider gegen westen das ist vndergang vnd mit dem zaichen des heiligen chreucz sprich:

In dem nome des vaters des suns vnd des heiligen geistz sey gebeicht vnd gesegent dy stund meins versuechen. Gepunden sol sein all pos geist dy mir schedenlich mugen sein an disen werchen. Amen.

Als du dan wurchen wild so stos dy zuten czu samen vnd sprich dise coniuracion:

Ich peswer euch zuten pey der kraft des vaters pei der macht des suns pey der weyshait des heiligen geistz Das ir mir bebeist dy stet vnd auch dy sach der warhait cze finden.

Ich peswer euch zuten pey dem heiligen nome vnsers herren hel .heloe heloy das ir mir beweist dy stet der warhait cze vinden.

Ich beswer euch zuten pey den heiligen nome der heiligen drey künig kasper palthaser melchior das ir mir beweist dy stat der rechten warhait cze finden. als der stern gelaitt dy heiligen III kunig auf dy rechten stat do der war gots sun geporn ward.

### fol. 15b. Alius modus.

† Gruess dich got schusling der mich vnd dich beschaffen hat auf dicz ertreich † Schusling du pist ermant In dem nome des vaters des suns vnd des heiligen geists das du alle dy kraft behalden seist dy mir vnd dir got verlihen hat auf disen erttern. Zu dem nome des Vaters † des suns † vnd des heiligen geists † Amen.

Das obgescr. sprich czu dem ersten mal vnd auch czu den lesten.

† Herre in deinem nomen chum mir cze hilff der himmel vnd erd beschaffen hat, herre in deinem nome pit ich dich, herre in meiner not erhor mich vnd chüm mir cze hilf. In dem name des vaters † † † etc. sprich 1 pater noster 1 ave maria.

† here in deiner sterk werd ich nicht betrogen vnd pin dich vleissiklich anpetten das du mir solichem czu hilff kombst vnd mir alle czu kunftige ding sagst, das wasser des arczt, silber vnd Gold czaigest. warhaftiklich vnd offenbarest durch vnsern herren Jes. Christum. Amen.

† Ich beswer euch zueten pey dem vater vnd sun vnd des heiligen geist vnd pei der jungfreilihait der heiligen junkfraw marie vnd pey der cheüschait des heiligen ewangelisten sand Johans vnd pey dem gilauben der xij poten vnd auch der heiligen propheten vnd pey sterk der martirer pey der vestikait der peichtiger vnd jungfrawen das ir nit last ir chriecht an dy rechten stat des verporgen schacz, des wassers auch silber vnd gold durch vnsern herren ihm xpm. Amen.

† Ich beswer euch zueten durch dy xxiiij seniores dy albeg sind vor dem anplick gots das ir nit last ir chriecht an dy rechten stat des verporgen schacz, des wassers etc. durch vnsern herren ihm xpm. Amen †.

† Ich beswer euch zueten pey dem heiligen Jonathas vnd Psamites dy nie hinder sich sind gangen, also sult ir auch nit hinder sich geen sunder weicht an dy rechten stat des verporgen schacz, des etc. durch vnsern herren ihm xpm.

† Ich beswer euch zueten durch dy heiligen drey kunige caspar † walthasar † melchior † dy da suechten den warn schacz das got selbs was vnd dy nach volgten dem stern vnd chomen czu ihm vnd waren in anpetten, also sult ir auch mich furen an dy rechten stat des herren ihm xpm. Amen.

† Ich beswer euch zueten durch dy heiligen namen gotes Tetragramaton † adonay † Sabaoth † emanuel † . . . hier bricht die Handschrift ab; der Rest steht auf fol. 13r: das ir seyt chruechnn an dy rechten stat des verporgen schacz des etc. durch vnssern herren ihmm xpm amen. Dar nach sneid in yecz zuetten vntten iij chreücz vnd sprich dy wort † perga † pergamat † pergamata † maria † consumatum est † Amanisapta † Darnach sneyd dy zuetten ab auf wercz vnd sprich zu yedem snid. In nomine patrixset filii et spiritus sancti Amen.

Wie zäh das Volk an diesen Formeln fest hält, ersehen wir aus dem soeben erschienenen Werke von L. John, Sitte, Brauch und Volksglauben im deutschen Westböhmen, Prag 1905, wo S. 286 aus dem Egerlande Wort für Wort dieselbe Formel bei-

gebracht wird, die wir aus Zeidlers Pantomysterium p. 520 kennen gelernt haben. In dem erwähnten Buche Johns wird S. 309 aus Tachau im Egerland noch eine zweite, einfachere Formel für die Wünschelrute angeführt:

Ich beschwöre dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen, zu dem, dass du mir sollst anzeigen, ob hier Silber, Gold, Eisen, Zinn, Kupfer, Geld oder gestohlene Sachen verborgen sind.

---

## Die Freimaurer im Volksglauben.

Von Professor O. Knoop in Rogasen.

Im Anschlusse an die Ausführungen von Dr. Olbrich (Heft XII, 62 ff.) sei folgendes mitgeteilt.

In Kujawien glaubt das polnische Volk, dass die Freimaurer (masony) mit dem Teufel in Verbindung stehen. Man erzählt von ihnen folgendes. In grösseren Städten, wo mehrere Freimaurer wohnen, haben sie ihr Versammlungszimmer. Dasselbe befindet sich in einem Kellergewölbe, hat keine Fenster und ist mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, so dass es stockfinster darin ist. In der Mitte des Zimmers steht ein Sarg, der ebenfalls mit schwarzem Sammet ausgeschlagen ist. Will nun jemand Freimaurer werden, so muss er seinen Wunsch einem Freimaurer mitteilen. Dieser führt ihn des Abends in das Zimmer, und der Neuling muss sich in den Sarg legen, der dann verschlossen wird. Er muss die Nacht hindurch im Sarge liegen bleiben. Nun erscheint ihm der Teufel in seiner schrecklichsten Gestalt und nimmt ihm den Eid ab, dass er weder Gott noch der Kirche glauben werde, sondern allein dem Teufel; er lässt ihn auf Gott fluchen und versprechen, stets dessen Feind zu sein. Darauf muss der Betreffende mit seinem eigenen Blute ein Schriftstück unterzeichnen. Am nächsten Morgen kommen die Freimaurer, machen den Sarg auf und befreien das neue Mitglied aus seinem Kerker. Da der Anblick des Teufels zu schrecklich ist, sollen schon viele neu Aufzunehmende den Sarg zertrümmert und Reissaus genommen haben.

Sobald das neue Mitglied dem Sarge entstiegen ist, wird ihm ein Beutel vorgehalten, in dem sich eine Goldmünze, eine Silber-

münze und eine Kupfermünze befinden. Er muss eine von den Münzen greifen, und darnach gestaltet sich sein ferneres Schicksal. Greift er die Goldmünze, so wird er sehr reich; bekommt er die Silbermünze, so wird er weniger reich, und fasst er die Kupfermünze, so bleibt er sein Leben lang ein armer Mann. Von dieser Zeit ab muss ihm der Teufel das Geld zutragen und ihn stets begleiten.

Ein früherer Besitzer in Jaworowo soll ein Freimaurer gewesen sein. Jeden Abend hatte er in seiner Stube mit dem Teufel eine Zusammenkunft. Seine Frau, die nichts davon wusste, trat einmal unverhofft in die Stube, und als sie den Teufel erblickte, fiel sie ohnmächtig zu Boden und starb nach drei Tagen. Diesem Manne musste der Teufel alles erzählen. Diebe waren nie vor ihm sicher, denn er fasste sie stets.

Jedes Mitglied hat sein Bild in dem dunklen Zimmer aufzuhängen. Hat nun der betreffende Mensch Reue über seinen Abfall vom Glauben, so schwitzt sein Bild. Die Freimaurer kommen, stechen mit einer Nadel gerade ins Herz, und in demselben Augenblick muss der Abtrünnige sterben.

---

# Noch einmal die ‚Gräber der Wöchnerinnen'.

Von Dr. B. Kahle.

Am Schlusse eines interessanten Aufsatzes, in dem er die Sitte bespricht, Wöchnerinnen in ‚stacketter' zu begraben (Mitteilungen XIII 101 ff.), fragt M. Hippe, ob sich noch sonstwie Spuren dieses Brauches nachweisen lassen. Ich bin nun in der Lage, dieses tun zu können und gleicherzeit einen Grund anzugeben, der vom Volk zur Erklärung der Sitte angeführt wird. Ich entnehme das Folgende den Mitteilungen eines der Hörer meiner Vorlesung über deutsche Volkskunde, des Herrn stud. chem. H. C. Oltrogge. Es handelt sich um das Dorf Bukedorf in der alten Grafschaft Schaumburg. Mein Gewährsmann schrieb mir unter andern folgendes: ‚Wenn man in Bukedorf den Kirchhof besucht, wird man unangenehm berührt durch den Umstand, dass bei vielen Gräbern an den vier Ecken kunstlose Holzpflöcke eingerammt sind, welche durch weisse Leinenbänder verbunden sind. Es sind die Ruhe-

stätten der ärmeren Frauen, die im Kindsbett gestorben sind. Haben die reicheren Leute die Mittel, ihren Entschlafenen ein Denkmal mit Eiseneinfriedigung errichten zu können, so müssen die ärmeren sich mit jenen weissen Leinenbändern begnügen, um einem Aberglauben Genüge zu leisten, welcher besagt, dass jede Frau, und besonders Mädchen und junge Frauen, in ihrem ersten Kindsbett sterben werden, wenn sie ein solches Grab überschreiten'.

Es sind also auch hier wie in Reichenbach (a. a. O. S. 109) Frauen, die sich vor dem Überschreiten der Gräber zu hüten haben, nur sind hier die Folgen schwerer als dort. Dass der Erde vom Grab einer Wöchnerin unheimliche Kraft zugetraut wird, geht aus dem von Wuttke, Abergl. [3] § 554, Brauch in Böhmen hervor: will ein Mädchen ihren ungetreuen Geliebten strafen, so wirft sie ihm Erde vom Grab einer Wöchnerin an den Kopf.

Spielt bei der Umzäunung des Grabes vielleicht auch der Gedanke mit herein, dass man das Umgehen der Verstorbenen verhindern will? Dass Wöchnerinnen, besonders in den ersten Wochen, wiederkehren, um ihr Kind zu baden oder zu säugen, ist ja weit verbreiteter Glaube (vgl. Wuttke § 748), und ebd. § 766 wird auf einen Fall aus dem 11. Jahrh. hingewiesen: man durchstach die Leiche einer während der Geburt gestorbenen Frau im Grabe mit einem Pfahl, ohne Zweifel, weil man sie für eine Nachzehrerin hielt.

---

# Polnische Märchen aus der Provinz Posen.

**Mitgeteilt von A. Szulczewski in Brudzyn.**

## 1. Kałmuk.

Im dänischen Kriege 1864 wurde nicht nur auf dem Lande, sondern auch auf dem Meere gekämpft. Ein preussisches Schiff, das am Kampfe beteiligt gewesen war, wurde eines Tages vom Sturme erfasst und weit ins Meer geworfen. Dort geriet es auf einen Felsen, so dass es nur achtzehn Matrosen gelang, schnell in ein Boot zu springen und darin zu entkommen. Und diese achtzehn Matrosen hatten Glück, denn bald liess der Sturm nach, und sie konnten ruhig weiter rudern. Aber sie hatten keinen Kompass bei sich, und so irrten sie sechs Tage auf dem Meere umher, ohne etwas zu essen. Erst am siebenten Tage bemerkten sie mitten im

Meer eine Insel, welche sie auch bald glücklich erreichten. Sie fanden auf ihr eine Menge der schönsten Früchte, aber weil sie sie nicht kannten, assen sie sie nicht, aus Furcht, sie könnten giftig sein, und nährten sich von Wurzeln. Am dritten Tage wagten sie sich in das Innere der Insel, nachdem sie vorher ihr Boot gut verwahrt hatten. Sie kamen an eine Erdhöhle, deren Eingang durch einen mächtigen Stein verdeckt war. Sie waren hocherfreut, hier Menschenspuren im Sande zu finden. Da sie aber nicht in die Höhle hinein konnten, auch nicht wussten, wer die Bewohner der Insel waren, so versteckten sie sich in einem Busche, um zu warten, bis jemand käme.

Sie brauchten auch nicht lange zu warten, da kam ein riesig grosser Mann herbei. Derselbe hatte auf der Stirn nur ein einziges Auge von der Grösse eines Tellers; auf der Achsel trug er einen Baumstamm, und hinterher folgte eine Schafherde. Vor der Höhle blieb er stehen und warf den Baumstamm hin, dass die Erde nur so erdröhnte. Darauf entfernte er mit einer Hand den Stein vor dem Eingange und liess die Schafe in die Höhle hinein. Jetzt zerschlug er den Baumstamm an dem Steine, trug die Stücke in die Höhle und zündete in der Mitte derselben ein Feuer an.

Die Matrosen hielten Rat, was sie tun sollten. Obgleich sie alle von Furcht vor dem Riesen erfüllt waren, so blieb ihnen doch weiter nichts übrig, als ihn um Hilfe zu bitten. Der älteste Matrose wurde zum Sprecher gewählt, und so gingen sie alle zusammen in die Höhle. Als sie vor dem Riesen standen, verschloss dieser die Höhle schnell mit dem Steine, so dass sie nicht mehr zu entkommen vermochten. Alsdann schnalzte er mit der Zunge und sah sich die Matrosen einen nach dem andern genauer an. Der Sprecher sagte nun einen schönen Gruss und bat ihn um Hilfe in so beredter Sprache, dass er damit einen Stein hätte erweichen müssen. Als er geendet hatte, sagte der Riese: „Ich heisse Kałmuk und werde euch alle auffressen“. Auf diese Worte hin fielen sie alle auf die Knie; der Riese aber ergänzte seine Worte noch dadurch, dass er sagte, er werde das erst in einigen Tagen tun können, weil sie noch zu mager seien. Doch um gleich den Anfang zu machen, nahm er zwei von ihnen, zerriss sie mit den Händen in Stücke, briet sie am Feuer und verzehrte sie. Darauf trank er ein paar Kübel voll Schafmilch, legte sich auf sein Lager und schlief ein.

Die Matrosen verlebten eine schwere Nacht. Sie konnten keinen Ausgang aus der Höhle finden, und von dem vielen Käse, der dort lag, konnten sie nicht essen, denn in der Todesangst hatte sich bei ihnen der Hunger und Durst verloren. Am nächsten Morgen stand der Riese frühzeitig auf, trank mehrere Kübel Schafmilch, verschluckte eine Unmenge Schafkäse und trieb dann die Schafe hinaus, den Eingang der Höhle gut hinter sich verschliessend. Als er am Abend heimkehrte, ass er wieder zwei von den Matrosen auf. Darüber machte ihm der Sprecher Vorwürfe. „Wie heisst Du?“ brüllte ihn der Riese darob an. „Ich heisse Nichts“, antwortete der Matrose. „Gut“, versetzte darauf der Riese, „Du, Nichts, wirst am Ende verzehrt werden“.

So wurden jeden Abend zwei Matrosen mehr ins Jenseits befördert, so dass zuletzt nur noch ihrer vier Stück übrig blieben. Als nun der Riese wieder zwei verzehrt hatte, legte er sich, wie gewöhnlich, auf sein Lager und schlief ein. Auf dem Herde brannte an einem Ende eine lange Stange. Diese nahmen die vier Matrosen und stiessen dem Riesen mit dem brennenden Ende sein eines Auge aus. Wie ein Löwe brüllte der Riese auf und lief in der Höhle umher, den Nichts rufend. Die Matrosen versteckten sich unter die Schafe, so dass er sie nicht finden konnte. Auf sein Geschrei kamen die anderen Riesen der Insel herbei und fragten ihn, warum er so brülle und wer ihm ein Leid angetan hätte. „Nichts hat mir das getan“, antwortete ihnen Kałmuk. Als die andern das hörten, verstanden sie ihn nicht und gingen kopfschüttelnd davon.

Weil nun sein Suchen ohne Erfolg war, wälzte der Riese den Stein vor dem Eingange weg, stellte sich in diesen und liess die Schafe einzeln heraus; so, glaubte er, würden ihm die Matrosen nicht entkommen können. Aber die Matrosen hüllten sich in Schaffelle ein und kamen in diesen heraus; nur Nichts gebrauchte eine andere List: er hielt sich dem Leithammel am Bauche fest. Doch wäre ihm das fast verderblich geworden, denn gerade den Leithammel hielt der Riese an, und er klagte ihm sein Leid und schwur dem Nichts bittere Rache. Erst als er ihn losliess, atmete Nichts auf und lief mit den andern Geretteten an den Strand. Hier fanden sie ihr Boot wieder und fuhren damit in das offene Meer. Bald wurden sie von einem Schiffe bemerkt und mitgenommen. So kamen sie glücklich wieder in ihre Heimat.

Erzählt vom Gärtner Urbaniak in Brudzyn; er nannte aber den Riesen Krowi puk, d. i. Kuhpuck. Den Namen Kałmuk, d. i. Fresser, menschenfressender Riese, hörte ich in Kujawien, wo mir das Märchen — natürlich ist es die Sage von Polyphem — ebenfalls erzählt wurde. Der Name Kuhpuck entspricht, wie Herr Professor O. Knoop in Rogasen meint, dem deutschen Kobold, der slawisch z. B. bei den Masuren kołbuk genannt wird (Toeppen, Aberglauben aus Masuren S. 16), und daraus ist dann durch Missverständnis erst ein krowi puk geworden (poln. krowa, Kuh).

## 2. Die Wunderflasche.

In einem Dorfe bei Sckokken lebte ein Mann, eine Seele von Mensch, wie man zu sagen pflegt, der mehr auf andere bedacht war als auf sich selbst. Und weil er eine Frau und mehrere Kinder und sonst nichts mehr als eine Kuh hatte, so gehörte er zu denen, die nicht viel in den Mund haben, und bei denen die Armut ein häufiger Gast ist; und weil die Kinder nach Brot schrieen, so entschloss sich der Mann zuletzt, seinen Milchspender, die einzige Kuh, zu verkaufen.

Es war gerade zu der Zeit Jahrmarkt in Rogasen, und so nahm der Mann die Kuh an den Hörnern und zog mit ihr hinaus auf die Landstrasse, die nach Rogasen führte. Wie er nun so dahinschritt und in Gedanken den Haufen Geld nachzählte, den er bei einem guten Handel erhalten würde, und auch an den guten Trunk dachte, der den Handel besiegeln sollte, kam er an die Stelle, wo der Landweg von Schokken in die Chaussee nach Rogasen einmündet, und wo sich abseits ein kleines Kiefernwäldchen befindet. Er sieht auf und erschrickt fast, denn nicht weit von ihm, nur einige Schritte vom Wege entfernt, steht auf dem Felde ein grosser Mann mit einem mächtigen Knüppel in der Hand und einem breitkrempigen Hut auf dem Haupte. Unwillkürlich blieb er stehen, so dass der Fremde Zeit fand, an ihn heranzutreten und ihn anzusprechen. Er fragte, wohin er die Kuh führe und wieviel Geld er für sie haben wolle. Der Mann wusste nicht viel zu antworten, denn den Preis hatte er sich noch nicht festgelegt, den würde ja der Handel mit sich bringen. Doch der Unbekannte liess ihn gar nicht ausreden, sondern bot ihm für die Kuh eine

gewöhnliche leere Flasche, welche er aus seiner Hosentasche zog. Das war dem Manne denn doch zu arg, dass man ihm für seine Kuh bloss eine leere Flasche bot. Der Zorn überkam ihn und mochte auch wohl auf seinem Gesichte zu sehen sein, und so beeilte sich der Fremde zu erklären, dass die Flasche eine Wunderflasche sei. Wenn er die besitze, so brauche er nur die Stube zu reinigen, die Flasche auf den Tisch zu stellen und zu befehlen: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Er würde dann staunen, was da alles zum Vorschein kommen werde. Der Mann ward neugierig, und die Beredsamkeit des Unbekannten bestach ihn so sehr, dass er ihm die Kuh gab und mit der leeren Flasche den Rückweg einschlug.

Die Frau war nicht wenig verwundert, als der Mann schon nach so kurzer Zeit wieder nach Hause kam. Sie fragt ihn nach dem Brot, das er mitbringen sollte, aber er hatte nichts bei sich; sie forschte nach dem Gelde für die Kuh, aber er hatte kein Geld, sondern nur eine leere Flasche. Und als er ihr von dem Tausch erzählte, wurde sie giftig und schimpfte, was sie konnte, nannte ihn einen liederlichen Menschen und Säufer, und zuletzt verliess sie die Stube und ging in den Garten, um zu jäten. Und als die Kinder sahen, dass sie keine Semmel bekamen, folgten sie der Mutter. So blieb der Mann allein, und das war ihm sehr erwünscht, denn er wollte die Flasche gleich auf ihre Wunderkraft prüfen. Um nicht gestört zu werden, verriegelte er die Tür und stellte dann die Flasche auf den Tisch, und nachdem er, wie ihm befohlen war, etwas mit dem Besen herumgefegt hatte, befahl er der Flasche: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Und siehe da, im selbigen Augenblick kam ein Diener aus der Flasche und hinterher ein Koch in weissem Anzuge. Diese deckten den Tisch mit weissem Linnen und stellten Teller und Gläser mit Braten, Wein und verschiedenen anderen Leckerbissen darauf, dass dem Manne das Wasser nur so im Munde zusammenlief. Auch Gabel und Messer lagen dabei, und der Mann brauchte sich nur hinzusetzen und nach Herzenslust all die schönen Sachen verzehren; und das tat er auch, ohne lange Umstände zu machen, denn er war hungrig. Als er gesättigt war, wurde der Tisch von dem Diener abgeräumt, und alles verschwand wieder in der Wunderflasche.

Inzwischen wurde es der Frau draussen zu langweilig; auch sie fühlte Hunger und wunderte sich nicht wenig, dass ihr Mann

so lange in der Stube drinnen verblieb. Sie schickte ein Kind hin, das sehen sollte, was der Vater treibe; als dieses aber die Tür verschlossen fand, kehrte es zurück, und nun ging die Frau selbst hin. Auf ihr Klopfen öffnete der Mann. Da die Frau wieder zu schimpfen anfing, so wurde auch er jetzt grob und befahl ihr zuletzt kurzerhand, die Stube auszufegen. Die Frau glaubte, bei ihrem Manne sei es nicht recht richtig im Oberstübchen, denn die Stube war frühmorgens gereinigt, aber weil er das mit Ungestüm verlangt hatte, so tat sie es doch, wenn auch widerwillig. Das besänftigte den Mann. Er befahl ihr, sich zu setzen, und auch die Kinder mussten Platz nehmen. Als dies geschehen war, sagte er zu der Flasche: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Und wieder kamen der Diener und der Koch und stellten vor jeden die schönsten Speisen hin, wie sie die Frau in ihrem Leben noch nicht gesehen, geschweige denn gekostet hatte. Seit diesem Tage war die Familie jeder Sorge um das tägliche Brot überhoben, denn die Flasche besorgte, was gewünscht wurde. Weil aber nun die Frau in ihrem Überflusse das Brot nicht achtete, das ihr früher oft gefehlt hatte, so wurde sie bestraft.

Nach einiger Zeit nämlich war Ablass im Dorfe, und der Mann lud seine Verwandten ein, sich bei ihm einzufinden; er wolle sie schon gut bewirten. Es fanden sich auch recht viele ein. Als sie in die Stube kamen, war kein Feuer auf dem Herd, und auf dem Tisch stand nur eine leere Flasche. Da sagte der Bruder des Mannes zu den andern Gästen: „Seht, wozu uns der Bruder eingeladen hat! Ich habe es ja aber immer gesagt, dass er ein Habenichts ist“. Der Mann jedoch bewillkommnete seine Gäste aufs freundlichste und bat sie, sich an den Tisch zu setzen, an dem er auch mit Frau und Kindern Platz nahm. Sie taten es. Darauf sagte der Mann: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Die Gäste machten grosse Augen, als der Diener und der Koch aus der Flasche herauskamen und jedem die besten Speisen fertig hinstellten und Messer und Gabel dazulegten. Und alle liessen es sich wohl schmecken. Als sie sich gesättigt hatten, standen sie auf, und in Gruppen zerstreut standen sie in der Stube umher und plauderten von alten Zeiten. Da sagte der Bruder des Mannes zu seiner Frau: „Du, lauf schnell nach Hause und bringe eine gleiche Flasche mit, wie die, die auf dem Tisch steht!“ Und die Frau ging fort und brachte das Gewünschte, und weil der Weg

bis zu ihrer Wohnung nur kurz war, so fiel es keinem weiter auf, dass sie fortgegangen war. Und der Bruder nahm die Flasche und vertauschte sie mit der auf dem Tische. Keiner merkte das, denn sie waren alle beim besten Sprechen. Nach einiger Zeit verabschiedeten sich die Gäste, und jeder kehrte nach Hause zurück.

Als nun der Mann am nächsten Morgen befahl, die Flasche solle ihre Schuldigkeit tun, da tat sie es nicht, und der Mann schob die Schuld an diesem Unglück der Frau zu, während sie wieder ihm die ganze Schuld zuschrieb. So kam Zank und Streit in die Familie. Und weil man im Überflusse alles verschleudert hatte, so musste man wieder von vorne anfangen. Der Bruder aber lebte in Saus und Braus, und alle merkten, wo die Flasche hingekommen war, aber keiner durfte etwas sagen, denn keiner hatte etwas gesehen.

Mit der Zeit ersparte sich der Mann wieder einiges Geld und kaufte sich dafür ein Kalb. Da dasselbe gut gefuttert und gepflegt wurde, so wurde mit der Zeit eine schöne Kuh daraus. Der Mann dachte bei sich: eine hässliche Kuh gibt auch Milch, kostet aber weniger Geld, und so beschloss er, die schöne Kuh zu verkaufen und für die Hälfte des Geldes eine andere zu kaufen. So führte er denn die Kuh wieder auf den Rogasener Jahrmarkt. Als er zu der Stelle gekommen war, wo er einst seine Kuh so vorteilhaft verkauft hatte, sah er wieder den Unbekannten stehen. Jetzt hatte er keine Furcht mehr, sondern rief ihn selbst herbei und fragte ihn, ob er noch eine solche Flasche bei sich habe; er wolle ihm wieder seine Kuh dafür geben. Und wirklich hatte der Mann eine Flasche, die, wie er sagte, ebenfalls ihre Schuldigkeit tun würde. Der Tausch wurde also vollzogen, und fröhlich wanderte der Mann heim.

Schon von weitem rief er seiner Frau zu, dass er wieder eine Wunderflasche bekommen habe. Als die Frau das hörte, nahm sie schnell den Besen und fegte die Stube aus, und die Kinder konnten die Zeit gar nicht erwarten, bis der Diener wieder mit all den Leckerbissen hervorkommen würde. Und alle hielten den Atem an, als der Vater befahl: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Aber da kam ein Mann aus der Flasche heraus, der hatte eine lange Peitsche in der Hand und fing an, einen nach dem andern zu bearbeiten. Zum Glück war die Stubentür offen, und unter Weinen und Heulen nahmen alle durch diese Reissaus.

Bald darauf lud der Mann wieder alle seine Verwandten ein. Und alle kamen, nicht einer fehlte. Als sie in die Stube kamen, stand die Flasche auf dem Tisch, Frau und Kinder aber waren nicht da. Der Mann begrüsste seine Verwandten recht herzlich und lud sie ein, sich an den Tisch zu setzen. Als dies geschehen war, ging er nach der Tür, als ob er sie zumachen wollte, und rief: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ In demselben Augenblick machte er die Tür auf und entschlüpfte in den Hausflur und hielt die Tür von aussen fest verschlossen. Das Geschrei der Zurückgebliebenen sagte ihm, dass die Flasche ihre Kraft noch nicht verloren hatte. Die meisten Prügel bekam der Bruder. Der bat, die Tür zu öffnen; er werde auch gleich die andere Flasche bringen, die er damals gestohlen habe. Als er dies in Gegenwart aller versprochen hatte, öffnete der Mann die Tür, und alle Verwandten liefen spornstreichs nach Hause. Der Bruder aber brachte die gestohlene Flasche und gab sie dem Manne zurück.

Seit dieser Zeit lebte der Mann wieder im Überfluss, und wenn er nicht gestorben ist, so muss er noch irgendwo bei Rogasen zu finden sein.

Erzählt vom Gärtner Urbaniak in Brudzyn.

### 3. Rokita und der Schafhirt.

Einst lebte ein armer Mann, der auf einem Gute die Schafe hütete. Er musste die Schafe ziemlich weit austreiben. Seine Frau brachte ihm tagtäglich das Essen auf das Feld und legte es unter einem Strauche nieder. Es bestand stets aus einem in der Asche gebackenen Kuchen. Eines Tages war der Kuchen, den die Frau ihm gebracht hatte, verschwunden. Alles Suchen war vergebens. Aber der fromme alte Mann fluchte und schimpfte nicht, sondern sagte: „Wer ihn genommen hat, der mag ihn behalten in Gottes Namen“. Und er kümmerte sich nicht weiter darum.

Den Kuchen hatte aber ein junger Teufel genommen. Dieser Teufel, Rokita genannt, war zum erstenmal auf Raub ausgezogen, und der Raub war ihm auch gelungen, weil er den Hirten nicht hatte zum Fluchen bewegen können. Wie er nun vor den Teufelsfürsten trat, zankte dieser ihn ordentlich aus und gab ihm zur Strafe auf, dem Hirten dafür ein halbes Jahr zu dienen.

Am nächsten Tage kam ein ärmlich gekleideter junger Mann zu dem Hirten und bat ihn, ihn in Dienst zu nehmen. Der

Hirt sagte ihm, er habe gar keinen Diener nötig, könne auch keinen ernähren und bezahlen, da er für sich und seine Frau kaum selbst genug zum Leben habe. Der junge Mann aber — es war der junge Rokita — sagte, er wolle keine Bezahlung haben; er solle ihn nur aufnehmen. Und da auch die Frau des Schäfers ein gutes Wort einlegte und meinte, er könne ja das Mittagessen auf das Feld bringen, damit es nicht wieder gestohlen würde, liess er sich bereden, den jungen Rokita zu behalten. Wer er war, wusste er natürlich nicht.

Der junge Rokita ging nun täglich aufs Feld und brachte dem Alten das Mittagbrot. Eines Tages, als der Schäfer einen Hund mitnehmen wollte zum Hüten, sagte der Junge, das sei ganz unnütz. Der Alte liess ihm den Willen, war aber neugierig zu sehen, wie er ohne Hund die Schafe zusammenhalten würde. Doch Rokita pfiff nur, und die Schafe kamen sofort zusammen. So machte er dem Schäfer die Arbeit des Hütens leicht.

Jetzt kam der Winter heran. Der Hirt wollte den Jungen entlassen, doch auf Zureden seiner Frau behielt er ihn noch. Eines Tages fuhren sie in den Wald, um Holz für den Winter nach Hause zu schaffen. Sie nahmen einen kleinen Handwagen mit sich. Im Walde wollte der Alte dürre Zweige sammeln oder von den Bäumen abbrechen. Da lachte Rokita und sagte, so könnten sie ein paar Jahre Holz sammeln, ehe sie für den Winter genug hätten; und er fasste die Bäume, rüttelte sie und riss sie aus. So rodete er fast den halben Wald aus. Die ausgerissenen Bäume brachte er nach Hause. Sie hatten jetzt Holz genug.

Darauf sagte der Junge zum Hirten: „Wir können doch nicht so faullenzen. Geht zum Herrn und sagt ihm, dass wir ihm das ganze Getreide ausdreschen wollen. Dafür sollt ihr nur einen Sack voll Getreide verlangen“. Der Hirt ging zum Gutsherrn und sagte ihm das, aber der lachte darüber, weil er einen Scherz vermutete. Doch ging er darauf ein. Die beiden gingen in die Scheune. Der Alte hiess den Jungen nach oben gehen und die Garben herunterwerfen. Rokita wollte es etwas schnell machen, aber der Alte befahl ihm, die Garben langsamer zu werfen, denn so schnell könne er sie nicht aufbinden und ausbreiten. Das war aber dem Rokita zu langweilig. Er kam herunter und sagte: „Väterchen, geh Du nach oben; ich werde hier schon alles besorgen“. Er nahm eine Garbe nach der andern in die Hand, schüttelte sie, und nicht ein

einziges Getreidekörnchen war mehr im Stroh zu finden. In wenig Stunden war alles fertig, doch Spreu, Getreide, Lupinen, Erbsen und alles andere auf einem Haufen. Der Alte war nun besorgt, wie das wohl gesondert werden könne. Der Junge beruhigte ihn aber und liess ihn die Scheunentore aufmachen. Dann stellte sich Rokita an ein Scheunentor und fing an zu pusten. Zum grossen Erstaunen des Alten wurde alles gesondert: die Spreu lag auf einem Haufen, Erbsen, Lupinen und alle Getreidearten lagen auf ihrem Haufen besonders. Der Alte und der Herr machten ein erstauntes Gesicht, und erfreut darüber, das alles so schnell ausgedroschen war, sagte der Herr zu dem Schäfer, er solle sich einen grossen Sack voll Getreide für seine Arbeit nehmen. Währenddessen hatte Rokita die Schäferfrau in die Stadt nach Sackleinwand geschickt. Diese brachte auch so viel, dass es wohl für zehn Säcke gereicht hätte, aber Rokita sagte, das wäre viel zu wenig, und er liess sich alles Geld geben, das der Schäfer hatte, und kaufte einen guten Getreidewagen voll Leinwand. Aus all dieser Leinwand musste die Frau einen ungeheuren Sack machen. In den schüttete der Junge fast alles Getreide hinein. Mit Leichtigkeit schleppte er zur Verwunderung des Alten und zum Ärger und Zorn des Herrn den Sack fort, und als dieser ihm Vorwürfe machte, da sagte er lachend, er habe ja dem Schäfer einen Sack voll, den er tragen könne, versprochen. Aus Wut schickte nun der Herr einen wilden Stier los, damit er den Schäfer und den Rokita ordentlich zurichten solle. Der Schäfer bekam Angst, doch der Junge lachte und sagte: „Unser Herr ist gut. Sieh, er schickt uns sogar noch Fleisch dazu“. Und damit fasste er den Stier bei den Hörnern, brach ihm das Genick und legte ihn oben auf den Sack. Jetzt hatte der Schäfer genug Fleisch und Getreide. Er verkaufte das Getreide und wurde so ein reicher Mann.

Jetzt erst durfte Rokita in die Hölle zurückkehren, und er sagte dem Schäfer, dass er ihn verlassen müsse. Der aber wollte ihn nicht fort lassen, da sie ja jetzt genug zu leben hätten. Schliesslich aber liess er ihn doch gehen, und nun erst offenbarte ihm Rokita, wer er sei und warum er zu ihm gekommen wäre. Dann verschwand er plötzlich und liess den verdutzten Schäfer stehen. Erzählt vom Schneidermeister P. Mucha in Rogasen.

Rokita ist der Name eines polnischen Teufels, s. Hessische Blätter für Volkskunde IV, 32.

# Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

Von Professor O. Knoop in Rogasen.

## III. Krankheiten, Tod und Begräbnis; das Leben nach dem Tode[1]).

1. Wenn man eine Schale von einem Apfel oder ähnlichem über den Kopf wirft und es entsteht eine Zahl daraus, so gibt diese an, wie lange man leben wird.

2. Viele abergläubische Landleute stellen in der Silvesternacht eine Schüssel mit reinem Wasser auf den Tisch; dann wirft man ein möglichst blankes Geldstück mit der scharfen Kante in das Wasser. So oft das Geldstück bei diesem Werfen in der Schüssel liegen bleibt, so lange wird man noch leben. Springt es aber heraus, so bedeutet das den Tod.

3. Wenn man wissen will, wie lange man leben wird, so muss man den Kuckuck darnach fragen; so oft er darauf antwortet, so viele Jahre wird man noch leben (deutsch und polnisch; vgl. mein „Volkstümliches aus der Tierwelt", Nr. 241 und 242).

4. Wenn man von Kuchen träumt, wird man krank.

5. Wenn in der Karwoche Wäsche gewaschen wird, so entsteht in dem betreffenden Hause Krankheit (Gnesen).

6. Mit der ersten Erdbeere, die man im Frühjahr oder Sommer findet, soll man sich die Füsse (auch die Hände) einreiben; das schützt vor Frostbeulen (Kujawien).

7. Wenn man die ersten Kornblüten sieht, soll man sie mit den Lippen von der Ähre abstreifen und verschlucken; man bekommt dann das ganze Jahr hindurch kein Fieber (deutsch und polnisch).

8. Am Palmsonntag werden drei geweihte Palmenkätzchen verschluckt; die Leute glauben, dass sie dann vor Krankheiten sicher sind (allgemein polnisch).

9. Wenn man Fischschuppen über einen Weg giesst, bekommt man einen Ausschlag.

10. Kinder sollen nicht mit Feuer spielen, sonst werden sie ins Bett nässen (allgemein).

---

[1]) Die nicht durch Ort oder Kreis bezeichneten Stücke sind deutschen, die übrigen polnischen Ursprungs.

11. Wenn Kinder ins Bett nässen, soll man sie mit dem Pferdehalfter durchprügeln. Das hilft gewiss, denn dem betreffenden Kinde erscheint dann regelmässig der Halfter und warnt es (Kujawien).

12. Die Kinder nehmen häufig brennende Holzstöcke oder Holzscheite in die Hand und schlagen damit, indem sie sich schnell herumdrehen, einen Kreis. Man sieht alsdann einen feurigen Ring. Da aus diesem Spiel häufig Feuerbrände entstanden sind, so hat man den Kindern diese Spielerei verboten. Man sagt ihnen, sie werden ins Bett nässen, wenn sie solches tun (Kujawien).

13. Blasen auf der Zunge sollen vom vielen Lügen herkommen; sie entstehen auch, wenn jemand ins Feuer speit.

14. Wenn jemand an der Fallsucht leidet, so darf er diejenigen Farben nicht tragen, die ihm am besten zu Gesichte stehen (Kujawien).

15. Am Feste des heiligen Valentin (14. Februar) soll man fasten, dann bekommt man keine Epilepsie (Brudzyn).

16. Mittel gegen die fallende Sucht oder Epilepsie werden vom Volke verschiedene angegeben. So soll derjenige, der an dieser Krankheit leidet, einem andern, der von ihr nichts weiss, in den Herzfinger der rechten Hand stechen, so dass Blut herauskommt. Das beste Mittel soll aber sein, das Hemde von einem solchen Kranken in zwei Stücke zu zerreissen und dieselben auf ein Heiligenstandbild zu hängen. Vor Bożejewice hing einmal ein solches Hemde auf der dortigen Figur. Ein Arbeiter kam vom Felde gefahren. Die Sache kam ihm lächerlich vor, und er hieb mit der Peitsche nach dem Hemde, indem er sagte: „Dummes Weib, könnte das Hemd auch wo anders hinhängen!“ Sobald er nach Hause kam, verfiel er in Krämpfe; er hatte die Epilepsie, und diese ergriff ihn so stark, dass man ihn nach drei Tagen zu Grabe trug (Kujawien).

17. Geschwüre soll man mit Dung aus dem Abort beschmieren, dann verschwinden sie, denn sie ekeln sich davor (Brudzyn).

18. Wenn man von Gebrechen und Geschwüren erzählt und will die Stelle am eigenen Leibe zeigen, so sagt man vorher: „Nieprzymierzając“, d. i. nicht angepasst. Sagt man das nicht, so bildet sich leicht am eigenen Körper ein solches Geschwür (Kujawien).

19. Auf den Feldern findet man oft einen weissglänzenden Kiesel, welcher der ustrał genannt wird. Den soll man in die

Hand nehmen, anspucken und hinter sich werfen. Tut man das nicht, so bekommt man den ustrał am Finger, ein böses Geschwür. Um dasselbe zu vertreiben, muss man Pulver darauf schütten und dieses anzünden. Das Geschwür wird alsdann mit abgeschossen, und die Stelle heilt zu (Kujawien).

20. Wenn man Geschwüre, Geschwülste, Venen, Warzen oder dgl. hat und diese gern loswerden möchte, soll man heimlich irgendwoher (z. B. aus der Küche) ein Stückchen Fleisch, am besten rohes, nehmen, hiermit die betreffende Stelle am Körper dreimal bestreichen und dazu sprechen: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes". Dann vergrabe man das Stückchen Fleisch unter der Dachtraufe. Sobald es zu faulen anfängt, verschwindet auch nach und nach der Fehler am Körper. Man muss aber, damit dies Sympathiemittel hilft, folgendes beobachten: Das Amen nach der Anrufung Gottes darf nicht gesagt werden; es muss ferner in aller Stille geschehen, nicht dabei gesprochen werden, und niemand darf das Vergraben des Fleisches sehen. Auch darf man niemandem davon etwas erzählen.

21. Ähnlich kann man einen Fehler am Körper wegbringen, wenn man die zu heilende Stelle mit der Hand eines kürzlich Verstorbenen dreimal bestreicht und dazu spricht: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des hl. Geistes — ohne jedoch Amen hinzuzufügen. Man darf auch hiervon niemandem etwas erzählen.

22. Wenn jemand ein Gerstkorn hat, so soll er, um es zu verlieren, es kurz vor Sonnenuntergang dreimal überstreichen, oder er soll dreimal mit einer Sichel ein Kreuz darüber machen (Kujawien).

23. Wenn jemand ein Gerstkorn hat, soll eine Person vor die Tür seines Hauses gehen und sagen: Du hast ein Gerstkorn am Auge. Die kranke Person soll darauf antworten: Du lügst, mein Prophet. Dies muss dreimal gemacht werden (Kujawien).

24. Wenn einer Kopfweh hat, so muss man ihm den Kopf reiben, dann wird er gesund.

25. Der Krebs soll die Ursache des gleichnamigen Geschwüres sein. Stirbt er nämlich auf dem Lande, so verwandelt sich seine Farbe in Giftstoffe, die dann, durch Fliegen auf den Menschen übertragen, dieses Geschwür bilden (Kujawien).

26. Wer an Rheumatismus leidet, soll drei Kastanien in der Hosentasche tragen, das hilft.

27. Der Schlucken oder das Aufwerfen soll ein Zeichen dafür sein, dass man von jemand beklatscht wird. Man soll dann auf die Person raten; trifft man sie, so hört das Aufwerfen auf (Kujawien).

28. Wenn man einem die Warzen abzählt, bekommt man selbst welche.

29. Warzen vertreibt man dadurch, dass man einen Zwirnsfaden nimmt, darein so viele Knoten macht, als man Warzen hat, und ihn dann an einen Ort legt, wo er schnell verfault. Wenn der Faden verfault ist, fallen die Warzen ab.

30. Wenn abnehmender Mond ist, soll man zu dem Monde sprechen: „So wie du abnimmst, lass auch meine Warzen abnehmen". Dasselbe soll man dreimal sprechen. Oder man soll, wenn ein Begräbnis vorüberzieht, an eine Waschschüssel gehen und die Warzen mit Wasser benetzen, wobei man dreimal sprechen soll: „Todes Grab, wasche doch meine Warzen ab".

31. Der Weichselzopf wird noch hier und da angetroffen. Manche schneiden sich denselben am ersten Osterfeiertage ab; sie legen ihn dann am Wege hin, und darauf legen sie ein Geldstück. Wer dieses Geldstück aufhebt und sich aneignet, auf den geht der Weichselzopf über, und der andere ist ihn los (Pakosch).

32. Wenn alte Weiber Weichselzöpfe haben, so schneiden sie sie am ersten Osterfeiertage ab und tragen sie unter den Zaun des Nachbarn. Dadurch wollen sie die Weichselzöpfe zwingen, in das Haus des Nachbarn überzugehen (Kr. Hohensalza).

33. Die Haarzotten bekommt man, wenn man einen kahlen Menschen verspottet, oder wenn man übermütig ist, weil man selbst schöne Haare hat (Czerleino, Kr. Schroda).

34. Um sich von der Haarzotte zu befreien, soll man sich die Haare vom Kopfe abscheren und zu diesen Hundehaare hinzutun. Diese Mischung soll man am Pfingstfeste vor Sonnenuntergang unter einer Bożemenke vergraben (Czerleino).

35. Wenn die Hexe jemandem etwas anhaben will, so setzt sie ihm den Weichselzopf auf. In der Montwy badete eines Tages ein Mann und sah einen Weichselzopf auf dem Wasser schwimmen. Er nahm denselben und fand einen Groschen darin eingewickelt. Diesen trug er in die Kirche und warf ihn in den Opferkasten. Hätte er dies nicht getan, so hätte er den Kranken nicht heilen können, und hätte er den Groschen behalten, so würde er selbst den Weichselzopf bekommen haben (Kujawien).

36. Hat jemand Zahnschmerzen, so kann er dieselben vertreiben, wenn er beim Mondenschein dem Mond entgegengeht und die Formel spricht: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des hl. Geistes.

37. Wenn man heftige Zahnschmerzen hat, dann soll man die Blüten mehrerer Kräuter verbrennen und den Rauch durch den Mund einatmen.

38. Gegen Bleichsucht hilft Stockrose, gegen Gelbsucht Mohrrübe, gegen Schwindsucht Königskerze. Deshalb weiht man auch diese Pflanzen am Feste Mariä Himmelfahrt. Überhaupt werden an diesem Feste in der Kirche Kräuter geweiht, die dann gegen die verschiedensten Krankheiten bei Menschen und Tieren Verwendung finden (Kujawien).

39. Wenn jemand infolge von Hexerei krank geworden ist, so soll man den Zipfel des Deckbettes der Frau, die man für die Hexe hält, abschneiden und in den Schornstein hängen. Hilft dies nicht, so soll man drei dreieckige Papierblätter nehmen, zwei schwarze und eins halb rot und halb blau, und diese in den Schornstein hängen. Wenn dann die Hexe wie gewöhnlich durch den Schornstein hereinkommt, so werden ihr die Augen ausgerissen und die Zähne ausgebrochen, so dass sie nicht mehr sehen und sprechen kann (Jankowo bei Gnesen).

40. Wenn man das Hemde eines Menschen, der mit einer schweren und grässlichen Krankheit (z. B. Krämpfen) behaftet ist, verbrennt und die Asche um Mitternacht ganz allein auf einem Kreuzwege vergräbt, so soll sich die Krankheit verlieren oder doch wenigstens gelindert werden.

41. Kranke, die mit unheilbaren Krankheiten behaftet sind, sammeln bei den Leuten Geld ein und lassen dafür eine Messe lesen, was helfen soll (Brudzyn).

42. Wenn man von Wäsche träumt, so wird jemand sterben.

43. Wenn jemand träumt, dass ein Balken bricht, so wird jemand aus der Familie sterben.

44. Priester im Ornat bedeuten im Traum einen Todesfall in der Familie (Brudzyn).

45. Wer eine blaue Ader über der Nasenwurzel hat, stirbt bald (Kujawien).

46. Wenn man bei seinem Schatten keinen Kopf sieht, so stirbt man.

47. Wenn man sich am Abend die Hände ansieht, so erkrankt oder stirbt jemand aus der Verwandtschaft.

48. Wenn man vom heiligen Abend bis zum Silvesterabend nicht niest, so stirbt man bald.

49. In der Gegend von Grätz besteht bei den (polnischen) Leuten der Glaube, dass, wenn man in der Silvesternacht zwischen 11 und 12 Uhr dreimal um das Haus geht und dann durch ein Fenster in den ersten besten dunklen Raum hineinsieht, man diejenige Person aus der Familie sieht, welche in dem folgenden Jahre sterben soll. Oft ist es vorgekommen, dass jemand sich selbst in den dunkeln Scheiben sah und darauf vor Schreck wirklich starb.

50. Wenn man in der Neujahrswoche Wäsche hat, so wird in demselben Jahr eine Leiche im Hause sein.

51. In der Neujahrsnacht darf keine Wäsche auf dem Boden hängen, sonst gibt es einen Todesfall.

52. Geht man in der Neujahrsnacht durch eine Stadt oder ein Dorf und sieht auf einem Hause einen Sarg stehen, so wird in dem Jahr in dem betreffenden Hause jemand sterben.

53. An Marienfesten soll man sich nicht die Fingernägel beschneiden, sonst stirbt man bald (Kujawien).

54. Vor Gericht beobachten die Leute einen Schwörenden und passen auf, ob er im Gesicht rot wird. Geschieht das, so ist das ein Beweis dafür, dass er einen Meineid geleistet hat. Man sagt von diesem, dass er innerhalb eines Jahres „krepieren" wird (Brudzyn).

55. Wenn grosser Sturm wütet, so dass die Äste von den Bäumen brechen, so hat sich jemand erhängt.

56. Wenn ein grosser Sturm anhält, so hat sich gewiss ein Jude erhängt (Czerleino).

57. Wenn in der Nacht der Holzwurm in alten Möbeln bohrt, so steht in dem Hause ein Todesfall bevor (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 117, 118).

58. Wenn ein Maulwurf im Hausflur aufstösst, so ist ein Todesfall zu erwarten (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 278—280).

59. Wenn ein Hund Löcher kratzt, stirbt jemand (Kr. Czarnikau).

60. Wenn ein Hund anhaltend gegen ein Haus heult, so stirbt

bald jemand darin (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 171, 176—179).

61. Wenn eine Henne kräht, stirbt jemand (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 139—146).

62. Liegt jemand krank zu Bett und es brennt dabei die Lampe im Zimmer, so wird der Kranke sterben, wenn ein Nachtfalter oder ein anderes Insekt an die Lampe heranfliegt.

63. Wenn 13 Menschen am Tische sitzen, so bedeutet das ein Unglück oder es stirbt jemand von ihnen. Es heisst auch, dass gerade die Person stirbt, welche unter einem Spiegel sitzt.

64. Nach Sonnenuntergang darf man den Kehricht nicht aus dem Hause auf den Hof tragen, sonst wirft man das Glück aus dem Hause oder, wie viele sagen, man wirft jemand aus der Familie hinaus, d. h. jemand aus der Familie stirbt (Kujawien).

65. Der Tod eines Verwandten oder Familienangehörigen meldet sich vorher an. Das geschieht:

a) wenn man von Hochzeitskleidern träumt;

b) wenn eine Fledermaus ans Fenster fliegt;

c) wenn eine Eule schreit (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 46—50).

d) wenn ein Sperling gegen Abend an das Fenster klopft oder eine Krähe oder ein Rabe ans Fenster kommt;

e) wenn man von längst Verstorbenen träumt;

f) wenn man träumt, dass einem ein oder mehrere Zähne ausfallen, besonders wenn man träumt, dass die Zähne noch dazu vor dem Ausfallen ungewöhnlich lang werden, so dass man den Mund nicht zumachen kann und schreien möchte, aber nicht kann;

g) wenn sich verschiedene Geräusche vernehmen lassen, z. B. als ob ein Glas zerspränge, ein Vogel mit sehr lautem Flügelschlag durch das Fenster flöge, als ob jemand von draussen mit der Faust ans Fenster schlüge, als ob ein Gegenstand zur Erde fiele, als ob jemand durch die Tür hineinkäme, diese auf- und zumachte, trotzdem sie verschlossen oder doch fest zugemacht ist;

h) wenn etwas hinfällt, was bisher festgestanden hat.

66. Wenn man abends in der Stube sitzt und ein Schrank oder eine Kommode knackt, so soll jemand aus der Familie sterben.

67. Hört man hinter dem Glasspinde eine Uhr ticken, so wird jemand in der Familie sterben (Kujawien).

68. Wenn die Uhr mehrere Male zu derselben Stunde stehen

bleibt, so wird jemand aus der Familie oder Verwandtschaft zu derselben Stunde sterben.

69. Wenn der Geistliche bei einem Kranken ist, so brennt ein Kerzenlicht in der Stube. Wenn nach der Erteilung der letzten Ölung die Kerze ausgelöscht wird, so achten die Leute darauf, ob der Rauch nach oben geht oder nach der Tür zu. Geht er nach oben, so wird der Kranke gesund, geht er nach der Tür, so wird er sterben (Wronke).

70. Wenn bei der Totenmesse auf dem Altare ein Licht erlischt, so stirbt noch jemand aus der Familie (Kujawien).

(Schluss folgt.)

# Namen polnischer Herkunft aus Klein-Ellguth bei Oels.[1]

Von Dr. T. Stäsche.

Angeregt durch den Aufsatz des Herrn Geheimrats und Universitätsprofessors Dr. W. Nehring in Heft 1, 17 ff. (1894/5), den ich vor einiger Zeit wieder gelesen habe, führe ich polnische Namen aus dem Dorfe Klein-Ellguth auf, um sie zu erklären und damit den genannten Aufsatz zu ergänzen oder auch eine Erklärung, wo ich sie nicht fand, bei Mitgliedern des Vereins zu suchen. Ich bin dabei auf die ältesten, urkundlich nachweisbaren Formen zurückgegangen, weil sonst die Erklärung leicht durch die Irrlichter der Phantasie auf Abwege geführt wird. Aus den Namen der beiden Vorwerke wie auch den Familiennamen ergibt sich, dass ein bedeutender Teil der Bevölkerung des Dorfes ursprünglich polnisch war. Unter 39 Familiennamen des Schöffenbuches zwischen 1550 und 1600 fand ich 14 polnische; von Vornamen fand ich allerdings nur drei: *Woitek*, *Tomek* und *Stanisław*. Aber zugleich ergibt sich, dass die Namen grösstenteils schon ins Deutsche umgeprägt sind, dass also am Ende des 16. Jahrh., wahrscheinlich sogar schon um 1570 der Sieg des Deutschtums entschieden war. Dazu stimmt, dass Sinapius (Olsnogr., die er 1707 herausgab, S. 27) K.-E. nicht unter den Kirchen aufführt, in denen auch polnisch gepredigt wird. Das dort genannte Elgut ist Fürsten-Ellguth bei Bernstadt.

[1]) In gütiger und dankenswerter Weise hat Herr Geheimrat Prof. Dr. Nehring die Korrektur gelesen und wertvolle Bemerkungen beigesteuert Ss.

## 1. Ortsnamen.

Zum Dominium Klein-Ellguth bei Oels gehören zwei Vorwerke: die *Kåpse*, auch Kuopse gespr., östlich, bei Neu-Ellguth, die *Glûme* südlich an der Weide, beide an der Grenze von K.-E. und etwa je 5 Kilometer entfernt. Das erstere heisst auf den Karten *Kapitz*, ist aber auf der Homannschen Karte des Fürstentums Oels (Nürnberg 1738) überhaupt nicht angegeben.

Das Wort kommt vom poln. *Kopiec* = Hügel. Das Vorwerk hat aber seinen Namen nicht von der sanften Anhöhe, auf der es liegt, sondern weil hier wahrscheiulich ein Hügel als Grenzmal aufgeworfen war. Noch heute stossen hier die Grenzen von Klein- und Neu-Ellguth wie auch von Vielgut zusammen. Im 16. und noch im 17. Jhd. heissen solche Grenzmale in den Schöppenbüchern und anderen Urkunden Kopizen. So wird im Ölser Konfirmationsbuche (III n S. 103) die Lage eines Ackerstückes, das mit daraufstehendem Holze 1573 der vielgenannte Schulze Martin Schwarzbach zu K.-E. von den Herzögen Heinrich und Kaul kaufte, mit Hilfe solcher Kopizen beschrieben. Der Acker fing, wie es dort heiset, an „von der Koppiz, welche auf dem Wege, so auf Klein-Ellgotter Teich gehet, aufgeworfen, bis wiedrumb an die andere Koppitz, welches die breite 390 Ellen hat, die lenge aber gehet von denen beiden Kopizen dem aufgeworfenan Graben gleich, bis an Sperligs und Andres Pruckes Garten“.

Solche Koppizen wurden allgemein zur Bezeichnung der Grenzen verwandt. So kauft im Schöppenbuch von K.-E. vom Jahre 1637 ff. Bl. 34 Chr. Regber vom Gute ein Stück Rodeland, das zwischen der Hofewiese und dem Viehtriebe (Schäfertriebe?) liegt, „soweit ihm solches ausgegrenzt und verkopizt worden“.

So heisst also Kåpse soviel als Grenze, und das Vorwerk könnte man als Grenzvorwerk bezeichnen. Sie ist übrigens nicht mit einer der beiden erwähnten Kopizen auf Schwarzbachs Acker zu verwechseln, obwohl man auch zu ihr auf dem Wege kommt, „so auf Klein-Ellguther (jetzt Neu-Ellguther genannt) Teich geht“. Die Kopizen Schwarzbachs sind nach obiger Beschreibung wohl in der Nähe der Schmollner Bache, südlich der Kirchgasse und östlich des Wahls zu denken, denn der Acker reicht bis an Sperligs Garten. Dieser aber ist das heutige Grundstück Nr. 21 (Zohl), wie ich in meinem demnächst erscheinenden Aufsatze über

die Geschichte der Kirchen Klein-Ellguth und Raake in der Ztschr. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens Bd. 40 ausgeführt habe.

Kåpse ist übrigens = Kupse, d. i. der Hügel über einer Kartoffel- oder Rübengrube, dann die Grube selbst. Nicht unbeachtet darf bleiben, dass beim Namen *Kåpse* wie auch sonst öfter das Volk die richtige, ursprünglichere Form weit besser bewahrt hat als die Amtssprache, die es in Kapitz entstellte. Ganz offenbar hielten die Beamten der herzoglichen Kammer das offene o für ein vom Dialekt der Bauern entstelltes a und begingen einen ähnlichen Fehler, wie der Pastor Hertzog, und wie ihn heute noch viele, besonders unter den Gebildeten begehen.

Nîfke, auch Nêfke. So werden Flurstücke im südlichen Teile des Dorfes, dem sogenannten Waldende, benannt, das nachweislich jünger als der nördliche Teil, das Bauerende, ist, und zwar führen m. W. diesen Namen die Äcker westlich vom Dorfe zwischen dem Schäfertrieb und der Dorfstrasse bis etwa an die Einmündung der Förster- oder Säugasse, die zu dem kronprinzlichen Jagdhause führt, und die Äcker nördlich von der Förstergasse und östlich der Dorfstrasse. Das Wort ist wohl dasselbe wie poln. niwa f. = Feld, besonders Ackerfeld im Walde. Diese Erklärung würde zu der Tatsache stimmen, dass der Wald noch 1738 auf der Homannschen Karte im grossen Bogen von Westen nach Süden und Osten das Dorf umgab, so dass er z. B. schon unmittelbar südlich der Förstergasse begann. Die Namen Rodeland und Püschel zeugen heute noch davon. Die Überlieferung erzählt aber, dass die Kirche ursprünglich unter dem Walde gestanden, d. h. dass der Wald bis an die Kirche herangereicht habe. Jedenfalls weist der Name Waldende auf die Nähe des Waldes hin. So ist Nifke das auf Waldboden angebaute Feld = Rodeland. — Den Namen Nife = niwa führt z. B. auch ein Dorf südlich von Bernstadt, das noch heute unterm Walde liegt.

Was bedeutet ferner *Glume?* Es war früher Schweizerei und dazu durch seine Lage an ausgedehnten Wiesen und Wäldern und dem Weideflusse wohl geeignet. Auf der Homannschen Karte von 1738 heisst es *Chlume Schweizerei*, im Kirchenbuch von 1691 findet sich *Zum Gluming*, aber die Notiz stammt vom Pastor Hertzog in K.-E. (1680—92), der in Dresden geboren war und als Sachse viele Namen nicht verstand und daher nach Gutdünken ummodelte. Im Kirchenbuch von 1766 wird im Verzeichnis der Getauften die

*Glymyner* Schweizerei genannt. Eine Deutung des Namens *Glume* usw. kann ich nicht geben[1]). Wo kommt der Name sonst in Schlesien vor?

## 2. Familiennamen.

Bei den folgenden Familiennamen ist die heutige Form immer an erste Stelle gesetzt. Die Abkürzungen bedeuten:

> K = Kirchenbuch; es beginnt 1681. S = Ältestes Schöppenbuch. U = Urbarium von 1694. — Die hinter dem Buchstaben, d. i. der Abkürzung, stehende Zahl ist das Jahr, in dem die Form vorkommt. Bei S bedeutet die zweite Zahl, die hinter der Jahreszahl in Klammern steht, die Blattnummer.

*Gasde* und *Gahse*, beide Formen heute nebeneinander. Die Familie *Gahse* ist aber erst in neuerer Zeit in K.-E. aus dem benachbarten Vielguth eingewandert. Der Name der einheimischen Familie *Gasde* wird fast nur *Gâse* gesprochen, also wie der Vielguther Name. Herr Pastor Brüssau in Vielguth war so freundlich, mir auf meine Anfrage mitzuteilen, dass sich im ältesten Kirchenbuche (es beginnt 1629) die Formen *Gazda*, *Gaszda* und *Gasde* finden. Im neuesten Kirchenbuche glaubt er, gelegentlich noch beide Namen nebeneinander, den einen in Klammern, gelesen zu haben; jetzt sei in Vielguth nur noch die Form Gahse üblich. — S 1573 (12) *Vitze Gasda*, 1576 (104) *Andreas Gasde*. K 1681 *George Gäszde.* 1683 *Gäse.* U (1694) nur (9 mal) *Gase.* K 1749 *Gaszde.* Die Formen *Gäszde* und *Gäse* stammen von dem oben erwähnten Pastor Hertzog, der als geborener Sachse ohne Verständnis für schlesische Namen war. Die schlesische Aussprache Kaller, Haller, Bâr, traten, baten = hochd. Keller, Heller, Bär, treten, beten mag ihn zu der Meinung gebracht haben, dass *Gaszde* und *Gase* nur Formen der schlesischen Aussprache für hochd. *Gäszde* und *Gäse* sind. Ebenso lautete er, wie wir unten sehen werden, *Stasche* in *Stesche* um, hier aber, ohne den Umlaut mit *ä* anzudeuten. Über eine andere willkürliche Namensänderung durch einen Pastor siehe unter Jersemann.

Der Name ist polnisch: *gazda* = Hirt, Schafhirt. In Troppau (Öst.) bedeutet es auch Wirt. In Vielguth, das mit K.-E. zusammen

[1]) glum scheint verdorben zu sein aus glên Schlamm, schlammiger Boden, es könnte aber auch an glum Nichtigkeit, hier Unland, gedacht werden, wenn der Boden in der Zeit der Namengebung vielleicht unbenutzt lag. W. N.

ursprünglich nach Schmollen eingepfarrt war, konnte sich die Schreibung *Gahse* festsetzen, nachdem K.-E. sicher schon um 1540, wenn nicht früher, von Schmollen ausgepfarrt und als selbständiges Kirchspiel mit Raake verbunden worden war. In K.-E. und in Vielguth aber hat sich die gleiche Aussprache erhalten.

*Jârzetz*, gesprochen häufig *Jarsch*[i]*ätz*, wobei *ä* lang ist und ihm ein *i* vorgeschlagen wird. Das *sch* ist weich = poln. *ż*. S 1579 Peter *Jarschitz*, 1595 Peter *Jerschetz* mit Umlaut des *a* unter Einwirkung des folgenden *i*, das nach vollzogenem Umlaut zu *ĕ* geschwächt ist. Der Umlaut zeugt von vollständig deutscher Behandlung des poln. Namens. U 1694 *Jarsetz* öfter. K 1713 *Jahrsätz*. — J. ist dem Klange nach polnisch. Hängt es mit dem Adj. *jarzęcy* = sommerlich zusammen? Der Nasal schwindet im schlesischen Polnisch oft fast ganz, z. B. *piekny* statt *piękny* [1]).

*Jersemann, rs* gespr. = poln. *rz*, also weiches *sch*. *K* 1683 (Bapt.): Caspar *Jirschemann*, auch heute öfter so gesprochen. U 1694 unter den 7 Bauern *Caspar Jirsemahne* und *Hans Jirsemahne*. Auch heute zuweilen gespr. *Jirschemân* mit Betonung der ersten oder letzten Silbe. — So deutsch der Name klingt, halte ich ihn doch für die Umdeutung eines polnischen Namens (Volksetymologie); eine Erklärung aus dem Deutschen scheint unmöglich. Zugrunde dürfte liegen eine Form wie *jerzma*, die die deutschen Bewohner des Dorfes sich deutsch zurechtlegten. Poln. *jerzmianka* f. = Sterndolde. Gibt es eine Form *jerzmiana* oder *jerzmana*? Von ihr wäre der Name leicht abzuleiten, dann erklärte sich auch das *e* am Ende in *Jirsemahne* [2]). Auf ähnliche Weise wie die hier vermutete, dass nämlich *jerzma* zu *Jersemann* wurde, entstand in K.-E. der Name *Miersbach*. Aus Polnisch- (jetzt Gross-) Marchwitz bei Namslau wanderte vor etwa 60 Jahren Friedrich *Miersba*, der in P.-M., wo sein Vater Friedrich oder Michael als Inwohner lebte, 1814 geboren war, in K.-E. ein und hiess hier, in dem ganz

---

[1]) Nach dem Wörterbuche der polnischen Mundarten (Słownik gwar polskich) von J. v. Karłowicz, Krakau, 1901 ff. I 236 bedeutet jarzec Gerste, was auch für Personennamen (als Beinamen) möglich ist. W. N.

[2]) In dem Namen ist wohl die polnische Umbildung von *Hermann* zu vermuten. In gleicher Weise geht der Laut *H* in *j* über in *Jadwiga* = *Hedvigis*, *Jarostav Jarosz* = *Hieronymus* u. a.; vgl. *jedwab* böhm. *hedváb* Seide. Auch *g* wird zu *j*, z. B. in *Jerzy* = *Georg*. Der Familienname *Jerzmanowski* geht bestimmt auf *Hermann* zurück. W. N.

deutschen Dorfe, fortan *Miersbach*. Er erzählte später, dass diese Namensänderung durch die Pastoren entstanden sei, dass aber sein Vater sich noch *Miersba* geschrieben habe [1]. So wird auch der Name des bekannten Adelsgeschlechtes von *Saurma* oder *Sauerma* oft *Sauermann* gesprochen, oder man behauptet, dass der Name ursprünglich *Sauermann* geheissen habe. Vielleicht liegt auch hier das poln. *Surma* = Pfeife zugrunde. Das u könnte dann von den Deutschen in au verwandelt worden sein, wie mhd. zûn, dûme zu Zaun und Daumen wurden. Auch in K.-E. findet sich K 1710 (Mort.) Michael *Saurmann*.

Die Ableitung vom Namen *Hiersemann*, der im nahen Trattaschin Kreis Ohlau vorkommt, ist unwahrscheinlich. Zwar konnte *H* im Polnischen zu *J* werden, wie *Hadwig* zu *Jadwiga* wurde; aber der polonisierte Name wäre von der deutschen Bevölkerung doch als Hiersemann erkannt und so gesprochen worden. Wie wäre es aber endlich zu erklären, dass die polnische Form *Jirsemann* von den deutschen Pastoren oder Einwohnern des Dorfes später in die unverständliche Form *Jersemann* verwandelt wurde? Dass man das polnische *jerzmana* oder *jerzma* sich als *Jerse-mann* oder als *Jirsche-mann* (im Anklang an *Hirsemann*) zu verdeutlichen und zurechtzulegen suchte, ist begreiflich, aber nicht umgekehrt. Wäre der zweite Bestandteil *mann*, so wäre im Dialekt daraus nur *mõn* oder *muon* geworden, nicht aber *mân*.

*Jõkisch*, gespr. *Jôksch* und *Jauksch*. Der Name ist seit etwa 50 Jahren im Dorfe K.-E. ausgestorben, lebt aber noch in der Erinnerung des älteren Geschlechts. 1681 Hans *Jockisch*. U 1694 *Jokisch*, K. 1742 *Jocksch*. Der Name ist wohl polnisch, vielleicht = *Jakob*, also ursprünglich wohl *Jakusch*, später mit der häufigen Trübung des a zu o (pan und schles pon) und Kürzung zu *Joksch*, das später zu *Jokisch* erweitert wurde. Vgl. *Hanisch* U 1694 und *Hanusch* in der Bernstädter Gegend.

*Kohse*, gespr. *Koase*, d. i. mit langem, offenem *o*, auch *Kuose*. Offenbar polnisch. S (73) — das Jahr habe ich nicht notiert, aber es ist vor 1600 — *Woitek Kosa* Abzuleiten von poln. *Koza*

[1] Herr Julius Güntzel, der frühere Ortsvorsteher von K.-E., dem ich diese Mitteilung verdanke, hat sie seinerseits aus dem Munde des 1892 in K.-E. verstorbenen Häuslers Friedrich *Miersbach* selbst erhalten. Auch meine Schwester weiss, dass der Name ursprünglich *Miersba* hiess. Gesprochen wurde meist Mirschebach mit weichem sch.

= Ziege, nicht von *Kosa* = Sense, da das *s* heute noch weich gesprochen wird, nicht aber *Kösse,* wie man erwarten müsste. Die Schreibung *Kosa* beweist nichts, da die Schreiber des *S* nur deutsche Rechtschreibung haben, z. B. auch *Gasda*, obwohl poln. *gazda*.

*Stäsche,* gespr. früher, ehe wir (1873) K.-E. verliessen, nur *Stasche,* und zwar St = Scht. heute wohl auch *Stäsche,* also ä statt a. Der Name ist heute in K.-E. mehrfach vertreten, früher weit häufiger. Die ursprüngliche Form ist im Schöppenbuch erhalten: *Stasch.* So S 1575 (107) *Urban* und *Bartl Stasch* sowie *Sophya*, 'des alten *Stasches* Wittip'. Darnach ist der Name wohl schon im ersten Viertel des 16. Jahrh. im Dorfe vertreten. Ebenso S 1579 *Christof Stasch*, 1575, 1581 und 82 *Bartl* und *Urban Stasch*, dagegen 1583 und 84 *Joh. Bartl Stass,* wohl nur mangelhafte Schreibung. — Die spätere Form *Stasche* ist augenscheinlich aus dem Genetiv und Dativ entstanden, die *Stasches* S 1575 (107) und *Stasche* S 1580 lauten, S 1603 *Martin Stasche* als Nom.; 1578 *Bartl Stasse* neben 1583 und 84 *Stass*. Ähnlich im 19. Jahrh. in K.-E. *Becke* gespr., *Beck* geschrieben, in U 1694 *Becke* auch geschrieben.

In K findet sich 1690 und 92 *Georg* bzw. *Heinrich Stesche*, Es ist die Zeit und Schrift des Pastors Hertzog (1680—92), der auch in *Gasda* und *Gase* das erste *a* umlautete (s. oben!) und *Stesche* für die hochdeutsche Form statt des nach seiner Meinung mundartlichen *Stasche* halten mochte. In U (1694), also 2 Jahre später, findet sich viermal *Stasche*, einmal *Stäsche*. Dagegen in K des 18. Jahrh. nur *Stäsche* und *Stäsch*, und zwar die kürzere Form ziemlich häufig, z. B. im Verzeichnis der Getauften 1739, 49, 64, 65, 66, 67, 69, 85, im Verzeichnis der Getrauten 1747, 49, 64, 66. Später jedoch muss die längere Form herrschend geworden sein, durch die jene gänzlich aus dem Dorfe verdrängt wurde. Die kürzere Form *Stäsch* ist heute allein vertreten im Ortsvorsteher Herrn *Heinrich Stäsch* in Rathe bei Oels, dessen Grossvater aus K.-E. stammt, aber im K Bapt. 4. Juli 1790 noch *Stäsche* (Christian) heisst, wie auch des Herrn *Stäsch* Vetter in Bernstadt, *Karl Stäsche,* die längere Form schreibt.

Der Name ist polnischer Herkunft. *Stasch* = *Stasiu* = *Stachu* [1])

---

[1]) Stasiu und Stachu sind Vokative von Staś und Stach, Rufformen, als

sind polnische Koseformen für *Stanisław*. Eine vulgäre Nebenform von *Stasch* ist *Stosch*. Der Bischof Stanisław von Krakau, der 1079 vom Könige Bolesław erschlagen wurde, ist der Schutzheilige der Polen, und der 8. Mai ist noch heute in der Provinz Posen ein Feiertag, der Tag des heil. Stanislaus. Daher ist dort auch der Vorname *Stasiu* und *Stasia (= Stansiława)* sehr beliebt. Aber auch in Schlesien muss im Mittelalter der Name häufig gewesen sein. Denn er ist später wie so viele andere Namen Familienname geworden und lebt heute als solcher weiter in den verschiedensten Formen, die oftmals ihre Abstammung verhüllen. Solche Familiennamen sind ausser *Stäsche: Stasch, Stasche* (Trebnitz, Breslau), *Stosch* (Oberschlesien, Industriebezirk), *Stach, Stache, Stenzel, Stanzel, Stanke (= Stanek)*, wahrscheinlich auch *Stahn (= Stan*, abgekürzt für *Stanisław)*. Die beiden Formen Stenzel und Stanzel (Stanzl) sind von der vollen Form *Stanisław* abgeleitet. Auch der bekannte adlige Name von *Stosch* ist auf *Stanisław* zurückzuführen [2]). Die Aussprache *Stosch* statt hochpoln. *Stasch* weist auf schlesische Herkunft, da hier *Stosch* häufiger als in Posen zu sein scheint. Joh. *Stoschius* von Namslau wird von G. Fuchs in seiner Reformationsgeschichte des Fürstentums Oels als Diakon von Stroppen 1628 genannt.

*Woitas*, gespr. auch *Wuo'tas*. S 1579 (39) Andreas *Woitas*, 1578 (32) *Hans Woitas*, 1592 (43) *Tomek Woitasch*. U 1694 unter den 7 Bauern auch *George Woitas* der Ältere und der Jüngere. K 1683 Bauer *Woitasz*. — Der Name ist polnisch. *Tomek Woitasch*

---

Nominative im Slavischen allgemein gebraucht, vgl. z. B. in einem serb. Heldenliede Rados(l)ave Severinče. W. N.

[2]) Der Name *Stosch* kommt schon 1447 vor, wo die Herzöge von Brieg Schloss und Stadt Brieg an *Heinze Stosch* verpfänden. 1240 Peter *Stoschowitz*, 1297 *Johann Stossow*, 1329 Burghard *Stoscho*, vgl. Mangschütz vordem (von Paul Prusse), Breslau, Nischkowsky 1902 S. 190 Anm. 22. Die Schreibung *Stossow*, wie auch oben *Stasse* und *Stass* erklärt sich daraus, dass s und si, d. i. s mit folgendem *i* (wie in *Stasiu*) in der Mitte zwischen dem scharfen deutschen *s* und *sch* liegt, also zu *s* oder *sch* werden konnte. *Stasch* und *Stosch* wurde polnisch wahrscheinlich *Staś* bzw. *Stoś* gesprochen. Der Name des Dörfchens *Stöschwitz* am Striegauer Wasser bei Kanth mag nach dem Geschlechte von *Stosch* bekannt sein, vgl. oben *Peter Stoschowitz*. — Wenn Sinapius den Stammvater des Geschlechts von Stosch aus Kroatien einwandern lässt, so beweist das nichts gegen die obige Ableitung. Im übrigen leitete der phantasievolle Ölser Rektor andere schlesische Geschlechter sogar von den Quaden und Lugiern ab.

1592 hat sogar einen polnischen Vornamen. W. wahrscheinlich = *Wojtek*, also von *Wojciech* = Adalbert. Oder hängt es mit *ł wojt* = Vogt, Schulze zusammen?

Die folgenden Familiennamen kommen noch im Schöppenbuche zwischen 1550 und 1600 vor, sind aber heute in K.-E. und im Kirchspiel spurlos verschwunden. Soweit ich vermochte, habe ich sie gedeutet.

*Figule* (auch *Fichule*), *Viole, Fiol* S 1587 (180). 1577 (230). 1579, 80 *(Viole)* 1581, 82, 83, 84, *Viol.* Überall mit dem Vornamen *Balzer*.

*Gambala* S 1592 (43).

*Mlitzke* und *Mlitschke* S 1579 (119). Wahrscheinlich zusammenhängend mit *mléczko* Kalbsmilch, Kalbsbröschen.

*Quasny Blasien* S 1576 (24), 1584 (25 b). Daneben *Lorenz Sauer* 1575 (107), also die Übersetzung.

*Rzepka Paul* S 1590 (81), *Rzepke Adam* (Sohn des vorigen), 1595 (221). Schon 1573 (6) *Paul Rzepke.* Poln. *rzepa* f. und dim. *rzepka* Wasserrübe.

*Soika Hans* S 1559. Poln. *sójka* = Holzheher. Der Name ist wie auch *Rzepka* und *Quasny* in Oberschlesien heute nicht selten.

*Sroda Blaschke (Blasius)* S 1573 (102). *środa* poln. = Mittwoch.

*Wafersin* S 1573 (102). *wawrzyn* poln. = Lorbeer.

*Wangerke Merten* oder *Martin,* Schulze: S 1554 (2). 1560 (1). 1571 (5). 1577 (227). In Oberschlesien findet sich der Name *Wengerek* = kleiner Ungar. Jenes *Wang.* ist wahrscheinlich eine dem Deutschen angepasste Umbildung hiervon, wie auch der Name *Wangorsch* (in Bernstadt) aus poln. *węgórz* = Aal entstanden ist. Pflanzen und Tiernamen dienen im Polnischen aber oft als Personennamen, vgl. *rzepka, wawrzyn, sójka*, vielleicht auch *jerzma.*

# Zaubermittel gegen Krankheiten und leibliche Schäden, besonders das Versprechen (Sympathie).

Von Dr. Kühnau.

Der reichhaltigen Sammlung von Besprechungsformeln, die Herr O. Scholz in den Mitt. Heft III S. 45ff. und VI S. 30ff. beigesteuert hat, sollen die folgenden Beiträge als Ergänzung dienen. Sie sind so ziemlich alle aus Patschkau und Umgegend gesammelt.

1. Gegen Warzen („Hühnerwurzeln")

gibt es zahlreiche Zaubermittel.

a) Gewährsmann erzählt, dass er als Gymnasiast entsetzlich viele Hühnerwurzeln auf der Hand hatte. Da bestand seine Mutter darauf, dass ein alter Schäfer sie ihm verspräche. Derselbe kam und schnitt von Strohhalmen die Knoten heraus und drückte jede Hühnerwurzel kreuzweise, indem er dazu seinen geheimnisvollen Spruch sagte[1]). Die Knoten wurden dann unter der Traufe vergraben. Und als der so behandelte wieder zu den Ferien nach Hause kam, waren keine Hühnerwurzeln mehr vorhanden, eine nach der andern war abgefallen. Man sagte, es geschähe das ebenso, wie die Knoten unter der Traufe verfaulten. Gewährsmann bestreitet, an den Erfolg des Mittels geglaubt zu haben — aber der Erfolg sei eingetreten. (Löwen.)

b) Eine Frau erzählt: Wenn jemand eine Warze hat, so muss er ein Stückchen rohes Fleisch stehlen, muss es kreuzweise auf die Warze drücken und „im Namen des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes †" dazu sprechen. Dann muss er das Fleisch unter die Traufe bei Mondschein vergraben. So wie das Fleisch verfault, verschwindet die Warze.

c) Eine Frau erzählt: Wenn man auf der Hand eine Warze hat, so muss man sie mit einem Menschenknochen drücken und im Namen des Vaters † usw. darüber sprechen, dann verliert

[1]) Man kann das auch selbst machen, indem man mit dem Knoten des Strohhalmes die eigene Warze drückt im Namen des Vaters † usw. und den Strohhalm unter die Traufe vergräbt. (Patschkau.)

sie sich. Aber man muss daran glauben und Stillschweigen beobachten. Sie habe selbst das Mittel versucht, indem sie beim Aufgraben eines alten Kirchhofes in Breslau die Mittagspause (wo keine Arbeiter zugegen waren) benutzt habe, um einen der zahlreichen herumliegenden Menschenknochen auf die Warze zu drücken. Binnen drei Tagen sei die Warze weggewesen, die bis dahin keinem Mittel weichen wollte. (Breslau.)

d) Eine Frau erzählt: Wenn man eine Warze hat, muss man ein Läppchen, mit dem eben eine Leiche gewaschen worden sei, nehmen und so nass, wie es sei, kreuzweise auf die Warze drücken, indem man dazu spricht: Im Namen des Vaters † usw. Dann verschwindet die Warze. (Leobschütz.)

e) Ein Mann erzählt: Er habe fürchterlich viele Warzen auf der Hand gehabt. Die habe er durch „Versprechen" weggeschafft. Es muss aber zunehmender Mond sein. Man tritt ans Fenster und sieht in den Mond hinein, drückt mit dem Finger auf die eine Warze und sagt:

Was ich sehe, nimmt zu,
Was ich nicht sehe, nimmt ab.

Dann macht man dreimal das Kreuz mit dem Finger über die Warze und spricht: „Im Namen des Vaters † usw. Amen!" So fällt nach einiger Zeit die Warze ab. (Patschkau.)

f) Eine Frau erzählt: Sie habe eine Warze auf der Hand gehabt, die sie auf folgende Weise vertrieben habe: Bei zunehmendem Monde muss man rückwärts zur Traufe treten und, ohne sich umzuwenden, in die Traufe greifen. Was man dort greift, muss man nehmen und, indem man in den Mond blickt, unter folgendem Spruche mit dem Ergriffenen kreuzweise über die Warze streichen. Der Spruch heisst:

„Was ich sehe, nehme zu,
Was ich streiche, nehme ab.
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen!"

Ohne zu sprechen tritt man still ins Haus zurück. Das macht man drei Tage hintereinander. Dann vergeht die Warze. (Hertwigswalde bei Münsterberg.)

## 2. Gegen den „Bernickel"

ist ein Gegenmittel sehr bekannt.

Man nimmt den Zipfel des Bettes und drückt ihn kreuzweise über den „Bernickel" am Augenlide. Dazu spricht man: Bernickel,

ich drück' dich mit-n Bettzippel. Im Namen des Vaters † usw. Amen! Da geht er weg. Der Erfolg ist mir mehrfach bestätigt worden.

3. Gegen Hühneraugen.

Eine Frau erzählt: Wenn im Backofen das Feuer brennt und den Boden des Ofens breit bedeckt, so nimmt man ein Hölzchen und fährt damit über das Hühnerauge kreuzweise: „Im Namen des Vaters † usw.", und zwar so, dass man mit dem Hölzchen eine solche Bewegung macht, als werfe man mit ihm das Hühnerauge ins Feuer. Man schliesst mit den Worten: „und der heiligen Dreifaltigkeit! Amen!" Das Hölzchen fliegt in den Backofen — und wie es verbrennt, verschwindet das Hühnerauge.

(Patschkau.)

4. Gegen Flechten:

a) Die alte Gottwalden, die sich selbst aufs Versprechen versteht, erzählt: Man spuckt auf die Flechte, verreibt die Spucke tüchtig, zieht dann mit dem Finger einen Kreis um die Stelle und macht das Kreuzzeichen darüber: Im Namen des Vaters † usw. Amen! Dann spricht man ein Gebet (Vaterunser) zur hl. Apollonia oder hl. Katharina. Macht wieder das Kreuzzeichen wie oben. Dann heilt die Flechte.

Als die alte Gottwalden noch Magd war, da hat ihr eine alte Frau (Auszüglerin bei ihrer „Frau") eine Flechte so versprochen, und es hat geholfen. (Patschkau.)

b) Der alte Gottwald, ihr Mann, sagt: „Bei Flechten hilft es, wenn man der behafteten Person plötzlich dreimal auf die Flechte spuckt und weggeht, ohne sich umzusehen. (Patschkau.)

c) Ein junges Mädchen überreicht mir einen Zettel, auf dem verschiedene Anweisungen zum „Versprechen" angegeben sind. Das Versprechen wird seit langem in ihrer Familie geübt, und sie hat es vom Bruder gelernt. Was ich in Klammern zusetze, sind ihre mündlichen Erklärungen.

„Für Flechten".

(Bei abnehmendem Monde vorzunehmen: Man nimmt eine gelbe Tuchnadel — eine gelbe muss es sein, nicht eine weisse — und fährt mit der Spitze leise über die Flechte in der in folgendem angegebenen Weise, wobei man spricht): Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit (dabei fährt man im Kreise von links nach rechts über die Flechte hinweg). Hilf, Gott der Vater,

hilf, Gott der Sohn, hilf, Gott der heilige Geist (dabei fährt man bei dem ersten „hilf“ wieder im Kreise rückwärts und macht dann bei jeder Anrufung ein Kreuz mit der Nadelspitze. Dann fährt man fort):

Böse Flechte, geh wieder heim,
Böse Flechte, geh wieder heim,
Böse Flechte, geh wieder heim.

Dies ist dreimal zu wiederholen. Dann sind drei Vaterunser zu den armen Seelen durch den Kranken zu beten.

(Gesäss bei Patschkau.)

5. Gegen offene Wunde.

a) Die alte Gottwalden teilt mit: Wenn jemand eine offene Wunde hat, so verspricht sie die Wunde auf folgende Weise: Sie macht mit dem Finger einen Kreis um die Wunde, schlägt das Kreuzzeichen darüber: Im Namen des Vaters † usw. und spricht dann weiter:

Ich sehe eine offene Wunde.
Durch die heiligen fünf Wunden
Und das kostbare Blut
Werde die Wunde wieder gut.

Drei Kreuzzeichen wie oben. So heilt die Wunde.

(Patschkau.)

b) Der alte Gottwald verspricht auch, besonders „die Rose“ und „die Schmerzen“. Nur die Schlussgebete sind verschieden, bei der Rose zur hl. Apollonia, bei den Schmerzen zur schmerzhaften Mutter Gottes.

Bei den „Schmerzen“ (Wunde, besonders — „das ist besser“ — eine offene Wunde) lautet das Gebet:

Eine (offene) Wunde hat sich gefunden.
Durch die heiligen fünf Wunden
Und das kostbare Blut
Werde die Wunde wieder gut.

Im Namen des Vaters † usw. Vaterunser zur schmerzhaften Mutter Gottes.

Ausserdem teilt er mit: Wenn jemand eine offene Wunde hat, so hilft auch „gerochertes Schweineflêsch“ und „Pittersilje“ feingehackt, auf die Wunde gelegt. (Patschkau.)

c) Ein Herr erzählt mir: Einmal habe sich seine Schwester durch Hinfallen und Aufschlagen der Handwurzel auf einen Glasscherben die Pulsader derartig verletzt, dass die grösste Gefahr

der Verblutung entstand. Zufällig kam die Badersfrau, die das Versprechen verstand. Sie drückte den Arm zusammen, sprach ihren Spruch mit dem dreifachen Kreuzzeichen, und sofort trat Stillung des Blutes ein. Man sage von dieser Art der Heilung: jemanden „uf a Schwung kurieren". (Hochkirch bei Glogau.)

### 6. „Für Schwung".

Im besonderen Sinne versteht man unter „Schwung" (Schwund) die „Abzehrung, Auszehrung".

Das oben genannte junge Mädchen teilt folgendes Heilverfahren mit:

(Man nimmt Weihwasser und sagt): Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Hilf, †Gott der Vater, hilf, †Gott der Sohn, hilf, †Gott der heilige Geist (indem man drei Kreuze zu den bezeichneten Worten über die kranke Stelle (Bein, Arm u. dgl.) macht). Dann spricht man weiter:

Schwüngen, Gift und Gicht in Mark, Fleisch, Bein, Blut. Du sollst stille stehn und nicht wieder gehn. So wie Jesus Christus stille gestanden. Vater unser, der du bist in dem Himmel, geheiliget werde dein Name. Zu uns komme dein Reich. Dein Wille geschehe wie im Himmel. (Dabei fährt man von dem Worte „Schwüngen" an langsam mit der gestreckten Hand über die kranke Stelle herab bis zu dem Worte „Himmel").

Dreimal wiederholen.

Nachdem der Versprechende seine Kur beendigt hat, muss der Kranke drei Vaterunser zu den armen Seelen beten.

(Gesäss bei Patschkau.)

### 7. „Für die Rose".

a) Dieselbe teilt mit: (Man nimmt Weihwasser und spricht): Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Hilf, †Gott der Vater, hilf, †Gott der Sohn, hilf, †Gott der heilige Geist!

Rose, Rose, Rose! Weiche, weiche, weiche!
Wie die Sterne am Himmel streichen.
Hilf, Gott der Vater, hilf, Gott der Sohn, hilf, Gott der hl. Geist.
Dreimal wiederholen.
Drei Vaterunser zu den armen Seelen durch den Kranken.

(Gesäss bei Patschkau.)

b) Der alte Gottwald verspricht die Rose mit folgendem Spruch:

**Eine Rose hat sich gefunden.**
**Durch die heiligen fünf Wunden**
**Und das kostbare Blut**
**Werde die Wunde wieder gut.**

Im Namen des Vaters † usw. Vaterunser zur hl. Apollonia.

Der alte Gottwald sagt, er habe schon manchen geheilt. Und wenn ihn einer fragt, was das koste, so sagt er: Nichts. „Man soll nichts verlangen". Wenn einer aber freiwillig gibt, so kann man es annehmen. (Patschkau.)

c) Frau Rupprecht aus Patschkau erzählt: Ihr Mann habe einmal auf einer Auktion eine „Heiligenlegende" erstanden, in der ein Zettel lag mit einer Anweisung über das Roseversprechen. Und da hat's ihr nun ihr Mann „gelernt". Nun ging sie einmal über die Neissebrücke nach Nieder-Pomsdorf. Und wie sie an den Werderhäusern vorbeigeht, da trifft sie eine bekannte Frau. Nu, wie geht's Ihnen denn? fragt sie im Vorübergehen. „Denken Se ock", sagt die Frau, „wir sind doch gerade ei der Ernte, und da hat mei Monn de Rose eis Been gekrigt. Wie sôl ich nu de viele Arbt bestreiten?" So? Na, da ruffen Se mer amal den Monn. Der kommt nun und da spricht sie zu ihm: Wenn Se dron globen, will ich Ihnen de Rose versprechen. Aber globen müssen Se. Der Mann geht darauf ein, und nun spricht sie die Formel über das Bein. Sie lautet:

Rose † † †
Wollte Gott, du vergehst, wie der Rauch im Winde.
Rose, wollte Gott, du vergehst, wie die Blume auf dem Felde.
Rose, wollte Gott, du vergehst, wie der Sarg in der Erde.
Peter und Paul benimmt die Rose und den kalten Brand † † †.
Drei Vaterunser.

Und jetzt, spricht sie, nehmen Se einen Topf, und wenn die Kuh wird floadern, da faugen Se's auf und schlagen es, so warm wie es ist, um das Been um. Das machte nun der Mann, und nach drei Tagen war die Rose weg und der Mann konnte wieder aufs Feld.

Gefragt, warum denn die Kuhfladen eine solche Heilkraft hätten, sagt Frau Rupprecht: Sehn Se, die Kuh frisst doch allerlei grüne Kräuter, und wenn die im warmen Kuhfladen auf eine böse Stelle kommen, da heilt sie augenblicklich. Der alte Bäcker

Nonnast hatte amal so ein böses Bein, dass er gar nicht mehr fortkonnte, da hat ihn mein Mann kommen lassen. A koam ôch mit a Kricken und schleppte sich goar elendig. Nu hat mei Mann gleich mit eenem Toppe ei a „Gänsewinkel“ (ein vorstädtischer Bezirk von Patschkau) geschickt, se sellden em a wormen Floaden vo eener Kuh uffangen. Imgeschloagen, so heess wie a îs, zieht a olle Hitze aus-m Beene. Und's dauerte goar nich lange, dô kunnde der Nonnast wieder gehn und im Loaden stehn wie immer. (Die Erzählung der Frau Rupprecht zeigt, wie Leute aus dem Volke, wenn sie mit Gebildeten reden, sich bemühn, schriftdeutsch zu sprechen, aber es liegt ihnen nicht bequem, und so fallen sie schliesslich in die Mundart zurück, namentlich wenn sie sehen, dass man sie wohl versteht.)

### 8. Gegen Zahnschmerzen.

Ein längst gestorbener, aber früher in Patschkau wohlbekannter Mann, der das Versprechen verstand, wurde von jemandem angegangen, ihm die Zahnschmerzen zu versprechen. Er gab folgende Anweisung: Der Betreffende solle still nach Hause gehen und, ohne mit jemandem zu sprechen, sich an den Tisch setzen und auf ein Papier dreimal „verkehrt“ seinen Namen schreiben. (Was „verkehrt“ bedeute, erklärt mein Gewährsmann damit, dass einmal der Aufang hinten und das Ende vorn, dann der Anfang in der Mitte und zuletzt das Ende in der Mitte stehen müsse.) Dann solle er das Papier zusammenfalten und mit einem ganz neuen Nagel es an die Tür nageln, indem er dazu spreche: Im Namen des Vaters (erster Schlag), des Sohnes (zweiter Schlag) und des heiligen Geistes (dritter Schlag) Amen! Nach einiger Zeit („drei Stunden“ setzt mein Gewährsmann hinzu) werde er so furchtbare Schmerzen bekommen, dass er es kaum aushalten könne. Halte er sie aber aus, so werde er im ganzen Leben nie mehr Zahnschmerzen haben.

Der Mann machte, wie ihm verordnet war, bekam richtig nach drei Stunden wütende Zahnschmerzen, die er aber nicht aushielt, so dass er sich den Zahn herausziehen lassen musste.

In allen solchen Fällen, sagt mein Gewährsmann, gehört „Glaube“ dazu, sonst hilft es nicht. (Patschkau.)

### 9. „Für die Wehtat“.

Das mehrfach genannte junge Mädchen berichtet: (Man macht

mit Weihwasser drei Kreuze und spricht dazu): Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Hilf, G†ott der Vater, hilf, G†ott der Sohn, hilf, G†ott der heilige Geist.

Jerusalem, Jerusalem, Jerusalem, du jüdische Stadt,
In welcher Jesus Christus gekreuziget worden ist.
Er hat vergossen sein rosenfarbiges Blut,
Das ist für alle Wehtat und Würmer gut.

Dreimal wiederholen.

Drei Vaterunser zu den armen Seelen durch den Kranken.

(Gesäss bei Patschkau.)

### 10. Gegen ein Ohrenleiden.

Die alte Gottwalden hatte, als sie noch Magd war, schrecklich Ohrenschmerzen. Die hat ihr eine alte Frau versprochen. Sie sagte ihr, sie solle sich beim nächsten Backen von ihrer „Frau“ (Bauersfrau) ein „Kleebrutel“ mitbacken lassen, so gross wie ein Handteller. Dann solle sie es, so wie es aus dem Ofen komme, mitten durchschneiden und die beiden Hälften mit den heissen Innenflächen an beide Ohren halten und es aushalten, so heiss wie es sei. Dann solle sie die beiden Hälften zusammenklappen und hinaus an die „Grenze“ tragen und das zusammengeklappte Kleebrutel auf einen Grenzpfahl (wenn es etwa ein Grenzzaun ist) oder auf einen Grenzstein legen. Auf dem ganzen Hinwege wie auch auf dem Rückwege solle sie ja kein Wort sprechen, sondern still betend ihres Weges gehen.

Die Gottwalden sagt, das habe ihr geholfen, sie habe keine Ohrenschmerzen mehr gehabt ihr ganzes Leben hindurch. Erst vor zwei Jahren sei es wiedergekommen, und jetzt könne sie fast gar nicht mehr hören und ebenso wenig sehen. Aber das komme vom Alter.

### 11. Gegen böse Brust.

Frau Rupprecht kommt zum Mangeln, und da klagt ihr die Mangelfrau, dass sie so eine böse Brust habe. Da werde ich Ihnen gleich ein Mittel sagen, spricht Frau Rupprecht; mir ist es auch so gegangen. Ich hatte jahrelang einen Knoten in der Brust. Nun ging ich einmal nach dem Kirchhofe (dem alten in Patschkau) und treffe die Frau vom Kirchendiener. „Nu, spricht se, Frau Rupprecht, Se sein ja so betrübt, was fehlt Ihn denn?“ Ach, sprech ich, mir geht's nich gutt, ich leide an böser Brust, ich hab

schon mit allen Dokdern gedokdert, aber es kann mir halt keener helfen. „Ich werde Ihnen ein Mittel sagen, spricht die Frau. Gehn Se amal still von Hause weg nach dem Kirchhofe, beten Se unterwegs, und wenn Se jemand trifft, lassen Se sich auf keene Unterhaltung ein. Und wenn Se auf den Kirchhof kommen, suchen Se sich een Knochen von eenem Toten, den legen Se sich auf die wehe Stelle. Dann gehen Se wieder nach Hause, betend und ohne mit jemanden zu sprechen. Zu Hause lassen Se dann den Knochen noch eene Zeitlang auf der Stelle liegen und gehen dann wieder zurück zum Kirchhofe, wie das erstemal, und legen den Knochen wieder an die Stelle, wo Se ihn weggenommen haben". Das habe ich nun gemacht, und wie ich auf den alten Kirchhof kam, war gerade ein frisches Grab gegraben. Dort fand ich einen Knochen. Und wie ich nun die Sache gemacht hatte und ich trug den Knochen wieder dahin zurück, wo ich ihn gefunden hatte, da waren die Schmerzen weg, wie in den Brunnen gefallen.

---

# Schlesische Volkslieder.

Von Dr. F. Pradel in Glogau.

Zahlreicher als man denkt leben in Schlesien noch Volkslieder. Wer das Zauberwort kennt, dem hebt auch hier die Welt zu singen an; so glückte es mir, von meiner „rüstigen Schaffnerin" Marie in Brieg eine Menge Volkslieder zu erfahren, die sie während ihrer Kindheit vor etwa dreissig Jahren in Eckersdorf im Kreise Namslau gehört hatte, gegen achtzig, sie hatte sie fast alle vollständig in treuem Gedächtnis behalten. Durch freundliche Vermittelung meines Vetters, des Landwirtschaftsassistenten Herrn Knoenagel, erhielt ich aus Eisdorf, Kreis Striegau, drei handschriftliche Hefte mit Volksliedern; von anderwärts kam noch manches hinzu. Davon möchte ich eine Auswahl besonders interessanter Stücke hier bieten.

An erster Stelle stehe eine neue Fassung des auch in diesen Mitteilungen[1]) schon mehrfach behandelten Marlborough-Liedes,

[1]) IV 39, V 21, 61, IX 10. — Erk-Böhme, Deutscher Liederhort II 136. — Über die Geschichte dieses Liedes s. G. Simmel, Psychologische und ethnologische Studien über Musik, Zeischrift für Völkerpsychologie XIII 301.

dessen ja auch in der deutschen Literatur des öfteren gedacht wird, z. B. von Musaeus in seinen Volksmärchen (I 96 Hempel): „Ob sie gleich nicht so gesangreich war, wie die Amme des gallischen Thronerben, die für ganz Versailles die Losung zum Chorus gab, wenn sie mit melodischer Kehle ihr ‚Marlbrough s'en va-t-en guerre' intonierte". Die hier mitgeteilte Fassung stammt aus Eckersdorf.

Ein Fähnrich zog zum Kriege,
Wer weiss, kommt er zurück.
Zu Haus liebt er ein Mädchen,
Die war wie Milch und Blut.
Die reiste durch Land und Städtchen,
Verzehrte ihr Hab und Gut.
Zwei Burschen kamen gegangen
Von weiter, weiter Fern.
Burschen, liebe Burschen,
Was bringt ihr Neues mit?
Die Neuigkeit, die ich bringe,
Macht dir die Augen nass,
Dein Fähnrich ist erschossen,
Ist tot und lebt nicht mehr.

Wir haben ihn sehn begraben
Von vieren Offizier,
Der erste trug den Degen,
Der zweite sein Gewehr,
Der dritte trug den Harnisch,
Der vierte ritt sein Pferd.
Übers Grab ward ihm geschossen
Mit Kugel und mit Schrot,
Sein Grab, das ward gezieret
Mit Rosmarinenzweig,
Auf seines Grabes Hügel
Schlug eine Nachtigall,
Sie schlug dem Burschen zur Ruhe
Für seine Tapferkeit.

Allbekannt ist die Geschichte von dem Friedrichschen Husaren[1]), der gefangen vor den französischen Feldherrn Clermont geführt durch seine mannhaften Antworten die Bewunderung seiner Feinde, heute noch die Freude jedes Preussen hervorruft. Dem Volke war ein Clermont unbekannt, es setzte an dessen Stelle gar bald Napoleon[2]); so heisst das Eisdorfer Lied:

Ein preussischer Husar fiel in Franzosen Händen,
Napoleon, der dies sah, frug ihn wohl gleich behende:
Wie gross ist deines Königs Macht?
Wie Stahl und Eisen, sprach der Husar wohl mit Bedacht.

So hab ich's nicht gemeint, spricht der Napoleon wieder,
Ich meinte nur die Zahl deiner deutschen Brüder.
Drauf stutzte der Husar und sah wohl in die Höh:
So viel wie Sand im Meer und Stern am Himmel stehn.

---

[1]) Sie steht in der Geschichte des siebenjährigen Krieges von Wilhelm von Archenholtz.

[2]) In der bei Erk-Böhme III 202 mitgeteilten sehr verschiedenen Form ist der Name Clermont erhalten. Dort ist das Lied aber von einem fliegenden Blatte aus dem Jahre 1758 abgedruckt.

Sprich brav, sprich brav, mein Sohn, sprach der Napoleon wieder,
Hat denn dein König noch solch viele deutsche Brüder?
Hat denn dein König noch viel Männer so wie du?
O ja, sprach der Soldat, viel schönre noch dazu.

Ich bin der schlechteste von meinen Brüdern allen,
Sonst wäre ich nicht hier in eure Händ gefallen.
Drauf reicht Napoleon ihm den blanken Taler hin.
O nein, sprach der Husar, so wahr ich Preusse bin.

Ich hab noch Geld genug für mein Ross, Heu und Hafer,
Und wenn ich dieses hab, was nützet mich der Taler?
Mein König lebe hoch, der für mich sorgen tut,
Drum geb ich auch für ihn mein Leben und mein Blut.

Das Volk ist ja überhaupt den ihm nicht geläufigen Eigennamen gegenüber oft sehr eigenmächtig, die Volksetymologie verändert sie, oder es treten, wie in diesem Liede, Namen ein, die dem Volke vertraut sind. Das zeigt sich auch im folgenden Eisdorfer Liede:

In Böhmen liegt ein Städtchen,
Das kennt fast jedermann,
Die allerschönsten Mädchen
Trifft man darinnen an.

In diesem kleinen Städtchen
Gibts eine Garnison
Von lauter hübschen Jägern
Eine ganze Bataillon.

Ein jede von den Mädchen
Mocht gern einen Jäger frein,
Und jeder von den Jägern
Wollt gern ein Mädchen frein.

So lebten diese beide
So viele Jahre fort,
Die Jäger wie die Mädchen
Sie hielten treulich Wort.

Im Juni sechsundsechzig
Da war der Jammer los,
Da weinten alle Mädchen,
Da weinte klein und gross.

In der Schlacht bei Gravelotte
Grub man ein tiefes Grab,
Da senkte man die Braven,
Die Tapfern all hinein.

Wenn es im sechsten Verse heisst: In der Schlacht bei Gravelotte, so gehört diese natürlich nicht hierher, das mag wohl auch der gemerkt haben, der sich dieses Lied aufschrieb, denn er hat nachträglich diesen Namen durchgestrichen und Antubella darübergesetzt. In diesem rätselhaften Worte steckt, wie aus der bei Erk-Böhme III 251 gebotenen vollständigen Fassung des Liedes hervorgeht, Montebello, das ist ein italienischer Ort, bei dem die Österreicher 1859 geschlagen wurden, also auch die Jahreszahl 1859 ist in unserem Liede von der bekannteren und wichtigeren 1866 verdrängt worden.

Nicht übel glossiert folgendes aus Eisdorf stammende frische Liedchen Reiters Morgengesang von Hauff:

Morgenrot, Morgenrot,
Frankreich schlägt kein Preussen tot,
Frankreich soll den Rhein nicht haben,
Muss erst um Erlaubnis fragen
Auf dem grossen Bundestag.

Kaum gedacht, kaum gedacht,
War bei Weissenburg die Schlacht,
Preuss'sche Landwehr muss marschieren
Und in Frankreich biwakieren,
Landwehr, du bedauerst mich.

Ach wie bald, ach wie bald
Macht Frankreich wieder Halt,
Maxmahon wollt avancieren,
Doch er musste retirieren
In der grossen Schlacht bei Wörth.

Sedans Aun, Sedans Aun,
Du musst jetzt dein Unglück schaun,
Preusse musst in Brand dich schiessen,
Weil du siedend Öl tust giessen [1])
Auf die preuss'sche Infantrie.

Darum still, darum still,
Füge dich, wie Preussen will;
Frankreich, du musst Klopfe kriegen,
Doch die Reichsarmee muss siegen
Bis Paris und hintern Rhein.

Ohne bestimmte historische Erinnerung ist das folgende einst in Eckersdorf gesungene Lied, das statt in Grossglogau auch in manchen anderen Gegenden lokalisiert wird (vgl. auch Mitteilungen IX 17):

Gross-Glogau ist eine schöne Stadt,
Darin ist ein Soldat,
Dieser muss marschieren in den Krieg,
Wo die Kanonen stehn.
Als er von seiner Mutter den Abschied [nahm,
Da weinte sie so sehr.
Weine nicht, liebe Mutter mein,
Mach mir mein Herz nicht schwer.
Als er in die Stadt rein kam,
Wohl vor des Hauptmanns Haus,
Sieh, da schaute der Hauptmann zum Fenster heraus.
Mein Sohn, bist du schon da?
Lass dir den roten Rock anziehn,
Denn du musst marschieren in den Krieg,
Wo die Kanonen stehn.
Und als er in das Feld rein kam,
Bekam er einen Schuss,
Sieh, nun liegt er da und schreit so sehr
Nach seinem Kamerad:
Kamerad, Herzenskamerad mein,
Schreibe du für mich ein Brief nach Haus,
Dass ich geschossen bin.
Und als er dies hatt' ausgesagt,
Bekam er noch ein Schuss.
Sieh, nun liegt er da und schreit nicht [mehr,
Seine Seele schwebt zu Gott.

Von Liebesliedern seien folgende hier mitgeteilt:

Als ich an einem Sommerabend
Vor meiner Eltern Türe stand,
Da kam ein Jüngling, der wollt mich [lieben,
Er setzte sich an meine Seit'.

Ich wollts nicht leiden, ich wollts nicht haben,
Weil ich das Lieben noch nicht versteh,
Ich will dirs lernen, ich will dirs zeigen,
Ich bin der Lehrmeister aus Berlin.

Wir gingen beide wohl in die Stube,
Dass es der Vater nicht ward gewahr,
Allein die Mutter, die kann es wissen,
Die weiss ja auch, wie das Lieben war.

Des andern Morgens kam die Mutter,
Ach liebe Tochter, steh doch auf,
Ach liebe Mutter, ach lass mich schlafen,
Ich habe die Nacht das Lieben gelernt.

Wo ist der Heuchler, wo ist der Schmeichler,
Der meine Tochter hat so verführt?
Dreitausend Taler, die will ich geben,
Wenn ich ihn könnte nur einmal sehn.

[1]) Offenbar eine Verwechslung, da von einem solchen Verhalten der Einwohner Sedans nichts bekannt ist.

Dasselbe Thema behandelt ein anderes gleichfalls aus Eisdorf stammendes Lied, nur dass es hier in grausig-frivoler Weise geschieht:

Ich liebt ein Mädchen jung an Jahren
Und alle Welt hielt sie für schön,
Von Liebe war sie unerfahren,
Von wegen (!?) hatt' sie nie gesehn.
Sie schrie: ach schöne, süsse Heimat,
Schöne, ja süsse Heimat!

Einst stellte sie sich vor den Spiegel,
Sie kraust und lockte sich ihr Haar.
Sie eilte gleich zum raschen Tanze,
Ach wie glücklich sie damals war.
Sie schrie usw.

Da kam der Leutnant von der Garde
Und sprach: Zu Kroitsch[1]) ist Maskenball,
Zum Balle bin ich eingeladen,
Du sollst meine einzige Tänzerin sein.
Sie schrie usw.

Ermüdet kam sie von dem Balle
Und schlief gleich ein in ihrem Bett,
Da kam der Leutnant von der Garde
Und nahm ihr ihre Unschuld weg.
Sie schrie usw.

In Stücke wollt sie sich zerreissen,
Ins tiefste Wasser wollt sie gehn.
Allein das Wasser war gefroren
Und keine Bluttat tut offen stehn.
Sie schrie usw.

Da kam der Leutnant von der Garde
Und stillte ihr das heisse Blut:
Mit dem Ertrinken musst du warten
Bis aufs Frühjahr, wenn's tauen tut.
Sie schrie usw.

Hier wirkt besonders der sinnlose Kehrvers unheimlich.

In einem anderen Eisdorfer Gedichte begegnen wir dem verbreiteten Motive der Lenorensage:

Es schlug die zwölfte Stunde bei dunkler, stürmscher Nacht,
Da fasste mich ein Grauen, wer hätte dies gedacht,
Es ruft mich: Vielgeliebte, mach auf, mach auf, mach auf.

Ich sprang aus meinem Bette und eilt zum Fenster hin,
Es war mein trauter Heinrich, ich kenne seine Stimm'.
Er ruft mich: Vielgeliebte usw.

O Himmel, welch ein Schrecken! Ich sah beim Mondenschein,
Mein Heinrich stand auf Krücken, war lahm an Arm und Bein.
Er ruft mich: Vielgeliebte usw.

Vom Feind sind wir erschlagen, begraben unterm Sand,
Mit vielen meinen Brüdern im fernen Feindesland.
Wir rufen alle Nächte: Mach auf usw.

Will dich noch einmal sehen, noch einmal schwöre du,
Will dich noch einmal sprechen, sonst hab ich keine Ruh,
Sonst komm ich immer wieder: Mach auf usw.

Ich schwur ihm ewige Treue, die Uhr schlug eins dazu,
Und (!) sprach im Trauertone: Jetzt hab ich endlich Ruh,
Jetzt komm ich nicht mehr wieder: Mach auf usw.

[1]) Ein Dorf bei Liegnitz.

Von Interesse mag es auch sein, zwei Fassungen desselben Gedichtes, die eine aus Eckersdorf, die andere aus Eisdorf nebeneinander zu stellen:

Ein Schäfermädchen sass im Grünen,
Sie wollte Blumen pflücken viel,
Da gedachte sie in ihrem Sinn:
Ach wär ich eine Jägerin.

Sie hat dies Wort noch in Gedanken,
Da kam ein Jäger durch die Ranken,
Der sprach zu ihr so liebevoll:
Mein Kind, kennst du die Blumen wohl?

Sie setzten sich aufs Gras danieder
Und sangen viele schöne Lieder,
Sie sprachen so von mancherlei,
Wo ihrer Eltern Wohnhaus sei.

Dort drüben auf der grünen Heide,
Da wohnen meine Eltern beide,
Dort drüben an der Schäferei,
Dort meiner Eltern Wohnhaus sei.

Sie liebten sich heimlich ein ganzes Jahr,
Da führt er sie zum Traualtar.

**Ein Schäfermädchen sass im Grünen,**
**Da sah sie eine Rose blühen,**
**Da dachte sie in ihrem Sinn:**
**Ei, wär ich eine Jägerin.**
**Zum trio, trio, tralla. :,:**

**Und als sie nun so sass in Gedanken,**
**Da lauscht(!) ein Jäger durch die Ranken,**
**Er fragte sie so liebevoll,**
**Ob sie die Rose pflücken woll'.**
**Zum trio usw.**

**Er fragte sie so hin und wieder,**
**Er fragte sie und setzte sich nieder,**
**Er fragte sie um mancherlei,**
**Wo ihrer Eltern Wohnung sei.**
**Zum trio usw.**

**Dort unten auf der grünen Wiese,**
**Da weiden der Schäfchen ja so viele,**
**Da unten ist die Schäferei,**
**Wo meiner Eltern Wohnung sei.**
**Zum trio usw.**

**Und als sie so standen unter freiem Him-**
**Da schaute sie ins Weltgetümmel, [mel,**
**Er führte sie zum Traualtar**
**Und sagten alle beide Ja.**
**Zum trio usw.**

Unter den Ehestandsliedern findet sich in Hoffmann-Richters schlesischen Volksliedern (S. 214) eins mit der Überschrift „Ich mag keinen Mann", zu dem eine auch von den übrigen Fassungen (Erk-Böhme II 643) sehr abweichende aus Eckersdorf vorliegt:

**Mädchen, willst du heiraten,**
**Heirat dir einen Pfaffen,**
**Der wird dir die Sünd' vergeben**
**Und dann mit dir schlafen.**
**Hab gehört, die Pfaffenweiber**
**Kommen in die Hölle.**
**Will ich mir ein Maurer nehmen,**
**Hab ich Hammer und Kelle.**
**Hab gehört, die Maurerweiber**
**Müssen Hunger leiden.**
**Will ich mir ein Bäcker nehmen,**
**Kann ich Brot abschneiden.**
**Hab gehört, die Bäckerweiber**
**Haben wenig Ruhe.**
**Will ich mir ein Schuster nehmen,**
**Hab ich schöne Schuhe.**
**Hab gehört, die Schusterweiber**
**Müssen Absätz machen.**
**Will ich mir ein Kaufmann nehmen,**
**Hab ich schöne Sachen.**
**Hab gehört, die Kaufmannsweiber**
**Müssen Geld auch borgen.**
**Will ich mir einen Soldaten nehmen,**
**Leb ich ohne Sorgen.**

Hab gehört, Soldatenweiber
Müssen Tornister tragen.
Will ich mir ein Fuhrmann nehmen,
Hab ich Pferd und Wagen.
Hab gehört, die Fuhrmannsweiber
Müssen Wagen schmieren.
Will ich mir einen Musikus nehmen,
Kann ich musizieren.
Hab gehört, die Musikusweiber
Haben viele Kinder.
Will ich mir ein Fleischer nehmen,
Hab ich Schaf und Rinder.
Hab gehört, die Fleischerweiber
Haben blutige Hände.
Will ich nun als Jungfer bleiben,
Trag ich Band um die Hände.
Hab gehört, die Jungferschaft
Wird nicht lange weilen.
Will ich mir ein Schlosser nehmen,
Wird mir das Schloss zerfeilen [1].

Auch hier müsste man Hoffmanns Worte (S. 215) wiederholen: „Man sollte glauben, dass der empfehlende Antrag in der ersten Strophe sich vor jeder einzelnen folgenden wiederholen müsste, wodurch dann das Ganze nach Art der Fensterlieder dialogisch würde; da sich aber davon nirgends weitere Spuren finden, so müssen wir annehmen, dass das Lied hier in seiner Ursprünglichkeit erscheint". Vielleicht lässt sich das Ganze aber doch als Dialog auffassen: man müsste dann Vers 1—4 der einen Person, Vers 5—8 dem Mädchen zuteilen, danach sind die Rollen vertauscht, das Mädchen denkt an die Heirat mit diesem und jenem, jetzt weist ihr Widerpart auf das Bedenkliche einer solchen Verbindung hin, jede Person spricht dann also nur noch je zwei Verse, A also 9 und 10, das Mädchen 11 und 12 und so weiter abwechselnd.

Dass auch die Volkslieder von der Mutterliebe singen, wird uns nicht wunder nehmen, so gibt uns ein hübsches Eckersdorfer Lied ein Zwiegespräch zwischen einem Kinde und seiner verstorbenen Mutter, eingeleitet mit den Worten: Ein armer Knabe weinte laut In tiefer Mitternacht. In einem gewissen Gegensatze dazu seht ein Eisdorfer Lied, das in verkürzter Form auch aus Eckersdorf vorliegt:

Es war einmal ein Kindlein klein,
Das hatt' ein böses Stiefmütterlein [2].

Das Kindlein auf der Schwelle sass,
Das hatt' ein Stücklein Brot und ass.

Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Flecht mir mein schneeweiss Haarelein.

Die Mutter über die Schwelle schreit't,
Die gab dem Kindlein kein Bescheid.

Der Vater an dem Tische sass,
Was für ein Elend ist denn das.

Das Kindlein nahm den Stab in die Hand
Und eilte auf den Friedhof bald.

[1] Vgl. Knoop, Aberglaube usw. Mitteilungen d. schles. Ges. f. Volksk. XIII S. 53 Nr. 84. — Jahn, Volkssagen aus Pommern S. 349: „Böse Hexen machen dadurch, dass sie ein Schloss zudrücken, die Braut unfruchtbar".

[2] Jeder zweite Vers wurde beim Vortrage wiederholt.

Es eilte zu dem seligen Grab,
Wo seine herzliebste Mutter lag.

Wer steht denn draussen, wer klopfet an,
Der mich so leis aufwecken kann.

Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Steh du nur auf und geh mit mir heim.

Was soll ich denn zu Hause tun?
Eine andere Stiefmutter hast du ja schon.

Und wenn ich gleich eine andere hab,
Bei dir mirs doch viel lieber wär.

Und wenn der Himmel gebogen wär [1]),
Mit lauter Gold überzogen wär,

So möcht ich nicht das reine Gold.
Wenn ich noch einmal sterben sollt.

Der Tod, der ist ein grimmiger Mann,
Der greift uns Menschen gewaltig an.

Man vergleiche mit diesem Gedichte die bei Erk-Böhme I 608 ff. unter der Überschrift: Die Waise an der Mutter Grabe mitgeteilten.

Die zweite Abteilung seiner Volkslieder betitelt Hoffmann von Fallersleben Märchen, es finden sich da aber nur Geschichten aus der Tiersage erzählt, wie denn überhaupt Volkslieder, die einen eigentlichen Märchenstoff behandeln, selten sind. Eines, aus Eckersdorf, kann ich hier anführen, es trägt schon in seinen Anfangsworten den Märchencharakter:

Es war einmal ein Königssohn,
Noch jung und unvermählt,
Als er bestieg des Vaters Thron,
So hatt' er längst gewählt.
Da bestellt er nur das Hochzeitskleid
Bei einer Spinnerin,
Die war im ganzen Land
Das schönste Mägdelein.
Heisa, wie schnurrte das Rädchen
Ohne Rast und ohne Ruh,
Heisa, wie füllten die blanken Fädchen
Der Spinnerin Truh.
Da spann das holde Mädchen
Am Rädchen die Fädchen
Mit liebevollem Sinn
Für eine Königin.
Nach mondelanger Arbeit
Das Werk nun war gediehn,
Es war besetzt mit Sternen
Von Gold und Hermelin.
Des Landes stolze Edelfraun,
Sie kamen nicht nur das Werk zu beschaun,
Nein auch die Spinnerin.
Heisa, wie tönte durch alle Lande
Diese Kunde von dem prachtvollen Kleid.
Da spann das holde Mädchen usw.
Der König war nun hochbeglückt
Und sandte die Kammerfrauen hin,
Als Braut zu schmücken die schöne Spinnerin.
Dann kam der König selbst
Und bot ihr Herz und Hand,
Sie sei die Auserwählte für ihn und auch das Land.
So spann das holde Mädchen usw.

Eine tatsächliche Begebenheit möchte man folgendem Gedichte, das mir in zwei Fassungen vorliegt, einer Eckersdorfer und einer aus Hermsdorf bei Wigandsthal (= H), zugrunde legen. Es ähnelt sehr der Romanze „Der Färber“, die in des Knaben Wunderhorn (II 161 ff. Hempel) steht:

[1]) In dem Eisdorfer Liede heisst der Schluss:

Und wenn die Welt gewogen wär,
Mit Golde überzogen wär,
So will ich doch nicht hin,
Denn sterben ist kein Kinderspiel.

In der Hauptstadt Kopenhagen
Lebte einst ein Handelsmann,
Der durch kühnes, frisches Wagen
Geld und Gut sehr viel gewann.
Von zwölf[1]) Kindern blieb am Leben
Ihm ein zartes Töchterlein,
Und das war des Vaters Streben,
Sich dem Kinde ganz zu weihn.
Zum Gespielen war erkoren
Adolf, eines Gärtners Sohn,
Der die Mutter früh verloren,
Dessen Vater dient um Lohn.
Adolf und Emilie liebten
Sich wie ein Geschwisterpaar,
Lernten fleissig und betrübten
Keine Seel' das ganze Jahr.
Kaum ward dies der Vater inne,
Dass Adolf Emilien liebt,
Zürnt er gleich mit seiner Miene[2]),
Dass er ihm den Abschied gibt,
Den er stündlich[3]) hat gesprochen.
Doch die Herzen konnte er nicht trennen,
Trennte sie auch Meer und Land.
Als drei Jahre war'n verflossen,
Kam ein reicher Mann gegangen,
Der Emilie gut[4]) befunden,
Hielt um sie beim Vater an.
Doch sie konnte ihn nicht lieben,
Weil ihr Herz für Adolf schlug,
Schnell ward ihm ein Brief geschrieben,
Der die Kunde zu ihm trug:
Eile, Adolf, mich zu retten,
Man will rauben dir das Herz,
Mich zu legen in Band und Ketten,
Eile, ich vergeh vor Schmerz.
Kaum las Adolf diese Kunde,
Griff er nach dem Wanderstab
Und reist noch zur selb'gen Stunde
Sehnsuchtsvoll von Hamburg[5]) ab.
Als er Kopenhagen nahte[6]),
Hört er ein feierlich Geläut,
Und vernimmt nach seinen Fragen:
Eine Reiche hat Hochzeit[6]).
Er durcheilt die Strass' und Gassen,
Eilt dem Vaterhause zu,
Und er siehet mit Erblassen[7]),
Emilie als Braut geht der Kirche zu.
Als sie Adolf nahte,
Blickte sie ihn traurig an,
Und getroffen von einem Schlage
Sank sie leblos tot zur Erde hin.
Hilflos war der Eltern Klagen,
Und es half nun auch kein Arzt,
Und nach dreien Tagen
Sank man sie in ihres Vaters Grab[8]).

Hier versagte das Gedächtnis meiner Gewährsfrau den Wortlaut, die Hermsdorfer Fassung verflicht das Folgende in Emiliens Erzählung. Die Geschichte spielt sich folgendermassen weiter ab:

---

[1]) H: fünf. [2]) H:
Zürnte er und machte Miene,
Dass sie ihm den Abschied gibt.
Doch bevor sich beide trennten,
Schwuren sie mit Herz und Hand,
Für einander stets zu brennen,
Trennte sie gleich Meer und Land.

[3]) Hier wurde die Erklärung gegeben: stündlich = augenblicklich.

[4]) H: schön. [5]) H: Bremen. [6]) Diese vier Verse fehlen in H. [7]) H:
Und erfähret mit Erblassen,
Seine Emilie freit im Nu.
Und nun hielt er fest umschlungen
Seinen Vater klagend laut:
Ach, wie gross ist mein Verlangen,
Noch einmal zu sehn die Braut.
Als er dieses ausgeredet,
Nahet eine Menschenschar,
Und es wallt mit Herzelachen (doch wohl: Herzeleide)
Die Geliebte zum Altar.
Als sie Adolfs Hause nahte,
Sah die Braut es traurig an
Und sie fiel, eh man sie konnte fassen,
Leblos zu der Erde hin.

[8]) H: In ihrer Väter Grab.

Der Totengräber will Emilie begraben, dabei gewahrt er Adolfs Ring an ihrer Hand, ihn abzuziehen vermag er nicht, darum will er den Finger abschneiden. Emilie erwacht, sie flieht zu Adolf:

Adolf, Adolf, öffne mir.
Und er schaut hinaus zum Fenster,
Und er sieht statt der Gespenster
Emilie seine Braut.

Mit Furcht ward die Tür geöffnet,
Mit Furcht liess man sie ein,
Doch die Freudentränen flossen,
Denn sie hatte Mark und Bein.

In H folgt hierauf — wahrscheinlich war es auch in der Eckersdorfer Fassung so —:

Mich des Brautschmucks zu berauben,
Trat der Totengräber ein,
Er entfernt des Sarges Schrauben,
Plündert mich beim Lichtesschein,
Doch der Ring, das Bundeszeichen,
Was noch zwischen uns besteht,
Wollte nicht vom Finger weichen,
Dass ihm die Geduld vergeht.

Und mit scharf gewetzter Waffe
Tat er einen tiefen Schnitt,
Dass im Sarg ich auf mich raffe
Und eilends von mir (!) schritt. —
Kaum drang diese Wundermäre
Zum geliebten Elternpaar,
Gibt man Gott gebührend Ehre
Und führt Adolf zum Altar.

So schnell schloss das Eckersdorfer Gedicht nicht; es wurde da noch folgendes erzählt: Der Geburtstag von Emiliens Vater wird gefeiert, unter den geladenen Gästen ist auch Adolf; der legt den Versammelten folgende Frage vor: ein Gärtner zog einmal eine Blume auf, ein anderer aber brach sie, wem gehörte sie zu Recht? Alle antworten: dem Gärtner. Da holt Adolf Emilie und stellt sie als seine Braut vor, worauf die Hochzeit gefeiert wird. Hier berührt uns eigentümlich, dass der Geburtstag von Emiliens Vater gefeiert wird, trotzdem doch seine Tochter nur wenige Tage tot sein kann. In der Frage Adolfs aber an die Gäste haben wir altes Gut, diesen Zug weisen viele Sagen auf.

Als blosse Reimspielerei ist wohl das folgende Eckersdorfer Lied aufzufassen:

Um die zwölfte Stund
Hoch überm Meeresgrund,
Wohl aus dem tiefsten Schlund
Da kam die schöne Rosamund,
Sie wollte geben kund,
Was nur ihr Herz empfund
Und noch verschloss ihr Mund
An Sigismund, an Sigismund.

Und um dieselbe Stund,
Noch höher über Schlund
Weit von des Meeresgrund
Jenseits er stund
Und lauerte der Kund
Was sich von drüben fund
Hin durch des Meeres Grund
Von Rosamund, von Rosamund.

Und als er lauerte und stund,
Da tönt es aus des Meeres Grund,
Als tönte es von drüben und
Als flüsterte der Mund,
Der schöne rosa Mund,
Und tat seinen Ohren kund
Von hehrer Freud und Kund,
O Sigismund, o Sigismund.

Und was das Ohr empfund,
Das Herz nun auch verstund,
Er öffnete den Mund
Und seinen Lippenschlund,
Ein Gruss und Kuss entwund
Der schönen Maid, o Herzensgrund,
O Rosamund, o Rosamund.

Das ging jahrein und
Aus, gab'n sie einander kund,
Die schöne Rosamund
Mit ihrem Sigismund.
Und ewig nun verbund
In Treu sich Herz und Mund
Von Rosamund und Sigismund.

Am Schlusse stehe ein vor 1850 von Handwerksburschen viel gesungenes Lied, bei Erk-Böhme finden sich davon zwei Fassungen, die aus Hessen-Nassau stammen (II 588 f.). Unsere, aus Eisdorf herrührend, weicht von diesen sehr ab. Das Lied schildert Berlins und seiner Umgebung Herrlichkeiten in einer Beschaulichkeit, die beim Gedanken an das heutige Berlin ein, ich möchte fast sagen wehmütiges, Lächeln hervorruft.

Von dir muss ich scheiden,
Prächtiges Berlin,
Alle deine Freuden
Fliehen schnell dahin.
Wünsch, dass alle andern
Zu dem Tor auswandern.
O wie wohl wärs mir,
Blieb ich nur in dir.

Unter deinen Linden,
Wenn der Frühling kommt,
Kann man abends finden,
Was der Tag uns nahm,
Herzensruh und Stärke
Von des Tages Werke,
Denn in Liebchens Arm
Ruht sichs hold und warm.

Prächtiger Tiergarten,
Bald verlass ich dich,
Ich kann nicht länger war-
Weiter reise ich. [ten,
Unter deinen Schatten
Wie auf grünen Matten
Und an Liebchens Brust
Ruht sichs voller Lust.

In der Hasenheide
War ich stets vergnügt,
Wie auch so manche Freude
Mir darin verfliegt.
Stunden sind verflossen,
Die ich hab genossen,
O du schöner Ort,
Warum muss ich fort.

Moabit und Pankow,
Wie auch Charlottenburg,
Einstens fahr ich wieder
Eure Fluren durch.
Schöneberg vor allen,
Du hast mir gefallen,
Lebe wohl auch du,
Lichtenberg dazu.

Liebes Mädchen, lebe
Wohl, vergiss mein nicht,
Denn mein Aug erhebet
Sich zu dir und spricht:
Lebewohl, vergiss mein nicht,
Dich vergess ich nicht,
Bis des Todes Hand
Einst löst unser Band.

Nun zum Wohl, ihr Brüder,
Gott verleih euch Glück!
Einstens kehr ich wieder
Nach Berlin zurück.
Lebet wohl, ihr Freunde,
Wie auch grössten Feinde.
[Bleibt, ihr Linden, grün,
Lebe wohl, Berlin!] [1])

[1]) Ergänzt aus Erk-Böhme II 589.

# Zum Gebrauche des Artikels vor Ortsnamen.

Von Dr. P. Klemenz.

Der Gebrauch des bestimmten Artikels vor Ortsnamen, und zwar meist Dorfnamen, ist eine in Schlesien noch vielfach übliche, wenngleich, wie es scheint, im Schwinden begriffene volkstümliche Ausdrucksweise, auf die u. a. schon A. Knötel in einem Aufsatze über den Frankensteiner Dialekt (Schles. Provinzialblätter, Neue Folge Bd. 9 [1870] S. 552) aufmerksam gemacht hat. Sie scheint damals häufiger gewesen zu sein als heute, wo man sie — nach meinen Beobachtungen noch am häufigsten in der Grafschaft Glatz — bei älteren Leuten mehr belauschen, als erfragen kann. Abgesehen von dem naheliegenden Vergleiche mit dem Griechischen sei hier auf den französischen Sprachgebrauch verwiesen. Jede französische Schulgrammatik lehrt, dass gewisse Städtenamen (le Havre, la Haye, le Caire, la Havane u. a.) ausnahmsweise den bestimmten Artikel haben; weniger bekannt ist, dass er sich vor einer überaus grossen Anzahl von Namen kleinerer Städte und Dörfer findet, meist solchen, deren Name ursprünglich ein Appellativum war oder als solches noch gefühlt wird, z. B. in den Zusammensetzungen mit la Ferté (Festung): La Ferté-Milon (Geburtsort Racines), la Ferté-Gaucher, oder Bildungen wie: La Forêt-le-Roi, la Chaux-de-Fonds (Kalkboden), la Houssaye (Palmengebüsch), les Essarts (ausgerodete Stellen), les Prés (Wiesen); aber auch ohne solche ersichtliche Bedeutung: les Alluets, le Perray, le Dancourt u. a. Es ist wohl als sicher anzunehmen, dass auch bei den hierher gehörigen, dem schlesischen Dialekt entnommenen Beispielen zunächst das Bewusstsein des appellativen Sinnes solcher Namen für den Gebrauch des Artikels massgebend war; in vielen Fällen liegt wohl auch hier ein Übergang von Flurnamen zu Ortsnamen vor (vgl. Siebs, Schles. Flurnamen, Mitteilungen Heft XIII S. 114); in vielen anderen scheint der gleichlautende Flussname eingewirkt zu haben; endlich hat man sicherlich jenen Gebrauch des Artikels auf Ortsnamen ohne solche appellative Bedeutung einfach übertragen (Analogiebildung). Hiernach möchte ich die in Betracht kommenden Beispiele in drei Gruppen einteilen:

a) Ortsnamen mit Artikel infolge appellativischer Verwendung: ûf a Silberbarg gîn (Stadt Silberberg): ûf a Bômgôarta (Baum-

garten); ei dî Hôarte (Hartau, von hart (mhd.) = Bergwald; ûf a Grôfenort (Grafenort); ûf a Folkaheen (Falkenhain); ei der Krôastôat (Kronstadt); ûf a Grînborn (Grünborn), beide letzteren Dörfer auf der böhmischen Seite des Erlitztales; ûf di Langebrick (Langenbrück, Kr. Habelschwerdt). Ausser diesen der Frankensteiner bzw. Glatz-Habelschwerdter Gegend angehörigen Namen erwähne ich die von Siebs (a. a. O.) aus dem Riesengebirge entnommenen Beispiele: ûf a krumma hîbel (Krummhübel), die Wislîche und ai's Uormbåd (Warmbrunn), sowie die wohl durch scherzhafte Volksetymologie umgestalteten und eines gewissen humoristischen Beigeschmacks nicht entbehrenden Wortgebilde: eim Pläkahôan (Bolkenhain) und ûf a Strûfrîbrîch (= Hohenfriedeberg).

b) Ortsnamen mit Artikel wegen gleichlautenden Flussnamens: ei de Neisse (Stadt Neisse), ei de Ôhle (Ohlau), ei dr Bîle (Langenbielau), ei dr Peile (Peilau), ei dr Wêstritz (Weistritz), ei dr Koschbich (Kaschbach unter der Eule), ei dr Lôms und ei dr âla Lôms (Altlomnitz bei Habelschwerdt). Ob auch di Ölze = Öls wegen des Ölsebaches hierherzustellen ist, bezweifle ich; noch weniger hat der dem schlesischen Landvolk kaum bekannte Warthefluss Anlass zu den Redewendungen gegeben, die in der Frankenstein-Glatzer Gegend gang und gäbe sind: ei de Wôarte gîn, aus dr Wôarte kumma, ûf de Wôarte gîn, und die sich auf den bekannten Wallfahrtsort Wartha beziehn.

c) Übertragungen auf andere Namen. Da es sich in den folgenden Beispielen ausschliesslich um Namen slavischen Ursprungs handelt, kann man von appellativer Benennung nicht mehr reden. Der Prutza (Protzan bei Frankenstein), der Baitza, ûf a Schrôm, ûf a Pilz (Baitzen, Schrom, Pilz, drei nicht weit voneinander gelegene Dörfer bei Camenz; Pilz, slav. schon um 1189 als Pilec, später Pilcz, Pilecz erwähnte Gründung, deren Name mit dem deutschen ‚Pilz' nichts zu tun hat); ei dr Raums (Raudnitz); ei de Schweinz (nach Schweidnitz); eim Zôadel (Zadel bei Frankenstein); ei dr Bausse (Bautze, Vorwerk zu Tarnau bei Frankenstein).

Durchaus übereinstimmend mit diesem Sprachgebrauch heisst es also in einem von Knötel (a. a. O.) mitgeteilten Scherzliedchen:

| | |
|---|---|
| O du heiliger Baitza, | Ich sull êne Braut wan (werden) |
| Du heiliger Schrôm, | Und hô noch ken Krôm (Kram, Hochzeitsstaat). |

Zum Schluss sei noch bemerkt, dass dieser Gebrauch sehr alt sein dürfte, wenn wir aus den urkundlichen Belegen: zum Slegil 1407 (Schlegel, Kr. Neurode); zum Slegel 1412; zu*m* Schlegell 1583, weitere Schlüsse ziehen dürfen; nach Stanzel (Mitteilungen Heft XI S. 79) wird Öls schon „in älteren Drucken" di Ölze genannt. Die beigebrachten Beispiele für den Gebrauch des Artikels vor schlesischen Ortsnamen würden sich jedenfalls durch Nachfragen an Ort und Stelle leicht vermehren lassen. Besonders dankenswert und interessant aber wäre es, festzustellen, inwieweit auch ausserhalb des schlesischen Sprachgebiets diese Verwendung des Artikels sich findet.

---

# Zu den schlesischen Flurnamen.

Von Dr. Th. Siebs.

In Heft XIII der „Mitteilungen" habe ich auf Seite 114 unter den Seidorfer Flurnamen *„die Wisliche"* als Bezeichnung eines Berges angegeben. Oft war ich nach der Bedeutung gefragt worden, fand aber keine gute Anknüpfung; denn mit dem Vogelnamen des *rûtwislich*, des Rotschwanzes, den ich a. a. O. nannte, brachte ich jenen Bergnamen nur ungern in Verbindung. Eine ältere Form des Flurnamens ist, wie mir auf meine Anfrage Herr Archivrat Professor Dr. Nentwig in Warmbrunn freundlichst mitteilt, nicht bezeugt. Bei erneuter Erkundigung, die ich an Ort und Stelle nach der Aussprache einzog, hörte ich *dī wislįjě* sprechen. In *-įje* haben wir älteres *-inge* zu sehen: vgl. Formen wie *dī šṭarbnįjě* „das Sterben, eig. Sterbninge", *ärschlich* „ärschlings, rücklings"; auch entspricht der Name des Vogels *wis(t)lich* dem englischen *whistling* „the song-thrush, turdus musicus". Es könnte die Wortform also sehr wohl einem mittelhochd. **wüestelinge*, ahd. **wuostilinga* entsprechen, das die für jenen Ort sehr wohl passende Bezeichnung einer „wüsten Gegend" sein würde. Zu vergleichen ist wohl der Name eines Gutes bei Niederneukirch Reg.-Bez. Bautzen, ***Wustlich;*** ob Ortsnamen wie das in Bayern mehrfach bezeugte *Wiesling* oder das luxemburgische *Wiestel* hierhergehören, kann ich nicht sagen, da ich weder die älteren Formen noch die mundartliche Entwicklung übersehe. Der Artikel weist darauf hin, dass das Wort appellativisch empfunden wurde (s. S. 105 unter a).

---

# Literatur.

**Schlesiens volkstümliche Überlieferungen.** Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, begründet von Friedrich Vogt, herausgegeben von Theodor Siebs. Band III: Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von Paul Drechsler. II. Mit Buchschmuck von E. Siebs. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1905.

Mit dem nunmehr vorliegenden zweiten Bande ist das umfassende Werk von Paul Drechsler zum Abschluss gebracht Behandelte der erste Band die Sitten, Bräuche und Meinungen, wie sie im Kreislauf des Jahres und im Lebenslauf des Einzelnen von der Geburt bis zum Tode in Erscheinung treten, so bringt der zweite Band alles dasjenige zur Sprache, was über Sitte, Brauch und Volksglauben — es lässt sich kurz nicht anders charakterisieren — ausserhalb der im ersten Bande erörterten Beziehungen zu sagen war. Zunächst wird das häusliche Leben des Schlesiers, wie es sich in Haus und Hof, bei Tische usw. äussert, dann das Verkehrs- und Rechtsleben behandelt. Das Landleben in Feld und Garten, die landwirtschaftlichen Sitten und Bräuche, das Verhältnis des Landmannes zu seinen Obst- und Nutzbäumen, zu seinen Haustieren und seinem Vieh, werden eingehend erörtert. Die Beziehungen des Einzelnen zu Gott und zur Kirche, sein Verhältnis zu den Gestirnen und den Naturelementen, ferner die mythischen Erscheinungen im Volksglauben bilden den Gegenstand der folgenden Abschnitte. Weiterhin werden Weissagung und Zauber, der Hexenglaube, die Bosheitszauberei, soweit sie sich in schlesischer Überlieferung nachweisen lassen, dargestellt. In den beiden Schlusskapiteln endlich handelt der Verfasser von dem körperlichen Leben des Menschen, von den Krankheiten, ihrer Abwehrung und Heilung. Angehängt ist ein ausgezeichnetes Register, das den Inhalt beider Bände verzeichnet und für die wissenschaftliche Verwertung des reichen Stoffes von ganz besonderer Bedeutung ist.

Der Inhalt des Bandes ist, wie man sieht, so bunt und mannigfaltig, wie das Leben selbst in seinen tausend Formen und Beziehungen. Aber der Verfasser hat die zahllosen Einzelzüge, aus denen sich das aufbaut, was wir Sitte, Brauch und Glauben nennen, mit geschickter Hand geordnet und so ein wohlgegliedertes, reizvolles Bild von dem Leben des schlesischen Volkes entworfen.

Wie im ersten Bande bewährt sich auch hier der Verfasser als hervorragender Kenner des Volkes und mit seltenem Spürsinn begabter Sammler. Wer jemals die Schwierigkeiten kennen gelernt hat, die jeder selbständigen und planmässigen Sammelarbeit auf volkskundlichem Gebiete heutzutage begegnen, der wird über den wunderbaren Reichtum staunen, mit dem sich hier der Beharrlichkeit und Umsicht eines begeisterten, zielbewussten Forschers alle Quellen erschlossen haben. Drechsler hat in erster Reihe natürlich aus dem Volksleben der Gegenwart geschöpft; aber er hat auch die Überlieferung früherer Zeiten, soweit sie ihm in gedruckten oder handschriftlichen Quellen zugänglich war, ausgiebig herangezogen und so manchen überraschenden Ausblick eröffnet in die Volkssitten und Volksanschauungen vergangener Tage.

Wir müssen es uns versagen, hier auf Einzelheiten einzugehen. Wer das Buch und seinen reichen Inhalt kennen lernen will, der mag es selbst zur Hand nehmen, und die Zahl derer, die das tun werden, wird, wie wir hoffen und wünschen, nicht gering sein.

Man spricht jetzt soviel von Heimatskunst und Heimatssinn. Das Buch von Drechsler ist ein Heimatsbuch im eigensten Sinne. Die Begeisterung für unser engeres Vaterland hat es geschaffen, und wer darin blättert und liest, dem wird es von neuem das wecken und befestigen, was uns in der Gesellschaft für Volkskunde in letzter Linie zusammengeführt hat — die Liebe zur Heimat. Schlesien darf stolz sein, ein solches Buch zu besitzen! —

Wie die bisherigen Bände der „Überlieferungen" ist auch der vorliegende Band mit künstlerischem Schmuck geziert, den diesmal die kunstgeübte Hand der Gattin des Vorsitzenden unserer Gesellschaft, Frau Ellen Siebs, beigesteuert hat. Dr. M. Hippe.

**Dahn, Felix,** Die Germanen. Volktstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1905.

Es ist eine grosse Sache, das abgerundete Kulturbild eines lebenden Stammes zu zeichnen; aber was ist es gegen die Aufgabe, zu einer kurzen Volkskunde die Kultur eines Volkes längst vergangener Zeiten zusammenzufassen? Für die Germanen hat das noch niemand gewagt, vielleicht auch keiner gekonnt. Viele gute und schlechte Erklärungen der Germania des Tacitus haben wir, unzählige Einzelschriften über alle nur denkbaren Äusserungen altgermanischen Lebens, aber kein einheitliches aus eigenen Eindrücken gestaltetes Kulturbild. Ein solches gewinnen wir ja auch nicht aus grossen Sammelwerken, in ihnen vermissen wir stets den über dem gesamten Stoffe waltenden Geist. Von unseren grossen Germanisten hätte vielleicht Jakob Grimm eine solche Darstellung geben können, wenn er — und daran zweifle ich — gewollt hätte; unter den Lebenden ist wohl nur Felix Dahn dazu berufen, denn welcher Gelehrte verbindet mit gewaltigem historischen Wissen solche gründliche Kenntnis vom germanischen Recht und Staat, so reiche Kunde von Glauben, Sitte, Brauch und Dichtung? Vor allem aber ist keinem der Lebenden mit allem diesem auch die reiche Gabe der Phantasie eigen, die Kraft, Vergangenes als wirklich zu schauen und es auch anderen zu gestalten und zu beleben. — Zunächst werden wir über Rasse, Heimat und Gliederung der Germanen unterrichtet — viele strittige Fragen wollen da beantwortet sein, und undenkbar ist ein Germanist, der mit Dahn in allen Punkten einig wäre; so bin auch ich es nicht, und doch erfreut mich die grosszügige Art, wie der gesunde Sinn den Kern der Fragen erfasst und allein dadurch so manche Hypothesen neuester Mache, ohne sie der Erwähnung zu würdigen, abtut. Den Hauptstoff des Buches macht die Entwickelung der Rechts- und Staatsverhältnisse, der Stände und des Kriegswesens aus; auf diesen Gebieten steht Dahn als Meister über seinem Stoffe und weiss in kurzer, klarer und reizvoller Darstellung zu belehren. In Einzelheiten mag man bisweilen zweifeln, rechten und auch bessern; aber das Ganze ist, so anspruchslos es auch auftritt, ein einzigartiges, reifes, einheitliches und wohlgestaltes Werk. Kein anderer als Dahn hätte es uns Deutschen schenken können, und wir sind ihm dankbar für diese Gabe. Ss.

**Urväterhort.** Die Heldensagen der Germanen. Von Max Koch und Andreas Heusler. Berlin. Martin Oldenbourg 1904. M. 20. **Walhall.** Die Götterwelt der Germanen. Von E. Doepler d. J. und W. Ranisch. Berlin. Martin Oldenbourg 1904. M. 20.

Das Werk „Urväterhort" ist eine der schönsten und anregendsten Prachtausgaben, die wir haben. Es umspannt den gewaltigen Stoff der germa-

nischen Heldensage: nicht nur die deutsche, sondern auch die englische und nordische. In edler, angemessener Form trägt Heusler, der gründliche Kenner dieses Gebietes, die Heldendichtung vor. Einleitend erinnert er mit besonnenem Worte an die Missgriffe der mythischen Deutung und fordert uns auf, die Sagen unmittelbar auf uns wirken zu lassen: dann spricht er von der Zeit der Völkerwanderung, in der ihre Urbilder lebten, und von den alten und jüngeren Formen der Heldendichtung. Der erzählende Teil wird eröffnet durch die gewaltige Sage von Wieland, dem zauberhaften Schmied, und von dem Meisterschützen Egil, dem altgermanischen Tell; Beowulfs Ruhmtaten und die eines anderen Drachenkämpfers, des Ortnid, folgen und dann die Sagen von Hetel und Hilde und von Gudrun, die uns das Volksepos dieses Namens verknüpft. Scheinbar unvermittelt, aber doch nach wohl überlegtem Plane, schliessen sich die in den Orient führende Sage von König Rother und die von Herbort an; wir werden von den überwiegend mythischen Stoffen durch diese Entführungsgeschichten, die ja keine historische Grundlage haben, aber doch an jüngere Eindrücke anknüpfen, übergeleitet zu dem historischen Stoffe der Sage von Offa, dem dänischen Uffo. Ihn und Halfdan, Starkad und Rolf Kraki und Harald Hildetand — sie alle können wir den Helden der Nordseevölker zurechnen. Und dann werden wir zu den Kempen der südlichen Stämme geführt, in die Kreise unseres deutschen Volksepos, zu Ermanrich und Dietrich von Bern, zu Siegfrid und den Burgunden und zu Wolfdietrich. Dass Heusler die Aufgabe, diese herrlichen Sagen zu erzählen, trefflich bewältigen würde, versteht sich. Froh erstaunt aber bin ich, dass wir auch den Illustrationen hohes Lob zollen müssen: sie sind wirklich so würdige Bilder zur deutschen Heldensage, wie ich sie nie gesehen: voll frischen Lebens und von ruhiger Grösse. Es ist ein Hort, an dem die Jugend sich begeistern und jeder sich erfreuen kann, und ich weiss für Jugend und Alter keine schönere Gabe, als dieses prächtige Werk, auf das wir stolz sein können.

Ein schönes Seitenstück zum „Urväterhort" ist „Walhall", die Götterwelt der Germanen. Freilich war es mit dem Stoffe gegeben, dass hier die Aufgabe für den Erzähler, W. Ranisch, und für den Künstler, E. Doepler, unendlich viel schwieriger lag. Inwieweit sich die eddischen Überlieferungen für die Götterlehre der Germanen verwerten lassen, darüber sind die Ansichten sehr verschieden. Ranisch hat die nordischen und germanischen Götter einander fast gleichgesetzt. Das ist sehr bedenklich, und besser wohl hätte er das Werk „die nordische Götterwelt" genannt. So aufgefasst aber ist die Darstellung sehr dankenswert und wohl gelungen. Unendlich schwierig ist in diesem Falle die Aufgabe des bildenden Künstlers. Was soll er anfangen mit manchen eddischen Göttern, die keine Götter und keine Menschen sind? die stark allegorisch und dadurch aller bildlichen Darstellung entgegen sind? Den einzelnen Odin mag man bilden können — Maisons Werk lehrt es, und sehr vieles ist auch Doepler herrlich gelungen, man denke z. B. an den Skirnir; dass aber eine fortlaufende Illustration der eddischen Erzählungen sehr dankbar sei, habe ich nie geglaubt und bin durch Prells Fresken im Palazzo Caffarelli nur bestärkt worden. Höchst interessant aber sind doch die Darstellungen Doeplers; sie sind ein bedeutsames Gegenstück zum „Urväterhort", und „Walhall" wird gute Belehrung spenden, zumal für manche Leute, die in dem mythologischen Teil von Richard Wagners Ringdichtung nicht nur musikalische Befriedigung finden.

Siebs.

**Opitz, Emil,** Dr. phil., Die Arten des Rustikalbesitzes und die Laudemien und Markgroschen (73. Heft der Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Otto Gierke). Breslau 1904. XVI u. 420 S.

Aus mehrjährigen eindringenden Forschungen im Breslauer Staatsarchiv über die geschichtliche Entwicklung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse Mittelschlesiens ist als reife Frucht vorliegende Studie über die Natur, die Entstehung und Verbreitung der Laudemien und Markgroschen in Gesamtschlesien hervorgegangen. Merkwürdigerweise hatte betreffs dieser ländlichen Abgaben bisher bei älteren und neueren schlesischen Historikern und Rechtsgelehrten eine auffallende Unkenntnis über das Wesen der Sache und damit verbunden ganz verschiedenartige Anschauung geherrscht. Selbst der grosse schlesische Rechtshistoriker G. A. Stenzel ist in diesem Punkte über „Beiträge" nicht fortgekommen. Opitz hat zunächst die Arten des Erbrustikalbesitzes in Schlesien seit der deutschen Einwanderung festgestellt. Als erstes entstand der Lokatoren- (Schultiseien-) und Bauernbesitz; beide wurden dann aber sehr zersplittert und im 16. und 17. Jahrhundert durch das planmässige Bauernlegen seitens der Grundherrschaft ungeheuer vermindert. Dafür gewann der Dreschgärtnerstand in seinen verschiedenartigen Abzweigungen um so grössere Ausbreitung. Die Erbgärtner zerfielen seit der Kolonisation in Dorf- und Gutsgärtner. Von den zu Erbrecht ausgesesetzten Dorf- oder sogenannten Freigärtnern gliederten sich namentlich seit dem 16. Jahrhundert die dienstfreien oder mit gemessenen Handdiensten belegten Erbfreigärtner, meist Professionisten, und jedenfalls auch die Gross- und Groschengärtner ab. Die seit dem 16. Jahrhundert entstandenen Häusler lagen ebenfalls zu Erbrecht und zerfielen in die wenigen Freihäusler mit der Dienstfreiheit oder wenigen gemessenen Handdiensten und in die gewöhnlichen Häusler und Angerhäusler mit der Verpflichtung zu geringen unentgeltlichen und ungemessenen entgeltlichen Diensten. — Weiter hat Opitz aus seinen archivalischen Nachforschungen folgende Hauptergebnisse gewonnen: Ursprünglich waren nur die Lokatorengüter, d. h. die Scholtiseien und Lehnmännereien, die als Besitz der Unternehmer bei der Dorfbesiedelung zu deutschem Recht mit verschiedenen Vorrechten, so u. a. frei von dem Zins der Bauerngüter, ausgestattet waren, laudemienpflichtig. Sie wurden als Lehn betrachtet und hatten deshalb, wie die Ritterlehen, die Lehnware oder das Laudemium zu entrichten. Sie blieben aber auch später, nachdem sie in andere Hände gekommen waren, von den gewöhnlichen Robotten frei, mit denen der Zinsbauernbesitz namentlich im 16. Jahrhundert belastet wurde. Darauf wurde nach ihrem Vorbild anderes Bauern- und Gärtnerland bei Neuaussetzung oder bei irgend welchen andern Änderungen gleichfalls, aber jetzt vertragmässig, laudemienpflichtig gemacht. Ungefähr mit Beginn des 16. Jahrhunderts führte die Grundherrschaft bei Veränderungen im Robottbesitz die Konsensnachsuchung zu dem Kauf bzw. Verkauf ein, verlangte den Markgroschen und setzte diese Abgabe auch durch; d. h. also, die Grundherrschaft nahm für die Erteilung ihres Konsenses bei Veräusserungen des gewöhnlichen Erbrustikalbesitzes den sogenannten Markgroschen. Gleichzeitig machte die Grundherrschaft auch den Versuch, ihren zins- und robottpflichtigen Besitz wegen des zu geringen Ertrages des Markgroschens mit dem Laudemium, also der 10%igen Abgabe von Abfahrt und Auffahrt, vom Verkauf und vom Kauf zu belasten. Hiergegen

leisteten jedoch die Bauern, fast durchweg mit Erfolg, Widerstand und retteten so den Robottbesitz vor einer allgemeinen Laudemienbelastung. Einem späteren Versuche, das Laudemium, das bisher nur in Kauffällen gegeben zu werden brauchte, auch auf den Erbfall zwangsweise auszudehnen, wusste der Bauernstand gleichfalls mit Erfolg zum grössten Teil zu begegnen. Das 17. und 18. Jahrhundert dehnte dann die Laudemien und Markgroschen in Kauf- und Erbfällen weiter aus, bis endlich beide Abgaben nach mannigfachen Prozessen im 19. Jahrhundert gewöhnlich gegen Geld abgelöst wurden.

An den darstellenden Text, der mit einer Fülle von Anmerkungen begleitet ist, schliesst sich eine sehr umfängliche Urkundensammlung mit weit über 500 Nummern zum Teil in wörtlicher Wiedergabe, zum Teil in mehr oder minder ausführlichem Auszug. Gegliedert ist diese Sammlung in 4 Abteilungen, und zwar nach folgenden Gesichtspunkten: A. Lehnware auf Dominialbesitz in Schlesien vom 14. bis zum Beginn des 16. Jahrh., B. Laudemium auf Rustikalbesitz in Schlesien vom 14. bis 19. Jahrh., C. Der Widerstand der schlesischen Bauern gegen die Aufbürdung der Laudemien im 16./17. Jahrh., D. Markgroschen auf Rustikalbesitz in Schlesien vom 16. bis zum 19. Jahrh. Die Urkunden sind mit grosser Umsicht zusammengetragen und inhaltlich korrekt wiedergegeben. Nur in der Schreibweise ist die Vorlage wohl zu mechanisch mit ihren Willkürlichkeiten kopiert worden; so sind Orts- und Personennamen (z. B. lewthin=Leuthen, kunzke oderwolf = Kunzke Oderwolf) wiederholt mit kleinen Anfangsbuchstaben, dagegen Eigenschaftswörter u. dgl. mit grossen Anfangsbuchstaben (z. B. Galichen) gedruckt. Ein wertvolles Ortsregister erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Berichtigungen und Ergänzungen, die für das Register nicht mehr verwertet werden konnten, sowie eine sehr brauchbare Zusammenstellung der in Schlesien gebräuchlich gewesenen Geldwerte sichern dem Verf. auch nach dieser Richtung hin den Dank des Benutzers.

Dr. Wutke.

**Sagen und Erzählungen von den Inseln Usedom und Wollin.** Gesammelt und herausgegeben von **Dr. A. Haas.** Stettin. Johs. Burmeisters Buchhandlung 1904 (VII, 232 S., 8 Tafeln Abbildungen).

Seiner bereits in 3. Auflage Mitt. XII, S. 110 gewürdigten verdienstlichen Sammlung Rügenscher Sagen und Märchen hat der rührige Vertreter pommerscher Volkskunde Dr. A. Haas schon nach kurzer Zwischenzeit eine ebenso reichhaltige, durch Illustrationen verschönte Sammlung Sagen und Erzählungen von den Inseln Usedom und Wollin folgen lassen.

Teils mündlichen Mitteilungen, teils gedruckten Sagenwerken entnommen, unter denen eine besonders lohnende Ausbeute die älteren Sammlungen von I. D. H. Temme (Berlin 1840) und A. Kuhn und W. Schwartz (Leipzig 1848) boten, ist der emsig und mit gewissenhafter Quellenangabe zusammengetragene Stoff in XVII Abschnitten nach denselben Gesichtspunkten geordnet, die der Herausgeber in der Sammlung der Rügenschen Sagen beachtete; nur kommen als besonderes Kapitel die Überlieferungen über „die Prinzessin im Golm" hinzu, „eine Sagengestalt, in welcher sich, wie es scheint, die Erinnerungen an eine vorgeschichtliche Wald- oder Baumgottheit erhalten haben". Nicht übergangen, obschon nicht zu dem ursprünglichen Bestande des Wolliner Volkssagenschatzes gehörig, sind die auch hier, nämlich am vielbesuchten Jordansee vom Boots-

führer erzählten Versionen der Herthasage; denn der Verf. will mit seinem Buche nicht bloss den mündlichen fortgeerbten Sagenschatz in der Erinnerung der Bewohner von Usedom und Wollin lebendig erhalten, vielmehr hofft er auch, dass seine Sammlung manchem der Tausende auswärtiger Badebesucher Interesse an dem Denken und Empfinden der Inselbewohner einflössen oder schon vorhandenes stärken werde.

Uns erscheint damit die Bedeutung der Publikation keineswegs erschöpft; auch sie dürfte, gleich der genannten älteren Sammlung, der wissenschaftlichen Forschung viele Anhaltspunkte bieten. Dr. Wahner.

**Vineta,** von W. Deecke (Dr. phil., ord. Prof. der Geologie an der Universität Greifswald). Im X. Jahresber. der Geograph. Gesellschaft zu Greifswald 1906.

Dem kleinen Aufsatze zollen wir hier besondere Beachtung, weil er einerseits eine wertvolle Erklärung der Vinetasagen bietet, die in dem (soeben besprochenen) Buche von Haas enthalten sind, anderseits aber einen neuen Gesichtspunkt für die prähistorische und überhaupt die Altertumsforschung eröffnet. Die Sage von der einst blühenden Stadt Vineta an der Nordküste von Usedom und ihrem Versinken in die Ostsee ist weithin bekannt, nicht zum wenigsten durch Wilhelm Müllers Lied „Aus des Meeres tiefem tiefem Grunde Klingen Abendglocken dumpf und matt“. Längst schon ist nachgewiesen, dass Vineta eine Entstellung des Namens Jumneta, dieses aber mit Julin = Wollin identisch ist, jener alten Wunderstadt, die einst ein wichtiger Handelsplatz in Pommern war; von der Sage soll die untergegangene Stadt deswegen nach Usedom verlegt worden sein, weil eben Wollin noch vorhanden war. Warum aber gerade an die Stelle am Streckelberg bei Coserow, wo wir heute das sog. Vinetariff finden? Dieses Riff, das früher gewaltige regelmässige Setzungen von Steinen zeigte (sie sind grösstenteils zu den Swinemünder Hafenbauten seit 1730 gezangt worden), ist — so sucht Deecke nachzuweisen — durch Versinken eines niedrigen Landes mit Dolmen oder Kegelgräbern entstanden. Den Ausführungen des Geologen Deecke, der auf diesem Gebiete Autorität ist, folgen wir mit grösstem Vertrauen. Den strikten Beweis freilich dafür, dass die Vinetasage gerade hierher verlegt ward, weil die grossen strassenartig liegenden Steinreihen der Dolmen und Steinkistengräber den Gedanken an eine untergegangene Stadt aufkommen liessen, vermag natürlich niemand zu geben, und wir kommen über Vermutung nicht hinaus, zumal ja erfahrungsgemäss auch ganz andere Motive zu ähnlichen Sagen führen können. Besonders wertvoll aber sind Deeckes Ausführungen durch den Nachweis, dass solche unzerstörte Gräber „in der Fluten Schoss hinabgesunken“ noch vorhanden sind, und dass sich dadurch nicht nur der geologischen, sondern auch der prähistorischen Forschung ein maritimes Gebiet eröffnet. Ss.

**Schlä'sches Quellbürndel.** Eine Auslese schlesischer Dichtungen. Von Ludwig Sittenfeld. 2. Aufl. Breslau, Fleischmann. 0,50 M.

Eine geschmackvolle Sammlung von Stücken unserer besten mundartlichen Dichter: Holtei, Bertermann, Tschampel, Rössler, Max Heinzel, Philo vom Walde sind vertreten, und neben den lieben alten Bekannten manche erfreulichen neuen, wie Kretschmer, Paul Keller, Marie Oberdieck u. a. m. Das 160 Seiten starke und sehr billige Büchlein empfehlen wir gern. Ss.

**Paeschke, P.** Der Gröditzberg und seine Bedeutung für Niederschlesien. Breslau. M. Woywod 1905. 0,50 M.

Eine mit Begeisterung geschriebene liebenswürdige Skizze der Geschichte des Gröditzberges, eingeleitet durch eine Würdigung seiner landschaftlichen Schönheiten und geschmückt mit mehreren gelungenen Abbildungen. Ss.

# Mitteilungen.

Die am 1. Juni d. J. in Liegnitz abgehaltene Wanderversammlung unserer Gesellschaft, über deren Verlauf das vorige Heft ausführlich berichtete, hat uns nicht nur durch Gewinnung einer Anzahl neuer Mitglieder die Möglichkeit gegeben, an diesem hervorragenden Punkte der Provinz festen Fuss zu fassen, sondern hat der Gesellschaft auch eine wichtige Förderung von amtlicher Seite eingetragen, auf die wir den allergrössten Wert legen. Die Königliche Regierung in Liegnitz hat die ihr unterstellten Kreisschulinspektoren in einer Rundverfügung auf die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde hingewiesen und ihnen nahegelegt, die Lehrer ihrer Aufsichtsbezirke für die Bestrebungen unserer Gesellschaft zu interessieren. Eine Reihe von Kreisschulinspektoren (Sagan, Landeshut, Hoyerswerda I) haben, dieser Anregung Folge leistend, sich mit der Bitte um nähere Information über Aufgabe und Ziele der Gesellschaft an uns gewendet. Wir haben diesen Gesuchen natürlich mit freudiger Bereitwilligkeit entsprochen und werden selbstverständlich auch weiterhin jeden einzelnen an uns gelangenden Wunsch gern und umgehend erfüllen. Gerade die Lehrer an den ländlichen Schulen unserer Provinz zählen wir, wie das schon oft ausgeführt worden ist und keiner näheren Begründung bedarf, zu unseren berufensten und wertvollsten Mitarbeitern, und wir haben es immer schmerzlich empfunden, dass gerade die Vertreter dieses in erster Reihe zum Sammeln und Mitforschen auf unserm Arbeitsgebiete befähigten Standes sich so verhältnismässig schwer gewinnen liessen. Möchte der Hinweis, der jetzt von amtlicher Stelle an einen Teil der schlesischen Lehrerschaft ergangen ist, sich als fruchtbringend und erfolgreich erweisen für unsere Gesellschaft und die grossen Aufgaben, an denen wir arbeiten! Der Königlichen Regierung in Liegnitz aber und insbesondere Herrn Oberregierungsrat von Neefe und Obischau, der unserer Gesellschaft in liebenswürdiger Weise persönlich nähergetreten ist, fühlen wir uns zu besonders lebhaftem Danke verpflichtet. Wir hoffen zuversichtlich, dass auch die andern Bezirksregierungen in Schlesien, an die wir zu gegebener Zeit heranzutreten gedenken, geneigt sein werden, unsere Bestrebungen in gleich freundlicher Weise zu unterstützen. M. H.

Am 1. und 2. Oktober d. J. fand die erste Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Hamburg statt; unsere Gesellschaft war durch den Vorsitzenden vertreten. Der erste Tag, Sonntag, war einem Ausfluge in die für jeden volkskundlichen Forscher sowie für jeden, der überhaupt für Volkseigenart Sinn hat, hochinteressanten Vierlande gewidmet. Ein Ausschuss unter Leitung des Landherrn, Senator Dr. von Melle, hatte auf das beste für das Gelingen der Fahrt Sorge getragen, an der sich etwa 80 Personen beteiligten; das Äussere und Innere charakteristischer alter Bauernhäuser und die Kirchen von Alten- und Neuengamme und Kurslake wurden be-

sichtigt, auch eine wertvolle Zusammenstellung alter Trachtenstücke. Am Abend fand eine gesellige Zusammenkunft im Patriotischen Gebäude in Hamburg statt, die durch Mitteilungen und Anprachen mancherlei Anregung bot. Den folgenden Tag begann die Hauptsitzung der Abgeordneten um 9 Uhr. Zunächst erstattete der Vorsitzende, Prof. Dr. Strack, den Rechenschaftsbericht; derselbe wurde von den zu Revisoren erwählten Proff. Drr. Siebs und Bolte geprüft und richtig befunden und auf deren Antrag genehmigt. Sodann ward über die vom sächsischen und bayrischen Verein gestellten Eintrittsbedingungen beraten. Auf Antrag von Prof. Siebs ward angenommen, in § 1 der Satzungen hinzuzusetzen, dass der Zusammenschluss zu einem Verbande „(jedoch) unbeschadet der Selbständigkeit der einzelnen Vereine“ geschehe; ferner ward als Resolution beschlossen: „Vereine, denen der Beitritt zum Verbande aus finanziellen Gründen Schwierigkeiten macht, dürfen aufgenommen werden, wenn sie einen Jahresbeitrag von wenigstens 30 Mark zahlen. Dafür erhalten sie 10 Exemplare der Mitteilungen. Ausserdem verpflichten sie sich, ihre Mitglieder zum Abonnement auf die Verbandsmitteilungen zu veranlassen, die diese zum Preise von 30 Pfennig jährlich erhalten. Auch versprechen die betreffenden Vereine, sich den allgemeinen Bestimmungen zu fügen, sobald es ihre Finanzen gestatten. Über die Aufnahme entscheidet der Ausschuss“. Da der Verband hiermit jedenfalls die weitestgehenden Erwartungen der beiden Vereine erfüllt hat, dürfen wir nun wohl überzeugt sein, dass die beiden in Frage stehenden Gesellschaften sich den auf einheitliche Arbeit gerichteten Bestrebungen unseres Verbandes nicht mehr verschliessen. — Der Antrag des Ausschusses, die deutschen volkskundlichen Zeitschriften bis zum Jahre 1902 zu bearbeiten, wurde angenommen, und auf Antrag der schweizerischen Gesellschaft, des Berliner Vereins und der hessischen Vereinigung für Volkskunde wurde beschlossen, zum Zwecke einer Sammlung der deutschen Volkslieder zunächst eine Inventarisierung der Liedertexte und -melodien vorzunehmen; mit der Vorbereitung dieser Arbeit wurde eine Kommission (Proff. Bolte, Meier, Strack) beauftragt. Ferner wurde empfohlen, die von den Geschichts- und Altertumsvereinen beabsichtigte Statistik der deutschen Bauernhausformen zu unterstützen. Nachdem sodann bestimmt war, dass die Verbandsmitteilungen in derselben Weise wie bisher erscheinen sollen (die nächste Nummer wird voraussichtlich noch im Dezember ausgegeben, und in ihr wird genaueres über die Verbandstagung berichtet), ward der bisherige Ausschuss wiedergewählt und für die nächste Tagung Berlin (1907) in Aussicht genommen. — An den geschäftlichen Teil schlossen sich ein dankenswerter Vortrag des Oberlehrers Wossidlo in Waren über die Technik des volkskundlichen Sammelns und dann eine Wanderung durch die im Johanneum befindliche Sammlung Hamburgischer Altertümer; am Abend hielt Dr. Crome aus Göttingen einen kurzen Vortrag über historische Volkskunde, und dann sprach Direktor Prof. Dr. Thilenius über die Berührung der Volkskunde mit der Völkerkunde. Auch in den an unsere Tagung sich anschliessenden Sitzungen der Vereinigung deutscher Philologen und Schulmänner gab es in der germanistischen Sektion verschiedene in die Volkskunde schlagende Anregungen: Prof. Mogk aus Leipzig sprach über „Volkskunde und deutsche Philologie“, Dr. Mensing aus Kiel über die Vorarbeiten zu einem schleswig-holsteinischen Dialektwörterbuch.

Am Freitag, den 10. November, fand eine Sitzung des Vorstandes unserer Gesellschaft statt, in welcher über wichtigere geschäftliche Angelegenheiten

berichtet und beschlossen wurde; auch wurde die Ausarbeitung neuer Fragebogen ins Auge gefasst. An demselben Tage fand die erste allgemeine Sitzung des Wintersemesters statt. Herr Geh. Justizrat Prof. Dr. Felix Dahn hielt in dem dicht gefüllten Auditorium maximum der Universität einen Vortrag über den „Charakter der germanischen Mythologie". Der Redner sprach zunächst über die Entstehung der Religion, indem er ihre Abhängigkeit vom Volkscharakter und von historischer Entwicklung, vor allem aber auch ihren Selbstzweck hervorhob. Damit, dass alle Religionen anthropomorph seien, also ihren Gott oder ihre Götter nach dem Bilde des Menschen gestalteten, sei die Mitwirkung der Phantasie und Poesie gegeben, und mit dieser weiterhin die polytheistische Ausgestaltung. Wenn eine solche dann aber zu üppig waltet, so tritt sie in Gegensatz zu dem religiösen Bedürfnisse, das wiederum nach einer über jener Vielheit stehenden Einheit verlangt, und zum Moraltriebe, der von der Gottheit Heiligkeit und Reinheit im Gegensatze zu den menschlichen Leidenschaften fordert. Die Germanen haben, um jenen von der Phantasie geschaffenen Vorstellungen von ihren Göttern mit aller ihrer Leidenschaft und Menschlichkeit ein Gegengewicht zu geben und ihnen zu entgehen, den Untergang ihrer Götterwelt, die Götterdämmerung, geschaffen — eine sittliche Auffassung und eine dramatisch-tragische, die recht eigentlich den Charakter der germanischen Mythologie bestimmt.

Die letzte Sitzung des Jahres fand am 8. Dezember statt: Prof. Dr. Feit, Direktor des Kgl. Friedrichsgymnasiums, hielt einen Vortrag über „Das deutsche Volksrätsel". Derselbe ist in erweiterter Gestalt in diesem Hefte gedruckt.

---

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von den Herren Dr. Wahner in Gleiwitz, Dr. Kühnau in Patschkau, Dittrich, Dr. Klapper, Dr. Lowack, Dr. Heinrich Berger und Graebisch in Breslau, Dr. Stäsche in Tarnowitz.

Für jede Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

---

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei:

aus Breslau: Herr Dr. phil. A. Lowack, Fräulein Emmy Haertel, die Herren Oberarzt Dr. Bergel, Universitätsprofessor Dr. Kneser, Dr. phil. M. Leopold, Universitätsprofessor Dr. Passarge, Geheimer Archivrat Professor Dr. Colmar Grünhagen.

von auswärts: die Herren Dr. med. G. Schlauch in Dohna (Sachsen), Professor P. Sartori in Dortmund, der Schlesierverein in Bromberg (Vorsitzender: Herr W. Georgi), Herr Pastor Richter in Boyadel, Kr. Grünberg, Herr Lehrer Karl Eckert, ebenda.

---

Die erste Sitzung des Jahres 1906 findet im Hörsaal I der Universität am Freitag, den 12. Januar statt; Herr Gymnasiallehrer Dr. Walther Vogt wird einen Vortrag über den „Volkscharakter der heutigen Isländer" halten.

---

Mit diesem Hefte schliesst der aus Heft XIII und XIV bestehende VII. Band der „Mitteilungen"; dessen Titelblatt liegt bei.

---

Schluss der Redaktion: 12. Dezember 1905.

Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schl.




32101 042848695

